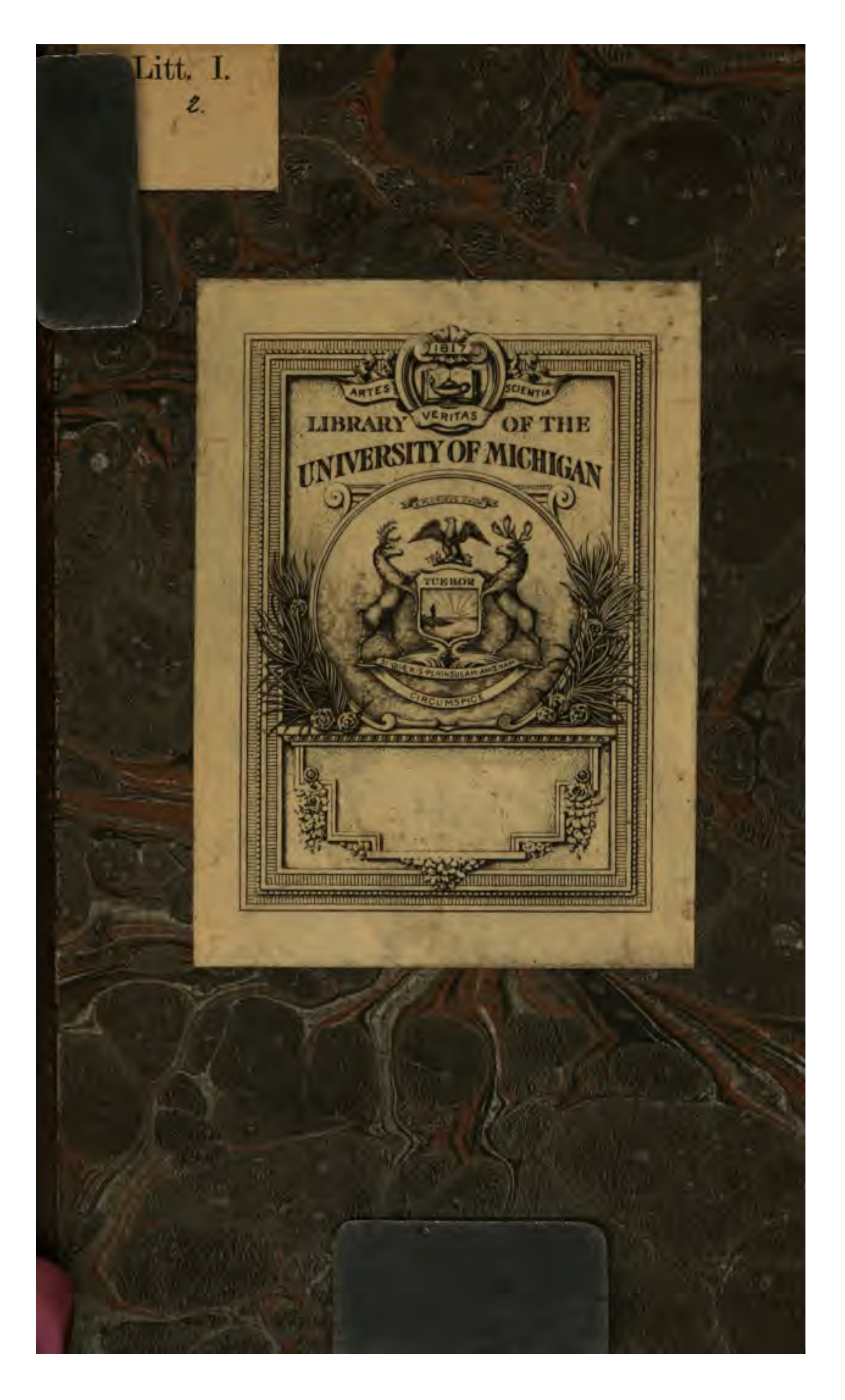
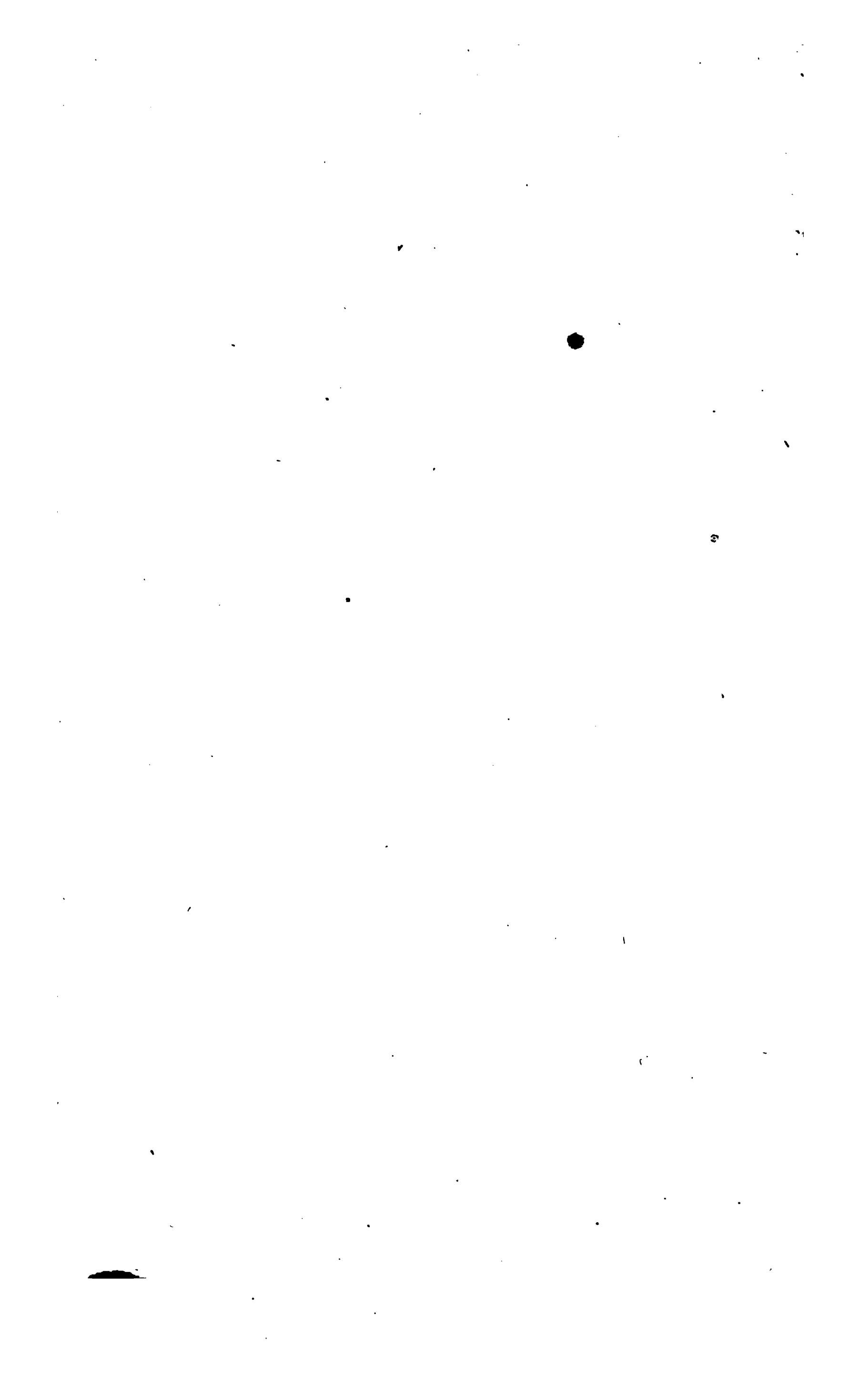




1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE









Joseph Haydn

geb. zu Rohrau in Oestreich unter der Enns 1733. den 31. März.

Dictus et Amphion —
Saxa movere sono testudinis, et prece blanda
Ducere quo vellet.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.





Des LXXXV. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Mit dem Bildnisse des Hrn. Kapellmeisters J. Haydn.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig ein-
gelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt
hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des fünf und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

a Archiv

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

Kritik

IV. Romane.

V. Weltweisheit.

VI. Mathematik.

Un-

VII. Naturlehre und Naturgeschichte.

VIII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

IX. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

X. Gelehrtengeschichte.

Ueber

XI. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

XII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XIII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XIV. Erziehungsschriften.

XV. Kriegswissenschaft.

Nebst

XVI. Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

XVII. Technologie.

Auch

Auch unter dem Titel:

XVIII. Vermischte Schriften.

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des fünf und achtzigsten Bandes.

1. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

2. Todesfälle.

3. Chronik deutscher Universitäten.

4. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

5. Anzeige kleiner Schriften.

6. Korrespondenz.

7. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Fünf und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Theophil. Unterhaltungen über die christliche Religion mit Jünglingen von reiferm Alter, von J. G. Müller, Prof. zu Schafhausen. Erster Theil. Ein Alphabet 1 Bogen mit Vorrede und Inhaltsanzeige. Zürich, bey Orel. 1801. 1 Rthlr. 12 gr.

In dieser, auf schönem schweizer Papier gedrukten, Schrift will der Verf. derselben, Jünglingen von reiferm Alter, Religion, Christenthum und Frömmigkeit aufs neue empfehlen, wozu ihm der traurige Religionszustand in seinem Vaterlande (der Schweiz) die besondere Veranlassung gegeben. Er glaubt seinen Zweck am besten zu erreichen, wenn er sich mit seinen jungen Freunden von der christlichen Religion, als einer von Gott geoffenbarten Religion unterhält, die Lehren (der Kirche) gegen alle Zweifel sicher zu stellen, und sie mit Kraft und Wärme ans Herz zu legen sucht.

Daß die Absicht des Verfassers lobenswürdig ist, wird wohl Niemand läugnen, der da weiß, welche Gleichgültigkeit und Nichtachtung auch selbst bisweilen gebildete Menschen zu unsern Zeiten gegen das Christenthum beweisen, und erwägt, welches die unausbleiblichen Folgen davon für unsere Jugend seyn müssen. Wer diese Schrift lieset, bemerkt auch bald, daß sie mit einer gewissen religiösen Wärme geschrieben ist, die, wenn sie sich auch nicht immer auf durchaus richtige Vorstellungen gründet, doch dem Herzen des Verf. Ehre macht. Al-

sein das ist nun auch beynahe alles, was man zum Lobe derselben sagen kann. Es ist sehr zweifelhaft, ob auch selbst die gutmüthigsten Jünglinge, für welche der Verfasser schreibt, dadurch werden mehr Ueberzeugung vom Christenthum, mehr Achtung dafür und mehr Folgsamkeit dagegen bekommen, wenn er ihnen hier die Lehren des alten kirchlichen Systems von neuem vorträgt, sie mit den gewöhnlichen Beweisstellen aus der Schrift unterstützt, und selbst den Heidelbergischen Katechismus empfiehlt. Wenn man gleich zugeben muß, worüber der Verfasser klagt, daß es nicht nur dem großen Haufen der Christen, sondern auch wohl den gebildetern Ständen noch so sehr an einer gründlichen Erkenntniß des Christenthums fehlt: so verlangt der Geist unserer Zeiten, um dem Uebel abzuhelfen, zwar keine systematische, oder von Gelehrsamkeit zeugende; aber doch eine dem gesunden Verstande einleuchtende, anziehende Darstellung der Glaubenslehren und Lebenspflichten, vornehmlich mit Vernunftgründen unterstützt. Das ist aber gar nicht die Gabe des Verf. wie es denn überhaupt hier sehr an deutlichen und bestimmten Begriffen, und in Ansehung des Ausdrucks auch bisweilen an Präcision fehlt. Wie der Verf. aber behaupten könne, daß die Moral dem großen Haufen schon bekannt sey, und also die Glaubenslehren vorzüglich vorgetragen und eingeschärft werden sollten, ist beynahe unerklärbar, indem die Erfahrung offenbar das Gegentheil lehret.

V.

Materialien zu allgemeinen Beichtreden. Ersten Bandes zweytes Heft. Leipzig, bey Fleischer. 1801. 16 B. 8. 16 gr. Zweyten Bandes erstes Heft. 1802. 10½ B. 12 gr. Zweyten Bandes zweytes Heft. 10½ B. 12 gr.

Von der Einrichtung und dem Zweck dieses Werks ist bereits beym ersten Hefte die nöthige Nachricht ertheilt worden. Auch hat Recens. daselbst sein Urtheil über den Werth des Ganzen gefällt, wovon er bey diesen Fortsetzungen nichts zurücknehmen kann. Er kann auch den mehresten hier aufs neue gelieferten Beichtreden keinen Geschmack abgewinnen, oder ihre Wahl zweckmäßig nennen. Was die jedem Hefte

vorstehende Abhandlungen betrifft: so ist zwar die Auswahl der Materie der Sache angemessener; aber die Ausführung ist kaum mittelmäßig gerathen, wird auch um so entbehrlicher, da wir über eben dieselben Materien in andern Journalen, z. B. in denen, die Hr. Wagnitz in Halle für Prediger u. für die Liturgie herausgiebt, mehrere gründlichere Bemerkungen und Ausarbeitungen antreffen. Wir wollen zur Bestätigung unsers Urtheils aus diesen Abhandlungen nur etwas Weniges ausheben. In der, welche dem zweyten Hefte vorgesetzt ist, wird von der Zulässigkeit der allgemeinen Beichte gehandelt. Der Verf. untersucht die Sache, jedoch nicht sowohl nach den allgemeinen und besondern moralischen Gründen, welches er auch schon zum Theil in der dem ersten Heft vorstehenden Einleitung gethan hatte; sondern nach den in der lutherischen Kirche vorhandenen positiven Kirchengesetzen. Vorzüglich bemüht er sich zu zeigen, daß aus dem, was in den symbolischen Büchern unserer Kirche über die Privatbeichte gelehrt und festgesetzt ist, die Unzulässigkeit der allgemeinen keinesweges folge, so wie auch durch Einführung derselben dem Westphälischen Frieden nicht entgegen gehandelt werde. Er kommt hiernächst auch auf die lokalen Kirchen- und Landesgesetze in Sachsen, und zeigt wenigstens so viel, daß nach ihnen denen, welche die allgemeine Beichte vorziehen, die Hände nicht gebunden wären. Beyläufig antwortet er auch auf manche andere wider dieselbe gemachte Einwürfe, und namentlich auf das, was Hr. Sup. Merkel in einer neuern besondern Schrift ihr entgegen gesetzt hat. Das Ganze scheint vornehmlich für den sächsischen Horizont berechnet zu seyn; denn in andern protestantischen Ländern sind dergleichen ängstliche Untersuchungen längst überflüssig geworden.

In der Abhandlung des ersten Hefts im zweyten Bande wird die Frage: ists rathsam die Abendmahlsfeyer sogleich an die Beichthandlung zu knüpfen? beantwortet. Der Verf. führt zwar die Gründe für und wider diese Einrichtung nach einander an; giebt aber am Ende seine Stimme für die Beybehaltung der alten und allgemeinen Observanz, nach welcher die Beichte (nicht allein die private sondern auch die allgemeine) am Tage vor der Abendmahlsfeyer zu halten sey. Es ist hier der Ort nicht, wo Rec. sich auf eine nähere Erörterung der beyderseitigen Gründe einlassen könnte; da er jedoch in vieljähriger Amtsführung Ge-

legenheit gefunden, die Beichthandlung nach verschiedenen Formen und Gebräuchen vorzunehmen: so glaubt er nach eigner Erfahrung behaupten zu können, daß die Verbindung der Beicht- und Abendmahlshandlung wegen des tiefern Eindrucks, welchen sie auf die Kommunikanten zu machen pflegt, immer noch allen übrigen Formen vorzuziehen sey. Noch sichtbarer müßte freylich der Nutzen werden, wenn an solchen, der Abendmahlsfeyer besonders gewidmeten, Tagen gar keine Predigt, sondern bloß diese Vorbereitungs- und Beichtrede unmittelbar vor der Kommunion gehalten würde. Die Sache ist auch hier berührt, so wie sie auch schon von andern Schriftstellern, und selbst von Recensenten in unserer Allg. Bibl. empfohlen worden ist. Was helfen aber solche Empfehlungen und andere nützliche liturgische Vorschläge zu einer Zeit, wo man sich immer mehr allen öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen entzieht! — Eben daher wird auch der Verf. der dritten Abhandlung (im zweyten Hefte des zweyten Bandes) mit seinen wohlgemeinten, und mehrentheils zu billigenden Vorschlägen, wie nämlich der Abendmahlsfeyer mehr Würde und Auszeichnung gegeben werden könne, wenig Eindruck machen.

Was endlich die jedem Hefte beygefügten Auszüge aus andern neuern Schriften betrifft: so findet sich darunter Manches, was denkenden Predigern zu weitern fruchtbaren Untersuchungen über Beichte und Abendmahl Veranlassung geben kann; obwohl Geübtere das alles leicht durch eigenes Nachdenken finden, und überhaupt der hier dargereichten Hülfsmittel entbehren können.

Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, nebst praktischer Anweisung, dieselben, dem Bedürfnisse unserer Zeiten gemäß, zu gebrauchen. Herausgegeben von einigen Freunden der praktischen Theologie. Fünfter Band, drittes und viertes Heft. 1801. Sechster Band, erstes bis viertes Heft. 1802. Siebenter Band. 1803. Leipzig, bey Barth. Jedes Heft 8 gr.

Da

Da die Einrichtung und der Werth dieses Werks aus den vorigen Anzeigen hinlänglich bekannt sind: so bemerken wir hier bloß diese weitere Fortsetzung desselben.

Ki.

Erklärende Darstellung der Natur- und Sittengemälde, die Jesus zur bessern Fassung seiner Lehren aufstellte: zur Unterhaltung für Christusverehrer. Drittes und letztes Bändchen. Ein Alph. 4 B. 8. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1801. 1 Rthl.

Hiemit endigt der Verf. sein ziemlich ausführlich gerathenes Werk über die Gleichnißreden Jesu. In diesem Bande sind noch zwölfe derselben nach der schon bey Recension der erstern Bände angezeigten Art erläutert und praktisch angewandt worden. Die Summe aller erläuterten Gleichnißreden beträgt neun und dreyßig. Wir wünschen, daß der Verf. seine gute Absicht, die wir nicht verkennen, bey vielen Lesern erreichen möge; zweifeln aber um so mehr hieran, da seine Arbeit dem Geist unsers Zeitalters nicht ganz angemessen zu seyn scheint. Mehreres ist bey Beurtheilung der ersten beyden Bände gesagt worden.

1. Predigten über die Evangelien aller Sonn- und Festtage des Jahres, von J. C. Weland, Abte zu Amelunxborn, Generalsuperintendenten im Weserdistrikte, und erstem Prediger zu Holzminden. Zweyter Band. Braunschweig, bey Culemann. 1802. Ein Alph. 8½ B. gr. 8. 1 Rthl. 16 gr.

2. Religiöse Volksbelehrungen über die wichtige, interessante und gemeinnützige Geschichte Jesu und seiner Apostel nach den vier Evangelisten und der Apostelgeschichte, und über das Gemeinverständliche und Anwendbare der Alttestamentischen Geschich-

schichte aus den Büchern Samuelis und der Könige, in der Andreaskirche zu Erfurt auf der Kanzel mitgetheilt von D. C. M. F. Gebhard, Pastorn und Vormit. Pred. zu St. Andreä u. s. f. und von Joh. C. Möller, Diakonus und Nachmit. Pred. zu St. Andreä u. s. f. Erster Jahrgang. Dritter Band. Vierter Band. Erfurt, bey Keyser. 1801. 1 Rg. 8 gr.

3. Archiv skizzirter Religionsvorträge für denkende Prediger. Fünfter Band. Hildburghausen, bey Hanisch Wittwe. 1802. 15 B. gr. 8. 16 gr.

So verschieden auch übrigens der Inhalt und die Tendenz dieser drey Schriften seyn mag: so nehmen wir sie doch zur Ersparung des Raums zusammen, da sie alle drey Fortsetzungen von Kanzelvorträgen enthalten, deren erstere Bände bereits ausführlicher beurtheilt worden sind. Wir fügen bloß an, daß die Welandschen Predigten No. 1. mit diesem Bande vollendet sind, und daß auch dieser Band die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit derselben vollkommen bestätigt, so daß wir sie gebildeten Christen mit verstärkter Ueberzeugung empfehlen können. Auch der erste Jahrgang der Volksbelehrungen No. 2. ist mit dem vierten Bande nun geendigt, und es wird nach der angefügten Anmerkung der Verf. auf den Beyfall des Publikums ankommen, ob dieselben weiter fortgesetzt werden können. Recens. hält sie dessen nicht unwerth; zumal wenn beyde Verf. ihren Zweck immer im Auge behalten, und besonders bey Erklärung der Alttestamentlischen Geschichte eine sorgfältige Auswahl treffen. Was No. 3 betrifft; so enthält es wieder, wie die vorigen Theile, sehr vollständige Predigtentwürfe über willkührliche Texte, deren bereits angezeigter Werth sich auch hier nicht vermindert hat.

Allgemeine Sammlung auserlesener Aufsätze für Homiletik und Liturgik, zum Gebrauche für Prediger aller Religionspartheyen. Herausgegeben von einer Gesellschaft praktischer Theologen. Zweyter Theil.

Allgemeine Sammlung auserlesener Aufsätze 2c. 9 Theil. Frankfurt a. M. bey Jäger. 1800. 16 B. gr. 8. Zweyter Band. 1801. 9 Bog.

Vermuthlich gehört jener zweyte Theil noch zum ersten Bande, obwohl nichts darüber auf dem Titel angezeigt ist; so wie der zweyte Band auch noch nicht vollständig zu seyn scheint. Solche Unbestimmtheit in Angabe der Theile eines Buchs sollte billig im Buchhandel nicht vorkommen, da sie sowohl für den Käufer als Verkäufer nachtheilig ist.

Dieß Journal enthält, wie auch bereits beym ersten Bande angezeigt worden, Abhandlungen über verschiedene in die Homiletik, Pastoraltheologie u. s. f. einschlagende Materien, völlig ausgearbeitete Predigten, Kasualreden und Homilien; Predigtentwürfe; Nachrichten und liturgische Aufsätze. Zum letzten Fach ist hier nur wenig, auch eben nichts Erhebliches geliefert worden. Unter den Predigten und Reden finden sich einige, die sowohl wegen ihres praktischen Inhalts und guten Ausführung, als auch wegen besonderer Veranlassungen Aufmerksamkeit verdienen. Die in beyden Stücken befindliche Abhandlungen sind auch fast alle zweckmäßig, zum Theil wegen ihres Inhalts und der gründlichen Bearbeitung für Prediger von Wichtigkeit. Vorzüglich sind einer weitern Prüfung würdig, die Gedanken über Katechismen für Landkinder u. s. f. die einen gutdenkenden und aufgeklärten Verfasser verrathen; ferner die Beantwortung der Frage: soll man dem gemeinen Mann den Glauben an den Teufel lassen? Das Resultat ist: man soll wider diesen Glauben allerdings arbeiten; aber ihn nicht öffentlich von der Kanzel bestreiten, sondern ihn allmählig durch bessere Belehrungen untergraben u. s. f. Ohnstreitig der vernünftigste Rath, den man einem Volkslehrer geben kann. — Auch die drey folgenden Abhandlungen sind lesenswerth: nämlich über die Beichte und deren Einfluß auf die Besserung — über die Frage: woher kommt es, daß manche Prediger streng nach dem orthodoxen Kirchensystem predigen, und dagegen in ihren Handlungen Leichtsinn und Unmoralität zeigen? — ist der Krieg eine über die Menschen unmittelbar von Gott verhängte Strafe? u. s. f.

In das nähere Detail bey Beurtheilung solcher Zeitschriften einzugehn, erlaubt unser Raum nicht.

Rb.

M. Traugott August Seyffarths, Superintendentens in Liebenwerda, praktische Anweisung zu einer fruchtbaren Einrichtung der Predigten über die gewöhnlichsten Sonn- und Festtägigen Episteln, zum Gebrauche für solche, die bey diesen Predigten ihrem eigenen Nachdenken durch gedrungene Gedanken eines andern zu Hülfe kommen wollen. Erstes Heft. Leipzig bey Crusius. 1801. 16 B. gr. 8. 1 Rk. Zweytes Heft. 14½ Bog. 1803. 21 gr.

Dieß ist der zweyte Anhang, welchen Hr. Seyffarth seiner, vor einigen Jahren herausgegebenen, Uebersetzung und Erklärung der Sonn- und Festtägigen Evangelien und Episteln nachliefert. Der erstere enthielt die evangelischen Texte, dieser die epistolischen. Alles, was über jenen im 59 B. d. N. Allg. D. Bibl. S. 296 gesagt, gerühmt und erinnert worden ist, gilt auch von diesem so völlig, daß Rec. jenes Urtheil wörtlich wiederholen müßte, wenn er Mehreres sagen sollte.

Ki.

Handbibliothek für Kinder und ihre Lehrer. Drittes Bändchen. Ausführlicher Katechismus der christlichen Sitten- oder Pflichtenlehre. Zweyte Abtheilung. Von G. J. L. Reuß, Pfarrer zu Krofdorf bey Gießen. Hildburghausen, bey Hanisch. 1802. 260 S. 8. 18 gr.

Der Anfang dieser Schrift ist in der Neuen Allg. D. Bibl. 29. Bd. S. 507 f. und B. 72. S. 288. angezeigt worden. Auch in dieser Fortsetzung finden wir reine, geläuterte Religionsbegriffe und Vorstellungsarten: so wie eine gute Ordnung, worin die Sätze vorgetragen worden sind. Das Ganze hat sich unter der Feder des Vf. gegen den ursprünglichen Plan erweitert; daher in dieser Abtheil. die Sittenlehre noch nicht einmal beendigt ist. Es kommen darin nur die Pflichten gegen den

Näch-

Nächsten vor. Hiernach dürfte der Zuschnitt des Ganzen zu stark ausfallen, wenn man gleich von der Idee eines ausführlichen Katechismus ausgeht. Manches hätte kürzer gefaßt, manche weitläuftige Erzählungen mit kleinern vertauscht werden können. Die Belehrung über Wohlanständigkeit und die Warnung vor Spottsucht hätten dennoch ihren Platz einnehmen können. Für Kinder selbst ist dieser Katechismus ein Lehrbuch, das besonders zur Vorbereitung und Wiederholung nützlich ist. Zu den Pflichten gegen die Verstorbenen gehört, wie der Verf. richtig bemerkt, nicht, daß man eine übertriebene, wohl gar verstellte Traurigkeit über ihren Tod zeige, auf ihr Begräbniß und Grabmahl große Kosten verwende, sich und die Seinigen schwarz kleide, u. s. f. Lauter beherzigungswerthe Lehren. Dagegen wird vor dem zu frühen Begraben gewarnt; und es werden sogar aus der Bibel die bekannten Beyspiele von vermuthlichen Scheintodten angeführt. — Den Unterricht über die Pflichten gegen die Obrigkeit hat der Vf. aus Beyers Handbuch über Luthers Katechismus entlehnt. Die S. 201 befindliche bekannte Anekdote von Friedrich II König von Preußen, daß derselbe einem Pagen (nicht Paschen), der seiner in Dürftigkeit lebenden Mutter Geld geschickt hatte, eine Rolle mit Goldstücken in die Tasche steckte, wird hier bestimmt so erzählt, daß dieser Page der nachmalige berühmte preuß. General Ziethen gewesen sey. Das Letzte ist aber ganz unwahr, und überhaupt ist der Vorgang selbst sehr zu bezweifeln.

Die dritte Abtheilung der Sittenlehre wird die Pflichten gegen uns selbst enthalten.

Pf.

Einleitung in das Studium und in die Literatur der Religions- und Kirchengeschichte, besonders der christlichen. Von C. W. Flügge. Göttingen, bey Vandenhök. 1801. XVI. und 692 S. 8. 2 Rg.

Das vorliegende Buch hat zwey Hauptabtheilungen. Die erste, welche eine Einleitung in das Studium und die Literatur der Religionsgeschichte überhaupt enthält (S. 1 — 166), ist

ist dieselbe Abhandlung, welche der Vf. im J. 1797 in Stäudlins Beyträge zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre B. 2, S. 1 f. hatte einrücken lassen. Da sie im Wesentlichen gar keine Veränderung erhalten hat; sondern nur einige unbedeutende, meist literarische Zusätze hinzugekommen sind: so wäre es überflüssig, bey derselben zu verweilen. Was der Rec. zu beurtheilen hat, ist nur die zweyte Abtheilung, welche eine Einleitung in das Studium und in die Literatur der christlichen Religions- und Kirchengeschichte liefern soll. Dem Rec., welchem die Büchermacherey des H. Flügge schon aus seinen übrigen Schriften hinlänglich bekannt ist, ahndete es schon im Voraus, daß wohl auch diese Schrift aus einigen neuen bekannten Werken zusammengeschrieben seyn möchte. Diese Ahndung fand er denn auch bey der Lesung derselben völlig gegründet und beynahe übertroffen. Mit einer edlen Dreistigkeit hat der Vf. sein Buch aus Plancks Einleitung in in die theologischen Wissenschaften, aus Nösselts Anweisung zur Bildung angehender Theologen, und Anweisung zur theologischen Bücherkenntniß, und aus einigen andern allgemein bekannten Werken kompilirt, oder vielmehr größtentheils wörtlich abgeschrieben. Will man sich davon durch den Augenschein überzeugen: so vergleiche man nur S. 177 – 249 und man wird finden, wie, wenige Stellen ausgenommen, Alles aus den angeführten Schriften von Planck und Nösselt, aus Henke's und Spittlers Kirchengeschichte aus Thyms Encyklopädie, und aus mehreren Stäudlinschen Schriften entlehnt ist. Und so geht es durch das ganze Buch fort. Wir haben gelegentlich noch andere berühmte Schriftsteller, als Schröckh, Eichhorn &c. ihr Kontingent zur Ausfüllung der beträchtlichen Bogenzahl dieser Einleitung hergeben müssen. Freylich hat der Vf. um nicht des Plagiats bezüchtigt zu werden, gewöhnlich am Ende eines Absatzes den Autor, welchen er sie abgeschrieben oder epitomirt hat, allegirt. Aber außerdem, daß Leser, welche die Quellen des H. Flügge nicht zur Hand haben, aus diesen Allegaten noch nicht ein wirkliches Abschreiben der citirten Schriftsteller vermuthen werden, möchten wir doch wissen, was Hr. Flügge für Recht oder Beruf hat, allgemein gelesene und geschätzte Werke so wörtlich abzuschreiben, und eine solche Kompilation als eigenes Geistesprodukt ins Publikum zu bringen? und wie soll man es denn nennen, wenn Hr. F. sich das Ansehen giebt (S. 55.), als wenn er durch dieses Buch ein bisher unbefriedigt gelassenes Bedürfniß, der

Anfän-

Anhänger habe befriedigen müssen! Wie konnte er dergleichen Aeußerungen sich entfallen lassen, da er es am besten wissen muß, daß er ihnen nichts anders giebt, als was sie längst gehabt haben? — Die diplomatische Genauigkeit des Vf. in Abschreiben geht übrigens so weit, daß er auch Druckfehler oder kleine Unrichtigkeiten seiner Führer getreulich abschreibt. So wird S. 269 Boqnet statt Bouquet geschrieben, und es werden von seinen Scriptoribus rerum Gallicarum et Francicarum nur XI Bände angeführt, obgleich XIII von 1738 – 1787 heraus gekommen sind, weil der Vf. es in Plancks Einl. 2 S. 299 durch einen Schreib- oder Druckfehler so vorfand. Eben so werden die bekannten Programme: de vera origine praecipuorum dogmatum et institutorum, quae tempore reformationis a Lutheranis abrogata sunt (deren nicht IV sondern XIV sind) Ernesti'n zugeschrieben, ohngeachtet sie bekanntlich den H. D. Bürscher zum V. haben. Aber der Vf. kopirte getreu den Schreibfehler bey Planck a. a. O. S. 329. Und dergl. Fälle sind uns noch mehrere vorgekommen. Wie geistlos überhaupt die ganze Kompilation von H. F. zusammengeschrieben sey, davon wird man sich schwerlich einen Begriff machen können, wenn man nicht das Buch selbst durchgeblättert hat. Hier nur einige Belege dazu. Wo Planck und Rößler von derselben Materie redet, da hat Hr. F. auch nicht einmal die kleine Mühe übernommen, ihre Gedanken in eins zusammenzufassen; sondern die Bequemlichkeit geht so weit, daß er erst den Einen in extenso abschreibt, und dann, was der Andere hat, ebenfalls entweder ganz oder epitomirt beybringt. Man sehe z. B. §. 58. und §. 62. — Von dem obersten Gesichtspunkt in der Kirchengeschichte und von dem Princip derselben wird §. 68. u. 69 als von zwey verschiedenen Dingen gehandelt, aus keiner andern Ursache, als weil der Vf. zuerst mit guter Manier Spittlern, und hinterher Stäudlin und Planck abschreiben wollte. Eben daselbst kan man es nicht ohne Mitleid ansehen, wie auch noch aus Henke's Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Kirchengeschichte eine lange Stelle kopirt wird, die ganz und gar nicht dahin gehörte. — In der Erzählung der Geschichte der Kirchengeschichte, in der besonders Planck abgeschrieben ist, war der Vf. §. 95. bis auf Semler'n gekommen. Hier konnte er freylich der Versuchung nicht widerstehen, Eichhorns Bibliothek B. V. S. 94. abzuschreiben. Aber was noch sonderbarer ist: so wird der vorhin mit Plancks Worten geschilderte

Zustand

Zustand der Kirchengeschichte von Arnolds Zeiten an, nun dem Leser noch einmal mit Eichhorns Worten (S. 372.) erzählt. Solche Beyspiele, die sich noch mit vielen andern vermehren ließen, zeigen wohl unwidersprechlich, wie geistlos das ganze Verfahren des Vf. ist, und wie es ihm nur darum zu thun war, ohne allen Aufwand von Mühe und Nachdenken in der Geschwindigkeit ein dickes Buch zusammenzuschreiben.

Wo der Vf. auch nur seine eigenen Worte gebraucht, da ist der Vortrag so unbestimmt, so verworren und unzusammenhängend, oder so ermüdend weitschweifig, daß man es gleich auf den ersten Blick erkennt, wo der Vf. einmal selbst spricht. Von der Unbestimmtheit und Verworrenheit seines Styls mögen folgende Proben zeugen: §. 62. „ohne „Hülfe der Kirchengeschichte würde der Theologe schwerlich im „Stande seyn, eigentliche Bibellehren von andern Kirchenleh„ren, die ganz andern Quellen ihren Ursprung verdanken, zu „unterscheiden, da sie nicht minder als jene kirchliche sanktio„nirt sind. Nur die Geschichte kann eine prüfende Untersu„chung derselben einleiten." Hinterher wird freylich die Sache richtiger und bestimmter; aber, wohl zu merken, mit Plancks Worten gesagt. — §. 91. nachdem im vorigen von Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie die Rede gewesen: „Es „zeigte sich in der folgenden Periode recht sichtbar, wie wohl„thätig das Arnoldsche Werk auf das Kirchenhistorische Stu„dium gewirkt hatte. Arnold wollte kritisch und pragma„tisch schreiben; aber es gelang ihm so wenig, als es bis da„hin Andern gelungen war. Dieß fühlte man, und dachte „auf Verbesserung der bisherigen Methode." — §. 132. „Wenn der Erfolg der Bemühungen zur Ausbreitung des „Christenthums nicht sehr ausgebreitet war, oder wenn es „wohl gar ganz vereitelt wurde: so lag der Grund davon „zum Theil in dem Verhalten der Christen selbst. Verfol„gungen, die sie zu erdulden hatten, verschafften häufig dem „Christenthum einen bessern Eingang. Aber gehindert wur„de dieser durch die Macht der Vorurtheile. — Indessen „fehlte es auch nicht an wirklichen Verfolgungen, u. s. w." Doch genug zum Beweise, daß die Klage des Vf. daß bey den Schriftstellern des 10ten und 11ten Jahrhunderts die Kunst zu denken mit der Kunst zu schreiben erstorben gewesen (S. 330.), auch auf ihn selbst, ob er gleich im 19ten Jahrhundert schreibt, ihre Anwendung leidet.

In

In der Literatur hat sich Hr. Flügge eben so wenig weder durch Auswahl der Schriften, noch durch die Stellung derselben, noch durch ein treffendes Urtheil über ihren Werth und ihre Brauchbarkeit das geringste eigene Verdienst erworben. Grossentheils sind auch hier Planck und Nösselt wörtlich ausgeschrieben. Doch hat der Vf., damit das Ueberflüssige seines Buchs nicht gar zu sichtbar in die Augen springen möchte, hie und da Einiges in der Ordnung der Einzelnen, zur Kirchenhistorie gehörigen Fächer, geändert, zuweilen die zu einem Fach gehörigen Bücher nicht völlig so, wie bey Planck und Nösselt auf einander folgen lassen, und bey einigen Materien noch mehrere Bücher aus C. W. F. Walch's Grundsätzen ꝛc. aus I. G. Walchii Biblioth. theol. 1. III. aus Sagittarii Introductio etc. und einigen andern literarischen Werken aufgeführt. Leider ist ihm nur auch diese kleine Abweichung von seinen beständigen Führern übel gelungen. Denn häufig ist die Ordnung und Aufeinanderfolge der Bücher nun viel unbequemer, und zur leichten und nützbaren Uebersicht viel ungeschickter als z. B. bey Nösselt, weil er, die in mehrerer Hinsicht wichtige, Zeitordnung verschiedener Schriften über den nämlichen Gegenstand, worauf Nösselt sehr sorgfältige Rücksicht genommen, aus der Acht gelassen hat. Auch die einzelnen Fächer sind manchmal höchst unbequem geordnet. Wie unnatürlich ist es z. B. wenn auf die Geschichte der Synoden und Concilien die Geschichte der Heiligen folgt, und der Uebergang von der einen zur andern auf folgende Art eingeleitet wird: §. 155. „Man würde die auf Concilien und Synoden gesammelte „Geistlichkeit für Repräsentanten ihres Standes oder wohl „gar der Kirche halten müssen, wenn man allein auf die Art „sehen wollte, wie sie ihre Aussprüche promulgirten und gel„tend zu machen suchten. Aber gewöhnlich standen sie in dem „Solde des Regenten, oder hatten unter sich einen Tonange„ber, dem sie blindlings folgten, oder folgten der Leitung „Anderer, die auf irgend eine Art sich Ansehn zu verschaffen „gewußt hatten. Man kennt diese letzte Klasse unter dem „Namen der Heiligen, u. s. w." Dem Mangel einer schicklichen Stellung und Ordnung ist es auch zuzuschreiben, daß bald zusammengehörende Schriften von einander getrennt werden (S. §. 148 vgl. §. 77. §. 154. vgl. §. 79), bald ein und dasselbe Buch zwey oder dreymal mit seinem ganzen Titel hingesetzt wird, bald einzelne Bücher eine Stelle bekommen haben, die ihnen gar nicht gebühren. Was aber die aus grössern

sten literarischen Werken hinzugefügten Bücher betrifft, welche Planck und Rössel nicht haben: so sind sie ohne alle Wahl und Bedachtsamkeit aufgegriffen, und der Vf. hat dadurch sein Buch, welches nach S. 167. den Anfängern bestimmt seyn soll, zu diesem Zweck nur noch unbrauchbarer gemacht. Recens. würde hier noch ein ganzes Register von Begehungs- und Unterlassungssünden aufführen können, wenn es sich irgend der Mühe lohnte, in einem Buche der Art, einzelne literarische Notizen zu berichtigen oder zu ergänzen.

Unsere Leser werden denken, daß wir uns bey der Recension dieses Werks viel zu lange aufgehalten haben. Es ist aber von uns in der wohlgemeinten Absicht geschehen, der immermehr überhand nehmenden verderblichen Mode, aus zehn bekannten Büchern ein eilftes zusammenzuschreiben, nach unserm Vermögen entgegen zu arbeiten. — Hr. Flügge fertiget so manche von ihm angeführten Bücher mit den Worten: Kompilation, traurige, unbrauchbare Kompilation, ab. Es muß den Leser in Verwunderung setzen, daß ihm das Gewissen nicht dabey schlug. Denn kurz, sein ganzes Buch ist nichts weiter, als: die unnützeste Kompilation von der Welt, die, da sie weder die Wissenschaft um einen Schritt weiter bringt, noch dem Anfänger das Studium derselben erleichtert, nie ins Publikum hätte kommen sollen.

So.

Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte, von Karl Friedr. Stäudlin. Göttingen, bey Ruprecht 1801. 660 S. 8. 1 Rg. 18 gr.

Dieß kürzere Lehrbuch hat doch noch immer Ausdehnung genug, insbesondere durch den sehr gesperrten Druck, behalten. Man wird fast nichts von dem, was das ausführlichere enthält, vermissen, außer der Literatur. In diesem war es dem Verf. mehr um die Dogmengeschichte, in jenem ist es ihm mehr um die Dogmatik zu thun. Beyde Bücher wird der junge Theologe mit Nutzen verbinden, die Vorzüge des einen mit denen des andern vereinigen, Mängel des einen aus dem andern ersetzen können. Der Werth der Stäudlinschen Lehrbücher ist übrigens bereits von allen, die ein

ein gründliches Studium lieben, hinlänglich anerkannt. Nur werden sie oft Ursache haben, zu wünschen, daß der Verf. freyer und ausführlicher sagen möchte, was er nur zurückhaltend und kurz andeutet.

Za.

Rechtsgelahrheit.

Vollständigere Anleitung zur gründlichen und förmlichen Abfassung der Vertheidigungsschriften für peinlich Angeklagte oder Beschuldigte, mit Beyspielen von Neben- und Hauptdefensionen der mehresten und wichtigsten, in dem peinlichen Gerichtshof vorkommenden Verbrechungsfälle erläutert, und zum nützlichen Gebrauch angehender Sachwalter verfaßt und herausgegeben von Georg Heinrich Hodermann, Herzoglich Sächsischem Advokaten. Erster Band. Leipzig, bey Joachim 1802. 548 S. Zweyter Band. Ebend. bey Ebendems. 1802. 560 S. 8. zusammen 3 Rg. 12 gr.

Ueber ein solches Buch, wie das vorliegende ist, läßt sich durchaus weiter nichts sagen, als — es ist unter aller Kritik. Wer Herrn Hodermanns Lehrbuch des peinlichen Rechts gesehen hat, wird dieß unbedingt glauben; wer es nicht gesehen hat, der sehe dieses Werk und — staune, lache, oder habe Mitleid. Die Kritik, die hier nur statt finden soll, muß schlechthin schweigen.

Ag.

Allgemeines deutsches Gesetzbuch aus den unveränderten brauchbaren Materialien des gemeinen Rechts in Deutschland, entworfen vom Legationsrath Joh. Friedr. Reitemeier. Erste Abth. Das Bürgerrecht. Dritter Band. Frankfurt a. d. Oder, in der akad. Buchhandlung. 1802. 376 S. gr. 8. 1 Rg. 12 gr.

Arzneygelahrheit.

System der praktischen Heilkunde. Ein Handbuch für akademische Vorlesungen und für den praktischen Gebrauch, von D. *Chr. Wilh. Hufeland*, Königl. Preuss. Geh. Rath. etc. *Zweyter Band.* Specielle Therapevtic. *Erste Abtheilung.* Fieber-Lokalentzündungen. 184 S. gr. 8. Iena, bey Frommann. 1802. 1 Rt.

In der Vorrede bemerkt der V., daß er die Krankheiten so wolle kennen lehren, wie sie sich in der sinnlichen Natur darstellen, daß er ihre Ursachen entwickeln, die prognostische Beurtheilung angeben, und das Heilverfahren sowohl nach den allgemeinen Grundsätzen, als nach den besondern Rücksichten auf die verschiedene Modifikation der Krankheit bestimmen wolle. Er warnt sich zu hüten, einer praktischen Nosologie, und folglich der Natur ein spekulatives System unterzulegen, weil erstere sonst höchstens so lange brauchbar seyn wird, als diese Mode ist! In dieser Abtheilung wird mit der allgemeinen Fieberlehre, und in dieser mit der Diagnostik der Anfang gemacht. Eine genauere Bestimmung der letztern, in Absicht der dabey vorhandenen chemischen Fehler der Mischung, insonderheit des Bluts, hofft Hr. H. aus der genauern chemischen Analyse der Sekretionen erwarten zu dürfen. Die nächste Ursache der Fieber setzt er in einen Organisationsfehler, hauptsächlich des Blutgefäß- und Nervensystems, der eine größere Reizbarkeit (Erregbarkeit im engern Sinn) dieser Systeme, und einen beschleunigten Lebensproceß zur unmittelbaren Folge hat, und nimmt dabey etwas Eigenthümliches an, weil gewisse Potenzen, z. B. Blattergift, allemal Fieber erregen, der Körper mag sthenisch oder asthenisch gestimmt seyn, wenigstens muß eines von beyden erst einen gewissen Fehler der Organisation erregen, ehe Fieber entstehen kann. Bey dem asthenischen Fieber räth Hr. H. die Klasse der fixen restaurirenden Mittel je eher, desto besser anzuwenden, und die flüchtigen nur dazu sich zu bedienen, den Organismus in den Stand zu setzen, die ersteren und Nahrungsmittel zu vertragen. Vortrefflich bemerkt er, man brauche dann weniger Opium, und komme nicht in Gefahr, durch Ueberreizung indirekt zu schwächen,

chen, welches ein Hauptfehler der neuen Methode sey. — Die nächste Ursache des Wechselfiebers sucht er nicht in Schwäche, sondern in einer eigenen Anomalie der Lebensthätigkeit des Nervensystems, deren Wesentliches darin bestrebe, sich periodisch dem Nervensystem mitzutheilen, und die Fieberform anzunehmen. Als nächste Ursache der Entzündungen nimmt der V. eine örtlich vermehrte Blutanhäufung, also den höchsten Grad von Kongestion an, der bald mit erhöhter bald mit verminderter Lebensthätigkeit verbunden ist.

Ba.

Versuch einer medicinischen Beobachtungskunst, von Johannes Stoll, D. zu Alsfeld in Hessen. Zürich, bey Orell. XXX und 482 S. gr. 8. 2 Rg. 12 gr.

Man hat von jeher der Arzneykunde den Vorwurf der Ungewißheit gemacht, weil der Eine gerade das läugnete, was der Andere als Wahrheit behauptete, und Jeder sich dabey auf seine Erfahrung berief. Die Schuld lag nicht in der Arzneykunde, sondern in den Aerzten, welche nicht wußten, welche Regeln und Gesetze einer wahren Erfahrung und Beobachtung zum Grunde liegen müssen. Jeder, der wissenschaftlicher Arzt und kein roher Empiriker seyn will, muß von Principien ausgehen, und mit den Gesetzen des Denkens bekannt seyn. Hr. St., ein Arzt von echtem Talent und Beruf, unternahm daher eine sehr verdienstliche Arbeit, seinen Amtsbrüdern die Bahn vorzuzeichnen, auf der sie wahre Erfahrungen und reine Beobachtungen aufzustellen, und sich vor Irrthümern zu bewahren im Stande sind. Er geht von der philosophischen Untersuchung der Sinnlichkeit, der Verstandeskräfte und Urtheile aus, zeigt, was Wahrnehmung und Erfahrung sey, und wie der beobachtende Arzt diese Gesetze anwenden müsse. Seine Norm sind die Kantischen Schriften und die der Kantischen Schüler, Jacob, Reinhold, Schmid und Snell. Doch sind auch die ältern Philosophen, Wolf, Deskartes, und vorzüglich Bako's organon, fleißig benutzt. Vielleicht ist die Anhänglichkeit des Verf. an die Terminologie und Definition der herrschenden philosophischen Schule etwas zu ängstlich: wenigstens hätte ein philosophischer Kopf, wie der Vf. ist, sich

auch hierin von den Fesseln des Zeitalters mehr losreißen sollen. Als Arzt huldigt er ganz dem System Brown's, der zuerst die Medicin, eine empirische Doktrin, zur Würde einer rationellen zu erheben, mit Erfolg unternahm. Aber etwas zu weit geht er wohl darin, daß er behauptet, nur sehr wenig Aerzte hätten, durch im Gemüth dunkel liegende Bestimmungsgründe, reine Erfahrungen geliefert. Als ob der, der kein Logiker ist, nicht richtig schließen, und der, der die Gesetze der praktischen Vernunft nicht kennt, kein sittlich guter Mensch seyn könnte? Der mit verdientem Beyfall aufgenommene Aufsatz des Verf. im 4n Band des Züricher Museums der Heilkunde, gab die erste Veranlassung zu dem gegenwärtigen Werk.

Kap. I. Vom Begriffe des Wortes Erfahrung. Nach vorausgeschickter Definition Kant's, werden die vier Bedingungen oder Bestandtheile derselben angegeben, sinnliche Wahrnehmung, Verbindung der mannichfaltigen Eindrücke zu einem Bild, logische Verknüpfung der Wahrnehmungen in einem denkenden Subjekt zu einem Urtheil, und Etwas, wodurch die Nothwendigkeit und Allgemeinheit dieses Urtheils bestimmt, wodurch es objektiv-synthetisch wird. Sie sind durch Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Verstand möglich, welche in den folgenden Kapiteln einzeln durchgegangen werden. K. II. Von der Sinnlichkeit. Nach vorausgeschickter Erklärung der fünf Sinnorgane in medicinisch-praktischer Hinnsicht, und Unterscheidung derselben von dem innern Sinn oder Selbstgefühl des Subjekts, wird gezeigt, daß Wahrnehmung durch die Sinne noch nicht Erfahrung sey; sondern daß außer ihr noch Bewußtseyn und Aufmerksamkeit dazu erfordert werden. K. III. Von der Einbildungskraft, sowohl der produktiven, als der reproduktiven, dem Gedächtniß. Kap. IV. Von dem Verstand. Enthält mehr Logik und spekulative Philosophie, als man hier erwarten sollte. K. V. Von dem Wahrnehmungsurtheile. Es ist bloß subjektiv-synthetisch, es gewährt nur sinnliche Erfahrungserkenntniß, und höchstens kann ihm nur komparative Allgemeinheit zukommen. Die Aerzte schlossen nach ihm: „post hoc, ergo propter hoc;" z. B. bey Witterungskrankheiten. Daher so manche Streitigkeiten, da Jeder für seine Behauptung seine Erfahrungen anführt, denen es an philosophischer Grundlage der Verknüpfung durch die Vernunft, gebrach; die nur bloße Wahrnehmungen,

Mate-

Materialien der Erfahrung waren, und selbst subjektiv verschieden seyn konnten. K. VI. Von dem Erfahrungsurtheile. Die sinnlichen Wahrnehmungen müssen erst nach Verstandesgesetzen verbunden werden, die Wahrnehmungsurtheile können erst der Erfahrungserkenntniß vorausgehen, und nur durch die Anwendung der Kategorie der Kaussalität, können sie für die Arzneywissenschaft von Nutzen seyn. Dadurch muß das Urtheil erst allgemeingültig, d. h. objektiv synthetisch werden. Hippokrates in seinen Büchern von den Landseuchen gab bloße Wahrnehmungsurtheile. Wenn von den alten Empirikern die Rede ist: so hätte ihre Unterscheidung der Erfahrung und ihre Induktion nach Galen. de subfigurat. empir. angeführt werden sollen. Zimmermann lieferte nur Erfahrungsaggregate, keinen Kanon der Erfahrung. (Aber er zeigt die Wichtigkeit der Induktion, wodurch der Verstand verbindet, und die innern Ursachen erforscht werden.) Pinel's analytische Methode ist ein Aggregat der Phänomene bis zu der noch innerhalb der sinnlichen Anschauung liegenden Einfachheit der Ursachen. Aber sollte Niemand vor Kant, wie der Vers. glaubt, gewußt haben, auch Sydenham, Bagliv, Börhaave nicht, was Erfahrung sey? Hatte die Medicin vorher keine konstitutive Principien? Die letzte Kaussalverbindung, was Leben und Bedingungen des Lebens sind, liegt fürwahr noch nicht im Dunkeln. K. VII. Von den objektiven Gesetzen, nach welchen der Verstand die Erscheinungen verknüpft. Die reinen Verstandesgesetze, nach Kant's Kritik d. rein. V. und dessen Nachfolger Jacob. 1. In allen Erscheinungen ist etwas Beharrliches, welches den Grund aller Veränderungen enthält. Der Arzt muß durch Versuche und Beobachtungen mehrere ähnliche Erscheinungen und die Umstände, welche mit ihnen verknüpft sind, auffassen, und auf diesem Wege die Regeln und Gesetze derselben abstrahiren. 2. Alle Gegenstände der Erfahrung (Wirkungen) haben eine Ursache. Mehrere Ursachen. Haupt- und Nebenursachen. Mittelbare, unmittelbare. Nur die entfernteste möglichst allgemeine Ursache kann die nächste in ärztlichem Sinne seyn. Die Lebenskraft, richtiger Vermögen, Brown's Incitabilität macht die Gränze aller Forschungen des Arztes. 3. Alles in der Natur hängt nach beständigen, sich immer gleichförmigen und unwandelbaren Gesetzen wechselseitig zusammen. Wichtigkeit der Schlußart durch Analogie. Induktion ist die richtige Schlußart; die aber gewöhnlich nur unvollkommen

seyn kann. Beyde geben keine objektive Erfahrung; aber sie veranlassen sie. K. VIII. Von der Möglichkeit der objektiven Denkgesetze, und von dem gemeinen Menschenverstande. Der gemeine gesunde Verstand ist nicht zureichend. Es fehlt ihm das systematische Gepräge, die Regeln des Verstandes. Auf den mannichfaltigen Aussprüchen desselben beruhen die Klagen über die Ungewißheit der Medicin. Sehr wahr; aber auch die Philosophen vom Handwerk sind vom Irrthum nicht frey! Zweyter Abschnitt. Von dem Objekte der Erfahrung, und von den allgemeinen Mitteln, die Erfahrungserkenntnisse zur Vollkommenheit zu bringen. K. IX. Von dem Objekte der Heilkunst. Ausführlicher Tadel über die bisherige Methode in der Medicin, wobey der Verf. darauf dringt, daß sie nichts sey, als ein Zweig der allgemeinen Physiologie (Physik). K. X. Von Beobachtungen und Versuchen. Allgemeine und seltene, offenbare und verborgene Erfahrungen (richtiger verborgene Erscheinungen), Kunsterfahrungen, welche durch physische und mechanische Hülfsmittel geschehen. Die verborgenen oder seltenen Fälle erfolgen von selbst (Beobachtungen), oder sie werden durch uns veranlaßt (Versuche). Beobachtungen geschehen entweder, um die Erscheinungen nach Naturgesetzen zu verknüpfen, oder um die Naturgesetze selbst dadurch zu bestimmen. Von historischen und pragmatischen Beobachtungen und Versuchen. Man muß, um diese zu machen, nach gewissen allgemeinen Regeln verfahren. Dieses wird an dem Beyspiel der Kuhpocken sehr vollständig gezeigt, wo eine Menge Fragen zu Beobachtungen und Versuchen aufgestellt werden. K. XI. Von den Eigenschaften und Pflichten des beobachtenden Arztes. Sie sind trefflich geschildert. Pflichten der Kranken gegen die Aerzte. Pflichten der Umstehenden, der Krankenwärter, Wundärzte, Apotheker. K. XII. Von den Regeln, welche vor einer jeden Beobachtung zu bemerken sind. 1. Der Arzt muß zu Beobachtungen und Versuchen die nöthigen Wissenschaften (Naturlehre, Mathematik, besonders angewandte Logik) mitbringen, und wenigstens einige Kenntnisse von dem Gegenstand besitzen, den er beobachten soll. 2. Er kann keinen Versuch und keine Beobachtung an lebend organischen Menschen anstellen, wenn er nicht schon Gesetze, oder wenigstens Regeln, welche aus der Erfahrung fließen, weiß, um derentwillen Versuche und Beobachtungen anzustellen sind. Hier zeigt der Verf., daß nicht Jeder sein eigenes System haben

ben könne, daß die Wahrheit nur eins seyn könne, und daß vor Brown alle Medicin rhapsodistisch, kein auf Kenntnißgründe gebautes System gewesen sey. Vollkommen wahr, wenn Brown die echten Gesetze der Natur gelehrt hat; aber leider wird in der Naturwissenschaft Wahrheit oft subjektiv bleiben, und ein künftiges Zeitalter mag richten, ob das Leben ein gezwungener Zustand sey, ob es nur zwey Krankheitsursachen gebe, ob der Tod auf zwey entgegengesetzten Skalen erfolge, ob es sthenische Krankheiten gebe, ob Wärme stärke, Kälte schwäche. Der Weg zur Entdeckung der Naturgesetze ist, wie ferner gezeigt wird, zweyfach, die syllogistische Methode des Aristoteles, die von allgemeinen Principien auf die untergeordneten Thatsachen übergeht, und die Induktionsmethode Baco's, die von Untersuchung der einzelnen Daten ausgeht, und von diesen bis zu den allgemeinsten Naturgesetzen hinaufgeht. Diesen, den analytischen Weg, gieng Brown, nach dem Beyspiel Newton's und Baco's, Röschlaub schritt auf ihm fort, und leitete die Gesetze des thierischen Organismus ab. Aber es sind noch manche zu finden (auch wohl zu berichtigen) übrig, besonders in einzelnen Krankheiten. 3. Der Beobachter muß nicht allein die Gesetze wissen, die ihm bey seinen Erfahrungen als leitende Principien dienen; sondern er muß auch die bewährtesten Beobachtungen und Versuche seiner Vorgänger der besten Aerzte und Naturforscher, kennen. Hier findet man die Kriterien des echten medicinischen Beobachters, und die Charakteristik der Beobachter und Schriftsteller von Hippokrates, Galen, Aretäus bis in die neuern Zeiten. Diese kritische Geschichte der Medicin ist gut geschrieben, ob sich gleich hie und da manche Erinnerung machen ließe. Man muß auf die äußern Umstände des Beobachters, auf Klima, Menschenklasse, u. s. f. Rücksicht nehmen, und dabey nie leichtgläubig seyn. 4. Der Arzt muß die Hindernisse kennen, die den Beobachtungsgeist im Wege liegen, er muß ihnen ausweichen oder sie entfernen, wenn er das Ziel zur Wahrheit erreichen will. Die Quellen des Irrthums sind die Sinne, die Einbildungskraft, Eingeschränktheit des Gedächtnisses, nachlässiger oder verkehrter Gebrauch der Aufmerksamkeit, Neigungen und Leidenschaften, Armuth und Unbestimmtheit der Sprache, Vorurtheile aus Nachahmung, aus Gewohnheit, aus Sektengeist und Personalität, und die fürs Neue und Fremde, wie auch vorschnelles Urtheilen. Zu den Vorurtheilen wird hier Manches gerechnet, wovon der

Beweis dem Verf. schwer werden dürfte; z. B. daß im Organismus alles nach Zwecken der Erhaltung eingerichtet sey, daß es kritische Abgänge gebe, daß Gasarten Primatursachen von Krankheiten seyn können. 5. Der Arzt muß sich nach einem vorher wohl durchdachten, und dem Gegenstand angemessenen Plan zur Beobachtung vorbereiten. Allgemeiner Plan, dessen Ausführung an medicinischen Ortsbeschreibungen, der Witterungslehre und meteorologischen Tabellen gezeigt wird. 6. Besonderer Plan. Hierzu gehören genaue Kenntniß der innern und äußern incitirenden Einflüsse und Schädlichkeiten, und Kenntniß des verschiedenen Grades der Erregbarkeit bey Individuen, nach Röschlaub. Konstitution, Lebensart, Klima, Gewohnheiten. Hier wird selbst die Rücksicht auf das Alter verworfen, so wie auch die vier Grundtemperamente, die Kant in seiner Anthropologie so schön geschildert hat. 7. Der Arzt muß jeden einzelnen Kranken nach einem gewissen und festen Plan behandeln. Vom Unterschied der Untersuchung der Krankheit und des Uebelbefindens. Hier möchte aber ein ὑστερον προτερον statt finden, und man wird bey der zuerst vorgenommenen Bestimmung der Krankheit leicht fehl greifen, und der Verf. selbst giebt zu, daß man von der Regel zuweilen eine Ausnahme machen müsse. Beyde Untersuchungen werden übrigens sehr gut erläutert, vorausgesetzt, wie es heißt, daß der Arzt von den Grundsätzen der Heilkunde, die aus Brown's System hervorgehen, überzeugt sey. Die Untersuchung der Krankheit ist Diagnose. Von der Prognose und den Heilanzeigen. Dieser giebt es nur drey, bloß dynamische. Ueber den Satz Brown's; „daß man „in Krankheiten nie müßig seyn, stets entweder reizen oder „schwächen müsse." Auch unser Verf. erklärt sich gegen die Heilkraft der Natur; er verwirft selbst Hebenstreit's gemässigte Eintheilung, und führt Reil's Gründe gegen die Krisen und Heilkraft der Natur in Fiebern an. (Sollte wirklich der Schöpfer keine Kräfte gegen die Einwirkungen und Folgen schädlicher Potenzen in den thierischen Körper gelegt haben?) Nun wird auch gezeigt, daß der Arzt nicht allzugeschäfftig seyn, sondern der (von der Heilkraft verschiedenen?) Lebenskraft auch etwas zutrauen müsse, daß er die Kranken nicht mit Arzneyen überladen, und in verzweifelten Fällen den glimmenden Docht nicht im Sturm vollends ausblasen solle. K. XIII. Von den Regeln, welche während einer jeden Beobachtung zu bemerken sind. Eine jede Beobachtung erfordert ununterbrochene

brochene Aufmerksamkeit, Sorgfalt, Gelassenheit und Geduld. Der Arzt muß, während ihres ganzen Verlaufes das, was erfolgt, mit dem Beobachtungsplane vergleichen, und alles genau behalten, was an der Erscheinung merkwürdig, und, um irgend ein Gesetz ausfindig zu machen, dienlich ist. Hier werden die Wichtigkeit und die Einrichtung eines medicinischen Tagebuches gezeigt. Jeder Versuch und jede Beobachtung müssen, wenn es möglich ist, wiederholt werden, um sich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen. K. XIV. Von den Regeln, welche nach der Beobachtung zu bemerken sind. 1. Man vergleiche die gemachten Beobachtungen und Versuche mit andern, ob die Resultate durchgehends mit einander übereinstimmen, man prüfe ihre Zuverlässigkeit nach den Hülfsmitteln, der Methode, dem Plane, die man dabey angewendet hat. 2. Man muß die Fehler, welche dabey vorgefallen seyn können, mit in Anschlag bringen. 3. Man muß eine genaue Vergleichung mit den Gesetzen und dem Plane, den man bey dem Anfang der Erfahrung sich gemacht hatte, anstellen. 4. Wenn die gemachten Erfahrungen mit andern nicht übereinstimmen: so müssen sie öfters und mit der größten Sorgfalt wiederholt werden, ehe man Schlüsse daraus zieht. Dritter Abschnitt. Von den Regeln, nach welchen der Verstand die Erscheinungen verknüpft. K. XV. Von den Regeln zur Auffindung des beständigen Beharrlichen. 1. Wenn an einem Gegenstande dieselben Eigenschaften durch alle Zeiten hindurch, soweit Erfahrung reicht, sind wahrgenommen worden: so sind dieselben in dem Beharrlichen gegründet, und gehören zu seinem Wesen. 2. Wenn gewisse Eigenschaften einer Erscheinung unter allen veränderten äusserlichen Umständen nicht verändert werden, während daß manche andere Bestimmungen derselben wechseln: so sind sie in dem Beharrlichen gegründet, und gehören zu seinem Wesen. 3. Wenn gewisse Eigenschaften, die man einem Dinge beylegt, unter veränderten Umständen selbst verändert werden: so gehören sie nicht zum Wesen des Dinges. Alles sehr gut und treffend durch medicinische Beyspiele erläutert. K. XVI. Von den Regeln zur Aufsuchung der bestimmten Ursache und Wirkung. 1. Ursache und Wirkung gränzen in der Zeit so aneinander, daß diese allemal vorhergeht. Aus diesem Grundsatz werden praktische Regeln für Aerzte abgeleitet. 2. Dieselbe Ursache bringt zu verschiedenen Zeiten dieselbe Wirkung hervor, wenn alle Nebenumstände gleich sind, und dieselbe

Wir-

Wirkung hat auch immer dieselbe Ursache. Bey der Erläuterung dieses Grundsatzes vermißt Rec die Rücksicht auf Idiosynkrasie, auf die negative Receptivität für Ansteckungsstoffe. 3. Hört die Ursache auf: so läßt die Wirkung nach. Gegen die Annahme der Nachkrankheiten und der Umwandlung der Krankheiten erklärt sich der Verf. stark, und sucht die gemischte Schwäche Brown's zu vertheidigen. 4. Wenn verschiedene Dinge einerley Wirkung haben: so liegt der Grund derselben in einer Eigenschaft, die ihnen gemein ist. Dieses wird auf die Prüfung der Kräfte der Arzneymittel angewendet. 5. Wenn ein Ding in einem andern eine Veränderung verursacht: so ist das eine die Ursache der Veränderung in dem andern. 6. Zweyerley Dinge, die einerley Ursache haben, können mit einander verknüpft seyn, ohne daß ein Ding die Ursache der Veränderung des andern ist. 7. Von der Wirkung ähnlicher Dinge. 8. Wenn eine Erscheinung bey der Gegenwart aller übrigen Erscheinungen nicht entsteht, sondern bloß bey einer einzigen: so ist diese einzige eine Ursache derselben. 9. Wenn ein Ding ab- oder zunimmt mit der jedesmaligen Ab- oder Zunahme einer andern Erscheinung: so muß es als eine zusammengesetzte Wirkung betrachtet werden. 10. Ein Ding, welches nicht immer dieselbe Erscheinung nach sich ziehet, kann nicht allein die Ursache dieser Erscheinung seyn. K. XVII. Von den Regeln zur Aufsuchung der bestimmten Gemeinschaft. Auch hier werden zwey Regeln gegeben und gezeigt, daß die Regeln, welche zur Aufsuchung der Ursache gegeben wurden, auch hier ihre Anwendung finden; denn die Gemeinschaft ist wechselseitige ursachliche Verknüpfung. Jedoch ists, wie es ferner heißt, in den wenigsten Fällen möglich, die Erscheinung nach allen ihren Theilen genau zu kennen; daher kann in der Medicin nur Wahrscheinlichkeit das Ziel seyn, keinesweges aber Ungewißheit. Angehängt auf drey Bogen sind Cliffton's klinische Tabelle, Stark's Tabellen, und Huxham's meteorologische, die von Humboldt über die Beschaffenheit des Luftkreises, und des Verf. meteorologische und klinische Tabelle; zum Nutzen derer, welche ihre Beobachtungen nach Tabellen zu formen Neigung haben. Jeder aufmerksame Leser wird in des Verf. Erläuterung dieser wichtigen Gegenstände, in seiner schönen lichtvollen Darstellung und dem Reichthum seiner naturwissenschaftlichen und literarischen Kenntnisse, volle Nahrung für Geist und Herz finden, und wenn er gleich nicht in jeder einzelnen Behauptung

tung dem Verf. folgt: so wird er doch seinem Bilde und seinen Foderungen von einem ärztlichen Beobachter wünschen, daß recht Viele es sich zur steten unverbrüchlichen Richtschnur aufstellen möchten.

Mk.

Naturgeschichtliche Darstellung aller ansteckenden Krankheiten bey Menschen und Thieren, nebst deren Kur und Behandlung. Von *Bernhard Laubender*, der Philosophie und Arzneywissenschaft Doktor, mehrerer Gelehrtengesellschaften Mitgliede, und ausübendem Arzte in Wurzen bey Leipzig. *Erster Band.* Ansteckende Krankheiten bey Menschen. Leipzig, in der von Kleefeldschen Buchhandlung. 1803. 394 S. 8. 1 Rk. 16 gr.

Im ersten Abschnitte stellt der Herr Verfasser verschiedene Theorien ansteckender Krankheiten von Wedekind, Darwin, Dämling, Reil, Röschlaub, von Humboldts rhapsodische Gedanken über die Wirkungsart der Krankheitsgifte, und Mitchills Franzische Theorie, auf. Der zweyte Abschnitt enthält eine Darstellung der ursprünglich und nicht ursprünglich ansteckenden Krankheiten bey Menschen. Zu den erstern werden gezählt; die Pest, das amerikanische gelbe Fieber, die Lustseuche, die Hundswuth, die Pocken, die Masern, der Aussatz; zu den letztern: das Faulfieber, die Ruhr, der Keuchhusten, der Skorbut, Influenza, das Scharlachfieber, das Fleckfieber, das Blasenfieber, die Rötheln, fieberhafte Friesel, die Gicht; die Krätze, die Skropheln, der Kopfgrind, der Krebs, der Weichselzopf, die eiternde Lungenschwindsucht, der Schnupfen und Nasenkatarrh. Bey jeder Krankheit sind angemerkt: die Definition, Geschichte und Zufälle, der Charakter und die Eintheilung, die Ursachen, die Art und Weise der Ansteckung, die Prognose und Heilung derselben. Dann folgen die Mittel die Ansteckung zu verhüten, und besondere Beobachtungen.

Wenn Recensent seine Pflicht erfüllen, und ein gewissenhaftes Urtheil über dieses Buch abgeben soll: so muß er der Wahr-

Wahrheit gemäß laut sagen, daß der Herr Verfasser unter die Schriftsteller gehöre, welche die leichte Kunst verstehen, aus 99 Büchern Eins zu machen. So erschien von ihm im Jahre 1801 unter dem Namen: „Das Ganze der Rindvieh„pest," eine dickleibige Kompilation fast aller, über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Die vorliegende Kompilation unterscheidet sich von jener dadurch, daß jene bloß für Thierärzte bestimmt, diese aber „ein nützliches Handbuch für Aerzte, Nicht„ärzte und Oekonomen, vorzüglich Landgeistliche, welche in Fäl„len der Noth sich gerne thätig bezeigen," seyn soll. Die Nützlichkeit dieses Machwerkes ist nun schlechthin nicht abzusehen. Der Arzt von Profession weiß, daß die Miasmatologie noch mit einer großen Dunkelheit umgeben ist, die, wie der Herr Verfasser meint, durch eine Zusammenstellung aller ansteckenden Krankheiten nicht erhellet werden wird — und daß er auch keine größere Stärke in der glücklichen Behandlung dieser Krankheiten erhalten werde, wenn er diese Krankheiten der Menschen im Vergleiche und Zusammenhange der ansteckenden Thierkrankheiten, und umgekehrt, diese im Vergleiche und Zusammenhange von jenen studiert. Es ist gut, daß Herr Laubender die ansteckenden Krankheiten nach bloßen Thatsachen entworfen, dabey der vorzüglichsten gangbaren Theorien gedacht und für keine entschieden hat. Dieß vermag aber der Arzt besser, als es in diesen Bogen geschehen ist. Der Herr Verf. sagt in der Vorrede S. VIII. „Bald werde ich bey einer Krankheit „zu kurz, bey einer andern zu weitläuftig; bald bey einer zu „viel dem Humoralpathologen, bald bey einer andern zu viel „dem Nervenpathologen, oder dem Brownianismus (was „bey ihm einerley ist) gefolgt seyn; bald zu viele, bald zu we„nige Krankheiten in die Klasse der ansteckenden aufgenom„men, bald in der Abtheilung, bald in der Bestimmung der „ansteckenden Krankheiten gefehlt haben müssen." Daß dem wirklich so ist, kann Recensent auf seine Pflichten betheuern. Zugegeben endlich, daß dem Arzte durch dieses Werk vielleicht die Mühe des Zusammenstellens der Thatsachen über ansteckende Krankheiteiten erspart werden könne — daß er vielleicht manchen Gedanken wieder findet, der ihm bey ungetreuem Gedächtnisse vergessen war; was soll aber der Nichtarzt mit dieser zwecklosen Kompilation machen? Was nützt z. B. dem Bauer eine Kunde über dunkele medicinische Gegenstände, die sein Pfarrer nicht begreift, und die, bey der gegenwärtigen Lage der Arzneywissenschaft noch lange dunkel bleiben

wer-

werden. Soll der Landgeistliche daraus lernen, daß die Aerzte über die wichtigsten Objekte ihrer Kunst widersprechend denken und streiten — und daß ihre Widersprüche in Handlungen übergehen? Glaubt denn Herr Laubender, daß seine Recepte gegen venerische Zufälle und andere Krankheiten keinen offenbaren Schaden bringen würden, wenn sie der Nichtarzt, nach den gegebenen Vorschriften, unbedingt anwendet? — Genug, dieses Buch liefert einen abermaligen Beweis, daß es nicht gut sey, wenn ein Mann, wie Herr Laubender, (der bekanntlich vor einigen Jahren Kappellan zu Dettelbach in Franken war,) spät zum Studium der Arzneywissenschaft gekommen, mit ihrem Geiste nicht hinlänglich vertraut, und der Gränzen der Popularmedicin unkundig ist — dessen ungeachtet sich berufen glaubt, die eben erlangten historischen Kenntnisse in der Medicin, seinen Layenbrüdern oder dem Volke, wahrscheinlich nur aus dem Grunde, je eher je lieber mitzutheilen, weil ein gemischtes Publikum, in diesem Falle, auch ein größeres Publikum ist!

Mo.

Kritik der Lehre von den sthenischen Krankheiten. Zur Beurtheilung der neuern medicinischen Theorie und Praxis, von D. Christian Wilh. Schmid. Jena, bey Mauke. 1803. 296 S. 8. 1 Rk.

Der bekannte Philosoph, Theologe und Arzt, Herr Karl Christian Ehrhard Schmid in Jena, hat zu diesem Werke eine Vorrede geschrieben, die folgende, zu unserm speciellen Zwecke gehörigen, Worte enthält: „Der Verfasser dieses „Buchs ist mein lieber Verwandter und mein Freund, des„sen Studien ich nach bester Ueberzeugung geleitet, und den „ich zur Ausarbeitung desselben veranlaßt habe. Einen, viel„leicht nicht ganz unglücklichen Einfall, den ich in meiner „Physiologie zuerst vorgebracht hatte, (daß es nämlich „gar keine rein sthenische Krankheiten gebe,) sehe ich „durch diesen ersten schriftstellerischen Versuch eines wackern „jungen Arztes in Einsicht verwandelt, durch methodisches „Nachdenken begründet, mit schöner Belesenheit ausgeführt, „und zu merkwürdigen Resultaten hingeleitet. Ich darf nun „hoffen, daß jener Gedanke für die Wissenschaft und Kunst „nicht gänzlich verloren gehen, daß er für beyde fruchtbar

„und

„und wohlthätig seyn werde. Blinde Verehrer und blinde
„Gegner des Brownischen Systems, der Erregungstheorie,
„der Naturphilosophie — Aner- und Isten jeder Schule, wer-
„den ein Buch verdammen, dessen Verfasser kein untrügli-
„ches Ansehen irgend eines Mannes oder Buches anerkennt,
„und daher alles prüft, und das Beste von allen sich zuzueig-
„nen strebt. Aber Freunde des Selbstdenkens, freymüthi-
„ger und doch bescheidener Prüfung, eines fleißigen Gebrauchs
„der Erfahrung alter und neuer Aerzte, und überhaupt einer
„gemäßigten, natürlichen, von aller Sucht, paradox und
„eccentrisch zu erscheinen, freyen und besonnenen Denkart,
„werden durch diese Schrift den Verfasser lieb gewinnen, die
„Mängel seines ersten öffentlichen Versuchs schonend verbes-
„sern, und sich von dem weitern Fortgang seiner angetrete-
„nen praktischen und literarischen Laufbahn zu guten Hoff-
„nungen berechtiget finden.“

Dieser Aufforderung gemäß wird Recensent diese Schrift ausführlich beurtheilen, wie es die Wichtigkeit des abgehandelten Gegenstandes schon an sich nothwendig macht. Denn wenn es wahr wäre, daß es gar keine rein sthenischen Krankheiten gebe; dann liegt auf den Aerzten, von Hippokrates an bis auf unsere Zeiten, eine schwere Schuld, die unsere Nachkommen, durch alle ihre Bemühungen, bey der Menschheit nicht wieder abbüßen könnten; Sylvius und die Alexipharmaker wären allein von dieser Schuld frey; der Name eines groß geachteten Reformators der Medicin, Sydenham, der die erhitzende Methode bekämpfte, und bey der Behandlung der Pocken und sogenannten Entzündungsfieber die antiphlogistische Heilart einführte, wär' ohne Bedeutung; Brown's Theorie wär' in ihren ersten Grundzügen falsch, und seine Verdienste um die Arzneywissenschaft beruheten lediglich darauf, daß er uns eine längst vergessene Heilart, die der Empiriker und der rationale Arzt, gleichviel in welcher Form des Uebelseyns, anwenden könnten, wieder empfohlen hätte; die ausübende Heilkunst hätte sonach den höchsten Gipfel der Einfachheit erreicht, weil der Arzt nur in diesem Falle mehr, in jenem weniger reizende Mittel verordnen dürfte; und endlich alle Arbeiten derjenigen Aerzte, die auf Brown's Grundsätze weiter bauen, die ihren Scharfsinn anstrengen, die Erregungstheorie unter Einen Gesichtspunkt zu bringen, und der Heilkunde, durch Zurückführung auf allgemein geltende Principien, Gründlichkeit, Zusammenhang und wissenschaftliche

Be-

Beschaffenheit zu geben, wären nicht allein vergeblich und unnütz, sondern auch schädlich. Wahrlich ein großes Unternehmen von einem jungen Manne, der zum ersten Male auf den litterarischen Kampfplatz tritt, wo die Manen Brown's, Weikard's, Niemeyers und die scharfsinnigen Denker Röschlaub, die beyden Frank, Horn, Marcus, Lissmann, Schmidt in Wien, Werner — Hufeland und Reil — und eine große Menge anderer verdienstvoller Männer ihm gegenüber stehen!

Recensent will untersuchen, mit welchen Waffen Herr S. sein Paradoxon vertheidiget.

In der Einleitung ist von der Nothwendigkeit einer Theorie der Heilkunde, und vom Werthe des Brownischen Systems die Rede. Dann folgen eine kurze Uebersicht dieses Systems und Röschlaubs Modifikationen desselben, oder Grundzüge der Erregungstheorie, und Unterscheidungspunkte beyder Systeme. S. 33. geht der Herr V. zum eigentlichen Gegenstand der Schrift selbst über, nämlich zu der Untersuchung: ob es wirklich sthenische Krankheiten gebe oder nicht, und in wie ferne man sie annehmen oder nicht annehmen könne. Diese Untersuchung selbst zerfällt in fünf Abschnitte.

Erster Abschnitt. Physiologische Untersuchung oder physiologischer Beweis von der Nichtexistenz allgemein sthenischer Krankheiten. S. 35 — 83. Was Recensent im voraus vermuthete, daß nämlich die Untersuchung in diesem Abschnitte auf ein Wortspiel hinauslaufen würde, findet er vollkommen bestätigt. Sthenie, heißt es, drückt an und vor sich nichts als Stärke, Energie, aus, schließt also den Begriff von Krankheit nicht in sich. Absolut allgemeine Sthenie hieße demnach völlig gleichmäßig in einem Körper verbreitete Stärke, welche einen gehörigen Vorrath und eine gehörige Mischung organischer Materie voraussetzt, und in einem gehörigen Verhältniß der Reizempfänglichkeit und des Wirkungsvermögens zu einander besteht. Dabey geschehen nothwendig alle Funktionen zwar mit beträchtlicher Stärke; aber in gehörigem Verhältniß und völliger Harmonie zu einander. Absolut allgemeine Sthenie ist daher identisch mit Lebensstärke oder starker Konstitution. Dieser Zustand erhöhter Lebensstärke ist aber als Krankheit durchaus nicht denkbar, weil dieß dem Begriff von einem Organismus widerstreiten würde. — Bako hat wohl Recht, wenn er (Nov. org. scient. aph. XLIII.) sagt:

sagt: *verba* plane vim faciunt intellectui, et omnia turbant, et homines ad manes et innumeras controversias et commenta deducunt. Wie war es dem Herrn Verf. bey seiner Belesenheit entgangen, daß Brown bey allen seinen Verdiensten, die medicinischen Terminologien verbessert zu haben, dennoch manche unbestimmte Ausdrücke zur Bezeichnung gewisser allgemein verständlicher Begriffe sich bediente, die erst von mehreren Kommentatoren näher und richtiger bestimmt worden sind — und daß dieß ganz vorzüglich von dem Worte Sthenie gilt? Warum vertauschte Röschlaub dieses Wort mit dem bessern und richtigern Hypersthenie, wenn er nicht Mißverständnissen hätte vorbeugen wollen, die H. S., auf vielen Seiten, wahrlich viel zu spät erst jetzt in Erinnerung bringt? Brown's Genie ergriff wesentliche Ideen mächtig, und bearbeitete sie nach seinem vorgesteckten Zwecke: wie oft soll es aber noch bis zum Ekel wiederholt werden, daß dieser konsequente Denker von Köpfen seiner Art keine Auszeichnung machte, und in seinem schriftlichen Vortrage einen Grad von Leichtsinn und Nachlässigkeit gewahr werden läßt, der mit seinem Abstraktionsvermögen in einem schreyenden Kontrast steht!

Nachdem der Herr Verfasser diesen eigentlichen Begriff von der absolut allgemeinen Sthenie festgesetzt hat, geht er S. 39. zu der Anwendung seiner allgemeinen Theorie auf Browns und Röschlaubs Begriffe von Sthenie über. Recensent muß gestehen daß einige Einwendungen des H. Verf. gegen Röschlaub's Begriff von Krankheit gegründet sind. Vielleicht gab Reinhold in seiner neuen Theorie des Vorstellungsvermögens, oder das ihr zum Grunde liegende Raisonnement von Receptivität und Spontaneität, Stoff und Form, u. s. w. Röschlaub das Beyspiel, daß dieser gerade so den Begriff von Erregbarkeit zergliederte, und mit den sogenannten beyden Faktoren derselben eben so spielte wie jener, wodurch aber eben so viele Verwirrung hier in der Physiologie, als dort in der Philosophie entstanden ist. Herr Schmid hat Recht, wenn er S. 45 f. behauptet, daß die Erregbarkeit nicht weniger vermindert werden könne, als das Incitament Gewalt hat, und daß Reizbarkeit und Wirkungsvermögen nicht immer im umgekehrten Verhältnisse stehen. Auch ist es nicht minder richtig, daß die Disproportion zwischen der Gewalt des Incitamentes und dem Wirkungsvermögen nicht der ganz

richtig

richtige Begriff von Krankheit sey. Konsequenter hätte Brown's Kommentator, nach Recensentens Ueberzeugung, gefolgert, wenn er das Wesen der Krankheit in Disproportion zwischen den Faktoren der Erregbarkeit, oder in gestörtes Normalverhältniß der Erregung im Organismus gesetzt hätte; obgleich, wie wir hernach hören werden, aus dem letztern Begriffe, nach unserm Verf., noch keinesweges die Nichtexistenz sthenischer Krankheiten folgt. Herr S. stellt einige Gründe auf, daß diese Disproportion der Erregung möglich sey; da es aber noch keinem mit Brown's Geiste vertrautem Arzte eingefallen ist, daran zu zweifeln: so wollen wir gleich zu den Resultaten der physiologischen Untersuchung schreiten, und einige Bemerkungen beyfügen. Absolut allgemeine Sthenie, heißt es S. 72 f., oder Sthenie (in der engsten Bedeutung des Wortes) ist keine Krankheit — wenn nämlich die Erregung durchaus gleichmäßig im ganzen Körper vermehrt ist; Gesundheit besteht nicht in einem Mittelgrade, sondern in dem gehörigen ungestörten Normalverhältnisse der Erregung; Hypersthenie und Asthenie können nur relativ als Krankheit betrachtet werden; es giebt kein rein sthenisches Fieber oder sthenische Pyrexie; Sthenie eines Körpers ist identisch mit starker Konstitution oder innerer Lebensstärke; Hypersthenie bedeutet immer eine, in Vergleichung zu den übrigen Theilen zu starke, Thätigkeit eines, mehrerer oder der meisten Theile.

Die ganze weitläuftige Untersuchung geht also von dem Satze aus — daß bloße Erhöhung der Erregung (Sthenie, Lebensthätigkeit) an und für sich keine Krankheit seyn könne; sondern daß diese bloß in einem gestörten Normalverhältnisse, in einer entstandenen Disproportion der Erregung ihren Grund habe. Hieraus folgt aber doch nicht, daß die Erregung immer in einem Theile (nach S. 62.) mehr als in allen übrigen erhöhet sey, somit in diesem Theile nur örtliche Hypersthenie existire, und die übrigen Theile in Vergleichung mit diesem an Asthenie litten. Schon aus dem letzten Resultate geht offenbar hervor, daß Herr S. Hypersthenie, in dem ganz richtigen Sinne des Wortes, annimmt; ja S. 77. giebt er zu, daß Hypersthenie eine vollständige und disponirende Ursache einer andern Form der Krankheit seyn könne. Recensent könnte demnach die Anzeige dieser Schrift hier schließen; allein um der Schwachen willen muß er den

Geist dieser Kritik in den folgenden Abschnitten etwas näher beleuchten.

Zweyter Abschnitt. Untersuchung der Symptome der Hypersthenie, oder symptomatischer (?) Beweis von der Nichtexistenz allgemein sthenischer Krankheiten. S. 84 : 133. Aus der Betrachtung der Symptome von Hypersthenie und den sthenischen Krankheitsformen resultirt der Herr Verfasser, daß die gewöhnlich angegebenen Symptome von Hypersthenie aus einer allgemein durch den ganzen Körper vermehrten gleichförmig verbreiteten Erregung durchaus nicht erklärbar sind; die sogenannten sthenischen Krankheiten gar keine eigenthümlichen Symptome besitzen; und bey allen diesen Krankheiten man sowohl verminderte als vermehrte Thätigkeit dieser Organe bemerkt. Aus den Zufällen der Krankheit, aus der ungleichen Erregung, die zu gleicher Zeit in einigen organischen Gebilden vermehrt, in andern aber vermindert seyn kann, daß folglich die Erregung (in sthenischen Krankheiten) nicht im ganzen System verbreitet sey, soll nun der Beweis hervorgehen, daß es keine reine Sthenie gebe, sondern diese immer mit einer Asthenie begleitet sey. Die Disproportion der Erregung in sthenischen Krankheiten, haben aber weder Brown noch seine Anhänger je geläugnet. Der Erstere sagt (System der Heilkunde §. 69): „Die allgemeine Wirkung der sthenischen schädlichen Potenzen auf die Verrichtungen besteht darin, daß sie dieselben zuerst erhöhen und „anspornen, und dann zum Theil vermindern, aber nie durch „eine schwächende Wirkungsart — (Anmerk. b) die Unfähigkeit zu willkührlichen Bewegungen in der Peripneumonie „entspringt keinesweges aus Schwäche, und zwar aus dem „zwey guten Gründen: weil keine andern Potenzen, als „diejenigen, welche die übrigen Symptome erzeugen, auch „dieses Unvermögen hervorbringen, und weil diejenigen Mittel, welche die übrigen Zufälle vertreiben, auch von diesem „Unvermögen heilen." Und §. 328 „Einer jeden Sthenie „ist vermehrte Erregung im ganzen System eigen, welche während der Anlage durch vermehrte Verrichtungen des Körpers „und Geistes kenntlich wird (§. 151), und in der Krankheit selbst, sich durch Vermehrung einiger, und eine Störung und Verminderung anderer Verrichtungen zeigt; so „daß man die letztern (Störung und Verminderung) leicht „als Wirkung und Folge derjenigen krankmachenden Poten-

„zen erkannt, die die erstere hervorbrachten." Eben das lehrt Browns Geist von den asthenischen Krankheiten; nämlich im 69 §.: „Die den asthenischen schädlichen Potenzen gemein„schaftliche Einwirkung auf die Verrichtungen besteht hingegen „in Schwächung und Verminderung derselben, doch so, daß „sie zuweilen den falschen Schein einer Erhöhung derselben ver„anlassen. — Krampf und Zuckungen, welche man gewöhn„lich von einem vermehrten Einflusse der Nervenkraft ableitet, „werden durch die nämlichen Potenzen sowohl veranlaßt, als „geheilt, wie die übrigen Zufälle." Diese klaren Lehrsätze findet der aufmerksame Beobachter der Natur am Krankenbette vollkommen bestätiget. Auch hat Brown für seine Behauptung Beweise aufgestellt, die Recensent in Herrn Schmid's Kritik vermißt. Es war doch eine wesentliche Erforderniß, vor allen Dingen zu erhärten, daß in den sthenischen Krankheiten die Erregung nicht in mehreren oder den meisten Organen; sondern nur in einem oder in den wenigsten erhöhet, und in allen übrigen vermindert sey. Auf diesen Punkt kömmt alles an, und so lange der Herr Kritiker nicht nachweisen kann, daß dem wirklich so sey, hält Recensent den Satz: daß Sthenie immer mit einer Asthenie (und zwar die letztere in den meisten organischen Gebilden) begleitet sey, für erschlichen. Uebrigens kann aus den bloßen Symptomen nichts für oder gegen die Nichtexistenz der sthenischen Krankheiten bewiesen werden. Brown selbst beging in den beyden Kapiteln von der Sthenie und Asthenie durch Erklärung ihrer Zufälle manche Fehler, die von Mehreren mit Recht gerügt worden sind. Denn daß er die Formen des Uebelseyns nach den ihnen zum Grunde liegenden Abweichungen der Erregung in hypersthenische und asthenische eingetheilt hat, ist eine Veranlassung zu den Fehlern, daß er manche Formen des Uebelseyns, von denen es ausgemacht ist, daß sie sowohl auf Hypersthenie als Asthenie beruhen können, bloß unter einer Art der Abweichung der Erregung behandelte; daß er dieselben Formen des Uebelseyns, je nachdem sie auf verschiedener Abweichung der Erregung beruhen, mit verschiedenen Namen bezeichnete — da doch nach seiner Theorie unsere Hauptabsicht dahin gehen muß, das die einzelnen Formen des Uebelseyns begründende Ursächliche genau zu erforschen; und daß er endlich einen verschiedenen Grad der Abweichungen der Erregung überhaupt in dem gesammten Organismus als die Ursache der verschiedenen Formen des Uebelseyns angiebt — des-

wegen er auch manche Formen, denen bald ein höherer bald ein geringerer Grad jener Abweichungen zum Grunde liegt, doppelt abhandeln mußte. Diese Klage ist so alt, als Brown's Theorie selbst. Der große Mann konnte nicht alles leisten. Es ist Sache des Nosologen, die verschiedenen Formen des Uebelseyns aus den ungleichen Verbreitungen der Abweichungen der Erregung, oder aus dem bestimmten graduelen Verhältniß der Hypersthenie und Asthenie in den einzelnen Theilen des Organismus aufzufassen. Nach diesem Grundsatze hat Röschlaub in dem dritten Theile seiner Pathogenie und in seiner Nosologie die Erscheinungen des Uebelseyns erklärt. Wenn nun der klügere Arzt die Zufälle stets in Vergleichung ihrer Ursachen, die sie hervorgebracht haben, am Krankenbette auffaßt und darauf sein Heilverfahren stützt, dann kann er nicht leicht irren. Und auf diesem Wege wissen wir denn auch bestimmt, daß in der einen Form allgemeiner Krankheiten die Erregung oder Lebensthätigkeit in mehreren oder den meisten Organen vermehrt ist, und daß sich dieß in der andern Form allgemeiner Krankheiten umgekehrt verhält. Die weniger oder wenigsten Organe, die dort geschwächt, hier aber in einer stärkern Erregung sind, ändern die allgemeinen Heilanzeigen, wie hernach gezeigt werden soll, in Nichts ab. Wenn einem Landwirthe alle Früchte auf dem Felde gut gerathen; die Kartoffeln aber erfrohren sind: so hat er keine schlechte Aerndte gehabt. Diese Bewandtniß hat es auch mit der thierischen Oekonomie. Es wäre z. B. lächerlich und schädlich, wenn der Arzt einen kranken Menschen, auf den alle erregende schädliche Potenzen (exciting hurtful powers) eingewirkt haben, die nach Brown (S. d. H. zweyten Theils erstes Kapitel §. 111. f.) eine sthenische Anlage, und so fort eine Krankheit hervorbringen, in der alle Sinne scharf, willkührliche und unwillkührliche Bewegungen kräftig, der Geist durchdringend, die Empfindlichkeit erhöhet, alle Gemüthsbewegungen heftig sind, u. s. w. aus dem Grunde mit reizenden Mitteln behandeln wollte, weil unter jenen Umständen die Thätigkeit der Haut oder der Verdauungswerkzeuge vermindert ist. Schon die bloße Wahrnehmung lehrt, daß diese ungleichmäßige Erregung in verschiedenen Organen auf den dem kranken Individuum entsprechenden Grad der Normalität, durch schwächende Mittel zurückgeführt wird. Durch den sogenannten symptomatischen Beweis hat also Herr S. seine Behauptung nicht wirklich beweisen können; oder es ist eben so leicht möglich, nach

seinem

seinem Verfahren, auch die Nichtexistenz der asthenischen Krankheiten scheinbar zu beweisen.

Dritter Abschnitt. Von den Ursachen sthenischer Krankheiten, oder ätiologischer Beweis von der Nichtexistenz allgemein sthenischer Krankheiten. S. 134 — 176. Alle krankmachenden Einflüsse wirken, nach Herrn Schmid, nur auf folgende Art: 1) durch unmittelbare Schwächung; nämlich durch ungleichmäßige Schwächung und Schwächung der Konstitution. 2) Durch mittelbare Schwächung der Ueberreizung. 3) Durch Störung des Gleichgewichts der Thätigkeit in den verschiedenen Organen. „Wenn reizende Potenzen auf einmal zu stark auf den „Körper wirken, so daß diejenigen Stoffe, welche dadurch verlo„ren gehen, nicht so schnell wieder ersetzt werden können, oder „daß die Regeneration mit der Konsumption nicht mehr gleichen „Schritt halten kann: so folgt dann auf einen schnell vorübergehenden Zustand der Hypersthenie der Zustand indirekter Asthe„nie." Daß aber dieser Zustand der Hypersthenie nicht lange dauern könne, weil er bloß auf äußern vorübergehenden Bedingungen beruht, und der Organismus selbst zu Fortdauer desselben gar nichts beyträgt — ist eine Behauptung, die Recensent nicht versteht. Bey der Betrachtung der verschiedenen Ursachen sthenischer Krankheiten und der vorzüglichsten Formen der Hypersthenie giebt der Herr Verfasser zu, daß vermehrter Zugang der Lebensnahrung von aussen durch Uebermaaß schaden könne. Warum aber die schädliche Folge nicht Sthenie (das Wort in dem Sinne Brown's und der Erregungstheoristen) sey, wäre schlechthin unbegreiflich, wenn folgendes Wortspiel S. 138 keinen Aufschluß darüber gäbe. „Am Ende stören alle krank„machende Potenzen das Gleichgewicht; aber nicht alle unmit„telbar. Auf diese Art können reizende Potenzen (relative) „Asthenie hervorbringen, ohne zu überreizen, und schwächen„de Potenzen können eben so gut (relative) Hypersthenie be„wirken. Dieß geschicht nämlich dadurch, daß gewisse rei„zende Potenzen zu ungleich erregend auf die verschiedenen „Theile des Organismus wirken, und die Thätigkeit einiger „zu sehr, die Thätigkeit anderer aber zu wenig vermehren. „Sie versetzen dann diejenigen Theile, deren Thätigkeit sie „zu sehr vermehren, in Hypersthenie; diejenigen aber, de„ren Thätigkeit sie zu wenig vermehren, in relative Asthenie." Wir kommen also wieder auf die Frage zurück; ob und warum denn in jeder Krankheitsform die Thätigkeit gerade in den meisten Theilen vermindert sey? und ob und warum diese

Thätigkeit (Erregung) in bestimmten Fällen nicht erhöhet seyn könne. S. 173 fragt der Herr Verfasser: wenn es wirklich sthenische Krankheiten gäbe, wie käme es denn, daß sie so äußerst selten beobachtet werden? in dieser Frage liegt ein Widerspruch. Denn wenn, nach Herrn Schmid, die Nichtexistenz allgemein sthenischer Krankheiten erwiesen ist, dann können sie nicht „äußerst selten" sondern nie beobachtet werden. Ihre allgemeine Seltenheit hängt theils von der schwächenden Lebensart der Menschen, theils davon ab, daß sie, sich selbst überlassen oder durch Anwendung verkehrter Mittel, leicht in indirekte Asthenie übergehen. Aus diesem Grunde können sie zu den asthenischen Krankheiten nicht in einem ziemlich gleichem Verhältnisse stehen. Auch ändern Klima und Lebensart dieses Verhältniß ab; daher kommen sie in manchen Gegenden und unter gewissen äußern, z. B. von der Witterung, der Jahreszeit, und der Beschaffenheit der Luft abhängigen Bedingungen, bey Menschen, besonders aber bey Thieren epidemisch und sporadisch, häufiger als in andern vor. In dem Wirkungskreise des Recensenten gebrauchen die Bauern in jeder Krankheit, die man bisher Pyrexie, sthenische Pneumonie, u. s. w. nannte, Brannrwein mit Pfeffer, und erhitzende Arzneykörper, die, unter der Aufsicht der Regierung, in verschiedenen Gegenden Thüringens verfertiget werden. Nirgends sahe er aber so viele Menschen mit Engbrüstigkeit, Brustwassersuchten und andern Formen der indirekten Asthenie, als hier. Die Meinung des Verfassers, — daß reizende Potenzen meisstentheils (?) bloß durch Hervorbringung der indirekten Asthenie schaden — ist folglich nur in der Hinsicht, wenn nämlich Hypersthenie vorausgegangen war, richtig; irrig ist es aber, daß die theilweise Hypersthenie bey jeder Krankheit vorkomme, und daß selten diese, sondern vorzüglich die Asthenie sowohl bey der Beurtheilung als bey der Kur der Krankheiten berücksichtiget werden müsse. Der Leser urtheile nun selbst über die „Resultate der bisherigen „Untersuchung." Alle erregende Potenzen können nur durch ungleiche Reizungen schaden, daher auch nie ganz allgemeine Hypersthenie erregen; alle Krankheiten, die man sthenische nennt, entstehen nur aus solchen stark reizenden oder zuweilen auch schwächenden Potenzen, welche ungleich auf den Körper wirken; schwächende Potenzen können sthenische Krankheiten, und reizende Potenzen können asthenische Krankheiten hervorbringen, wenigstens können sie zu ihrer Entstehung etwas beytragen.

Bien-

Vierter Abschnitt. Von der Heilart sthenischer Krankheiten, oder, therapeutischer Beweis der Nichtexistenz allgemein sthenischer Krankheiten. S. 177 — 251. Die Resultate der Untersuchung in diesem Abschnitte sind: I. Keine allgemeine Krankheit wird ohne Reizmittel gehoben. Herr Schmid sagt S. 177 und 178: „Nach Brown's „Theorie müßte sich jede sthenische Krankheit durch ein einziges Schwächungsmittel heben lassen.“ Wo hat Brown diese Inkonsequenz behauptet? Recensent glaubt, daß es Unrecht sey, einem Manne, der sich um die Menschheit sehr verdient gemacht hat, Behauptungen unterzuschieben, die weder in dem Geiste noch in den Buchstaben seiner Theorie zu finden sind. Verständlich und klar lehrt vielmehr Brown (System der Heilkunde. Erster Theil. Eilftes Kapitel. §. 90-92): „Die Heilmittel der sthenischen Beschaffenheit sind Potenzen, welche nur einen schwächern Reiz (vergl. §. 19) als „diejenigen, welcher der Gesundheit zuträglich ist, ausüben, „und wir wollen sie der Kürze wegen Schwächungsmittel „(antisthenic) nennen. — Man muß diese beyden Arten „von Mitteln (Heilmittel der sthenischen und asthenischen Beschaffenheit) reichlicher oder sparsamer anwenden, je nachdem der Grad der allgemeinen Beschaffenheit und des davon „abhängenden örtlichen Leidens größer oder geringer ist, und „zwar sollte man eine solche Auswahl unter ihnen treffen, daß „die kräftigsten Mittel den verzweifeltesten Fällen entgegen „gesetzt werden. Aber nie darf man die Heilung irgend einer Krankheit von Bedeutung, oder überhaupt einer Krankheit, einem einzigen Mittel anvertrauen; vielmehr ist „der Gebrauch von mehreren Mitteln immer vorzuziehen, „weil alsdann ihre direkte Wirkung in einer größern Ausdehnung an das System angebracht, und die Erregbarkeit allgemeiner und gleichförmiger afficirt wird. Derjenige, welcher seine Mittel gegen einen einzelnen Theil zu richten meint, „und von dieser örtlichen Wirkung und nicht von der Afficirung der Erregbarkeit Hülfe erwartet, ist eben so klug als „derjenige, welcher durch Abschneiden eines Zweigs den Baum „zu entwurzeln vermeint.“ Recensent würde dieß nicht bemerkt haben, wenn er in dieser Kritik nicht verschiedene Male wahrgenommen hätte, daß ihr Verfasser, zur Unterstützung seiner Behauptungen, aus Brown's Elementen §§. anführe die aber bey diesem (Brown) etwas ganz Anders beweisen — welches dem Herrn Verfasser den Verdacht der absichtliche

Verdrehung der Worte zuziehen könnte. Es ist dieses besonders S. 183 und 243 der Fall, wo von der Wirkung der Wärme und Schwitzmittel in sthenischen Krankheiten die Rede ist. Diese Einseitigkeit sollte in keiner Kritik statt finden! — Weiter wird, nach einem durchaus falschen, und Brown's Theorie widerstreitenden Raisonnement S. 178 gefolgert, daß alle, sogenannt positiv schwächenden Mittel verworfen werden müßten. Es werden mehrere zum Theil einseitige, folglich nichts beweisende Wahrnehmungen angeführt, daß sowohl die ältern als neuern Aerzte bey keiner Krankheit durchaus schwächend verfahren hätten. Gewöhnlich geschähe die Heilung der Hypersthenie dadurch, daß schwächende und reizende Mittel zu gleicher Zeit, oder nach einander angewendet würden. Wenn die alten (oder auch jungen) Herren Heilmittel beyderley Art zu gleicher Zeit verordneten: so beweist dieß, daß sie nicht konsequent verfuhren, oder auf der niedrigsten Stufe der medicinischen Kultur standen, Handwerker und keine Heilkünstler waren; wenn nacheinander — daß sie den antisthenischen Heilplan zu weit ausgedehnt hatten, und nun mit reizenden Mitteln wieder einlenken mußten, um die Lebensthätigkeit nicht zu sehr herabzustimmen. Beynahe jede Rekonvalescenz ist deßwegen asthenischer Natur, und muß mit sthenischen Mitteln behandelt werden — weil dem Kranken die Skale der Erregung nicht an der Stirne geschrieben steht. S. 190 f. wird dem Einwurfe, daß doch zuweilen eine allgemeine Krankheit ganz allein mit schwächenden Mitteln geheilt werde, dadurch begegnet, daß nur viele Reizmittel als Schwächungsmittel, oder doch wenigstens nicht als Reizmittel betrachtet würden. II. Wahre Schwächungsmittel schaden fast in jeder allgemeinen Krankheit, wenn sie auch übrigens allen Anschein einer sthenischen hat. Nach S. 222 werden Kinderpocken und Masern fast immer durch eine reizende Kurart sehr glücklich behandelt, und durch eine schwächende verschlimmert. Dieß gilt doch nur wohl von den zusammenfließenden Pocken? In den sthenischen Blattern sind Reizmittel durchaus schädlich. Dieß haben gottlob! die meisten deutschen Bauern seit 10 Jahren eingesehen, und seitdem sie ihre Kinder nicht mehr im Federbetten gepackt neben den warmen Ofen stellten, und ihnen keinen Branntwein gaben, starben auch die armen Geschöpfe nicht mehr an Konvulsionen dahin. Während einer Masern-Epidemie sah Recensent

tensent einige Mal bey heftiger gewaltsamer Diathesis, durch Anwendung von Schwitzmitteln, diese sthenische Krankheit in indirekte Schwäche übergehen. Brown warnt mit Recht (§ 476) vor der Anwendung dieses Mittels, weil, wenn die große sthenische Beschaffenheit nur noch zwey oder drey Grade von indirekter Schwäche entfernt wäre, der Anfangs zum Schweiß nöthige Grad von Wärme, die wenige noch übrige Erregung völlig erschöpfen würde. Daß in einem solchen Falle ein Aderlaß von den wohlthätigsten Folgen ist, und gewöhnlich nach dieser Operation die nicht sichtbaren Masern in Menge zum Vorschein kommen, bezeugen alle gute Beobachter. Der Einwurf, daß Schwächungsmittel doch auch öfters offenbar heilsam sind, wird dahin berichtiget, daß das nur bey örtlicher relativer Hypersthenie und bey Unterdrückung der Kräfte der Fall sey. Auf einen andern Einwurf: hat man zwar in allgemeinen Krankheiten von der Anwendung schwächender Mittel gerade keinen Nutzen bemerkt: so haben sie doch häufig wenigstens gar keinen Nachtheil verursacht — der nur von einem gemeinen Empiriker gemacht werden wird, antwortet der Herr V., daß dieß nur so scheine, weil durch Schwächungsmittel manche Symptome verschwinden, welche zwar eine größere Heftigkeit der Krankheit anzuzeigen scheinen; welche aber in der That bloß Zeichen von noch fortdauernder Wirksamkeit des Organismus sind; und deren Nachtheil durch nachfolgende Reizmittel wieder gut gemacht wird. XI, Reizende und stärkende Mittel sind fast immer zweckmäßig, und thun in den meisten Fällen alles, wenn auch ein gelinder Grad von Hypersthenie in einem oder mehreren Theilen des Körpers vorhanden ist. Diesen Satz glaubt H. S. durch Beyspiele von Krankheiten erläutert zu haben. So heißt es z. B. S. 240. „Der „Katarrh wird im ganzen sehr selten durch schwächende Mit„tel geheilt.“ Jeder Laye in der Medicin weiß aber, daß bey dem bloßen Schnupfen das Gesicht roth wird, der Kopf aufschwillt, die Respirationswerkzeuge und das Pulsadersystem heftiger afficirt werden, kurz daß Fieber entsteht, wenn der Patient sich in einem warmen Zimmer aufhält, reichliche Nahrung, hitzige Getränke und Arzeneyen gebraucht, und flüchtiges Liniment einreibt; und daß hingegen Kälte, kaltes wässeriges Getränk, eingeschränkte Diät und Ruhe diese Zufälle und den Katarrh selbst heben. Sonderbar ist, S. 244, die Bemerkung, daß der Rheumatismus im Durchschnitte weit

glück-

glücklicher durch reizende und stärkende, als schwächende Mittel behandelt würde. Geheilt wird der wirkliche Rheumatismus (der aber oft, durch trügliche Zeichen verführt, mit der Gicht, einer asthenischen Krankheit, verwechselt wird) wohl nie durch Reizmittel. Eine Aderlaß oder blutige Schröpfköpfe, dann Schwitzmittel, eine Brecharzney, Molken und Blasenpflaster, sind, nebst einer schicklichen Diät, die zuverlässigen Mittel, mit denen Recensent diese Krankheit oft und gründlich geheilt hat. Jeder Kranke dieser Art weiß, daß durch die bloße Wärme das Uebel ungemein vermehrt wird. Der Schmerz in den entzündeten Theilen ist in einem Federbette unerträglich; die Kranken bekommen augenblicklich Ruhe, wenn sie dieses mit einer pferdehaarenen Matratze vertauschen. Lauter Thatsachen, die schlechthin nicht weg raisonnirt werden können! Der Einwurf: daß Reiz- und Stärkungsmittel oft schaden, und dann doch auf das Vorhandenseyn einer wirklichen Hypersthenie zu schließen sey — ist also gegründet, wenn schon H. S. glaubt, daß dieß von der fehlerhaften Anwendung derselben — daß man nämlich in dem Grade der Reizung, der Wahl des Reizmittels, und der Art der Anwendung fehle — herrühre. Zuweilen scheinen sie, nach ihm, auch nur zu schaden, und schaden eigentlich nicht.

Fünfter Abschnitt. Resultate der ganzen bisherigen Untersuchung für die praktische Heilkunde. S. 252 — 294. Ich will sie kurz anführen. I. Resultate für die Diagnostik. Es giebt dem Wesen nach nur eine Krankheit, die in gestörtem Gleichgewicht der Thätigkeit des ganzen Organismus besteht. Die Eintheilung der Krankheiten in dynamische und materielle, deßgleichen auch in Krankheiten der Organisation und des Lebensprincips ist falsch. Um die Verschiedenheit der mannichfaltigen Krankheitsformen zu erkennen, muß der Arzt vorzüglich untersuchen: ob die Krankheit mehr örtlich oder mehr allgemein sey; ob bey der Krankheit Hypersthenie oder Asthenie mehr hervorsteche; welche Organe am meisten leiden; den Anfang und Verlauf der Krankheit; und die Konstitution, Lage, Umstände und Verhältnisse des Kranken. II. Resultate für die Prognostik. 1) Je mehr die Krankheit sich auf den ganzen Organismus erstreckt, je weniger einige Organe besonders leiden, mit einem Worte, je gleichmäßiger sie im Körper verbreitet ist, desto geringer ist der Grad des gestörten Gleichgewichts, desto weniger hat man daher von ihr zu besorgen. 2) Je mehr die Kräfte des Organismus die Heilung

lung einer Krankheit unterstützen, desto weniger gefährlich ist sie. 3) Je länger die Krankheit, das gestörte Gleichgewicht der Erregung, schon gedauert hat, desto schwerer ist sie zu heben, und desto mehr sind Recidive zu besorgen. III. Resultate für die Therapeutik. Man kann beynahe jedes Heilmittel in jeder Krankheit anwenden; man kann eine Krankheit, deren Hauptphänomene oder Symptome sthenisch sind, dennoch durch Reizmittel heilen; die Anwendung von Schwächungsmitteln in Krankheiten ist keinesweges ganz verwerflich, sie können allerdings in manchen Fällen (bey Unterdrückung der Kräfte, und zur Hebung örtlicher Hypersthenie) und auf eine gewisse Art angewendet, sehr zweckmäßig seyn — man sollte aber den Nutzen derselben als Schwächungsmittel immer nur örtlich betrachten; die reizende und stärkende Kurmethode macht bey jeder Krankheit die Hauptindikation aus, und ist auch in den meisten Fällen zur Heilung hinreichend — man muß den gehörigen Grad treffen, in welchem man den Organismus und die einzelnen Theile reizen und stärken will — man muß genau bestimmen, wenn man mehr flüchtige und wenn man mehr permanente Reizmittel geben muß — man muß auf die specifische Verschiedenheit der Reizmittel Rücksicht nehmen — und man muß endlich darauf sehen, welche Theile mehr und welche weniger gereizt werden müssen. Sowohl eine kräftige nahrhafte Diät, als die Befolgung der stärkenden und reizenden Kurmethode in Krankheiten, ist ein Hauptmittel, eine starke Konstitution zu erhalten, und diese noch mehr zu verstärken.

Zum Schlusse muß Recensent noch Folgendes erinnern: Wenn die Affektion der Erregbarkeit eines einzelnen Theiles, ein Theil der Affektion der Erregbarkeit des ganzen Organismus ist, (was unser Herr Verfasser zugiebt und zugeben muß:) so müssen folglich auch die Hülfsmittel in diesem Falle auf die Affektion der Erregbarkeit des ganzen Systems wirken. Wenn nun weiter, nach Herrn Schmid, in jeder Krankheit reizend-stärkende Mittel angewendet werden sollen: so müßten ja diese Mittel, aus dem angeführten Grunde, nicht allein auf asthenische, sondern auch auf hypersthenische Theile einwirken — es blieb also immer eine Disproportion der Erregung in den respektiven Organen; mithin wär' es gar nicht möglich, eine allgemeine Krankheit zu heilen. Herr Schmid räth zwar, die Reizmittel zunächst auf die schwächern

Theile

Theile anzuwenden: gesetzt aber, dieß gienge wirklich an; was würde aber dadurch gewonnen werden — da die Erregbarkeit eine allgemeine Eigenschaft des ganzen Organismus ist? Herr S. giebt dem Arzte die Regel: aus den Symptomen und den vorhergehenden Einflüssen zu untersuchen, ob bey der Krankheit Hypersthenie oder Asthenie mehr hervorsteche? Ja S. 258 bekennt er ausdrücklich: „zu denjenigen Krankheiten, wo „Hypersthenie das Uebergewicht hat, gehört z. B. sthenische „Peripneumonie, sthenischer Katarrh, sthenische Phrenitis, „u. s. w." — und S. 259: „Hypersthenie kann nur dann „das Uebergewicht haben, wenn nicht nur die meisten Funk„tionen erhöhet sind; sondern auch die relative Schwäche der „übrigen Funktionen nicht zu stark ist." — Wozu also eine Kritik der Lehre von den sthenischen Krankheiten, da Brown und seine Anhänger nur dieses und nichts Anders gelehret haben? Ist es nun nicht possierlich, wenn unser junger Kritiker dem Veteran Brown Inkonsequenzen nachzuweisen, und, S. 295, in allem Ernste wähnt, daß das Verdienst dieser (Brown'ischen) Schule und ihrer Praxis allerdings sehr groß; aber größtentheils zufällig, und von der Inkonsequenz der Brown'ischen Praktiker abhängig sey — welche die wesentlich dazu gehörige Lehre von den sthenischen Krankheiten in der Ausübung der Heilkunst am Krankenbette beynahe gänzlich ignoriren? Uebrigens bezeuget Recensent mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit und aus Liebe für Wahrheit, daß Herr Schmid, in seinem ersten schriftstellerischen Versuch, sich als ein denkender Mann gezeigt hat, der viele Hoffnung giebt, daß er in der Folge noch mehrere und bessere Werke liefern könne. Manche Behauptungen der neuern Bearbeiter der Erregungstheorie, und besonders Röschlaub's, sind scharfsinnig und gründlich geprüft, und mit Bescheidenheit widerlegt; und Menschen, die nach der Waschweiber-Maxime — man könne nicht stärken, bevor man nicht gewaschen habe — am Krankenbette handeln, ist besonders dieses Buch zu empfehlen. Möchte aber Herr Schmid immer bedenken, daß der Skepticismus in allen empirischen Doktrinen, und vorzüglich in der Medicin zwar von den wohlthätigsten Folgen sey, wenn er sich innerhalb der Gränze erhält, wo seine Wirkungen positiv sind — daß aber der Zweifler, der Sachen nimmt, und nichts als Worte wieder giebt, den Erfahrungswissenschaften nie genützt habe! Möchte endlich dieses Buch diejenigen sogenannten Brownianer, die immer gewohnt sind, bey

jedem Kranken auf die schwächende Potenzen-Jagd auszugehen, um ihre in Bereitschaft habenden flüchtigen und permanenten Reizmittel handwerksmäßig anzuwenden, nicht zu größern Mißbräuchen verleiten, als der stille Beobachter der Natur bisher mit Wehmuth bemerkt hat!

Neues System der Kinderkrankheiten, nach Brownischen Grundsätzen und Erfahrungen ausgearbeitet von Friedrich Jahn, der Arzneywissenschaft Doktor, Herzogl. S. Meiningschen Hofmedikus, u. s. w. Arnstadt und Rudolstadt, bey Langbein und Klüger. 1803. 472 S. 8. 2 Rg. 12 gr.

Der Begriff Kinderkrankheiten ist relativ. Hippokrates, die coischen Aerzte und ihre spätern Anhänger, die lehrten, daß jedem Alter, sonach auch der Kindheit, gewisse Formen des Uebelseyns vorzüglich eigen wären, konnten sich die wahren Gründe nicht vorlegen, warum dieß so sey. Auch die neuern Aerzte, die ausführliche Werke und Monographien über die Krankheiten der Kinder geschrieben haben, begnügten sich lediglich damit, die Krankheitsformen, die am häufigsten bey Kindern beobachtet werden, unter dem allgemeinen Namen Kinderkankheiten, nach den Lehrbegriffen der herrschenden Schulen, abzuhandeln. So lange man nun die wahre Ursache nicht kannte, daß gewisse Krankheitsformen dem kindlichen Alter eigen sind, und so lange man sich an die bloße Wahrnehmung hielt, um diese Formen nach ihrer Frequenz festzusetzen, mußten bey der Behandlung dieses Gegenstandes irrige Begriffe und Mängel entstehen, die in den größern und kleinern Werken der Kinderärzte mehr oder weniger sichtbar sind. Man darf nur eine flüchtige Vergleichung des Inhalts dieser Schriften anstellen, um gewahr zu werden, daß ihre Urheber nicht einmal über die Zahl der Kinderkrankheiten einig sind. Einige z. B. ließen Formen des Uebelseyns weg, die Andere sorgfältig beschrieben haben. Mehrere epidemische und kontagiöse Krankheiten sind jedem Alter gemein, gehören folglich als Objekte der allgemeinen Therapie nicht in Werke, die ausschließlich von Kinderkrankheiten handeln. Ja Recensent getraut sich zu behaupten, daß dieß, unter gewissen Einschränkungen, fast von den meisten allgemeinen Krankheiten gilt.

Nur

Nur einige örtliche Fehler der Organisation, die durch die Manual-Chirurgie gehoben werden müssen, z. B. Verwachsungen, die gespaltene Lippe, u. d. g. sind eigentliche Kinderkrankheiten.

Die wohlthätigen Folgen, die Brown's Werk auf die Heilkunde gehabt hat, zeigen sich deutlich auch bey der Bestimmung und Behandlung der Krankheiten, von denen hier die Rede ist. Denn nur mittelst des Begriffes von der Erregbarkeit sind wir im Stande, die örtlichen und allgemeinen Krankheiten der Kinder — die Entstehung und Beschaffenheit, den Verlauf, die mannichfaltigen Verwickelungen und Uebergänge einer Krankheitsform in die andere, den Ausgang und die Heilung derselben — nach Grundsätzen zu bestimmen. Schon in dieser Hinsicht konnten die ältern Schriften dem rationellen Arzte nicht ganz Genüge leisten, wenn sie auch alles enthielten, was zum technischen Begriff der Kinderkrankheiten gehört. Selbst das neuere Werk dieser Art, von Girtanner, macht hiervon keine Ausnahme. Dieser Schriftsteller widerspricht sich mehr als ein Mal, behauptet irrige Sätze, ist in der Bestimmung der Heilmethode nicht selten unbestimmt, giebt oft zweydeutige, mit unter auch schädliche Rathschläge, übertreibt manche Dinge, seine Diagnostik ist sehr mangelhaft, und das ganze Werk beweiset, daß sein Verfasser über Kinderkrankheiten Viel gelesen, aber wenige kranke Kinder beobachtet habe.

Der Herr Verfasser des vorliegenden Werkes, der durch eine Materia Medika und andere Schriften dem medicinischen Publikum von einer rühmlichen Seite bekannt ist, hat also in der That eine nützliche Arbeit unternommen, daß er die Kinderkrankheiten nach wahren Grundsätzen ausgearbeitet, sonach einem wirklichen Bedürfnisse abgeholfen hat. Herr Jahn nennt sein Werk ein System, weil er den letzten Grund aller Kränklichkeit der Kinder d. h. die Anlage und die Geneigtheit des kindlichen Alters zu Krankheiten, mit Brown, in Schwäche, welche eine Folge überflüssiger Erregbarkeit ist, sucht, und um die Entstehung dieser Schwäche bis auf ihre letzte Quelle nachzugehen, den Moment der Erzeugung des Menschen, den Anfang der individuellen Organisirung, fest gesetzt hat, von welchem Punkte er bey der Bearbeitung ausgegangen ist. Neu hat er dieses System aus demselben Grunde genannt, „aus welchem man jeden neuen Rock, der an-

„deres

deres Tuch, einen andern Schnitt und Form hat, als die alten neu nennen muß." Diese letztere Vergleichung ist unpassend; und von dem Herrn Verf. schon mehrmals gebraucht worden, daß sie Rec. füglich verbraucht, und die Tendenz dieser Schrift lieber deßwegen neu nennen möchte, weil sie sich auf die neuern und bessern Brownischen Grundsätze und Erfahrungen stützt. Daß Herr Jahn die Bearbeitung ab ovo angefangen hat, erhöhet das Verdienstliche der Schrift; denn daß der Keim vieler Kinderkrankheiten schon vor, während, und nach der Erzeugung gelegt werde, ist völlig gegründet; und eben so wenig kann es Rec. mißbilligen, daß dieses Werk Fragmente aus der Lehre von den Krankheiten der Schwangern und Wöchnerinnen, der Erziehung u. dergl. enthält.

Die treffliche Einleitung handelt von den Ursachen der großen Sterblichkeit in dem frühesten Lebensalter, und XXVI Kapitel haben folgende wichtige Gegenstände zum Inhalte: I. S. 13 Erzeugung und Geburt des Menschen. Sorge für das Kind vor der Geburt. Zufälle und Verhalten der Schwangern. II. S. 41 Geburt. Sorge für Mutter und Kind. III. S. 57 Untersuchung des neugebornen Kindes. Erste Krankheiten desselben. IV. S. 74 Erste Bekleidung und Nahrung des Kindes. V. S. 89 Zufälle der Wöchnerinn. VI. S. 104 Ernährung des Kindes ohne Mutterbrust. Ammen. VII. S. 115 Krankheiten des frühesten Lebensalters. VIII. S. 158 Fortsetzung des Vorigen. Verhärtung des Zellgewebes. Wasserkopf. IX. S. 173 Fortgesetzte physische Erziehung. Zahnen. X. S. 198 Ansprung. Mitesser. Wundseyn. Herzgespann. XI. S. 207 Entwöhnung des Kindes. Gehen- und Sprechenlernen. Weitere Erziehung desselben. XII. S. 229 Von den Blattern. XIII. S. 286 Künstliche Pocken. Impfung. Kuhpocken. Windpocken. XIV. S. 316 Masern. Rothe Flecken. Rötheln. XV. S. 334 Rötheln. Feuermasern. XVI. S. 339 Scharlach. Scharlachfieber. Scharlachfriesel. XVII. S. 363 Häutige Bräune. Hühnerwehe. Feuchte Luftröhrenentzündung. Feuchte pfeifende Bräune. XVIII. S. 377 Hitzige, trockene Krampfbräune. Brustbeklemmung. Millarsche Engbrüstigkeit. XIX. S. 388 Der Bauerwezel. Die Ohrendrüsengeschwulst. Tölpelkrankheit. Die Kirren. XX. S. 393 Keichhusten. Kikhusten.

Blauer Husten. Eselshusten. XXI. S. 415 Skropheln. Skrophelkrankheit. XXII. S. 427 Atrophie. XXIII. S. 438 Wachsdrüsen. Hauptdrüsen. Hagedrüsen. XXIV. S. 441 Kopfgrind. Kopfkrätze. Kopfraude. Schorf- oder Wehenkopf. XXV. S. 449 Englische Krankheit. XXVI. S. 457 Würmer.

Bey einer ausführlichen Anzeige dieser Dinge, würde die Gränze einer Recension überschritten werden, deswegen begnügt sich Rec. gewissenhaft zu bezeugen, daß die genannten Formen des Uebelseyns, nach Brown's Grundsätzen, mit Fleiß und Nachdenken bearbeitet sind. Ueberall findet man Beweise, daß der Herr Verf. viele kranke Kinder selbst beobachtet, und seine Erfahrungen mit denen der vorzüglichsten Beobachter verbunden hat. Einige Kapitel sind freylich etwas zu kurz, (z. B. von der venerischen Krankheit, und von den Kuhpocken,) andere zu ausführlich, (z. B. von den Blattern,) und manche Behauptungen würde ein strenger Kritiker zu unterschreiben sich weigern; aber diese wenigen Flecken (worunter auch die vielen französischen Ausdrücke gehören) thun dem Ganzen an seinem Werthe keinen Abbruch. Rec. betheuert, daß, nach seinem individuellen Wahrheitsgefühle, dieses Buch, unter allen Schriften über die Kinderkrankheiten das beste ist.

Mo.

1. Praktische Bemerkungen über die Kuhpocken, nebst einer voran geschickten kurzen Geschichte dieser Krankheit, und ihrer Einführung als Sicherungsmittel vor den Kinderblattern, von John Addington, WA. in Birmingham, übersetzt von Friedr. Gotthelf Friese, Arzt in Breßlau. Breßlau. 1802. 76 Seit. 8.

2. Praktische Beobachtungen über die Impfung der Kuhpocken, nebst einem sichern Mittel, die Wirkung des Impfstoffs auf die Konstitution in solchen Fällen zu bestimmen, wo die örtliche Ent-

zündung unbedeutend und keine Spur von Fieber vorhanden ist, durch Krankengeschichten und Kupfer erläutert, von James Bryce, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedr. Gotthelf Friese. Breßlau. 1803. 184 Seit. 8. 1 Rh. 4 gr.

3. *Ph. Hunolds* Annalen der Kuhpockenimpfung. Fürth. 1802. *Viertes Heft.* 12 gr.

4. Kritische Uebersicht der Theorie und Praxis der Kuhpockenimpfung, von *Alex. Herm. Mac-Donald.* Hamburg. 1802. *Erster Band.* 195 Seit. gr. 8. 1 Rh. 3 gr.

5. Untersuchungen und Beobachtungen über natürliche, zufällige und geimpfte Kuhpocken, von D. *Ge. Heinr. Masius*, H. M. Schwerinsch. Hofmedikus. Leipzig. 1802. 206 Seit. 8. 16 gr.

6. Darstellung der bisjetzt geschehenen Verhandlungen über die Kuhpockenimpfung und der Resultate, welche ihr das Recht der Benennung Schutzpockenimpfung erworben hat, von D. Johann Adam Gottlieb Schaffroth. Rastadt. 1802. 231 S. 8. 16 gr.

7. Versuche über den Ursprung der Kuhpocken, von J. J. Loy. Aus dem Engl. übersetzt von J. de Carro. Wien. 1802. 53 Seit. kl. 8. 6 gr.

8. An humane Aerzte, über Ausrottung der Menschenblattern durch Kuhpockenimpfung, von Christian Samuel Ungnad, HR. und Physikus zu Züllichau. Züllichau und Freystadt. 1803. 86 Seit. 8. 8 gr.

9. Genaue Abbildung der Kuhpocken sammt einer richtigen Beschreibung derselben, von D. Dörner in Stuttgard. Fürth. 1803. 5 Xr.

10. A. J. Chretien, Arzt zu Montpellier, über die Impfung der Blattern, nebst einigen Bemerkungen über die Kuhpockenimpfung und einem Anhange praktischer Beobachtungen über die Anwendung der Arzneymittel durch Einreibung. Aus dem Französisch. Berlin. 1803. 241 Seit. 8. 16 Xr.

11. Ueber Blatternausrottung, Blattern- und Kuhpockenimpfung, für Aerzte und Nichtärzte. Eine Rechtfertigungsschrift, von J. A. Mattuschka, Professor in Prag. Prag. 1803. 240 Seit. 8. 20 Xr.

Obgleich die Akten über die Verhandlung der Kuhpockenimpfung zum Spruche reif vor uns zu liegen scheinen: so dürfen sie dennoch nicht geschlossen werden, da, wie aus obiger Uebersicht erhellet, immer mehrere Supplemente zu denselben sich sammeln.

Der Uebersetzer von Nr. 1. hat schon mehrere Schriften über die Kuhpockenimpfung herausgegeben. Die gegenwärtige zeichnet sich besonders durch die Untersuchungen über die der Impfung folgenden Hautausschläge aus. Der Verf. behauptet, es habe in allen den Fällen, wo dergleichen Ausschläge in Verbindung mit der Kuhpockenkrankheit erschienen, eine Vermischung mit Menschenblatterngift zu Grunde gelegen. Ehe er zu dieser Untersuchung und ihrem Resultate kommt, schildert er kurz und deutlich die Geschichte der Entdeckung und den Verlauf der Krankheit, wobey der Uebersetzer mehrere schätzbare Anmerkungen hinzugefügt hat. Unter 700 Geimpften sah Herr F. bey 20 heftigere Symptomen als gewöhnlich, ja bey Einem sogar mehrmals epileptische Bewegungen, Speichelfluß ein einzigesmal bey einem 7jährigen Mädchen, welcher 30 Stunden anhielt. Die von den

den Engländern Rash benannte scharlachähnliche (nesselartige) Efflorescenz zeigt sich meistens gegen den 11ten, 13ten Tag; die subsequente Pustulation, Pimples, meistens etwas später, gegen den 13ten, 18ten Tag. Auch giebt es noch einen blasenähnlichen Ausschlag, der sich in jeder Periode der Krankheit einstellt, in größern oder kleinern, runden, ovalen, meist hemisphärischen, weißlicht gelben Blasen mit rother Basis besteht, dem Pemphigus acutus gleicht, und eine klare wäßrichte Feuchtigkeit enthält. Endlich zeigt sich noch ein herpetischer Ausschlag bey einigen Wenigen, der in truppweise ausbrechenden, rothen Blätterchen besteht, nässet, in flache Geschwüre ausartet, feste hellbraune Schürfe ansetzet. Alle diese Ausschläge hält der Uebersetzer für bloß zufällig, als morbus intercurrens, welcher mit der Kuhpockenkrankheit keine Gemeinschaft besitze. Sie erschienen am häufigsten im April, Mai und Junius. (Alles das stimmt nicht ganz mit der Erfahrung des Rec. überein. Die Ursache dieser Ausschläge liegt noch im Dunkel. Wahrscheinlich gehört eine specifische individuelle, vielleicht skrophulöse, Anlage dazu, wenn sie erscheinen sollen.)

Nr. 2, beschäfftigt sich mit der Geschichte der Kuhpockenimpfung, dem Ursprunge der Kuhpocken, mit der Beschreibung der Zufälle 2c. welches Alles der Uebersetzer hätte zurücklassen sollen. Im 4ten Abschn. handelt der Verf. von den Abweichungen, welche zuweilen im Verlaufe der Kuhpocken vorkommen. Es ist die Rede von den kleinen Blätterchen an dem geimpften Arme, (Pimples,) welche der Verf. am häufigsten an dem Vorderarme beobachtet hat, und von den Pusteln über den ganzen Körper. Sie rühren von zufälligen Ursachen her, die nicht mit der Kuhpockenkrankheit im Zusammenhange stehen. Ueberall, wo ein zahlreicher Ausbruch von Pusteln nach der Vaccination erscheint, die von der Art sind, wie Woodwille sie beschreibt, sind weder für eine reine, noch modificirte Kuhpockenkrankheit; sondern für wahre Kinderblattern zu halten. Und hieran starb auch Ws. Kind. Der Verf. untersucht nun ferner, was die Menschheit für Vortheile von der Kuhpockenimpfung habe, und ist hierin der allgemeinen Meinung; dann geht er zu den Dingen über, welche bey der Kuhpockenimpfung am nothwendigsten zu bemerken seyen. S. 102 bestätigt der Verf. des Rec. Bemerkung, daß der Inhalt der Kuhpocken selten

 eite-

eitericht; sondern (nach einem höchst kurzen Uebergang von Trübseyn) alsbald trocken werde. Vom Drucke des Schurfs erzeuge sich jedoch oft ein eiterichtes Wesen. S. 104 der Schurf sey der Extraktivstoff (?) der reinsten und kräftigsten in die Zellen der Pustel abgesonderten Lymphe, und durch Anwendung der Solution des Schurfs in Wasser werde ein Impfstoff erhalten, der vollkommen tauglich sey. (Dieses verdient gewiß die Aufmerksamkeit aller Impfer!) Die Krankheit muß aber regelmäßig gewesen, und der Schurf wirklich aus dieser ächten Kupockenpustel gebildet worden seyn. Die Schürfe müssen auch, wie die Lymphe selbst, in gut verstopften Gläsern aufbewahrt werden, wenn sie wirksam bleiben sollen. Ueber das eigentliche diagnostische Kennzeichen wirklicher, wahrer Kuhpocken, hat der Verf mehrere Versuche angestellt. Pustulöse Eruptionen als Folgen einer konstitutionellen (allgemeinen) Affektion gehören nicht zum Wesen der Kuhpocken. Findet man aber, daß eine zweyte Impfung, bald nach der ersten, z. B. den 5ten, 6ten Tag, angestellt, ihren Verlauf gegen die Zeit, wo sich die allgemeine Affektion einzustellen pflegt, dergestalt beschleunigt, daß sich der Hof bald nach Erscheinung des ersten, einige Stunden nach demselben, bildet, jener mit diesem wächst, und mit ihm abnimmt; so ist die Wirkung auf die allgemeine Konstitution für gewiß anzunehmen. (Auch dieß ist gewiß eine interessante Entdeckung; nur schade, daß sie sich selten wird anwenden lassen, wie auch schon der Uebersetzer in der Vorrede ganz richtig bemerkt hat.)

Nr. 3. enthält: 1) „nähere Erläuterung meiner Versuche über die (chemische) Natur der Kuhpockenmaterie, „und Widerlegung einiger Einwürfe, vom Herausgeber." Rec. welcher übrigens ein großer Verehrer der Chemie ist, hält doch die animalische Chemie für zu schwankend, und das Uebertragen chemischer Lehrsätze auf den m. K. für zu gewagt, als daß er Vergnügen an diesem Aufsatze haben sollte. Schon der erste Satz ist nur zum Theil wahr, wenn Herr H. sagt: Mangel an richtiger Erkenntniß der Natur, und Grundbestandtheile des Kuhpockenstoffes sey Schuld gewesen, daß viele Impfärzte falsche Kuhpocken hervorgebracht hätten. Auch hat seitdem die Erfahrung manche Behauptung des schätzbaren Verf. widerlegt; z. B. Kuhpockenlymphe

Lymphe auf warmen Ofen getrocknet, hat Rec. vollkommen wirksam befunden, das Aufweichen mit warmem Wasser hat ebenfalls nicht geschadet; man kann die Impfstelle ohne allen Nachtheil mit Wachspapier, einem dünnen Cerat, Sparadrap ꝛc. verbinden; Bryce lehrt, daß die Schurfe zum Impfen so gut taugen, als wasserhelle Lymphe. 2) „Bemerkungen über die Nachrichten vom Fortgange der Kuhpockenimpfung in Italien, von Jos. Schneider, Arzt in Fulda." Die Nadel sey der Lanzette vorzuziehen; man müsse oft drey- viermal impfen, ehe es hafte; es können mehrere Ausschläge sich zu den Kuhpocken gesellen. 3) „Einige Bemerkungen über Zweifel und Bedenklichkeiten der Herren „Gautieri und Mantillari, von D. Friese in Breßlau." 4) „Schreiben des Herrn Gautieri, Arzt zu Agogna an „den Herausgeber." Herr G. bekennt seinen Glauben an die Kuhpockenimpfung, und benachrichtigt, daß die Zahl der Geimpften in der italiänischen Republik sich auf 40,000 belaufe. Ein beygefügtes Dekret des Ministers des Innern verordnet unter andern, daß die Impfung der Menschenblattern nie ohne Erlaubniß des Präfekten eines Departements vorgenommen werden solle, auch nie in einer Stadt, einem Dorfe, oder einem bewohnten Orte. 5) „Begründung des „Werthes der Kuhpockenimpfung in den preußischen Staaten." Aus 7445 einzelnen Impfversuchen schließt das Oberkollegium med., daß die Kuhpockenimpfung der Impfung mit Menschenblattern vorzuziehen sey, und gegen die Ansteckung der natürlichen Blattern sichere. 6) „Dörners „Erklärung seiner Abbildung der Kuhpocken," (wovon wir nachher sprechen werden.)

Nr. 4. Als der Verf. 1800 im Mai nach Hamburg kam, war Jenners Entdeckung noch wenig bekannt. Er schrieb verschiedene Piecen darüber, erbot sich, umsonst zu impfen; konnte aber nur erst am 12ten November 1800 zuerst impfen. Diese Vaccinationsschicksale erzählt der Verf. weitläuftig, auch den bekannten Fall an den Kindern des Einwohners Stoof in Neumühlen, welche der WA. Börner in Altona vaccinirt hatte. Die Börnerischen Kinder selbst bekamen an der Impfstelle eine Pustel, ein Kind in Blankenese, welches vor der Kuhpockenimpfung schon natürlich angesteckt war, starb 8 Tage nach der Kuhpockenimpfung an sehr bösartigen Menschenblattern. Einige Kinder

bekamen nach der Kuhpockenimpfung Windblattern, (was auch bey Rec. geschehen ist,) drey Kinder, welchen die Kuhpocken geimpft worden, starben an andern Krankheiten. Interessanter als diese Nachrichten sind die Bemerkungen des Verf. über den Ausschlag, welcher nach der Kuhpockenimpfung beobachtet wird. Die Kuhpockenkranken sind 8 — 9 Eruptionen unterworfen, welche alle von einander abweichen, und bald den Menschenblattern, Windblattern, trocknen Pusteln ähnlich, bald mit einem wäßrichten Fluidum erfüllt, bald wie Masern, Scharlach, Nessel, ja wie bloße Mückenstiche beschaffen sind. Die Eruption, welche die Herren Ballhorn und Stromeyer *une Eruption vaccine subsequente suppurative* nennen, sey nichts als die Varicella, Windblattern gewesen, und komme von variolöser Atmosphäre her. (Rec. hat diesen Ausschlag mehrmals gesehen, ohne daß Menschenblattern in der Gegend waren.) Der ächte Kuhpockenausschlag, obwohl auch er mit den Kuhpocken keinesweges in Verbindung stehe, befalle nur junge Kinder, (auch dieß ist falsch.) die ohnehin zu vielerley Eruptionen geneigt sind, zumal wenn sie zahnen. Die meisten Kuhpockenausschläge waren von der Art des Scrophulus, oder der *red* und *white Gums* der Engländer. (Der Verf. scheint uns grade die unnatürlichste Erklärung vorgezogen zu haben. Es ist ja bekannt, daß auch bey natürlichen Blattern öfters Nachblattern und andere Ausschläge erscheinen; es ist bekannt, daß auch bey geimpften Menschenblattern oft eine Scharlachröthe und leichte Pustulation nach der eigentlichen Krankheit zum Vorscheine kommt; warum soll bey den Kuhpocken, welche doch auch das Hautsystem alteriren, und in einen abnormen Reizungszustand versetzen, nicht so etwas, eine Wirkung alienirter Hautfunktion, möglich seyn? Ueberhaupt hat die ganze Schrift unserer Erwartung bey weitem nicht Genüge geleistet.)

Nr. 5. beginnt mit einer Geschichte der Kuhpockenimpfung in Mecklenburg, wo D. Graumann den ersten fruchtlosen Versuch damit machte, D. Sachse die ersten Kuhpocken erhielt. Im J. 1802 betrug die Zahl der Geimpften beynahe 4000, und der Verf. findet Spuren ächter Kuhpocken in Mecklenburg schon im vorigen Jahrhunderte. (Dieser ganze Abschnitt hat durchaus keinen Werth; es ist eine abermalige Rumination aller zweifelhaften Erzählungen aufgefun-

sonderer Kuhpocken, über deren Unsicherheit Rec. schon mehrmals gesprochen hat.) S. 54 führt jedoch der Verf. eine Epidemie ächter thierischer Kuhpocken an, welche Aufmerksamkeit verdient. Binnen wenig Wochen waren über $\frac{2}{3}$ aller milchenden Kühe damit befallen, Sie zeigte sich in Gestalt kleiner Linsen, von Anfangs milchblauer, nachher aschgrauer, und am Rande stahlblauer Farbe. In Zeit von 5 bis 8 Tagen waren sie so groß, wie mittlere Vitsbohnen, nur runder, und bekamen einen brennend rothen Umkreis. Jede Pustel hatte einen gesenkten Mittelpunkt, der sich bey der Füllung erhub, aufbrach, eine schmutzige gelbe Kruste ansetzte, die ohne ein Geschwür zu hinterlassen, abfiel. Neben diesen blauen Blattern brachen bey vielen Kühen zwischen dem 5—11 Tage linsengroße, kaum erhabene, härtlich anzufühlende, rothe Flecken hervor, welche nach 4—5 Tagen wieder verschwanden. Von diesen Kühen wurden 9 Mägde angesteckt, es zeigten sich harte, dunkelrothe, heftig juckende Flecken, welche tief in der Haut zu liegen schienen. Sie erhuben sich nach einigen Tagen, wie bleyfarbige Blasen in der Größe von Mückenstichen. Sie wurden immer blauer; die Ränder hervorstechender, es bildete sich eine nicht tiefe Delle. Ohngefähr am 13ten Tage kam ein rother Hof, der zuletzt wohl $\frac{1}{2}$ Zoll breit wurde. In ihrer größten Höhe waren diese Pocken beyläufig $\frac{2}{3}$ kleiner als die natürlichen (thierischen) Kuhpocken. Die Angesteckten spürten auch Wirkungen auf die allgemeine Konstitution. Herr M. impfte von der Materie zweyer Kühe 3 Kinder mit verschiedenartigem Erfolge. Nr. 1. bekam am 8ten Tage rothe Impfstellen, leichte Zuckungen; am 9ten schmerzhafte starke Geschwulst des Arms, Achselschmerz, heftiges Fieber; am 10ten große Unruhe, Schweiß, Röthe der Stellen; am 11ten allgemeinen, rothen, frieselichten Ausschlag, der drey Tage stand, und in kleienähnlichen Schuppen abfiel. Das Kind kränkelte 2 Monate lang, und bekam allerley subsequente Ausschläge. Nr. 2. bekam am 5ten Tage an beyden Impfstichen kleine, hochrothe Knötchen, die am 6ten deutliche Dellen und einen festen, feuerrothen Rand hatten, und eine wasserhelle Lymphe enthielten. Am 9ten waren sie wie große Linsen, blasenförmig, mit starker peripherischer Röthe versehen, der Arm sehr geschwollen und schmerzhaft. In der Nacht vom 10ten auf 11ten, kam starkes Fieber, Irrereden und leichte Zuckungen. Dieser Fieberzustand dauerte

 bis

bis zum 10ten, wo kleine spitze Knötchen über den ganzen Körper ausbrachen, die den Spitzpocken ähnlich waren. Nr. 3. bekam am 7ten Tage um die Impfstelle Röthe, die am 10ten sich bis zur Handwurzel ausgebreitet hatte. Der Arm schwoll und schmerzte sehr. Am 11ten kamen heftige Konvulsionen, am 12ten war der ganze Körper, den leidenden Arm ausgenommen, mit kleinen rothen Flecken besäet, welche sich theilweise erhoben und ausbildeten; am 13ten wurden heftige Konvulsionen, der Ausschlag veränderte (aber wie?), am 14ten leichtere Krämpfe, der Ausschlag mehr ausgebildet, breite blaßrothe Bläschen, ohne Delle; der Arm besser; am 15ten das Befinden leidlich, schwaches Fieber, die Pusteln zeigten etwas Eiter, und einen feinen rothen Hof, der am 16ten etwas breiter wurde. Am 22sten setzte sich eine trockne braune Kruste auf jeder Blatter an, und das Kind war gesund. Dieß Kind gab während des Verlaufes dieser Geschichte einigemal Würmer von sich, (woher vielleicht die schweren Zufälle rühren mochten.) Von diesen Kindern wurde nun weiter geimpft, und die gewöhnliche geimpfte Kuhpockenkrankheit hervorgebracht. Nr. 2. wurde mit Menschenblatterngift ohne Erfolg reinokulirt. Was der Vf. weiter über die Ursache und Entstehung der Kuhpocken sagt, übergehen wir, da wir uns ohnehin schon so lange bey dieser Schrift aufgehalten haben, und dennoch auch aus diesen Untersuchungen nichts Gewisses hervorgeht. In dem Abschnitt von geimpften Kuhpocken kommt auch noch Manches vor, was einer Auszeichnung werth wäre; wir müssen es aber übergehn, um zu den andern Schriften zu kommen.

Nr. 6. ist eine der vollständigsten Abhandlungen über die Kuhpockenimpfung, welche wir nur haben. Sie kommt nur für das große Publikum ein wenig zu spät; für das kleinere der Landsleute des Verf. kann sie noch Interesse haben, wie der Verf. erwartet.

In Nr. 7. ist die Jennersche Theorie der Kuhpocken aufs neue, und mit verstärkten Gründen aufgestellt. Ein Schmid hatte ein Pferd mit der Grease (Rec. behält dieß Wort nach dem Vorschlage des Verf. bey,) in der Behandlung, das ihm einen Ausschlag an den Händen mitgetheilt hatte, welcher aus einzelnen Pusteln mit wäßrichter Feuchtigkeit angefüllt, und mit einem rothen Kreise umgeben, be-

stand.

stand. Ein junger Mensch, welcher Arzneyen auf die Ferse eines mit der Grease behafteten Pferdes legte, bekam Fieber und schmerzhafte Geschwüre an den Händen, auf deren jedem sich eine Blase zeigte. Bald nach der Erscheinung dieser Blase sah man rothe schmerzende Streifen bis unter die Achseln hin, wo sich eine Geschwulst bildete. Der Verf. impfte aus diesen Pusteln. Einige Tage nach dieser Impfung sah man eine Entzündung, und am 8ten Tage eine Blase. Der Kranke fieberte leicht. Die Krankheit hatte vollkommen den Charakter der wahren Kuhpocken. Auch wurde eine Kuh mit derselben Materie geimpft, und dadurch auch eine wahre Kuhpocke hervorgebracht. Von dieser Kuh wurde wieder ein Kind inokulirt, welches genau die Kuhpockenerscheinungen gab, und ohne Erfolg mit Menschenblatterngift geimpft wurde. Dergleichen Versuche sind noch einige in dieser kleinen Schrift enthalten. Einigemal wurden jedoch die Impfungen auch umsonst vorgenommen, und der Verf. schließt daraus, (wahrscheinlich zu übereilt,) daß es zwo Arten von Grease gebe, die sich in ihrer Eigenschaft, Menschen und Thiere anzustecken von einander unterscheiden. Auch wurden jene Pferde, deren Materie ansteckte, allgemein krank; diejenigen aber, die nicht ansteckten, nur örtlich. Der Uebersetzer fügt einige Bruchstücke aus seiner Korrespondenz mit Jenner bey, welche diese Theorie noch mehr begründen sollen. Wiederholte Versuche werden sie wohl bald bestätigen oder widerlegen können. Und gewiß verdient die Sache die Aufmerksamkeit aller Aerzte, besonders in England.

Nr. 8. zeigt in einem leichten, fließenden Tone, wie vergeblich die Bemühungen der Aerzte gewesen seyen, die Menschenblattern gelinder zu machen, oder ganz auszurotten, welchen großen Werth die Entdeckung der Vaccination habe, wie trefflich human die Aerzte unserer Zeit sich durch den Enthusiasmus gezeigt haben, womit sie diese Entdeckung aufgenommen haben, u. s. w. Diese letzte Tugend unserer jetzigen Aerzte nimmt der Verf. nun in Anspruch, und hofft von derselben, daß durch sie — durch allgemeine, gleichzeitige Impfung — die Ausrottung der Menschenblattern zu Stande gebracht werden könne und müsse. Seit 1771 bis 1801 hat der Verf. mehr als 800 Menschen die Menschenblattern, von 1801 bis jetzt 1381 die Kuhpocken geimpft. Er hat also gewiß seine Vorschläge, die Kuhpockenimpfung

möglichst

möglichst zu verallgemeinern, auf reife Erfahrung gegründete Beyspiele anerkannt kluger und vernünftiger Leute und unentgeldliche Impfungen, öffentlich angestellte Impfungen hält er für die wirksamsten Hebel. Reinokulationen bewirken oft Mißtrauen, weil Unkundige daraus urtheilten, der Arzt selbst müsse den Kuhpocken keine Schutzkraft zutrauen. Unter allen Benennungen schien dem Verf. der Name Kuhpocken den Landleuten am besten zu behagen, sie fürchteten von ihrem geliebten Hausthiere, ihrer Ernährerinn, nichts Böses, sie seyen wohl gar stolz, daß Landleute die ersten Entdecker dieses Rettungsmittels waren. Mehrere solcher feinen, aus vertrauter Bekanntschaft mit dem Volke geschöpfter Bemerkungen müssen wir übergehen; nur darin sind wir nicht einig mit ihm, daß man, um den Ruf der Impfung zu sichern, die schwachen, ungesunden und sehr jungen Impflinge meiden solle. Man muß Alle impfen, nur mit Restriktion und Präkaution. Anders ist es mit epidemischen Krankheiten. Sind diese wichtig und gefährlich: so impfen auch wir, wie der Verf., nicht. Noch müssen wir vorschlagen, lieber eine Impfnadel zu nehmen, als eine Lanzette, weil erstere weniger Aufsehen macht, weniger gefährlich aussieht, weniger glänzt, u. s. w. Wir empfehlen diese Piece, welche eine kurze und doch vollständige Politik der Vaccination enthält, allen anfangenden Impfern.

Nr. 9. giebt eine Zeichnung der stufenweisen Entwickelung der Kuhpocken vom Tage der Impfung an bis zum 16ten, nebst dem um diese Zeit entstehenden pustulösen Ausschlage (Pimples.) Sie ist zwar mit Genauigkeit entworfen; dennoch vermissen wir bey manchen Punkten die nöthige Treue. Z. B. die Impfpustel ist am 6ten, 7ten Tage nicht so roth, wie hier; sie ist schwach fleisch- oder silberfarbig, und der Punkt in der Mitte der Zeichnung giebt ihr nicht das vertiefte Ansehen, was alle Kuhpocken mitten haben, das wulstige Ansehen des Randes fehlet, der Hof um die Pustel des 7ten, 8ten Tages ist zu breit, er drängt sich in der Natur alsdenn dicht um die Pustel herum, messerrückenbreit, nicht zerflossen oder den Flohflecken gleich, wie in der Zeichnung, der Hof des 11ten Tages changirt mehr ins Livide, als hier, der Schurf des 14ten Tags ist glänzend bräuner, wie Kirschbaum- oder Mahagonyholz, die Pimples sind nicht

so

se-roth; die scharlachrothe Efflorescenz um die Impfstelle (Raab) ist vergessen worden.

An Nr. 10. hat die Kuhpockenimpfung einen Gegner, welcher ihr die Impfung mit Menschenblatterngift noch weit vorziehet. Er disputirt darüber schon in der Vorrede; aber schon diese ist voll unrichtiger Begriffe über die Kuhpockenkrankheit, z. B. man könne die Kuhpockenlymphe nur durch Faden verschicken, von zu scharfer Lymphe könnten falsche Kuhpocken entstehen, u. dergl. m. Weiterhin tadelt er sehr, daß man eine neue Krankheit einführen wolle, statt eine alte zu verbannen; die Kuhpockenkrankheit habe zu wichtige Symptomen in ihrem Gefolge, als daß sie für unbedeutend gehalten werden könne, es könnten sehr leicht falsche Kuhpocken mit den wahren verwechselt werden. Der Uebersetzer zeigt aber schon S. 149, daß des Verf. Widerwille gegen die Kuhpockenimpfung größtentheils auf Mißverständnissen beruhe. Er hätte deßhalb auch diese ganze Schrift, welche für die Deutschen nicht das geringste Neue enthält, unübersetzt lassen sollen. Die zweyte und geringere Hälfte derselben beschäfftigt sich noch mit praktischen Beobachtungen über den Nutzen äußerer Anwendung der Arzneymittel durch Einreibung (Anatipsis.) Er giebt auch einige Kompositionen höchst wirksamer Mittel, eines spirituösen Linimentes aus Wacholderspiritus, wesentlichem Nelkenöl und Muskatbalsam (was gewiß durch wohlfeilere ersetzt werden kann) bey Durchfällen, eines Rustaingischen Pflasters, was jederzeit die Milchkrankheiten verhüte, und aus Lithargyr. ℔jj. Ol. olivar. ℔jß, Cer. flav. ℔j. Terebinth. Ol. lauri aa. unc. jV. Gi opoponac. unc. IIß. Bdell. Amoniac. Sarcow (?) Oliban. Mastich. Myrrh. aa. unc. II. Aloes unc. I. rad. Aristoloch. unc. II. Camphor unc. III. besteht, und endlich eines geheimen Specifikums gegen die Lustseuche an, welches kein Quecksilber enthalte. Von diesen schönen Sachen mag Gebrauch machen, wer will!

Wichtiger, als diese Schrift, ist Nr. 11., auch ein Gegner der Kuhpockenimpfung. Es soll nicht Eigensinn und Unwissenheit seyn, sagt der Verf., was ihn bisher von der Kuhpockenimpfung zurück hielt; dennoch scheint er, wie wir

sehen

sehen werden, von ersterem nicht ganz frey, und der letztern in sofern zu bezüchtigen zu seyn, als er mehrere der neuesten bessern Schriften über die Kuhpockenimpfung mit Stillschweigen übergeht. Er geht von der Entstehung, dem Gange und Charakter der Menschenblatternkrankheit aus, um gegen die Kuhpocken zu fechten. Aber auch hier sind schon einige Angaben, welche wir unmöglich unterschreiben können. Der Verf. nimmt nämlich einen Keim, Stoff, Zunder im Menschengeschlechte an, aus welchem sich die Blattern entwickeln; dieser sey deßhalb wahrscheinlich, weil nur der Mensch, und nur Einmal im Leben die Blattern bekomme. Ueber diesen Punkt ist man aber doch heut zu Tage einverstanden, daß er falsch ist. Sollte die Seekrankheit deßhalb einen Keim zur Ursache haben, weil jeder Reisende zur See sie Einmal bekommt? Ist es nicht mit den meisten Kinderkrankheiten, Keichhusten, Masern, Scharlach derselbe Fall? Hat die Venusseuche deßhalb einen Keim in jedem Menschen, weil nur der Mensch ihr ausgesetzt ist? — Dieser Keim soll nach S. 25 sogar eine natürliche, zur Oekonomie des m. K. gehörige, zu andern Zwecken bestimmte Materie seyn, die nur durch besondere, jenen, welche die ersten Blattern hervorbrachten, analoge Ursachen zum Blatternstoff ausarte. Dieser Stoff ist also zugleich zu erhaltenden und zerstörenden Zwecken eingerichtet? — S 27 meint der Verf., es sey gar nicht wahrscheinlich, daß die Blatternkrankheit bloß und allein durch Ansteckung fortgepflanzt werde. Auch hierin hat er die Stimme der mehrsten und besten Aerzte gegen sich. Minorka, Rhodeeiland, St. Helena, hatten sich bekanntlich auf lange Zeit durch Quarantaineanstalten gesichert, und gewiß kann das jedes Dorf. Alles was der Verf. vorbringt, hat durchaus kein Gewicht. Er widerspricht sich auch selbst, wenn er S. 43 sagt, bey der Menschenblatternimpfung sorge jeder Arzt dafür, daß das bey Geimpften erzeugte Blatterngift Andern nicht nachtheilig werde; wie kann denn der Arzt sorgen? — Der Verf. geht nun in seinem paradoxen Ideengange immer weiter, und behauptet S. 35, es sey nicht wahrscheinlich, daß man der Pest durch Quarantainen und Kordons Schranken setzen könne; sondern die Pest habe da aufgehört, wohin die epidemische Ursache nicht reiche. Daß doch ja die Beherrscher der österreichischen Monarchie nicht auf die Stimme unsers Verf. hören mögen!!

mögen!! — Obschon wir zugeben, daß allgemeine Impfungen jetzt noch nicht die Blattern auf immer ausrotten werden: so glauben wir das doch nicht wegen des dem Verf. so furchtbaren Keimes S. 37; sondern weil es möglich ist, daß doch noch hier und da ein inficirtes Wesen verborgen seyn könnte, wodurch neue Ansteckung bewirkt würde. — Einiges, was nun S. 45 f. folgt, wollen wir übergehen, weil es nichts ist, als Herzische Sophisterey. Nur wie der Verf. S. 71 sagen konnte, daß den Fanatismus (mit diesem Namen sucht der Verf. die edle Humanität der jetzigen medicinischen Welt zu beschmutzen!) für die Kuhpockenimpfung Anglomanie, Vorliebe, blindes Zutrauen zu englischen Erfindungen, Mode- und Neuerungssucht, Spekulationsgeist, und anscheinende Vortheile hervorgebracht hätten, begreifen wir nicht. Der Verf. bezüchtigt die Geschichte der Kuhpockenimpfung in Deutschland damit vieler grober Unwahrheiten! — Was er nun ferner gegen die Kuhpockenimpfung vorbringt, ist aus Schelvers bekannter Schrift genommen, und schon vielmals widerlegt. Daß Herr M. noch große Lücken in seiner Lektüre über die Kuhpockenimpfung hat, zeigt die Behauptung S. 100, daß man noch keine deutliche und unbezweifelten Merkmale wahrer Kuhpocken habe, daß die Lehre von wahren und falschen Kuhpocken ein grundloses Vorgeben sey, u. dergl. — Das Vorgeben, daß die Kuhpockenimpfung nicht vor Menschenblattern sichere, was der Verf. durch mehrere Fakta zu belegen sucht, kann so lange keinen Beweis abgeben, als diese Fakta nur einseitig, von einzelnen Aerzten, noch weniger, wenn sie von einem einzelnen Wundarzte S. 131 bescheiniget werden. Und gesetzt, es sollte mancher Vaccinirte nochmals geblattert haben; haben denn nicht auch Humangeimpfte, ja sogar natürlich Geblatterte manchmal doppelt geblattert? Hier kann nicht die Rede von einzelnen, höchst seltenen Ausnahmen seyn. — Mitunter wird auch der Verf. wirklich matt, z. B. S. 149 wo er fragt, wenn Anlage, Empfänglichkeit, für die Kuhpockenimpfung nöthig sey; warum denn die Kühe wahre Kuhpocken bekämen, da sie bekanntlich auch keine Anlage zu Blattern hätten? — Ob wirklich die meisten Vaccinirten in Prag langwierige Hautausschläge bekommen haben, darüber erbitten wir uns von andern Prager Aerzten z. B. Herrn Melitsch, einige Nachricht. Aber ein seltsames Beyspiel

spiel von wirklich durch die Kuhpockenimpfung vorgegangener partiellen Brutalisation müssen wir noch zum Schlusse in extenso ausziehen, weil Herr M. dasselbe, als Mann von Ehre, für wahr S. 180 f. anführt: Ein Mädchen von 2 Jahren ward im Februar vaccinirt. Als die Kuhpockenimpfung ordentlich verlaufen, und die Schurfe abgefallen waren, zeigten sich an den Impfstellen beyder Arme Haare besonderer Art, die der Verf. im August selbst sah. Die Arme waren unbehaart bis auf die Impfstellen, wo sich beynahe ½ Zoll lange, schwach gekräußte, blonde, aber ins Röthlichte schielende Haare befanden. Sie hatten wirklich mit dem feinen Haare, das die Kühe am Euter zu haben pflegen, viel Aehnlichkeit. (Vielleicht bekommt das Kind auch noch ein Euter an der Impfstelle?!) Die ganze Schrift benimmt dem Werthe der Kuhpockenimpfung auch nicht ein Jota. Wäre sie zu den Zeiten der Herzischen Schrift erschienen: so hätte auch sie vielleicht einige Tage lang Aufsehen erregen, und die bewegliche Phantasie einiger Unkundigen in Furcht setzen können. Jetzt vermag sie das nicht einmal. Wir bitten nur Herrn M. sich selbst zu überwinden, und den Anfang mit Impfen zu machen. Ist er der Mann von freyem Urtheile, der er seyn will: so werden wir gewiß auch einmal eine Schrift für die Kuhpockenimpfung von ihm lesen.

Mz.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Fünf und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Romane.

Romando. Ein romantisches Gemälde der Schwärmerey, der Ideale und der Geheimnisse. Herausgegeben von Julius Wallenhorn. Erster Theil. Dresden, bey Gerlach. 1802. 304 S. Zweyter Theil. 240 S. 8. 2 Rl. 8 gr. geh.

Der Verfasser wollte die mannichfaltigen Verirrungen des menschlichen Geistes, wenn er sich in die Gefilde der Schwärmerey gänzlich verliert, romantisch darstellen. — Gut! Darstellungen von dieser Art haben wir zwar schon; aber es bleibt immer noch ein verdienstliches Werk, durch das Vehikel eines Romanes, die Menschen vor Verirrungen der Schwärmerey zu verwahren. Nur hätte der Verf. in seinen Malereyen sich nicht selbst zuweilen zu weit verirren sollen. Vorzüglich gefällt er sich, wenn er irgend ein Naturereigniß, z. B.: Es war Morgen — Mittag — Abend — Nacht u. dgl., oder eine ländliche Gegend darstellen will. Dann wird seine Diktion so romantisch, sein Styl so poetisch, daß er in's Pretiöse fällt, oder auch wässericht wird — kurz gegen die übrigen Theile des Ganzen absticht:

> Purpureus, late qui splendeat, unus et alter
> Assuitur pannus; cum lucus et ara Dianae
> Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
> Aut flumen Rhenum aut pluvius describitur arcus.

So darf man wohl jetzt schon urtheilen, obgleich der Verf. die Richter des Geschmackes bittet, nicht ehr ihr Urtheil mit Gewißheit auszusprechen, als bis das Werkchen vollendet ist. — Dergleichen mit poetischrhetorischen Floskeln überladene Stellen werden aber immer, auch nur als Fragmente betrachtet, purpurne Lappen bleiben. Nicht zu gedenken, daß des Verf. eigenes Gefühl schon selbst, laut der Vorrede, scheinet geahnet zu haben, daß er die Farben zu grell aufgetragen habe.

D.

Kleine Romanenbibliothek. Jahrgang 1802. Mit Kupfern. Göttingen, bey Dietrich. 1802. 10 Bog. 12. 1 Rg. 6 gr.

Dieselbe. Jahrgang 1803. Leipzig, bey Wolf. 1803. 10½ Bog. 12. 1 Rg. 6 gr.

Wir können dem Lobe, welches einer unsrer Kollegen (N. Allg. D. Bibl. LIX. B. S. 53 folg.) den ersten Jahrgängen dieses kleinen Buchs ertheilt hat, mit gutem Gewissen beypflichten. Wer in der Absicht lieset, sich zu unterhalten, wessen Geschmack nicht gar zu sehr verwöhnt ist, wer es mit der richtigen Anordnung und schönen Darstellung der Begebenheiten nicht gar zu genau zu nehmen pflegt, wird hier gewiß seine Rechnung finden. Gegen Anstand und Moralität ist nirgends gesündigt; die Auswahl ist von dem Herausgeber (Hrn. Magister und Assessor C. Reinhard in Göttingen.) nicht unglücklich getroffen, und das Ganze zur unschädlichen Zeitverkürzung recht sehr geeignet.

Ein Verzeichniß des Inhalts zu geben, wie unser Vorgänger gethan hat, scheint uns überflüssig zu seyn; wir wollen uns also darauf beschränken, die Namen der Verfasser der hier gelieferten romantischen Kleinigkeiten zu nennen, und einige der vorzüglichsten unter den letztern auszuzeichnen.

Als Mitarbeiter an diesen beyden Bändchen haben sich genannt: Meißner, Schink, Reinhard, Lafontaine und Starke; wozu noch Aufsätze von einigen Ungenannten, und Uebersetzungen aus dem Französischen des Florian; dem Öh-

nischen

nischen des Rahbek, und dem Schwedischen des Leopold kommen. —

In dem Jahrgange 1802, hat uns Schinks Erzählung: der Dichter; vorzüglich gefallen. Natur, Wahrheit, und eine lebhafte hinreißende Darstellung vereinigen sich, diese Novelle zu einer sehr interessanten Lektüre zu machen. Sie wird hie und da von poetischen Stellen unterbrochen, deren wir eine (S. 7) abschreiben wollen:

»Ja! ich fühl's, die Reize, die Dich schmücken,
»Eines Engels Reize sind es nur;
»Und die Züge, die das Herz entzücken,
»Züge sind es himmlischer Natur.
»Es ist Trank aus eines Engels Händen,
»Der mir neue Lebenskräfte regt;
»Nur mich weniger zu blenden,
»Hast Du Deine Flügel abgelegt.«

Meißners Beyträge in beyden Jahrgängen, zeugen von dem, eben so rühmlichen als gelingenden Bestreben dieses schätzbaren Schriftstellers, seine Manier immer weniger manierirt, und dadurch fehlerfreyer zu machen. Besonders ist die Anekdote: die Treffe Dame überschrieben, eben so pikant dem Inhalte, als der Darstellung nach.

In Starke's Aufsätzen lebt und webt dieselbe Natur und Innigkeit; verbunden mit dem Zauber einer schmucklosen, aber höchst anziehenden, und jedem reinem Gemüthe freundlich zusprechenden Darstellung, welche man in seinen häuslichen Gemälden mit Recht hochschätzt.

Die Beyträge des Herausgebers erheben sich nicht über das Mittelmäßige.

Vor dem Jahrgange 1802 steht J. F. Schink's Bildniß. Außerdem befinden sich bey demselben noch zwey, bey dem folgenden, drey, von Schubert gezeichnet, und von Riepenhausen gestochene (ziemlich leidlich gerathene) Kupferstiche.

Gk.

Emilie von Alten, oder Lieb' und Treue. Von Gottlieb Müller, Verfasser der Agnes Linden,

der Elise von Walheim, u. s. w. Erster Theil. 15 Bog. Zweyter Theil. 21 Bog. Wien, bey Schaumburg. 1803. 8. 2 Rg.

Laut des Zusatzes: „Verf. der Agnes Linden, u. s. w." ist Hr. Gottlieb Müller schon mehrerer Romane schöpferischer Urheber, und, wie es scheint, ein gelesener Schriftsteller; wenigstens pflegt man sich nicht leicht mit einer Vaterschaft breit zu thun, von der man keine Ehre gehabt hat, und gelesen werden, ist denn doch eine Ehre, wenn gleich nur eine sehr relative. Rec. gönnt nun Hrn. Müller sein Lesepublikum von ganzem Herzen; obgleich er auf die Ehre, ein Mitglied desselben zu seyn, Verzicht thun muß. Kaum kennt er Agnes Linden dem Namen nach, — von denen, — und so weiter — hat er gar nichts gehört — und gegenwärtige Emilie von Alten macht ihn durchaus nicht lüstern nach ihrer Bekanntschaft. Wenn man sich so wenig auf die Erfindung interessanter Vorfälle, auf die schickliche Anordnung der erfundenen Begebenheiten versteht; wenn man die Entwickelung, die der Leser schon in der ersten Hälfte des ersten Theils voraussieht, so langweilig durch zwey dicke Theile herausspinnt, und so die Unwahrscheinlichkeit dieser verspäteten Entwickelung, bis zur Ungereimtheit treibt; wenn man so wenig weiß, was Charakteristik und Styl ist; wenn man, in der Meinung, pathetisch zu seyn, burlesk und platt wird, wo man witzig seyn will, und dennoch sein Publikum findet: so ist das für die Verleger solcher Bücher recht gut und erfreulich; aber auf keine Weise begründet der Beyfall so eines Publikums den Beruf des Gelesenen zum Schriftsteller. Doch darauf kommt es auch bey Lesern, wie sie sind, nicht wie sie seyn sollen, wenig an; und so empfiehlt Rec. ihnen auch diese Emilie von Alten, als Waare für sie. Die weniger genügsamen, höhere Ansprüche machenden Leser, dürfen nur ein paar Kapitel des Buches durchlaufen, um es auch, ohne des Rec. Warnung, sogleich, als ein „Noli me tangere!" aus der Hand zu legen.

Rf.

Eduards

Eduards Verirrungen. Ein Roman. Frankfurt am Main, bey Wilmans. 1803. 15 Bogen. 8. 20 gr.

Der Roman entspricht seinem Titel. Eduards poetisch empfindsame Schwärmereyen, die ihn immer mit sich fortreissenden Wechselgefühle seines leicht beweglichen Herzens, seine schnellen Verliebungen und immer neuen Liebschaften, sind würklich nur Verirrungen. Sie abgerechnet, ist eine erzgute Haut vom Menschen, dem man das Glück, dessen er endlich, in Liebchens Armen genießt, gern gönnt. Große Vorfälle und verwickelte Begebenheiten, muß man in dem Büchlein nicht suchen, alles geht ganz einfach und natürlich zu. Eben so stehet es um des Verf. Schreibart. Gefällig und kunstlos erheben sie sich über das Gewöhnliche, ohne sich hervorstechend auszuzeichnen. Die Wirkung dieser Dichtung auf den Leser ist daher nicht tief, aber doch auch nicht so flach, wie bey dem größern Theile von Leserfutter dieser Art.

Die Lazaroni. Vom Verfasser des Romans, Albano der Flötenspieler. Erster Theil. 15 ½ Bog. Zweyter Theil. 13 ¾ Bogen. Mit zwey Kupfern von Penzel. Leipzig, bey Gräff. 1803. 8. 2 Rt.

Rec. kennt den Albano des Verf. nicht; darf er aber von den Lazaroni's auf ihn zurück schließen: so ist das Buch gewiß nicht ohne Verdienst. In gegenwärtigem Romane wenigstens ist eine glückliche Erfindungs- und Darstellungsgabe nicht zu verkennen. Es geht zwar ein wenig außergewöhnlich oder romanhaft darin zu; aber doch nicht unnatürlich und abentheuerlich, wie es der neueste Autorschwindel wohl gewöhnlich treibt, und der neueste Leseschwindel verlangt. Keine der in Handlung gesetzten Personen, tritt gewaltsam aus ihrem gegebenen Charaktere, und der Styl ist lebhaft, blühend und leicht. Als Unterhaltungslektüre, läßt sich daher das Büchlein mit gutem Fug empfehlen. Das Horazische delectare erfüllt es gar nicht uneben; um das prodesse steht es freylich so! so! Doch bis dahin gieng auch wohl schwerlich die Tendenz des Verfassers.

Unbemerkt, wie sie mit den Truppen Nantes verließ, entz, stiehlt sie sich ihnen auch, sucht eine Freundinn auf, und zieht wieder Mädchenkleider an. Dann flüchtet sie sich zu einer Freundinn nach Doue. Sie packt ihre Nationaluniform ein, und verläßt auf der Diligence Ancenis. Nahe bey einer kleinen Stadt wird der Postwagen von, hinter den Hecken versteckten, bewaffneten Leuten angefallen, Musketenkugeln pfeifen, ein junger Mensch in der Diligence wird erschossen, und von seinem Blute besprützt, stürzt unsre Heldinn besinnungslos zu Boden.

In den Armen eines höchst häßlichen, rohen und wilden Kerls erholt sie sich wieder. Vor ihren Augen beraubt er den getödteten jungen Menschen, ergreift sie dann mit seinen blutbefleckten Händen, reißt sie aus dem Wagen, und überliefert sie seinen Kameraden. In eben dem Augenblick sieht sie einen jungen Menschen in vollem Laufen dem Räubertrupp entspringen. Die wilde Horde versammelt sich um die Unglückliche, ihre Reitze erwecken zügellose Begierden. Aber das Ungeheuer, das sie aus dem Wagen riß, erklärt die Geraubte für seine Maitresse; Alle zähmen sogleich ihre Lüste, Jeder wünscht ihrem günstigen Schicksale Glück. Sie erfährt den Namen ihres Räubers: Royal-Massacre, und die Blut- und Mordthaten, die er schon verrichtet hat.

Dann geht es der Höhle zu, in der diese Räuberhorde sich verbirgt. Nach einem langen Marsche kommen sie dort an. Es ist ein ausgehöhlter Felsen, angefüllt mit Waffen, geschlachtetem Vieh, unreinlichen Menschen, und Branntweinflaschen. Royal-Massacre schießt ein Pistol ab. Alles läuft herzu. Bey einem ungeheuern Strohfeuer werden an einem alten Degen ganze Stücken Ochsenfleisch gebraten. Dann wird das Mahl zugerichtet, Punsch getrunken und Taback geraucht. Dabey giebt es Musik, Gesang und Mördergesundheiten auf den Untergang der Republikaner; denn die Räuberhorde gehörte zur royalistischen Partey. Royal-Massacre, durch Trunkenheit und Völlerey noch mehr zum Viehe herabgesunken, schleppt seine Beute — trotz eines einbrechenden Gewitters — auf den Felsen hinauf, dort seine Hochzeitnacht zu feyern. Aller Widerstand der Unglücklichen ist vergebens. Schon hält er sie fest umschlungen, als ein Schuß geschieht, und er verwundet zu Boden stürzt. Ein junger Vendeer eilt auf die Befreyte zu, giebt sich für ihren

Gelieb-

Geliebten, Darcourts, Freund aus, und führt sie mit seinen Begleitern, nachdem Royal-Masacre's Leichnam in die Loire hinabgestürzt worden, in das Lager der Vendeer. Durch den, beym Anfall des Postwagens entsprungenen jungen Menschen hat er ihr Unglück erfahren. Im Lager der Vendeer muß sie, zu ihrer größern Sicherheit, Mannskleider anlegen. Sie bekleidet sich mit der weißen Uniform der Vendeer. Ein Hut mit weißer Feder und Kokarde bedeckt ihr Haupt. Ihr Retter lehrt sie das Gewehr brauchen, und am andern Tage steht sie als Schildwacht vor seinem Zelte. Hier hört sie von Darcourt erzählen. Sein Heldenmuth wird gerühmt; aber zugleich erfährt sie, daß er bey einem wilden Gefechte mit den Republikanern, von einer Kugel zerschmettert niedergesunken sey. Bey dieser fürchterlichen Nachricht fällt sie in Ohnmacht, und wird in diesem Zustande in ihres Befreyers Zelt getragen. Als sie sich wieder erholt, hört sie die tröstende Nachricht, daß jener getödtete Darcourt nicht ihr Geliebter sey, sondern nur seinen Namen führe.

Ein Gefecht mit den Republikanern fällt zum Nachtheile der Vendeer aus. Alles flieht, Emilie mit. Auf ihrer Flucht geräth sie aus einer Todesgefahr in die andere. Endlich fällt sie einem republikanischen Kavalleristen in die Hände, den sie aus einem wüthenden Zweykampfe mit einem Vendeer, durch eine dem letzten entwundne Pistole rettet. Sie kommt mit ihm in das republikanische Lager.

Hier entdeckt sie dem Kavalleristen ihr Geschlecht und ihren Stand. Der Kavallerist erfreut, die Tochter eines berühmten republikanischen Generals gerettet zu haben, schlägt ihr vor, mit ihm nach Doue zu gehn. Sie folgt ihm dahin in Nationaluniform. Dort eilt sie, ihre Tante aufzusuchen, und bey ihr wieder weibliche Kleider anzulegen. Aber das Haus ihrer Tante hat sich in eine Schmiede verwandelt, die ehemalige Besitzerinn ist ausgewandert, und ihr ganzes Vermögen konfiscirt.

In dieser hülflosen Lage bleibt ihr kein anderes Mittel, als in einem Krankenhospital zu Doue ihre Dienste anzubieten. Sie ist so glücklich, von den Vorsteherinnen aufgenommen zu werden. Hier entdeckt sie unter den Verwundeten ihren Geliebten. Beyde erkennen sich; sehen aber die Noth-

wendigkeit ein, ihr Verhältniß zu verbergen. Sie wird nun seine Verpflegerinn. Aber nicht lange genießen sie das Glück des Wiedersehens ungestört und verborgen. Ein Spion belauert sie. Bald kommt ein Brief von dem Kommandanten von Doue in das Krankenhospital an. Auf dem Bericht eines Angebers hat der Kommandant erfahren, daß sich ein Vendeer unter den Kranken befindet. Er verordnet daher, keinen Kranken aus dem Hause zu lassen. Der Vendeer darf dem Schaffotte nicht entgehn, er soll das Blut so vieler braven Republikaner bezahlen. Emilie erstarrt vor Schrecken; bald aber erfindet sie ein Mittel zu Darcourts Rettung. Sie entdeckt es ihm. In der Dunkelheit der Nacht werden die Todten aus dem Hospital getragen. Es ist dabey das strengste Stillschweigen anbefohlen. Ein einziger Fuhrmann, meistens betrunken, führt den Leichenkarrn einige Schritt hinaus vor die Stadt, wo die Gräber für die Leichen sind. An ihr ist die Reihe, zwey an ihren Wunden gestorbene Soldaten in den Wagen zu bringen. Darcourt will sich todt stellen. Bey der Dunkelheit der Nacht wird die Täuschung leicht seyn. Der Fuhrmann hat schon Wein erhalten. So wird er, aus der Stadt gebracht, leicht entkommen können. Aber ein neuer Unfall. Der Kommandant traut den mitleidigen Krankenwärterinnen nicht. Er hat ein Kommando Soldaten geschickt, das genau auf alles Acht geben soll, was in dem Hospitale vorgeht. — Doch Emilie ist nicht ganz ohne Hoffnung. Der Kommandant von Doue ist ihr Vater, sie hat ihn gesehn; sie glaubt, sie werde durch ihn den Geliebten retten. Darcourt widersetzt sich dem Vorschlage, er will keine Rettung eingehn, bey der Emiliens eignes Glück in Gefahr steht. Emilie aber läßt nicht nach, bis sie seine Einwilligung hat.

Der Streich wird glücklich ausgeführt. Sie selbst hilft Darcourt auf den Leichenkarren tragen. In Gesellschaft ihres Vaters, der von Allem weiß, begleitet sie den Wagen. Vor dem Thor, nahe dem Begräbnißplatze, richtet Darcourt, nur von seinem Hemde bedeckt, ein Schnupftuch um den Kopf, sich in dem Leichenwagen auf. Mit feyerlichem, pathetischem Tone ruft er dem Fuhrmanne zu: „halt „an Fuhrmann, halt an!“ Der Fuhrmann erschrickt, läuft was er kann, und schreyet; „das ist der Teufel! die Vendeer „werden wieder lebendig. Zur Hülfe! hier ist der Teufel!“

Darcourt

Darcourt entkommt glücklich. Aber auch Emilie muß nun fliehen, damit der Verdacht des Abentheuers ganz allein auf sie falle. Ihr Vater giebt ihr eine Karte an eine alte Verwandte in der Stadt. Sie entflieht, findet die Verwandte, und wird freundlich aufgenommen. Ihr Vater holt sie am andern Tag ab, und bringt sie wieder nach Ancenis.

Hier findet Emiliens Vater nicht nur ein abgebranntes Haus, auch um sein Vermögen sieht er sich betrogen. Er hat es einem Einwohner der Stadt anvertraut, der, eine mächtige Kreatur geworden, es empfangen zu haben, läugnet. Emilie theilt ihres Vaters Kummer, und ein Brief des glücklich geretteten Darcourts läßt sie alles vergessen. Er bittet um ihre Hand durch Priestersegen. Eine halbe Stunde von Ancenis ist ein Gehölz, dort will er die Nacht in Gesellschaft eines Priesters seyn. Emilie erhält ihres Vaters Einwilligung.

Plötzlich erscheint zu ihrem Schrecken Rollard, ein von Emilien abgewiesener Freyer. Auch er ist emporgestiegen, und mit Macht sich zu rächen, bewaffnet. Er erscheint nur, um von einer entdeckten Verschwörung zu reden, und mit der Guillotine zu drohen.

Dennoch eilt Emilie in Gesellschaft ihres Vaters, sobald es Nacht geworden, dem Gehölze zu, in dem ihr Geliebter sie erwartet. Vor dem Walde trennen sich Vater und Tochter. Die blutigen Verhältnisse des Bürgerkrieges verbieten dem letzten, den Gemahl seiner Tochter in seine Arme zu schließen. Er segnet sein Kind, und geht.

Allein nähert sie nun dem Gehölze. Am gegenseitigen Ufer der Loire hört sie die Soldaten Kriegslieder singen. Sie versteckt sich, aus Furcht, von ihnen bemerkt zu werden, hinter ein Gesträuch. Bald bemerkt sie, daß der Gesang nicht vom gegenseitigen Ufer, sondern dicht neben ihr ertönt. Dennoch wagt sie es, weiter zu gehn. Auf einmal sieht sie vom gegenseitigen Ufer einen Nachen abstoßen, sanft über die Loire schwimmen, und gerade da landen, wo die Zusammenkunft mit Darcourt seyn sollte. Sie eilt, dem an das Ufer Klimmenden in die Arme zu fliegen. Indem fallen Flintenschüsse, und plötzlich wird sie mit Ungestüm ergriffen. Mit den Worten: „komm, sieh deinen Geliebten!“ reißt man sie

an's

an's Ufer, und zeigt ihr bey'm blassen Scheine der Fackeln, einen im Blute schwimmenden ermordeten Menschen.

Man sagt ihr, es sey Darcourt, und das Ungeheuer, das ihr die Nachricht giebt, ist der Spion aus dem Hospitale. Sie stößt einen Schrey aus, und entflieht aus allen Kräften.

Sie eilt in ihr Haus; das Haus ist leer, nirgends ihr Vater zu finden. Sie frägt auf der Straße nach ihm, Niemand kann ihr Nachricht geben. Ahnend flieht sie zu Rollard, er sagt ihr, ihr Vater sey im Gefängnisse. Zugleich öffnet er eine Seitenthür, und führt ihr den Spion aus dem Hospitale in Doue zu. Von ihm weiß er Alles. Er hat auch Darcourts Flucht aus dem Krankenhause durch Emiliens und ihres Vaters Hülfe, so wie die vorgehabte heimliche Vermählung entdeckt. Durch ihn ist Darcourt getödtet. Rollard fordert nun Emiliens Hand, oder auch des Vaters Blut fließt auf dem Schaffotte. In dem nämlichen Gehölze, wo sie mit dem Geliebten sich verbinden wollte, soll seine Hochzeit gefeyert werden. Darcourts Mörder soll sie dahin begleiten.

Emilie, ihres Geliebten beraubt, denkt jetzt nur an die Rettung ihres Vaters. Der Vater wird aus dem Gefängnisse befreyt, und sie geht dem Gehölze zu, ihre schreckliche Vermählung zu vollziehn. Hier sind alle Anstalten noch, wie sie Darcourt getroffen hat. Mit Guirlanden umwunden, ein Altar, mit Emiliens und ihres Geliebten Namen. Rollard schiebt hohnlächelnd seinen Namen unter. Eine lärmende Musik ertönt, trunkne Menschen singen die Brautlieder. Schnell ruft Darmond (Emiliens Vater): „meine Emilie soll nicht geopfert werden, ich will wieder in mein Gefängniß." Der Alte wird ergriffen, an einen Baum gebunden, und Rollard setzt ihm ein Pistol auf die Brust. Er soll den Kontrakt unterschreiben; aber standhaft ruft er: „nein!"

In diesem Augenblick fällt ein Schuß. Mehrere folgen ihm. Emilie stürzt sinnlos zu Boden und erwacht wieder, in Darcourts Armen. Durch seine Freunde hat er alles erfahren. Der Ermordete am Ufer der Loire, war eben der, der sie aus Royal-Massacre's Händen befreyte, und sie am Ufer der Loire empfangen sollte, sie in das Gehölz

hülf ihm zuzuführen. Mit Hülfe seiner Getreuen, hat er seinen Freund gerächt, Rollard getödtet, sie befreyt.

Emilie wird nun Darcourts Gemahlinn, und ihr Vater entkommt dem Tod und dem Gefängnisse. Sie folgt dem Geliebten in den Gefechten, und ist in abwechselnden Gestalten ihm immer zur Seite, bis die Gefangenschaft und Ermordung der vornehmsten Vendee-Oberhäupter und endlich auch Darcourts Tod diesem unseligen Krieg ein Ende machen.

So blutig, grausenvoll und empörend diese Begebenheiten sind: so entsprechen sie doch leider! den Greueln jenes mörderischen Krieges, in dem Fanatismus gegen Fanatismus, und Haß gegen Haß, die Stimme der Natur und Menschheit vergessend, den blutigen Kampf stritten, der je die Bürger eines Vaterlandes gegen einander empörte, und die Geschichte der französischen Revolution mit brandmarkendem Griffel auf die Nachwelt bringen wird.

Pl.

Weltweisheit.

Winke über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur sittlichen. Von J. Salat, Doktor der Philosophie. München, bey Lentner. 1802. 1 Alph. 2 B. 8. 1 Rt.

De la Rochefoukaults Gedanken, Maximen, u. s. w. (sagt der Verf. S. 9 u. fg.) sind von der herrschenden Denk- und Handlungsweise solcher Menschen abgezogen, die sich gerade auf den so gefährlichen Mittelstufen der Kultur befinden: wo nämlich der Mensch allerdings schon einen höhern Grad der Ausbildung erreicht hat; wo aber der geübtere (bloß denkende) Verstand, so wie Geschmack und Phantasie, leicht bey der Sinnlichkeit Dienste nehmen, und anstatt im Gefolge des sittlich guten Willens, zur bleibenden Kultur zu führen, durch mancherley feine und künstliche Angriffe auf den Grund der Sittlichkeit durch allmählige Vertilgung jedes schönern und bessern Theils in dem Schosse der Nation, und vermittelst

der

der tausend Ursachen, welche denn in- und durcheinander wirken, über kurz oder lang — wofern nicht ein glücklicher Zufall dazwischen tritt — das Reich der Barbarey selbst wieder herbey führen ꝛc. Da nun aber doch diese Schrift, wegen ihres treffenden Witzes, wegen ihrer sinnreichen Gedanken, und wegen ihres kurzen und glücklichen Ausdrucks in Frankreich und auch in Deutschland besonders in ihrer neuen Uebersetzung noch immer häufig gelesen wird: so hält es der Verf. nicht bloß für seine Pflicht, einige dieser Gedanken ꝛc. näher zu prüfen, und manches, wie er dafür hält, nicht Unwichtige an diesen Leitfaden anzureihen.

Rec. kommt es so vor, als ob der Verf. die Gedanken, Sentenzen, Maximen, ꝛc. des Rochefoucault von einer unrechten Seite angesehen habe. Dieser witzige und geistreiche Höfling ist weit davon entfernt, die Menschen so vorzustellen, wie sie seyn sollten. Nein, er stellt sie vielmehr überall so vor, wie sie in der großen Welt damals wären, und noch zum Theil sind. Seine Sentenzen sind also nicht streng-moralische Vorschriften; sondern Resultate seiner Menschenkenntniß, Klugheitsregeln und Lebensweisheit. Und als solche werden sie bey der eigenthümlichen Annehmlichkeit des Ausdrucks, die er ihnen zu geben wußte, immer noch schätzbar, nützlich und unterhaltend seyn.

Indessen können einige derselben allerdings gemißbraucht werden, und insonderheit den feinen Eigennutz befördern, der im Grunde schon Immoralität ist, und immer mehr dahin führet. Der Verf. giebt sich also Mühe, diese näher zu untersuchen, das Wahre und Falsche darin zu zeigen, und jedesmal die bessern und richtigern Grundsätze anzugeben, worauf sich Tugend und Sittlichkeit am Ende stützt. Einige dieser Untersuchungen hat das lesende Publikum schon mit Beyfall in dem Neuen deutschen Merkur vom Jahre 1793 gelesen; andere aber erscheinen hier zum erstenmal, sind nicht weniger lesenswerth, und machen mit dem Vorhergehenden ein Ganzes aus.

W.

Ausführliches Lehrbuch der moralischen Vernunftreligion, zur Vorbereitung auf das Christenthum.

Für

Für Privaterzieher und alle kultivirte Menschen, welche sich Vernunftgründe ihres Glaubens wünschen, von M. Karl Heinrich Sintenis, Director Emeritus des Zittauer Gymnasiums. Altenburg, im literarischen Komtoir. 1802. XIV und 292 S. 1 Rf.

Der Verf. hat zu Zerbst bey Füchsel ein kürzeres Lehrbuch der moralischen Vernunftreligion herausgegeben, welches, seinem Wunsch zu Folge, in den Bürger- und Bauerschulen gebraucht werden sollte. Wiewohl nun dieser Wunsch nicht erreicht, und ihm von Freunden geäußert ist, daß noch in mehreren Jahrzehenden die Einführung eines solchen Schulbuchs nicht zu erwarten sey: so hat er doch dieß ausführlichere Lehrbuch, als ein Werk für sich, auf jenes kürzere folgen lassen, theils in der Hoffnung, daß es jetzt schon kultivirtere Menschen genug gebe, die dasselbe mit Interesse lesen und benutzen würden, theils damit, wenn einst das kürzere Lehrbuch eingeführt werden sollte, oder wenn Privatlehrer dasselbe gebrauchen wollten, dieß ausführlichere dem Lehrer zur Vorbereitung, und zur Erleichterung des Unterrichts über jenes kürzere Lehrbuch dienen könnte, in welcher Absicht in der Vorrede viele gute Winke gegeben sind.

Mit Enthusiasmus ist der Verf. für das, was er moralische Vernunftreligion nennt, eingenommen, und das ist nichts Anderes, als die Kantische moralische Religionslehre. Er wünscht, mit einem Recensenten in unsrer Bibliothek: „daß für die Ideen der moralischen Gotteslehre der kritischen Philosophie durch Bürger- und Bauerschulen mehr „Empfänglichkeit, Sinn und Geschmack in Umlauf gebracht „würde, so daß gleichsam eine philosophischere und dann „gewiß auch religiösere Generation entstände." Dagegen ist Rec. nicht allein der Meinung der Freunde des auch von ihm sehr hochgeachteten Verfassers, daß dieß in einem Menschenalter, und in mehr als einem Menschenalter, nicht zu erwarten sey; sondern er ist einer der Ueberzeugung des Verf. entgegengesetzten Ueberzeugung, daß es sehr schädlich seyn würde, wenn die Meinung, welche dieß Buch vertheidigt, daß die Religion bloß auf dem moralischen Bedürfniß derselben zu gründen sey, allgemeiner ausgebreitet würde. Die

Ein-

Erfahrung hat es schon gelehrt, und wird es immer mehr lehren, daß Menschen, welche sich einbilden, es gebe keine andern Gründe der Religion, als das moralische Bedürfniß derselben bey dem Glauben an Tugend, am Ende die Religion und die Bestimmung zur Tugend, beyde verwerfen. Komme ich, so schließen sie, bey dem Glauben an Tugend mit mir selbst in Streit, ohne die Religion zur Hülfe zu nehmen, und hat doch die Religion keinen Grund außer dem Bedürfniß derselben, das ich fühle, wenn ich Tugend für meine Bestimmung halte: so irre ich, wenn ich an Tugend als meine Bestimmung glaube. Möglichst froher Lebensgenuß, ohne etwas jenseits zu hoffen oder zu fürchten, ist die von der Natur mir angewiesene Bestimmung; dazu sind mir Verstand und Vernunft nur die Mittel. Dieß ist die Denkart, zu welcher die Meinung geführt hat, daß die Religion nicht ihre von der Moral unabhängigen Gründe habe, und zu dieser Denkart muß diese Meinung führen! Unsre Bestimmung muß nach unsrer Natur beurtheilt werden. Ist für uns mit dem Tode alles aus, und ist kein Gott: so ist die Meinung, daß wir uns einen Endzweck vorsetzen sollen, der nur in einer ewigen Fortdauer erreicht werden kann, eine leere Einbildung. Zuerst muß also Gottes Wirklichkeit und unsere Unsterblichkeit aus andern Gründen uns gewiß seyn, ehe unsere Bestimmung zur Tugend uns gewiß werden kann!

Der Verf. bemerkte die Lücken in seinem Systeme nicht, die doch so sichtbar sind. Er versteht unter Glückseligkeit die Befriedigung unsrer Wünsche und Neigungen. Er schreibt S. 18: die sinnliche Natur schreibe uns vor, nach dieser Befriedigung unsrer Wünsche und Neigungen mit allen Kräften zu streben. Er schreibt S. 55: die Vernunft erkläre den Trieb nach Befriedigung aller unsrer Wünsche und Neigungen für gerecht, wenn er nicht mehr verlangt, als unsrer sittlichen Würdigkeit gemäß ist. Darauf gründet er die Erwartung, daß einst dem Menschen die Befriedigung seiner Wünsche und Neigungen, so weit sie seiner sittlichen Würdigkeit gemäß ist, werde zu Theil werden. Das nennt er eine moralische Weltregierung, und daraus folgert er, es müsse ein Gott seyn. Dennoch lehrt er S. 31 f.: daß gänzliche Unterdrückung des sinnlichen Triebes bey unsrer Selbstbestimmung erst den Handlungen einen sittlichen Werth gebe.

Wie

Wie kann denn der sinnliche Trieb einen Zweck vorschreiben? Gänzlich ihn unterdrücken ist ja Pflicht, welchen Grund giebt also die Vernunft, Befriedigung desselben zu erwarten? Der Verf. hat die Begriffe von der dem Menschen bestimmten Glückseligkeit ganz unrichtig gefaßt. Sinnliche Güter und Freuden sind nach der Vernunft dem Menschen nur bestimmt, theils als Mittel zur Befriedigung seiner Naturbedürfnisse, theils als Mittel, sich in der Tugend zu üben und zu vervollkommnen. Sinnliche Glückseligkeit ist gar nicht für den Menschen nach Verhältniß seiner Tugend bestimmt; denn sie kann und soll nicht Belohnung der Tugend seyn. Geistige Glückseligkeit aber ist eben so, wie Tugend, der Endzweck des Menschen, ist die Belohnung der Tugend, ist wesentlich in der Natur seines Geistes und in der Tugend gegründet, und wird stets dem Menschen nach dem Maaße seiner Tugend zu Theil! Es ist falsch, daß der Trieb nach einem der Tugend angemessenen Maaße sinnlicher Güter gerecht sey! Was würde herauskommen, wenn diese Einbildung das Verhalten der Menschen bestimmte! Wie viele Mißgriffe hat diese Einbildung schon veranlaßt, da man sich eine der Würdigkeit gemäße Vertheilung der sinnlichen Güter zum Zweck setzte! Tugend ist die Quelle wahrer, das ist, geistiger Glückseligkeit des Menschen! Wer die Glückseligkeit der Menschen befördern will, befördre ihre Tugend! Der frohe Genuß des Lebens folgt bey Zufriedenheit mit dem rechtmäßigen Erwerb sinnlicher Güter von selbst! — Hingegen die Harmonie zwischen Tugend und sinnlicher Glückseligkeit, die der Verf. mit Kant als das höchste Gut, als Endzweck des Menschen betrachtet, ist eine moralischschädliche und ganz grundlose Einbildung. Es ist gar kein Grund da, dieselbe je zu erwarten, denn sie soll nicht seyn! Die sinnlichen Güter sollen nicht nach dem Maaße der Tugend, sondern nach dem Maaße der Geschicklichkeit sie zu erwerben, und nach den allgemeinen Grundsätzen des Rechts vertheilt werden. Sie sollen ein Gegenstand der freyen Thätigkeit der Menschen unter allgemeinen Rechtsgesetzen seyn. Sie sollen nicht als einzige sichere Folge und Belohnung der Tugend betrachtet werden. Dieß würde die Lauterkeit der Gesinnung und also die Tugend vernichten; denn der Mensch würde im Grunde jede Aufopferung um der Pflicht willen als eine Obligation, die einst im Himmel mit Zinseszinsen zahlbar sey, betrachten. So ist denn auch der auf die Erwartung einer solchen Har-

monie der Tugend und sinnlichen Glückseligkeit gegründete Glaube an Gott völlig grundlos! Die wahre Harmonie zwischen Tugend und geistiger Glückseligkeit ist immer da, und eine andre ist nicht zu hoffen. Die geistige Glückseligkeit wird immer vollkommner, wie die Tugend vollkommner wird. Aber nicht um der geistigen Glückseligkeit willen, wird die Tugend geübt. Sie soll um ihrer selbst willen geübt werden, weil sie Pflicht ist, und nur dann, wenn sie so geübt wird, entspringt aus ihr, ihre Belohnung, die geistige Glückseligkeit, weil sie nur dann, wenn sie so geübt wird, ächte Tugend, Streben nach treuer Pflichterfüllung ist, und weil nur aus der ächten Tugend die wahre geistige Glückseligkeit entspringen kann. Es ist ein Irrthum, wenn der Verf. mit Kant meint, aus der Betrachtung der Welt könne nur Kunstweisheit ihres Urhebers einleuchten. Zur Welt gehören ja wir Menschen auch, und wie wir moralische Wesen sind: so muß auch der, der uns durch die Vernunft das Gesetz der Weisheit und Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit gab, unendlich weise, gütig, heilig und gerecht seyn. Es kann in der That nur aus der Geschichte der Philosophie, die es beweiset, zu welchen Inkonsequenzen das Vorurtheil für ein gewisses System von jeher verleitet hat, die Härte erklärt werden, womit der Verf. sich wider alle andre Glaubensgründe erklärt, und die Verblendung, welche ihn hindert, den beständigen Zirkel im Schließen zu bemerken, in welchem er sich in allen seinen Beweisen herumdreht. Er erklärt ja selbst das Gebot des Sittengesetzes für ein lächerliches Machtgebot ohne Grund, wenn kein Gott und keine Unsterblichkeit wäre. Er erklärt ohne Gott und Unsterblichkeit seine Bestimmung für ein unauflösliches Räthsel. Und dann ruft er aus, für seine Bestimmung bürge ihm Ewigkeit und Gott! Also für unsre Bestimmung, und dafür, daß das Pflichtgebot nicht eine leere Einbildung ist, bürgt uns Gott und unsere Ewigkeit, und dafür, daß Gott ist und daß wir ewig sind, bürgt uns das Bewußtseyn des Gebots des Sittengesetzes! Ist hier der Zirkel im Schließen nicht sonnenklar?

Der Verf. handelt übrigens zuerst von der physischen und moralischen Natur des Menschen, um das Bedürfniß des Glaubens an Unsterblichkeit und Gott zu erweisen, und dann im ersten Abschnitt vom Glauben an Unsterblichkeit, und im zweyten Abschnitt von Gottes Daseyn und Eigen-

schaften,

schaften, als des Schöpfers und moralischen Regierers der Welt, wobey er alle Gründe außer den moralischen ausführlich bestreitet. Aus dem Glauben an Gott leitet er die Religionspflichten der Ehrfurcht und Demuth vor Gott, des Gehorsams, der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, der Furcht vor Gott und der Reue vor Gott her, und die Erlaubniß zu beten, wobey er das Gebet um Vergebung der Sünden durchaus bestreitet (das doch eine vernünftige Erklärung leidet), und eben so das Gebet um irdische Güter verwirft; hernach aber doch unter Bedingungen dasselbe zuläßt. Endlich ist noch von Pflichten in Absicht der Thiere etwas erinnert, wo zwar die Voraussetzung, daß die Thierseelen einer höheren Vervollkommnung bestimmt seyen, als philosophisch grundlos verworfen; aber doch als wahrscheinlich aus moralischen Gründen anerkannt wird.

Rg.

Untersuchungen über den Antheil der Einbildungskraft an den Werken der Dicht- und Redekunst. Ein Beytrag zur Philosophie und der Aesthetik, von J. G. Sauer, Prediger in Burggrück bey Koburg. Penig, bey Dienemann. 1803. 17 Bog. 8. 18 gr.

Was ist das Eigenthümliche der dichterischen und das Eigenthümliche der rednerischen Einbildungskraft? Worin unterscheiden sich beyde von einander, und wie verhalten sie sich zu einander? Was ist die Ursache dieses Unterschiedes und Verhältnisses? Welchen Antheil hat jene an poetischen, diese an rednerischen Produkten? Und nach welchen Gesetzen wirken beyde in ihrer Sphäre? — Dieß sind die Fragen, die der Verf. in dieser kleinen Schrift zu lösen verspricht. Die Einbildungskraft überhaupt ist ihm erstlich das thätige Princip in der Anschauung innerer und äußerer Objekte; zweytens die Plastik unseres Geistes, die durch ihren bildenden und belebenden Einfluß unsere Gefühle zum Gegenstande eines erhöheten Interesse macht; drittens das Vergnügen, welches den Widerstreit zwischen Endlichem und Unendlichem durch Ideale zu lösen sucht, und endlich viertens, die Kunst, die den aus der Wirklichkeit empfangenen Stoff verarbeitet.

Den Unterschied zwischen der rednerischen und poetischen Einbildungskraft bestimmt er auf folgende Weise: Erstlich, sie ist beym Dichter Hauptkraft, beym Redner Hülfskraft; die poetische Einbildungskraft schafft schöne, die rednerische zweckmäßige Produkte; die Produkte der erstern haben ihr Daseyn und ihren Zweck in sich selbst, die Produkte der letztern sind nur dem Zwecke der Rede förderlich, und würden, im Fall sie diesem schadeten, auch wenn sie übrigens noch so schön und gut angebracht wären, vermieden werden müssen. Zweytens, die Einbildungskraft des Dichters ruht mit Innigkeit und Wärme über den Gestalten, die sie producirt, und brütet sie dadurch zu lebenden, wohl gar zu Göttergestalten aus; der Redner, der in einem Ideen- nicht in einem Feen-Reiche lebt, sucht umgekehrt diese Göttergestalten ihrer poetischen Hülle wieder zu entkleiden, und in die übersinnliche Wahrheit umzusetzen, um dem Menschen ihren rechten Begriff und Ursprung beyzubringen. Drittens, die Ideen des Redners sind Erzeugnisse seiner Vernunft, die sich auf einen künftigen Zustand der Menschheit beziehn, die daher nicht bloß aufgefaßt, sondern auch zur Ausübung gebracht werden sollen, welches geschieht, indem sie außer der Vernunft auch von der Phantasie aufgefaßt werden; die Produkte des Dichtergenies hingegen sollen nur angeschaut, d. h. der ästhetischen Urtheilskraft des Menschen vorgestellt, nicht durch die Vernunft erkannt, sondern durch die Einbildungskraft zur sinnlichen Anschauung gebracht werden. Viertens, die Empfindungen, die der Redner in seinem Zuhörer erregt, dienen nur, dem Gedachten Eingang und Aufnahme zu verschaffen; die Empfindungen des Dichters sollen erst die Ideen entwickeln, und das Empfindungsvermögen der Urtheilskraft in Thätigkeit setzen. Fünftens, der Dichter erregt Empfindung, rührt das Herz, und setzt dadurch die Urtheilskraft in ein angemessenes ästhetisches Spiel; der Redner thut zwar daßelbe, aber auf eine umgekehrte Weise: denn er beschäfftigt die Urtheilskraft, spricht an das Herz, und erregt dadurch die dem vorausgegangenen Raisonnement des Verstandes angemessenen Empfindungen. Der Dichter empfindet bloß für sich, bey Gelegenheiten und Veranlassungen, in denen alle Andere sich auch befinden können; der Redner hat ein ihm wohl bekanntes Auditorium vor sich, welches durch ihn zu irgend einem Geschäffte bewogen werden soll, und hat die Absicht,

auf

auf den Zustand des Menschen, wie er ist, den Zustand des Menschen, wie er seyn soll, zu bauen.

Dieß sind in der Kürze die Hauptideen einer kleinen Schrift, die zwar größtentheils auf Kants Grundsätzen ruht, und mit diesen, vorzüglich wo von den verschiedenen Dichtungsarten und deren Charaktere die Rede ist, Schillers Ansichten verbindet, und daher für den, der die ästhetische Urtheilskraft des erstern und die vermischten Schriften des letztern studiert hat, nicht viel Neues enthält; die aber das Verdienst eines deutlichen Ausdrucks behauptet, und, eine gewisse Weitschweifigkeit im Vortrage abgerechnet, unter die bessern ästhetischen Abhandlungen, welche die neuere Philosophie erzeugt hat, gerechnet werden darf.

V.

Die Dichtkunst, aus dem Gesichtspunkte des Historikers betrachtet, von Karl Friedrich Becker. Berlin, bey Nauk. 1803. 1 Alph. 7 Bog. 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Der Verf. dieser Schrift hatte von früher Jugend auf das Studium der Dichter geliebt, und sich mit unwiderstehlichem Reize zu ihm hingezogen gefühlt. Als er älter ward, empfand er das lebhafteste Verlangen, sich die Natur dieses Reizes klar zu machen, und der Grund, auf welchem dieß wunderbare Bedürfniß nach dem Zauber der Poesie beruhe, zu erforschen: aber umsonst. Die berühmtesten Aesthetiker und Kunsttheorien befriedigten ihn nur so lange, als er darin las, und verloren allen Werth für ihn, wenn er zu den Dichterwerken selbst zurück gieng. Endlich trat H. Buchholz mit seinem scharfsinnigen Werke über die Gravitationsgesetze hervor, und H. Beckern gieng das Licht auf, nach dem er so lange vergebens geschmachtet hatte. Das vor uns liegende Werk enthält die ihm zu Theil gewordenen Offenbarungen, und das erste Kapitel desselben, überschrieben: Was ist Poesie? die Hauptsumme der ganzen neuen Lehre. Es wäre ein Raub an unsern Lesern, wenn wir ihnen diese vorenthalten wollten, zumal da wir vermögend sind, die Quintessenz davon in wenig Worte zusammen zu pressen.

In dem Menschen liegen zwey Grundtriebe, die eine ungeheure Gewalt über ihn ausüben, und alle Wunder eines höhern Vermögens, dessen Organ offenbar das Gehirn ist, hervorrufen, — der Selbsterhaltungstrieb, der feindlich Alles haßt, und der Geschlechtstrieb, der freundlich zur Liebe lockt. Wer beyde Triebe nach seinem kühnsten Wunsch befriedigen kann, hat in der Regel höchstens drey geheime Neigungen, erstlich: den Wunsch, sich seiner Ueberlegenheit über tausend Andere recht lebhaft bewußt zu werden; zweytens: das Verlangen, sich in solchen, die ihm ähnlich sind, zu spiegeln, und drittens: die Neugier, recht viel Schicksale der Menschen kennen zu lernen. Aus der ersten Neigung geht die Lust zum Lachen, und mit diesem der komische Dichter; aus der zweyten die Stimmung zur Freude, oder die Rheinwein- und Kartoffellieder, und aus der dritten, die Sucht allerley zu hören, zu sehen und zu erfahren, oder das Epos, das Drama und die Romanze hervor.

Aber der Glücklichen, die beyderley Triebe so recht nach Herzenswunsch befriedigen können, sind leider! nur wenige; denn erstlich legt unsre verkehrte innere Kultur dem Geschlechtstriebe Zaum und Gebiß an; zweytens, zwingen uns unsere politischen Verhältnisse, Tag für Tag im Schweiße unsers Angesichts unser Brodt zu verdienen, und machen uns das gesellige Leben verhaßt; und endlich bringt drittens die Bemerkung, daß so Viele, die gemeinschaftlich die Last der Gesellschaft mit uns tragen sollten, uns übervortheilen, oder mit andern Worten, der Anblick der Ungerechtigkeit und Bosheit der Menschen uns auf. Im ersten Falle entstehen die schmachtenden Liebesdichter, die Petrarka's und Hölty's und die Episteln der zärtlichen Heloisen; im zweyten schossen hervor: die lieblichen Idyllendichter, die Geßners mit ihrem Gefolge; im dritten bekommen wir zu schauen die idealistischen Sänger, die Tiedgens mit ihren Uranien, und die Schillers mit dem Nesche der Formen. Zuweilen, aber immer nur schwach, regt sich auch die Neigung zu lernen, und die Gedanken weiser Männer über Dinge, die uns interessiren, zu vernehmen. In dieser Stimmung lies't man dann und wann einen Sittenspruch, ein Epigramm, ein Distichon von Göthe; es versteht sich jedoch von selbst, daß keins über acht Zeilen halten muß, weil der Wunsch sich zu belehr-

belehren, mit der natürlichen Trägheit der Menschen stets im geradem Widerspruche steht.

Unvergleichlich! werden unsere Leser ausrufen, und wir rufen es ihnen nach. Aber welche Hochachtung werden sie erst für den Urheber dieses Systems fassen, wenn sie lesen, zu was für Aufschlüssen es ihn geführt hat? Nur Einiges aus Vielem. Bisher wußten wir nicht, warum Göthe ein naiver, und Schiller ein sentimentaler Dichter sey. Der Verf. weiß es auf ein Haar. Der erste ist ein starker Mann, voll Kraft und üppiger Lebensfülle, hat die freyeste Erziehung von der Welt genossen, und sich nie aus dem Qu'en dira-t-on der Leute etwas gemacht. Was Wunder, wenn er in seinen poetischen Darstellungen ungebunden ist, und das empfindsame Volk verspottet? Der zweyte dagegen ist ein Schwächling, (Hr. Becker könnte über diesen Punkt gar viele Aufschlüsse geben, wenn es ihm nicht die Decenz verböte,) und hat erst seit Kurzem angefangen, sorgenfrey zu leben. Natürlich, daß er sich, gleichsam aus Rache, eine eigene weibliche Welt geschaffen hat, und überhaupt tief in den Idealismus hingerathen ist. Auch Pope und Hölty sind bloß deßhalb Sentimentalisten geworden, weil sie häßlich waren, und bey den Mädchen keinen Eingang fanden. — Den Ursprung der Idee von einem bessern Zustande nach dem Tode hat unser Philosoph nicht minder gut erklärt. Der schöne Traum vom Elysium, sagt er, ist zusammengesetzt aus etwas exaltirentem Selbsterhaltungstrieb, aus einer starken Dosis Geselligkeitstrieb, und aus einer guten Portion Rachsucht. Wer hätte geahndet, daß Hrn. Buchholz's System, von einem scharfsinnigen Denker verfolgt, so weit greifen würde? — Ganz neu und unerhört sind Hrn. Beckers Gedanken von dem Nutzen des Reimes. Es dient dem Dichter zum Schwungrad, um sich stets in gleichmäßiger Begeisterung zu erhalten, er unterstützt in dem Hörer die Schwingungen der Gehirnsaiten, er verdeckt eine Menge Unsinn, (weßhalb er besonders jungen Poeten zu empfehlen ist,) und bringt endlich dem Leser eine hohe Meinung von dem Talente des Reimenden bey. — Alle diese Seltenheiten finden sich bereits auf den ersten 35 Blättern, und wahrlich die folgenden sind nicht ärmer. So wird z. B. S. 79 ausdrücklich behauptet, daß Herodot zuerst die frappante Neuerung gewagt habe, in Prosa zu schreiben, und S. 81 bewiesen, daß es abgeschmackt sey, zu glauben, die Poesie sey

älter, als die Prosa. Wie der Verfasser die Lösung dieser Aufgaben bestanden habe, müssen die Leser bey ihm selbst nachsehen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle in diesem Buche befindlichen Ungereimtheiten, unter denen sich einige wahre und treffende Gedanken, gleich den Oasen in Lybiens Sandwüsten verlieren, zum Nutzen und Frommen des neugierigen Publikums ausziehen wollten. Was wir mitgetheilt haben, ist mehr als hinreichend, den groben Realismus unsers Philosophen kenntlich zu machen, und jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß Ansichten der Art, weder über das Wesen der Poesie und den Charakter der mannichfaltigen Dichtungsarten den mindesten Aufschluß gewähren, noch für den ausübenden Dichter von einigem Nutzen sind; sondern bloß beweisen, daß derjenige, der sie verfolgte, von dem, was der Poesie und dem Künstler Noth ist, nicht die kleinste Ahndung hatte. — Uebrigens wetteifert die Plattheit des Vortrags mit der Nüchternheit der Gedanken. Ausrufungen, wie: „Scharmant! Was tausend ist das für eine enorme Konfusion der Begriffe!" oder Floskeln, wie: „da müßte Homer, der Improvisator, mit den neuesten Versemachern über einen Kamm geschoren werden;" kommen überall vor, und geben dem Ganzen eine eigenthümliche Bedeutsamkeit.

Ka.

Sprachlehre von A. H. Bernhardi. Zweyter Theil. Angewandte Sprachlehre. Omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum, et quasi cognatione inter se continentur. Cic. pro Archia I. Berlin, bey Frölich. 1803. 445 S. gr. 8. 1 Rt. 12 gr.

Als Rec. den Titel dieses zweyten Theils der Bernhardischen Sprachlehre las, erwartete er, daß der Verf. die, in dem ersten Theile seiner sogenannten reinen Sprachlehre aufgestellten, allgemeinen Grundsätze nun auf eine oder die andere (todte oder lebende) Sprachen anwenden, und so ihre Richtigkeit und Brauchbarkeit zeigen würde. Er fand sich aber in seiner Erwartung betrogen; denn in den drey Büchern,

aus denen dieser zweyte Theil besteht, wird die Sprache als Organ der Poesie, als Organ der Wissenschaft, und als reiner Ton und Näherung zur Musik betrachtet. Dieß hat gewiß vor Hrn. Bernhardi noch Niemand eine Anwendung der reinen Sprachlehre genannt. Aber diese Anwendung hat auch das Besondere, daß sie eine reine Anwendung ist (S. 9). Man weiß ja schon, daß unter den Händen der neuen und neuesten Philosophie alles rein wird, wenn es auch sonst noch so unrein seyn sollte.

Unsere Leser kennen bereits die Art, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt, aus der in dem 70sten Bd. der N. Allg. D. Bibl. befindlichen Recension des ersten Theils dieses Werkes. Hr. Bernhardi ist sich in diesem zweyten Theile vollkommen gleich geblieben. Es findet sich hier eben die verschrobene Anwendung der Kantischen, Fichtischen, Schellingischen, (und nun sogar auch, wie es scheint, Bardilischen) Philosophie; eben der sinnlose Gebrauch der Wörter: Anschauung, Materie, Form, Objektiv, Subjektiv, Konstruktion, Freyheit, Nothwendigkeit, Sphäre, Organ u. s. w., eben das sinnlose Spiel mit algebraischen Zeichen; eben die Hin- und Herweisungen; eben die Wiederholungen, wie im ersten Theil. — Da der Verf. sich ohne Zweifel sehr viel auf diese seine rein angewandte Sprachlehre zu gut thut: so muß Rec. sein Urtheil durch Aushebung einiger Stellen bestätigen.

Der Verf. handelt zuerst von den Künsten, und theilt sie in musikalische und plastische. Die plastischen Künste sollen Objekte oder das Aeußere darstellen; bey den musikalischen aber soll die Darstellung unmittelbar aus dem Innern hervorgehen, und die Empfindung ausdrücken. Nun fährt er (S. 36.) fort: „Der innere Mensch besteht aus „zwey Theilen: er ist ein denkendes und empfindendes Wesen; und die Frage ist wichtig: ob der innere Mensch in „den plastischen Künsten dargestellt werden könne, oder nicht; „ob nur die Form des Menschen, oder auch sein Inneres, „der plastischen Darstellung fähig sey? Die Antwort ist: „daß, wenn der Mensch sich auch äußerlich und sinnlich als „vernünftiges Wesen konstruirt, die Imagination allerdings „dieses Aeußere, als Symbol des Innern auffassen, als Bild „darstellen, und so auch den Menschen, als vernünftiges „Wesen ausdrücken könne. Handeln ist nun das Innere

„des Menschen und seine Freyheit; in Handlungen er-
„scheint er als vernünftige und denkende Natur; und da nun
„das äußere Handeln nichts ist, als das Symbol der innern
„Thätigkeit: so kann allerdings die Imagination das auf-
„fassen, und in einem Bilde darstellen. Das Handeln aber
„zeigt sich auch in einem räumlichen Bilde, nämlich in der
„Geberde, und diese ist es demnach, welche die plastischen
„Künste zur Darstellung des Innern fähig macht. Allein
„Darstellung der Handlung stellt den Menschen eben so gut
„als denkendes, wie als empfindendes Wesen dar, und zwar
„weit mehr als jenes, wie als dieses, indem die Handlung
„gemeiniglich mittelbar aus der Empfindung, unmittelbar
„aus dem Verstande entspringt. (?) Daher ist die Geberde,
„wie schon oben bemerkt, ein sehr zweydeutiges Zeichen;
„sie drückt als Modifikation der Form, das Innere nicht
„rein und deutlich aus. Sollte es aber nicht möglich seyn,
„dieß zu erreichen? Sollte die Kunst den Menschen nicht
„als empfindendes Wesen, und bloß als solches charakterisi-
„ren können? Die Darstellung, welche das thut, müßte der
„Empfindung, als ihrem Dargestellten, durchaus ähnlich seyn;
„folglich muß das Bild derselben, so wie sie, nur in der
„Zeit wahrgenommen werden, nicht wie die Geberde, auch
„im Raume. Ferner muß das Bild etwas Unselbstständi-
„ges seyn, welches aber an dem Selbstständigen wahrgenom-
„men wird, ohne auf dieß Selbstständige Rücksicht zu neh-
„men. Durch dieses letztere Merkmal wird die reine Dar-
„stellung des Innern mit der Geberde homogen gesetzt,
„aber auch zugleich von ihr entfernt. Homogen ist sie, so
„fern bestimmt wird, daß die Darstellung eine Modifikation
„seyn müsse;(?) als verschieden aber, so fern die Geberde
„die modificirte Form, d. i. das modificirte Selbstständige
„selbst ist, welches bey dem Bilde der Empfindung nicht seyn
„darf. (?) Alle diese Merkmale treffen nun zusammen in
„dem Tone. Er ist es, den wir bloß in der Zeit wahrneh-
„men, der ganz unselbstständig ist; und obgleich von einem
„Gegenstande ausgehend, dennoch die Reflexion auf ihn
„ganz ausschließt, er demnach, durch den sich der Mensch
„lediglich als empfindendes Wesen charakterisirt. So wie
„es nun Reihen von Formen und Farben giebt, so wie Rei-
„hen von Handlungen können dargestellt werden: so giebt
„es auch Reihen von Empfindungen, und ihre Darstellung
„producirt die Musik." Diese Stelle ist ein Muster von
einem

einem weitschweifigen, verwirrten und unzusammenhängenden Vortrage; und ob man wohl sieht, was der Verf. ungefähr sagen will: so ist doch das Wahre mit dem Unrichtigen, oder nicht ganz Richtigen so vermischt, daß man Mühe hat, das Erstere heraus zu finden. Der Verf. scheint zu behaupten, daß die Musik das Innere des Menschen, und die Empfindung viel deutlicher und bestimmter ausdrücken könne, als die plastischen Künste. Dieß ist unrichtig; denn wie wird der Tonkünstler im Stande seyn, alle Nüancen des Schmerzens so deutlich und bestimmt auszudrücken, wie solches z. B. von dem Bildhauer im Laokoon geschehen ist, und wie wir diese und andere Empfindungen in tausend Gemälden ausgedrückt finden? Es ist ferner unrichtig, wenn der Verf. sagt: daß die Handlung gemeiniglich mittelbar aus der Empfindung, unmittelbar aber aus dem Verstande entspringe. Nach dem Rec. ist es umgekehrt. — Und was ist das für eine Gedankenfolge: „Wenn die Darstellung der „Empfindung, als dem Dargestellten, durchaus ähnlich seyn „soll: so muß das Bild derselben nur in der Zeit, und „nicht, wie die Geberde, auch im Raume wahrgenommen „werden? Was hat die Aehnlichkeit mit der Zeit zu „thun?" und kommen in den schönen Künsten, Geberden und Töne nicht darin mit einander überein, daß, wenn man jene sieht, und diese hört, gewisse Empfindungen, in der Seele erregt werden? — Doch man würde nicht fertig, wenn man alles Unrichtige und Unzusammenhängende in dieser Stelle ausheben wollte.

Wie wenig Hr. Bernhardi, seit der Erscheinung des ersten Theils seiner Sprachlehre, von dem Taumel des transcendentalen Idealismus nüchtern geworden ist, weiset folgende Vergleichung, die er (S. 81.) zwischen dem Künstler und dem Philosophen anstellt: „Die Natur erscheint dem „Philosophen anders als dem Künstler. Beyde betrachten „sie zwar als ein strenges Ganze, als eine große Einz„heit; beyde stellen sie auf, als eine Allegorie unsres Gei„stes, als ein Bild der Menschheit. Allein sie weichen „gänzlich ab in der Art und Weise, wie sie diese Ansicht „durchführen und darstellen. Der Philosoph, welcher die „Natur als einen Stoff für das Erkenntnißvermögen betrach„tet, sucht zuvörderst einen Mittelpunkt, von welchem aus „er nach allen Punkten der Peripherie eindringen (?)

„kann

„kann. Sein Streben ist nichts geringeres, als das Er„greifen des Universums, und sein Stoff die Materie „der Natur, indem er überzeugt ist, daß die Form eine „leichte Folge des durch Spekulation ergründeten „Stoffes sey. Daher kann eine Philosophie nichts anders „wollen, als die Natur in ein nothwendiges Produkt „der Freyheit verwandeln, als eine neue Schö„pfung hervorbringen, und die gemeine und gewöhn„liche Ansicht als begründet, begriffen und gerechtfertiget „aufstellen. Hierzu aber muß der Philosoph sich erst „den Weg bahnen; und er thut es, indem er die Ein„heit und Ganzheit der Natur voraussetzt, und sie aus Be„trachtung der Einzelnheit, aus einer strengen Absonde„rung herleitet. Hier wird also die Natur während der „Operation wirklich momentan ertödtet; sie wird zer„trennt, um sie zu erschaffen; zerschnitten und zer„nichtet, um sie als Einzelnheit zu begreifen, und sie „aus der Analysis als großes Ganze erscheinen zu lassen. In „der Philosophie stehen demnach die Begriffe nur in der „Verbindung der Subordination, als Grund und Folge, „als Höheres und Niederes. Es giebt keine andern „Verknüpfungen als diese; und als Begriff steht jeder „einzeln und in sich vollendet da. — Der Künstler dage„gen, besonders aber der Dichter, welcher die Natur als „Stoff für die Einbildungskraft betrachtet, geht von der „Peripherie aus, und sucht von hier aus, den Mittel„punkt zu erreichen. Weit entfernt, das Universum „zu ergreifen, begränzt er sich selbst durch eine Reihe im „Umkreise gewählter Punkte; sein Stoff ist die Form „der Natur; und er setzt umgekehrt voraus, daß aus „dieser die Materie sich von selbst ergebe: nur legt er „das Auffassen derselben der Empfindung vor, nicht dem „Verstande, und ahmt so die Natur nach, welche die süße„sten Genüsse eben dahin legte. Er ist ein eben so tiefer „Lehrer als der Philosoph, nur sanfter; ein eben so tief„sinniger Forscher, nur bescheidener. Er zerstört nicht, „um wieder zu beleben; sondern in seinen Darstellungen ist „jene Ganzheit der Natur, jenes Voraussetzen der Theile „unter einander, jenes Durchdringen des Mittels und „Zweckes, jene Organisation, jenes Leben, welches „das Universum hat, und was bis in seinen kleinsten „Theilen wieder gefunden wird."

Was

[illegible]s sagen unsere Leser zu diesem Ergreifen des Universu[illegible] zu diesem Streben aus dem Mittelpunkte nach [illegible] Peripherie, und von dieser nach dem Mittelpun[illegible] zu dieser Verwandlung der Natur in ein nothwe[illegible]iges Produkt der Freyheit; zu dieser momentanen [illegible]dtung, Zerschneidung und Zernichtung der Natur, [illegible] sie wieder zu schaffen, u. s. w? Was läßt sich hierb[illegible]edenken? was heißt es: „Bey dem Philoso„phen ge[illegible] Form aus dem durch Spekulation ergründe„ten Sto[illegible] bey dem Dichter aber geht der Stoff aus der „Form v[illegible]lbst hervor?“ Kann man nicht von dem Philosophen un[illegible] Dichter sagen, daß beyde den Stoff, wiewohl auf eine ve[illegible]edene Art bearbeiten, und ihm eine Form geben? — [illegible] Wörter Stoff und Form sind in der neuen und neuesten [illegible]ilosophie so schwankend geworden, daß man daraus mach[illegible]ann, was man will. — Und dann; wenn auch Alles, [illegible] der Verf. sagt, eben so richtig wäre, als es unrichtig, v[illegible]rrt und verkehrt ist, gehört es in eine Sprachleh[illegible] —

Von sol[illegible] idealistischen Grillen wimmelt auch dieser zweyte Theil d[illegible] Bernhardischen Sprachlehre. So heißt es S. 11, es [illegible] nur eine scheinbare Trennung, wenn wir die Welt in di[illegible]nliche und unsinnliche zerschneiden; die eine reflektire [illegible] die andere, und es sey ein geheimes Band zwischen beyde[illegible] welches die Sprache durch die Metapher ausdrücke, un[illegible]ch dessen Entdeckung die Philosophie von jeher strebte, [illegible] es jedoch, als seit kurzem, aufzufinden. Da haben wir [illegible] Das Geheimniß der Einheit zwischen der sinnlichen und [illegible]nnlichen Welt ist bis auf Fichten verborgen gewesen, [illegible]erst durch ihn geoffenbart worden. —

Auch d[illegible] Schellingischen Philosophie huldigt H. Bernhardi [illegible]iner Sprachlehre. Nachdem er S. 208. die Definiti[illegible]urch sein Streben nach Synonymität, durch eine [illegible]re, u. s. w. erklärt hat, findet er, daß sie keinen unter[illegible]enden Charakter für die analytische und synthetisch[illegible] Reihe hat, und so wohl zu dieser, als zu jener gebraucht [illegible]en kann; mit einem Worte, daß sie der Indifferen[illegible]kt der beyden Reihen ist. — Nach S. 241 steigt d[illegible]ssenschaft von dem Individuum zum Allgemeinen, [illegible]s auf, und schaut in dem höchsten Begriff das Univ[illegible]m an, leitet es ab, und vergöttert es. S. 420 ist

ist die absolute Identität das Princip aller musikalisch-poetischen Sprachfiguren, und des Reims. — Da haben wir den Schellingischen Indifferenzpunkt; die Schellingische absolute Identität; die Schellingische Vergötterung des Universums!

Sogar von der Bardilischen Philosophie finden sich Spuren in Hrn. Bernhardi's Sprachlehre. Nach Hrn. Bardili ist, (wie die Kenner der neuen, neuesten und allerneuesten Philosophie wissen werden;) das Denken nichts anders als zählen und rechnen. Nach Hrn. Bernhardi ist es eben so; denn S. 49 und 191 behauptet er, daß der Begriff ein Streben und eine Tendenz nach der Zahl sey; und S. 198 sagt er ausdrücklich, daß der Verstand um so vollkommner sey, je mehr seine Thätigkeit (das Denken) zum rechnen werde. — Man sieht, wie Hr. Bernhardi mit seinem Zeitalter fortschreitet. —

Eine Probe, wie der Verf. mit den Worten: Freyheit, Nothwendigkeit, moralisch, physisch u. s. w. spielt, werden unsere Leser S. 32 — 33 finden. Rec. bemerkt nur das Resultat: „Kunst ist das Gebiet, auf welchem der Wille That wird, ohne durch äußere Nothwendigkeit gehindert zu werden, und Aussöhnung zwischen dem moralischen Wollen und der physischen Nothwendigkeit: Vereinigung der Freyheit, Nothwendigkeit und Sinnlichkeit.“ Nach dieser Erklärung würden alle unsere freyen Handlungen Werke der Kunst seyn.

Wie sinnlos Hr. Bernhardi die Mathematik auf die Sprache anwendet, wissen unsere Leser bereits aus dem ersten Theil seiner Sprachlehre. Der gegenwärtige Theil enthält neue Proben davon. Rec. begnügt sich, Folgendes auszuheben. Der Verf. bemerkt zuerst (S. 138), daß ein jeder Begriff aus einer gewissen Anzahl von Merkmalen bestehe; welches wir ihm einräumen wollen, ob es wohl von den einfachen Begriffen nicht richtig ist. Nun setzt er, ein Begriff A bestehe aus den Merkmalen a b c d, oder A = a b c d; ein anderer Begriff B sey = b c d e f; ferner C = b c d g h; und endlich D = b c d h i k. Sodann fährt Hr. Bernhardi fort: „Hier sind die Verhältnisse der Einheiten folgendermaaßen gegeben: b verhält sich zu A, wie „1 zu 4; gegen B, wie 1 zu 5; eben so gegen C; und end-

„lich

„sich gegen D, wie 1 zu 6. Nun ist folgende Reflexion „möglich: D — i k = C — g: diese Vereinigung von „C D heiße O; ferner A — a = B — e f. Die Verei- „nigung von A B, heiße N. Folglich besteht N aus b c d, „und O aus b c d h. Daher ist O — h = N; und dieß „heiße M.“ — O Medici, Medici, mediam pertundite venam! —

Diese Art, die Begriffe wie Zahlen zu behandeln, und die Addition, Subtraktion u. s. w. auf sie anzuwenden, ist sinnlos und ungereimt; denn die Merkmale eines Begriffs sind keine solche Einheiten, wie die der Zahl. Die Einheiten, woraus die Zahl besteht, sind einander vollkommen gleich: die Merkmale eines Begriffs sind von einander verschieden. Nach Hrn. Bernhardi's Art zu kalkuliren, würde man aus den zwey Sätzen: Der Mensch ist vernünftig; das Pferd ist vierfüßig; den Satz herleiten dürfen: der Mensch + das Pferd = vernünftig + vierfüßig; und aus dem Satze: Der Kreis ist eine Figur, durch eine krumme Linie begränzt, würde folgen: der Kreis weniger — Figur = Begränzung durch eine krumme Linie. — In was für ein Gallimathias der Verf. durch eine solche ungereimte Anwendung der Mathematik auf die Sprache geräth, läßt sich leicht denken. Wer Lust hat es zu lesen, kann es S. 139 — 144 finden. Das Resultat von diesem höchstverwirrten und unverständlichen Geschwätz ist eben so unverständlich, nämlich: M N O = x = der Allheit und Absolutheit aller Reihen; und dieses x ist (unsere Leser werden es schwerlich errathen) das berüchtigte Fichtische Ich, das zuerst in der Wissenschaftslehre deutlich erschienen seyn soll (S. 144). In dieser werde auch zuerst der Beweis geführt, daß alle Anschauung nichts weiter sey, als nothwendiger Reflex des Ich. Durch die Existenz der Wissenschaftslehre sey nicht nur der Grund aller Wissenschaften; sondern auch ihre Kohärenz im Innern, und ihre Form im Aeußern, und in der Darstellung gerechtfertiget; eine Kohärenz, Form und Darstellung, welche die Wissenschaftslehre selbst habe, weil sie Wissenschaft sey. — Ist das nicht ein unwiderleglicher Beweis?

Und nun höre man, mit welcher Dreistigkeit ein so verwirrter Kopf die Mathematiker und ihre Methode herab-

würe

würdiget. „Der Mathematiker," heißt es S. 162, „schaut „die reine Zeit und Raum dunkel an; bildet, sich selbst „unbewußt, seine Axiome, setzt eben so seine Postulate, „und besitzt bedingte Gewißheit, so lange man ihn nicht „auffordert, seine Principien zu beweisen. — Der Mathe„matik fehlt die Methode, die sie nur im Einzeln kennt. „Denn ich wäre in der That neugierig, den Grund zu „vernehmen, warum ein bestimmter Satz da, und nicht an „einem andern Orte stände: die Leichtigkeit der Demonstra„tion wird man doch nicht gewilliget seyn, als wissenschaft„lichen Grund anzuführen; und daß die Sätze der Geome„trie mit allen zusammenhängen, also jeder aus jedem de„monstrirt werden kann, hat man auch eingesehen, und an „dem Pythagoräischen Lehrsatz und dessen vielen Beweisen, „durch eine Art von Induktion gezeigt." —

Ist es möglich, daß ein Schriftsteller, in dessen Werke die Sätze, wie aus einem Würfelbecher herausgeworfen, da liegen, den Mathematikern den Vorwurf macht: daß man keinen Grund angeben könne, warum in ihren Schriften, ein Satz vielmehr an diesem, als an einem andern Orte steht! Hätte doch Hr. Bernhardi, ehe er solche Aussprüche that, die mathematische Methode in dem Euklides oder sonst in einem gründlichen Mathematiker studiert: so würde er die literarische Welt nicht mit einem so verwirrten Werke, wie das gegenwärtige ist, heimgesucht haben.

S. 53 giebt uns der Verf. eine ganz neue Erklärung von der Poesie: sie soll nämlich in nichts Anderm bestehen, als in dem Bestreben, ein Nomen proprium zu produciren. Das beweist er so: „Poesie besteht innerlich in einem „Bestreben der Imagination, ein Bild, eine Anschauung, „ein Individuum hervorzubringen. Was ist aber dasjeni„ge, das dem Individuum äußerlich in der Sprache entspricht, „als das Nomen proprium? u. s. w." Die Erfinder der Namen: Cajus, Titius, Sempronius u. s. w., machten also Poesie, ohne es zu wissen.

Aber S. 56 lernen wir, daß die ganze Sprache Poesie ist, und daß ein jeder Redetheil etwas Poetisches in sich hat. „Das Seyn mit seinen Modifikationen ist der Grund „davon: den Umriß der einzelnen Figuren drückt das Sub„stantiv aus; das perspektivische Verhältniß derselben

„unter

„unter einander bezeichnen die obliquen Casus und die „Präpositionen; das Attributiv giebt den Umrissen Far„be, und das Participium, Leben und Bewegung; „der Artikel macht den allgemeinen Umriß zu einem in„dividuellen; und nur das Pronomen entfernt sich merk„lich von aller poetischen Darstellung.“ Armes Pronomen, das allein so unpoetisch und unfähig ist, zu diesen Umrissen, dieser Perspektiv, diesen Farben, diesem Leben und dieser Bewegung etwas beyzutragen! Es mag sich jedoch mit dem Adverbium und dem Artikel trösten; denn diese werden S. 78 wieder degradirt, und gleichfalls unter die entfernt-poetischen Redetheile gerechnet.

S. 84 unterscheidet der Verf. die eigentliche und uneigentliche Bedeutung der Wörter auf eine ganz neue Art. Das eigentliche Wort soll das Minimum der Darstellung, das Uneigentliche aber ein Plus seyn. Sonst ist Plus und Minus einander entgegengesetzt; hier ist es das Minimum und das Plus. Eine Entgegensetzung ist aber hier so gut als die andere; d. i. beyde sind Non-Sens.

Die Tropen sollen sich nach S. 88 auf die reine Gleichheit, oder schärfer, auf den Zusammenhang der Sphären gründen; (was das für Sphären sind, sagt uns der Verf. nicht;) und es soll nur so viel Tropen geben, als Arten des Zusammenhangs zwischen zwey Sphären möglich seyen. Dieser aber könne dreyfach seyn: entweder Zusammenhang der Subordination, oder der der Succession, oder der der Gleichheit. Jene erstere Art sey die Synekdoche; die zweyte, die Metonymie, und die dritte, die Metapher (S. 90). Der Verf. hat hier die Koexistenz der Sphären, (wenn je der Tropus im Zusammenhange der Sphären bestehen soll;) übergangen: und daran hat er nicht wohl gethan; denn bey der Metonymie, wo statt des Behältnisses das Enthaltene, (continens pro contento) und umgekehrt gesetzt wird, findet keine Succession, wohl aber eine Koexistenz statt. Der Verf. sucht (S. 91) diesem Einwurfe zu begegnen, indem er sagt, daß das Behältniß etwas Früheres sey, als das darin Enthaltene. Allein dieß ist unrichtig; denn ehe man daran dachte, z. B. Fässer zu machen, mußten Wein und andere flüssige Sachen vorhanden seyn, und man mußte das Bedürfniß fühlen, sie in Gefäße aufzubewahren. Kurz, man betrachtet die Sachen in dem

Zustande, in welchem sie gegenwärtig sind; und da ist offenbar keine Succession.

S. 165 finden sich gar kuriöse Reflexionen über die Geschichte. Anfangs sagt der Verf., daß die Geschichte und die Wissenschaft einander diametral entgegenstehen; denn die Natur sey, wie die Wissenschaft, etwas Ruhendes und Bleibendes: wer diese habe, dem könne sie nicht mehr entfliehen, und er könne sie in jeder Zeit produciren. Mit der Geschichte scheine es sich zwar anders zu verhalten. Gleichwohl habe der menschliche Geist es gewagt, der Zukunft zu gebieten, und die Geschichte nicht bloß in der Vergangenheit aufzufassen, sondern sie, wie der Experimentator, zu schaffen und zu produciren. Dieß geschehe durch die Erziehung, welche kühn genug sey, auf diese Art zu wirken, und die Zukunft zu leiten. Da jedoch das Bestreben, die Geschichte zu produciren, auf freye Wesen gerichtet sey: so sey der Erfolg nicht zu berechnen, und das Geforderte, die Geschichte in Wissenschaft zu verwandeln, oder sie derselben merklich zu nähern, könne keinesweges geleistet werden. — Es schimmern in dem, was Hr. Bernhardi hier sagt, Kantische Ideen durch; z. B. daß ein geschickter Experimentator die Natur zwinge, auf seine Fragen zu antworten, und zwar so zu antworten, wie er es wünscht; daß es Propheten *a priori* gebe, die die zukünftigen Begebenheiten vorher verkündigen können, weil sie solche machen, u. s. w. Rec. muß jedoch zum Lobe des Hr. Bernhardi beyfügen, daß er wieder einlenkt; und nachdem er dem kühnen Unternehmen, die Geschichte in eine Wissenschaft *a priori* zu verwandeln, seine Bewunderung gezollt hat, am Ende gesteht, daß so etwas nicht geleistet werden könne; das heißt mit andern Worten, daß diese Idee ein Hirngespinnst sey.

S. 212 behauptet der Verf., daß der Philosoph im Gebrauch der Sprache weit fesselfreyer seyn dürfe, als der Poet. Der Philosoph habe ein natürliches Bestreben, von der sanktionirten philosophischen Sprache abzugehen, und nur Kunstwörter zu machen. Ein Kunstwort sey in den Verstandesdarstellungen, was die Licenz in den imaginativen, u. s. w. — Alles das mag von der neuen und neuesten Philosophie wahr seyn; von der Philosophie überhaupt ist es falsch: wenigstens haben die berühmtesten Philosophen, Leibniz,

nitz, Wolff, Locke, des Cartes, Malebranche, u. a. kein natürliches Bestreben gehabt, von dem Sprachgebrauche abzugehen, und die philosophische Sprache mit einem solchen Wust von griechischen, lateinischen und deutschen Kunstwörtern zu überschwemmen, wie Kant und seine Nachfolger gethan haben. — Wenn vollends der Verf. (S. 221) sagt, daß die kühnste philosophische Prosa in der höchsten Wissenschaft, und nächst dieser in der Mathematik statt finde: so ist das doch gar zu arg; denn wer hat je von einer kühnen Prosa in der Metaphysik und Mathematik gesprochen? — Der Himmel bewahre besonders die Mathematik vor einer solchen kühnen Prosa, dergleichen in dem vorliegenden Bernhardischen Werke herrscht! —

S. 248 wird die Sprache gar zu einer Welt, — und ein Vers ist eine Interjektion!!

Nach S. 265 soll der Vokal A Empfindung ohne Leidenschaft, I heftige und rasche Empfindungen, U Langsamkeit und Unannehmlichkeit ausdrücken. Das mag bey einigen Wörtern so seyn; bey andern, z. B. jagen, rapere; Lust, currere; sinken, liegen, still u. s. w., zeigt sich die Unrichtigkeit der Bemerkung des Verf.

S. 306 kommt eine neue non: sensikalische Theorie von den Buchstaben vor. Die Reihe der Vokale macht eine perpendikuläre, die Reihe der Konsonanten eine horizontale Linie; auf dem Punkte, wo beyde Linien sich scheiden, entstehe die Sylbe. — Die Vokale stellen die Empfindung, die Attributiven; die Konsonanten, die Substanz, das Räumliche, die Substantiven dar; beyde Redetheile werden verknüpft durch die Kopula zum Satz, wie der dem Vokale einwohnende Spiritus den Konsonanten sich verbinde. Daher sey die Sylbe in den Tönen, den Elementen und ihrer Verknüpfung dasjenige, was der Satz unter den mit Bedeutung versehenen Theilen der Rede sey. Die Sylbe sey der Repräsentant des Satzes in der Elementarreihe, der Satz der Repräsentant der Sylbe in der Begriffsreihe. —

Ohe! jam satis est! werden unsere Leser ausrufen. Sie können aber gewiß nicht froher seyn als der Rec., daß diese Recension zu Ende ist, und er nun das Bernhardische Werk, dessen Lesung allein ihm mehrere Tage hinweggenommen hat, bey Seite legen darf. Rec. bemerkt nur noch,

daß Hr. Bernhardi den Schlegelschen Alarcos in mehr als einer Hinsicht, als ein Meisterstück anpreißt (S. 272-406.); und daß er (S. 63) die Hrn. Göthe, Tieck und A. W. Schlegel in eine Klasse setzt; wobey wir zwar das bekannte; *noscitur ex socio* etc. auf den Hrn. von Göthe nicht anwenden wollen; aber doch aufrichtig bedauern, daß ein Schriftsteller wie Göthe, seit einiger Zeit immer in der Gesellschaft eines Tieck, Schlegel, u. s. w. aufgeführt wird.

Hd.

Mathematik.

Praktische Anweisung zur Berechnung der mit Hadleyischen Spiegel-Sextanten angestellten Beobachtungen am Himmel. Von *Chr. Fr. Rüdiger*, Prof. und astronom. Observator zu Leipzig etc. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Joachim. 1802. 15½ Bog. gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der rechnenden Astronomie. *Dritter Band.*

Der Verf. vermehrt durch diese mühsame Arbeit seine Verdienste um die praktische Astronomie. Wir begnügen uns bloß, die Aufgaben anzugeben, für die er die mit Hadleyischen Sextanten gemachten Beobachtungen, durch Beyspiele, berechnen lehrt. Sie betreffen I) Zeitbestimmungen. 1) Aus einer wahren Sonnenhöhe, der Abweichung der Sonne zu dieser Zeit, und der Polhöhe des Orts, die wahre Zeit zu finden. 2) Aus Sonnenhöhen, an verschiedenen Tagen genommen, den Gang der Uhr in Vergleichung mit der mittlern Zeit zu bestimmen. 3) Die wahre oder auch die mittlere Zeit einer Beobachtung zu finden, welche zwischen zwey beobachtete Mittage fällt. 4) Die Zeit der Uhr zu finden, wenn zwey Mittage nebst der vorher berechneten wahren oder mittlern Zeit der Erscheinung einer Himmelsbegebenheit, die zwischen diese beyden Mittage fällt, gegeben sind. 5) Den Durchgang des Mondes, der Planeten und Fix-

Fixsterne durch den Mittagskreis zu berechnen. 6) Aus zwey nahe am Mittag gewesenen Sonnenhöhen, die nicht übereinstimmend sind, die Zeit des wahren Mittags zu finden. 7) Aus zwey ungleichen Vor- und Nachmittags genommenen Sonnenhöhen die Zeit des wahren Mittags zu finden. 8) Die Zeit der Uhr im wahren Mittage, oder in der wahren Mitternachtsstunde aus übereinstimmenden Sonnenhöhen zu finden. 9) Aus vier gleichen Sonnenhöhen zweyer zunächst aufeinander folgenden Tage, nebst den Zeiten der Uhr, die Mittagsverbesserung zu finden. 10) Wenn die Beschleunigung oder Verzögerung einer Uhr, welche Sternzeit zeigt, in einem Sterntage, und zugleich die Zeit eines wahren Mittags nach dieser Uhr bekannt ist; die wahren Mittage dieser Uhr an den nächstfolgenden Tagen, da die Sonne nicht gesehen werden konnte, durch Rechnung zu finden. 11) Aus dem vorhergehenden und nachfolgenden Mittage einer Sternuhr, zwischen welche die Uhrzeit einer Beobachtung fällt, die wahre und mittlere Zeit dieser Beobachtung zu finden. II. Breitenbestimmungen. 12) Berechnung der Beobachtungen der Polhöhe eines Orts aus Mittagshöhen der Sonne, in der schiefen nördlichen Halbkugel der Erde. 13) Wenn die Zeit der Uhr im wahren Mittage bekannt ist, aus Sonnenhöhen, die nahe am Mittage genommen worden sind, die Polhöhe herzuleiten. 14) Aus zwey Sonnenhöhen, wovon die eine nahe am Mittage, und die andre einige Stunden vor- und nachher genommen worden sind, die Breite zu berechnen. 15) Aus zwey gleichen Sonnenhöhen, Vor- und Nachmittage, die Polhöhe zu finden. 16) Aus drey Höhen eines Gestirns, und den zwey Zwischenzeiten der Beobachtungen, die Polhöhe zu finden. 17) Durch drey nahe am Mittage gemessene Sonnenhöhen, nebst der Zwischenzeit der Beobachtungen, die Polhöhe zu finden. III. Längenbestimmungen. 18) Aus dem scheinbaren Abstand zweyer Gestirne, desgleichen ihrer scheinbaren und wahren Höhe, den wahren Abstand zu finden. 19) Berechnung der Länge eines Orts, wenn drey Beobachter zu gleicher Zeit die Höhe der Sonne, die Höhe des Mondes, und den Abstand des Mondes von der Sonne messen. 20) Berechnung der Länge aus Monddistanzen, wenn die Messungen der Abstände und der Höhen von Sonne und Mond nur von einem einzigen Beobachter geschehen können. 21) Bestimmung der Länge durch Abstand des Mondes von der Sonne, wenn die

Uhr durch übereinstimmende oder einzelne Sonnenhöhen berichtigt ist, um die wahre Zeit der Beobachtungen angeben zu können, und wenn für die nunmehr bekannte wahre Zeit der Beobachtungen der Distanzen, die Höhen der Sonne und des Mondes, welche, um den wahren Abstand zu finden, nöthig sind, durch Rechnung bestimmt werden. 22) Berechnung der Länge mit Verbesserung wegen der abgeplatteten Gestalt der Erde. 23) Den wahren Abstand des Mittelpunkts des Mondes, vom Mittelpunkt der Sonne, oder von einem Fixstern, aus den astronomischen Tafeln im Voraus zu berechnen. Nun folgen noch 9 Hülfstafeln zu den vorhergehenden Rechnungen. 1) Schicklichste Sonnenhöhen zur Zeitbestimmung. 2) Stunden in Minuten und Sekunden zu verwandeln. 3) Minuten in Sekunden auszudrücken. 4) Unterschied zwischen der Mittagshöhe der Sonne, und einer um eine Minute vor oder nach ihrem Durchgang durch den Mittagskreis beobachteten Höhe derselben, für die Polhöhen von 30° bis 60°. 5) Höhenparallaxe des Mondes weniger der Refraktion. 6) Mittlere astronomische Strahlenberechnung. 7) Reduktion der Horizontalparallaxe des Mondes für Paris und jede andre Breite. 8) Vergrößerung des horizontalen Halbmessers des Mondes, nach Verschiedenheit der Höhen. 9) Verbesserung der Mondparallaxe, wegen der abgeplatteten Gestalt der Erde.

Hz.

Mechanik des Himmels, von *P. S. Laplace*. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von *I. C. Burckhardt*. *Zweyter Theil*. Berlin, bey la Garde. 1802. 2 Alph. 11 Bog. gr. 4. 5 Rthl. 12 gr.

Der erste Band dieses höchst wichtigen und tiefsinnigen Werkes ist in dem LXVIIIsten Bande dieser Bibliothek in dem ersten Stücke angezeigt. Er enthält theils die allgemeinen Untersuchungen über Gleichgewicht und Bewegung; theils die Entwickelung der Bewegung, welche der Schwerpunkt der Weltkörper zufolge der allgemeinen Schwere hat; nebst den Abweichungen von der einfachen elliptischen Bewegung, durch die Einwirkung mehrerer Kräfte. In diesem 2ten Bande wird

wird die Gestalt der Weltkörper, die Veränderung der Gestalt des Flüssigen auf denselben, insbesondere die Schwankung des Meeres und der Atmosphäre auf unserer Erde, und die Bewegung der Weltkörper um ihren Schwerpunkt untersucht. Dieses alles gehört, wie man leicht sieht, zu dem Schwersten, was die Mechanik enthält; und hier ist es auch, wo der Verf. Resultate durch die Theorie hervorgebracht hat, welche man kaum von ihr erwarten zu können glauben durfte, die aber alle vortrefflich mit der Erfahrung stimmen. Da die Gegenstände dieser Untersuchungen der gemeinen Erfahrung näher liegen: so ist es möglich, Einiges davon mitzutheilen.

Das dritte Buch (das erste in diesem Bande) handelt von der Gestalt der himmlischen Körper. Zuerst Untersuchungen über die Anziehung eines Sphäroids, es sey eines elliptischen oder andersartigen, auf einen äußern oder innern Punkt nach dem Gesetz der Schwerkraft. Von der Gestalt einer flüssigen gleichartigen Masse, welche im Gleichgewicht ist, und eine Umdrehungsbewegung hat. Das Ellipsoid (das durch die Umdrehung einer Ellipse um ihre kleine Axe entstandene) hat eine dazu schickliche Gestalt. Es giebt nur zwey elliptische Figuren, welche einer gegebenen Winkelumdrehungsbewegung Genüge thun. Nimmt man an, daß die Erde gleichartig sey: so sind, bey der Winkelgeschwindigkeit ihrer Drehung, die beyden möglichen Verhältnisse der Axen 680,49 zu 1, und 231,7 zu 230,7. Eine flüssige, gleichartige und elliptische Masse kann nur dann im Gleichgewicht seyn, wenn die Dauer ihrer Umdrehung eine gewisse bestimmbare Gränze übersteigt. Wäre die ursprüngliche Dauer kleiner: so würde sie durch die Abplattung der flüssigen Masse zunehmen, bis daß diese eine bleibende elliptische Gestalt angenommen hätte. Die elliptische Figur ist aber auch die einzige, welche ein gleichartiger flüssiger Körper bey der Umdrehung um eine Axe annehmen kann. Es ist dabey gleichgültig, ob er durchaus flüssig ist, oder einen festen Kern hat. Dieses läßt sich nun auf die Himmelskörper anwenden, sofern sie, wie die Erde, von einer flüssigen Masse umgeben werden. Allein da sie wahrscheinlich aus einer ungleichartigen Masse bestehen: so wird die Untersuchung sehr schwierig. Doch wird die Schwierigkeit dadurch vermindert, daß die Gestalt jener Körper wenig von der Kugelgestalt abweicht,

 die

die Relationen der Schwerkraft oder der Pendellänge, und der Größe der Grade auf einem Meridian gegen die Länge eines Halbmessers, von dem Schwerpunkte angenommen, lassen sich überhaupt durch Formeln darstellen, wenn das Sphäroid an der Oberfläche flüssig ist, und einen festen, fast kugelförmig gestalteten Kern hat. Daraus entspringt ein leichtes Mittel, die Hypothesen, welche man über die Gesetze der Aenderung der Grade und der Schwere erdenken kann, durch die Beobachtung zu prüfen. Bouguers Hypothese, nach welcher die Aenderung der Grade vom Aequator zu den Polen der vierten Potenz des Sinus der Breite proportional ist, läßt sich nicht mit den Beobachtungen der Pendellänge vereinigen. Der Verf. giebt eine Methode zur Bestimmung einer elliptischen Figur für den Erdkörper an, worin erstlich die Summe der Fehler der gemessenen Bogen, Null ist; und zweytens die Summe der Fehler, sämmtlich absolut genommen, ein Kleinstes ist. Diese Figur hat, nach dem Resultat von sieben gemessenen Bogen, eine Ellipticität $\frac{1}{312}$, wobey aber auf den in Pensylvanien gemessenen Grad ein Fehler von 172 Toisen kommt. Die neuesten Messungen in Frankreich auf eine elliptische Gestalt zu bringen, braucht man die gemessenen Breiten nur um 1″,42 der gemeinen Kreistheilung zu vermindern. Dabey wird die Ellipticität $\frac{1}{1508}$, und der Meridiangrad, durch dessen Mitte der mittlere Parallelkreis geht, erhält 56999,5 Toisen. (Nach der ältern Messung war der mittlere Grad in Frankreich 57060 T. groß). Man kann dieses Ellipsoid als das Krümmungsellipsoid (das am meisten sich annähernde) von Frankreich ansehen, welches noch sehr nahe den in England, Oesterreich und Italien, ja selbst noch den in Lappland und Pensylvanien angestellten Messungen Genüge thut. Die Vergleichung des französischen Grades mit dem peruanischen, giebt zur Ellipticität $\frac{1}{331}$. Aus den beobachteten Sekundenpendellängen, läßt sich auch die Ellipticität der Erde bestimmen. Der größte Fehler, den man dabey zugeben muß, kann nicht kleiner als 0,0001-8 der ganzen Länge seyn. Dadurch wird die Ellipticität $\frac{1}{321}$. Am wahrscheinlichsten ist nach den Beobachtungen das Verhältniß der beyden Axen in der Ellipse 336 : 335, welches mit dem aus der Gradmessung in Frankreich und Peru geschlossenen, nahe übereinkommt. Die Erde ist weit weniger abgeplattet, als sie es in dem Falle der Gleichartigkeit ihrer Masse seyn würde. Ihre Dichtigkeit nimmt von der Ober-

Oberfläche nach dem Mittelpunkte hin, zu. Jupiter ist, wie die Vergleichung der Rechnung mit den unmittelbaren Beobachtungen, und den sehr sichern Folgerungen aus der Bewegung der Knoten und der Jupitersnähen zeigen, auch weniger abgeplattet, als er es im Falle der Gleichartigkeit seyn würde.

Ueber die Gestalt des Saturnringes. Dieser mag nicht bloß aus zwey, sondern aus mehrern Ringen bestehen. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß diese Ringe sich nur durch den Zusammenhang ihrer Theile um den Saturn erhielten. Die Dauer der Umwälzung jedes Ringes ist so groß, als die Umlaufszeit eines Trabanten, der denselben Abstand vom Saturn, als den Mittelpunkt der erzeugenden Figur des Ringes hat. Daraus folgt, daß die Umlaufszeit für den innern Ring ungefähr 0,44 eines Tages (10½ Stunde) ist, welches mit den Beobachtungen übereinkommt. Zur Sicherheit des Gleichgewichts der Ringe, damit sie nicht durch äussere Kräfte, als des äußersten Trabanten, der Sonne oder eines andern Weltkörpers, aus ihrer Lage gebracht werden, wird erfordert, daß sie feste, unregelmäßige Körper, von ungleicher Breite in den verschiedenen Theilen ihres Umfangs, seyn, deren Schwerpunkte nicht mit den Mittelpunkten ihrer Figuren zusammen fallen. — Einiges über die Atmosphären der Weltkörper. Die Elasticität des atmosphärischen Fluidum muß in einem größern Verhältniß abnehmen, als das zusammendrückende Gewicht, und es muß einen Zustand der Verdünnung geben, wo dieses Flüssige ohne Federkraft ist. In diesem Zustande muß es an der Oberfläche der Atmosphäre seyn. Die Atmosphäre der Sonne kann sich nur bis zu der Bahn eines Planeten erstrecken, dessen Umlaufszeit so groß wäre, als die Umdrehungszeit der Sonne, d. i. 25 Tage. Sie kann also noch bey weitem nicht nur die Bahn des Merkurs erreichen. Auch kann das Verhältniß ihrer kleinen Axe zur großen nicht kleiner, als das von 2 : 3 seyn. Das Zodiakallicht erstreckt sich aber viel weiter, und erscheint sehr abgeplattet. Das Fluidum, welches uns das Thierkreislicht zurückwirft, ist also nicht die Sonnenatmosphäre. Es muß sich aber, da es die Sonne umgiebt, nach denselben Gesetzen, wie die Planeten bewegen, und das ist vielleicht die Ursache, warum es nur einen unmerklichen Widerstand gegen ihre Bewegungen verursacht.

Viertes Buch. Von den Schwankungen des Meeres und der Atmosphäre. Die Uebereinstimmung der so subtilen Theorie der Ebbe und Fluth mit der Erfahrung, ist sehr merkwürdig. Die Abnahme der ganzen Fluthhöhe, nach der größten in den Syzygien, und die Zunahme nach der kleinsten in den Quadraturen nach Verhältniß der Zeit, giebt die Theorie der Schwere, mit der Beobachtung übereinstimmig. (Ganze Fluthhöhe ist der Ueberschuß der halben Summe der Morgen- und Abendfluth über die dazwischenfallende Ebbe). Die Abnahme der Fluthhöhe in den Syzygien der Nachtgleichen, und denen der Sonnenwenden, verhält sich jene zu dieser, wie 13 zu 8, vollkommen der Theorie gemäß; die Zunahme in den Quadraturen der Nachtgleichen und denen der Sonnenwenden, wie 2 zu 1, womit die Theorie sehr nahe übereinstimmt. Das Verhältniß der größten Fluthhöhen in den Syzygien der Nachtgleichen, und denen der Sonnenwenden, giebt die Theorie nahe so an, wie es die Beobachtungen zeigen. Der Ueberschuß jener über diese ist zufolge der Theorie so groß, als der Ueberschuß der kleinsten Fluthhöhen in den Quadraturen der Sonnenwenden, über eben solche in den Quadraturen der Nachtgleichen. Der Einfluß des Mondes auf die Fluthen, ist, der Theorie zufolge, dem Kubus seiner Entfernung umgekehrt proportional, genau wie es die Beobachtungen ergeben. Die tägliche Verspätung der Fluthen, ist nach der Theorie bey dem Maximum in den Syzygien nahe halb so groß, als bey dem Minimum in den Quadraturen (dort 27' hier 55'); die Beobachtungen weichen von diesem Verhältnisse wenig ab. Die Verspätung in den Syzygien der Sonnenwenden, und denen der Nachtgleichen, verhält sich wie 8 zu 7; in den Quadraturen der Nachtgleichen und der Sonnenwende, wie 13 zu 9, nach der Theorie nahe so, wie nach der Beobachtung. Jene stimmt auch mit dieser in Absicht der Abänderung der Verspätung nach Maaßgabe der Entfernung des Mondes.

Fünftes Buch. Von den Bewegungen der Weltkörper um ihre eigenen Schwerpunkte. Zuerst die Bewegungen der Erde um ihren Schwerpunkt, wobey die Formeln für die Bewegung der Nachtgleichenpunkte, und die Neigung der Erdaxe gegen die wahre Ekliptik entwickelt werden. Die Erscheinungen der Präcession und der Nutation sind so beschaffen, als ob die Erde ein durch Umdrehung entstandenes El-

lipsoid

sphäroid wäre, dessen Abplattung zwischen den Gränzen [illegible] und [illegible] enthalten ist. Alle Erscheinungen, welche von der Gestalt der Erde abhängen, stimmen mit der Theorie der Schwere. — Die mittlere Umwälzungsbewegung des Mondes, ist, vermöge der Anziehung der Erde auf das Mondsphäroid genau seiner mittlern Umlaufsbewegung um die Erde gleich, und hat dieselben Säkular-Ungleichheiten. Die mittlere Bewegung der Knoten seines Aequators, in Beziehung auf die wahre Ekliptik, und der Knoten der Mondsbahn ist gleich groß; der niedersteigende Knoten jenes stimmt immer mit dem aufsteigenden Knoten dieser überein. Die mittlere Neigung des Mondsäquators gegen die wahre Ekliptik ist beständig, ohne daß die Säkularbewegungen der letztern jene änderten. — Von den Bewegungen der Saturnsringe um ihre Schwerpunkte. Der Schwerpunkt und der Ring, drehen sich in derselben Zeit um den Planeten, so daß der Ring sich in der nämlichen Zeit um seinen Schwerpunkt und um Saturn drehet. Ohne die Abplattung Saturns würden, wegen der Anziehung der Sonne und des äußersten Trabanten, die Ringe nicht in derselben Ebene bleiben; durch die an dem Aequator aufgehäufte Masse, erhält Saturn den ganzen Ring, so wie auch die Bahnen der innern sechs Trabanten, sehr nahe in der Ebene seines Aequators. Da die Trabanten des Uranus sich sämmtlich in einer auf die Ekliptik (oder seine Bahnebene) fast senkrechten Ebene bewegen; so darf man schließen, daß sie in derselben durch die Wirkung des Aequators dieses Planeten erhalten werden, daher dieser sich selbst um eine Axe dreht, die sehr wenig gegen die Ekliptik (oder Bahn) geneigt ist. (Der Grund dieser Lage mag die spärliche Erleuchtung und Erwärmung dieses von der Sonne so sehr entfernten Planeten seyn. Die eine Hälfte genieße einer beständigen Gegenwart der Sonne, da freylich die andere sie immer entbehren müßte. Die von Hr. Laplace angegebene Bewegungsart des Saturnringes mag dienen, die sich entgegenstehenden Beobachtungen des Hrn. Herschel und Schröter zu vereinigen. Die Bewegung der Ringe wäre der eines Kreisels ähnlich, der mit seiner Spitze in einem Kreise herumläuft. Ein Punkt auf der Oberfläche des Ringes könnte, von der Erde aus betrachtet, zu einer Zeit stillstehend, zu einer andern bewegt erscheinen).

Der

Der Uebersetzer hat diesen Theil des durch seinen Inhalt sowohl als kurzgefaßten Vortrag schweren Werkes mit vielen, zum Theil ausführlichen Anmerkungen ausgestattet. Die Anzahl beläuft sich auf 123. In dem erstern etwas stärkern Theile war die Anzahl 162, so daß sein Fleiß nicht nachgelassen hat. Der theoretische Theil des Werks ist nun geendigt. Der praktische macht noch einen Band aus, dessen Uebersetzung auch versprochen ist. Wir wiederholen der Verlagshandlung unsern Dank, daß sie ein so wichtiges Werk, das aber nur von Wenigen benutzt werden kann, übernommen, und in einer so schönen Gestalt hat erscheinen lassen.

Ob die ihren Idealismus mit gewaltiger Ungezogenheit anpreisenden Philosophen, von allem dem, was hier aus den Grundsätzen der Bewegungslehre und dem Gesetze der Swerkraft entwickelt ist, wohl nur die geringste Ahnung haben? Doch ich bitte den erhabenen Verf. der Mechanik des Himmels um Verzeihung, daß ich diese von Stolz und Unwissenheit aufgeblaheten Leute, bey der Anzeige seines Werkes, erwähne.

N.

Untersuchungen über den Ursprung und die Ausbildung der gegenwärtigen Anordnung des Weltgebäudes(.) Von Karl Wilhelm Marschall von Bieberstein(,) Markgräfl. Badisch. Vice- und Regier. Präsid. und Kammerherrn, und Ernst Franz Ludwig Marschall von Bieberstein(,) Fürstl. Nassauisch. Geheim. Rathe. Gießen und Darmstadt, bey Heyer. 1802. IV und 264 S. 8. 16 gr.

Bevor wir über die hier vorgetragen werdende neue Theorie, über den Ursprung der Weltkörper, ihrer Bewegungen, ihrer Anordnung in Weltsysteme, und ihrer, nach der Vorstellung der Verf. eingerichtet seyn sollenden, gegenwärtigen innern Bildung des Weltgebäudes, — über die besondern Eigenheiten in der Theorie des Umlaufs der Weltkörper urtheilen,

theilen, müssen wir den Plan der Verf., nach welchem sie dieses Buch, das bloß Skizze, nur die Grundlinien ihrer Theorie, und die Haupterscheinungen, die sie zu beweisen beabsichtiget seyn soll, unsern Lesern vorlegen.

Die Schrift zerfällt in zwey Theile, jeder in zwey Abschnitte. Der erste Theil handelt von der Entstehung der Weltkörper und ihrem Naturbau überhaupt, so wie von der Entwickelung des Ursprungs der Weltkörper, aus allgemeinen physisch-mechanischen Grundsätzen, und der Entwickelung der Beobachtungen über den Naturbau der Weltkörper, mit der vorausgeschickten theoretischen Entwickelung insbesonders. Im zweyten Theil wird die Entstehung der systematischen Verbindungen der Weltkörper im Allgemeinen, und die Entwickelung des Ursprungs dieser Verbindungen aus physisch-mechanischen Grundsätzen, so wie gleichfalls die Vergleichung der Beobachtungen über die systematischen Verbindungen der Weltkörper, mit den vorausgeschickten Bemerkungen einzeln vorgetragen. Hier kommt das Meiste aus der physischen Astronomie vor. Die Eintheilung der Weltkörper in Sonnen- und Trabanten-Systeme, nach ihren Massen und Größen, nach ihren Entfernungen von den Hauptkörpern und ihren Neigungen so wohl gegen einander, als gegen die Aequatore ihrer Hauptkörper, Eccentricitäten der Bahnen dieser Weltkörper, und ihrer Richtungen in Absicht der fortschreitenden Bewegungen, geschiehet zwar nach bekannten Grundsätzen; aber es kommt dabey viel Eigenes vor, daß durch die Wahrnehmungen über die Verbindungen der Systeme erster und zweyter Ordnung zu Systemen höherer Ordnung gerechtfertiget wird. Was S. 232 — 239 von der Milchstraße vorkommt, ist aus den neuern Beobachtungen von Herschel und Schröter entlehnt, und ist, wie die Nachrichten von den entferntern Nebelflecken und Sternhaufen S. 239 — 254, und S. 255 — 264 von den Bewegungen der höhern Weltsysteme, in vieler Hinsicht merkwürdig, wenn gleich auch Manches auf Hypothesen beruht, das weder mit Newtons Grundsätzen, noch Kants und de la Place's Weltbauordnung, übereinstimmt. Die Verfasser scheinen dieß mehrmals einzusehen; besonders drücken sie sich darüber S. 254 sehr bescheiden aus, wenn sie sagen: „So „fühlen wir uns z. B. außer Stand, die Grade der Zusam„mensetzung höherer Weltsysteme, die Stufen ihrer Verbindungen,

„bungen, zu beurtheilen und zu unterscheiden. Das all-
„mählige Emporsteigen niedriger Weltordnungen zu höhern,
„ihre endliche Vereinigung in ein einziges allumfassendes
„System, bleibt also, wenn gleich wahrscheinlich, doch im-
„mer unsichere Hypothese, die sich auf die Natur der
„anziehenden Kräfte, und auf die Analogie der beobachteten
„ersten Stufen der Weltsysteme stützt. In der Erfahrung
„verlieren sich diese Spuren der Einrichtung allmählig, und
„die Beschränktheit unserer Sinne und Werkzeuge, ja selbst
„unser Denk- und Vorstellungsvermögen, das sich weit über
„die engen Schranken der Sinne erhebt, unterliegt am En-
„de dem, nach Raum und Zeit unerschwinglichen großen
„Umfange der Gegenstände." — Was S. 233 ffg. von den
Sternenschichten, ihrer Lage und Bewegungen vorkommt,
hat schon Lampert in seinen kosmologischen Briefen ge-
sagt, worüber sein neuester Uebersetzer und Herausgeber eini-
ge lehrreiche Anmerkungen gemacht hat (s. Lettres cosmolo-
giques, etc. par *I. H. Lambert.* Traduites de l'alle-
mand par Mr. *Darquier*, etc. publiées et augment. de
remarq., par *I. M. C. D. Utenhove.* à Amsterd. chez
Ger. Hulst van Keulen, 1801. 8. pag. 166 — 194. suiv.)
Unter vielen Hypothesen, die wir auf sich beruhen lassen, ist
uns die Ausführung derjenigen merkwürdig gewesen, welche
die Verf. S. 193 — 196 in den allgemeinen Blicken auf
die vergangenen und künftigen Zustände der physi-
schen Welt, und auf die Dauer ihrer Anordnung im
Großen auseinander setzen, deren Resultate aber in bloßen
Muthmaaßungen bestehen. Um aber den gelehrten Verf. zu
zeigen, mit welcher Achtung wir ihre Schrift behandeln,
wollen wir, zur Berichtigung dieses Satzes, den wir so eben
erwähnt haben, einen analytischen Kalkul anstellen, der zu
positiven Verhältnißgrößen führt, die wir aus den Kräf-
ten der Bewegung unserer Erde ableiten. Folgendes Pro-
blem soll uns hiezu Veranlassung darbieten.

Aufgabe:

Da die Natur den Zustand aller Körper, sowohl bey
der festen als flüssigen, der elastischen als elastisch-flüs-
sigen durch Mittel der beyden Kräfte bestimmt, die be-
kanntlich im Wärmestoff (Caloricum) und der anziehen-
den Kraft (Attractio) bestehen, welche allenthalben in der
Natur auf eine entgegengesetzte Art vollkommen aufeinander

wirk-

wirksam angetroffen werden, so entsteht die Frage: wie wird, im Betracht dieser Kräfte, die in bekannter Proportion stehen, auf eine äußerst wahrscheinliche Art à priori das Verhältniß bestimmt, das zwischen der Menge fester und flüssiger Körper statt findet, woraus unsere Erde, die wir bewohnen, zusammengesetzt ist? —

Anmerkung.

Da die Wirkungen des Wärmestoffs, nach den Erfahrungen des Hrn. Prof. S. Speyert van der Eyk, die vor etwann 3 Jahren mitgetheilt wurden, in Nieuwe allgemeene Konst en Letterbode van het Iaar 1800. Vrydag d. 27. Iuny. Nr. 339; 2de Voorstel, sich verhalten, wie die Katheten in mehrern, auf einer gemeinschaftlichen Grundlinie errichteten rechtwinklichen Dreyecke, deren Tangenten bis an die gemeinschaftliche Hypothenuse gezogen werden, und bekannt ist, daß die meisten Körper, die sich im Zustande zwischen Stätigkeit und elastischer Flüssigkeit befinden, und der geringste Theil der Erde aus festen Körpern besteht: so kann man als unumstößlichen Grundsatz annehmen, daß die festen Körper zu den flüssigen sich verhalten, wie die Grundlinien A F und H F zu ihren Katheten F G und H I nachstehender Dreyecke.

Die

Die genaue Bestimmung der Verhältnisse von A F zu H F findet man in folgender

Auflösung:

Wir bedienen uns dazu der Formel des Hrn. Prof. van der Eyk a. a. O., vergl. *Allgemeene* Konst en Letterbode voor het Jaar 1802, 2de Deel, No. 34. pag. 120.

$$FG = D - x = \frac{A}{d^4},\ DE = D = \frac{A}{d^2},\ HI = D + x = \frac{A}{d}$$

$$HD = DF = a,\ CH = FA = y,\ DK = A,\ x = \frac{A}{d^3}$$

endlich $d = \frac{1 + \sqrt{5}}{2}$.

Diesemnach ist

$$\underline{\underline{FA}} : \underline{\underline{FG}} = \underline{\underline{AD}} : \underline{\underline{DE}}$$

oder $y : D - x = a + y : D$

daher $y = \frac{a(D - x)}{x} = \frac{a \times \frac{A}{d^4}}{\frac{A}{d^3}} = \frac{a}{d}$

Wenn nun $\underline{\underline{DK}} : \underline{\underline{HI}} = \underline{\underline{DF}} : FA$ ist,

weil $A : \frac{A}{d} = a : \frac{a}{d}$ wird;

$= \quad = \quad = \quad =$

so hat man $1 : \frac{2}{1+\sqrt{5}} - \frac{1}{2}$ } Menge der flüssigen Körper { : Menge der festen Körper,

daher: Menge der festen Körper $= \frac{1}{1+\sqrt{5}}$ Menge der flüssigen Körper, oder endlich: die Menge der festen Körper verhält sich zu der der flüssigen äußerst genau, wie

$= \frac{1}{1+\sqrt{5}} : 1 = 1 : 1+\sqrt{5}$; das ist beynahe:

$= 1 : 3,23607$, oder in Zahlen $= 4 : 13$,

Hieraus geht hervor, daß die Menge der festen Körper zu den flüssigen, welche vereint den Erdball ausmachen, sich verhalten wie $= 1 : 1+\sqrt{5}$, oder beynahe wie $4 : 13$.

Die Gründe, warum wir dieß Verhältniß vorzüglich auf die beyden Hauptprincipe der Körper, aus welchen unsere Erde zusammengesetzt worden, anwenden, geht hervor aus folgendem allgemeinen

Grundsatz:

Da das allgemeine Gesetz der anziehenden Kraft, in der ganzen Natur, wie im Weltall allenthalben sichtbar und wirksam ist: so kann kein Himmelskörper, er mag zu den niedern, oder höhern Weltsystemen gehören, weder bestehen, noch seinen periodischen Umlauf verrichten, wenn er nicht aus einer Menge fester und flüssiger Theile in dem Maaße und in eben dem Verhältnisse, wie so eben ausgemittelt und erwiesen worden, zusammengesetzt ist.

I. Anmerkung.

Ungeachtet dieser physikalische Satz das Gepräge einer entschiedenen Theorie a posteriori führt: so unwidersprechlich ist derselbe, wenn man erwägt: daß diese Theorie

1.) unmittelbar aus dem allgemeinen Gesetz der anziehenden Kraft hergeleitet worden, auf welche Art die Auflösung des daraus gefolgerten Problems beruhet. Wenn

 man

Jede Berichtigung im weitläuftigen Felde der Wissenschaften hat einen größern Werth als eine neue Entdeckung; besonders aber dann, wenn sie mit der Gründlichkeit und Präcision gemacht wird, wie dieses in dem vor uns liegenden Werke der Fall ist. Herr Tilesius, der sich jetzo mit russischen Schriften auf einer Entdeckungsreise befindet, hat mit allem Fleiße und Gelehrsamkeit dasjenige gesammelt, was bis dahin über diese merkwürdige Erscheinung ist gesagt worden, und uns eine genaue, von ihm selbst gestochene Abbildung dieses Menschen und seiner schuppigen Haut gegeben.

Die Geschichte der Familie dieses Stachelschweinmenschen ist folgende. Zu Eustonhall in Suffolk wurde im Jahre 1717 ein Knabe geboren, dessen Vater ein wohlgebildeter gesunder Landmann war, und der 8 bis 9 Wochen nach der Geburt eine gelbe, und dann schwärzliche Haut bekam. Die Haut fieng von der Zeit an rissig und warzig zu werden, so daß er durchaus mit erhabenen schwärzlichen Papillen von verschiedener Größe bedeckt war, die ihm ein wildes ungewöhnliches Ansehn gaben. Diese Haut löste sich gegen den Herbst, und ward durch eine neue, eben so gebildete, jährlich ersetzt. Dieser Knabe hieß Lambert, er wuchs heran, verheyrathete sich, und zeugte einen Sohn, dessen Haut dieselbe Beschaffenheit hatte. Von diesem existiren jetzo wieder zwey Söhne, nämlich John und Richard Lambert, die sich wegen der merkwürdigen Beschaffenheit ihrer Haut in den vornehmsten Städten Deutschlands haben sehen lassen. Merkwürdig ist dabey der Umstand, daß die fehlerhafte Beschaffenheit der Haut sich immer bey den Kindern männlichen Geschlechts fortgepflanzt hat, und daß alle Mädchen eine natürlich gebildete Haut haben. Mit Unrecht verglich man diese schrundige warzige Haut mit den Stacheln des Igels oder der Schale der Schildkröte, mit denen sie auf keine Weise übereinstimmt.

Herr Tilesius untersuchte diese Erhabenheiten der Haut sehr sorgfältig, betrachtete sie unter dem Mikroskop, und gab uns von allen abweichenden Formen derselben eine Abbildung. Er zergliederte sie chemisch, und fand ihre Bestandtheile mit denen der Oberhaut übereinstimmend. Er suchte wo möglich den Grund dieser Sonderbarkeit auf, und glaubt ihn darin zu finden, daß eine größere Quantität der Hautschmiere (sebum

bum cutis) so wie der Lymphe dort abgesetzt werde. Im Ganzen wird aber dadurch nichts weiter erklärt, und die Art, wie dergleichen Varität entstehen konnte, bleibt bis dahin noch ein Räthsel. Uns scheint es, als übersähe Herr T. den wichtigen Umstand, daß der erste Porcupine-Man gleich nach seiner Geburt eine gelbe Haut erhielt, den er nur beyläufig hier erwähnt. Rec. kennt einen Knaben, dessen Beschaffenheit der Haut vollkommen mit der Porcupine-Man übereinstimmt, bey dem gleich nach der Geburt die Haut natürlich war; aber als er 8 Wochen alt war, bekam er die Gelbsucht, welche zwar bald gehoben wurde; aber diese üble Beschaffenheit der Haut zurückließ. Es wären also die männlichen Abkömmlinge nicht, wie Herr T. meint, das einzige Beyspiel dieser sonderbaren Hautkruste.

Mr.

Ueber die verschiedenen Mittel, die atmosphärische Luft zu reinigen, von D. H. Grindel. Riga, bey Hartmann. 1802. 31 Seit. 8. 4 gr.

Daß ein so wichtiger Gegenstand nicht auf zwey Bogen erschöpft sey, ist leicht zu erachten. Nach den vielfältigen und genauen Arbeiten, die wir bereits darüber besitzen, ist es nicht recht abzusehen, wozu eine so kurze Anzeige, der gewöhnlichsten Mittel dienen soll. Des berühmten Mittels von Smith, welches das englische Parlament einer ansehnlichen Belohnung würdig hielt, ist nicht einmal Erwähnung geschehen.

Lm.

Das Wissenswürdigste aus der Physik. Von J. C. P. Grimm. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1803. 274 Seit. 8. 1 Rg.

Es möchte wohl schwer seyn zu bestimmen, welche Gegenstände der Physik die wissenswürdigsten genannt zu werden verdienen, und am Ende dürfte die Entscheidung ganz

wo anders hinfallen, als der Verf. anzunehmen scheint. Es bleibt also wenigstens ungewiß, was man sich unter obigem Titel zu denken habe. Der Verf. hat sich nirgends näher darüber erklärt; sondern bloß in der Vorrede bemerkt, daß diese Schrift „nur solche physikalische Materien enthalten „soll, deren Vortrag ohne mathematische Vorkenntnisse von „Jedermann verstanden werden könne.“ Ist denn aber das gerade das Wissenswürdigste der Physik, was ohne Mathematik verstanden werden kann? Das Leichtere mag es großentheils wohl seyn; aber schwerlich das Vorzüglichste. Indessen abgesehen von dem Titel würde diese Schrift immer eine nützliche Arbeit genannt werden können, wenn sie auch nur das Leichtere auf eine zweckmäßige Weise dargestellt enthielte. Je weniger Schwierigkeit die Materie dem Verf. machen konnte, desto mehr Sorgfalt mußte er auf die Form wenden; eine schickliche Auswahl der Sachen, eine gefällige Einkleidung, eine natürliche Ordnung, eine deutliche Entwickelung sind es, die das eigentliche Verdienst einer Arbeit dieser Art ausmachen. Allein auch von dieser Seite ist das Verdienst dieser Schrift nicht groß. Ungern vermißt man mehrere interessante Gegenstände, die einer gleichen Faßlichkeit, als die hier abgehandelte, fähig sind. So findet sich hier nichts aus dem ganzen ersten Haupttheil der Physik, der sogenannten allgemeinen Physik, nichts vom Schall, nichts vom Licht (!), nichts vom Weltgebäude, nichts von der physischen Beschaffenheit der Erde. — Auf den Vortrag hat der Verf. zu wenig Sorgfalt verwendet: die Schreibart ist nachlässig, die Einkleidung trocken, die Anordnung der Sachen nicht selten fragmentarisch. Es fehlt ihm die Kunst, den Leser in die Untersuchung hineinzuziehen, und ihn die Wahrheit gleichsam selber finden zu lassen; oder den Sachen schon durch ihre Verbindung eine gewisse Klarheit zu geben. Er docirt von Anfang bis zu Ende, und dadurch wird sein Vortrag einförmig. Hierzu kommen noch eine Menge von Druckfehlern, und manche Unrichtigkeiten in den Sachen selbst. Z. B. S. 6 wird die Luftpumpe beschrieben, und zwar so, daß man nach dem Zusammenhange glauben sollte, es wäre die von Guericke erfundene Maschine selbst; es ist aber die Senguerdische. Und warum hat der Verf. diese gewählt, da jetzt die besten Instrumente dieser Art mit stehendem Stiefel gemacht werden? — Daß die Luftpumpen mit Ventilen nicht zum

Kom-

Komprimiren der Luft taugten, wie S. 7 gesagt wird, ist unrichtig; denn die berühmte Smeatonsche z. B. ist auch zum Komprimiren geschickt. — Die Entfernung des Ventils in einer Saugpumpe von dem Wasserstande muß nicht zum wenigsten 28 Fuß betragen (S. 12); sondern höchstens so viel. — An den Beängstigungen, die man auf hohen Bergen empfindet, hat gewiß der verminderte Druck der Luft auf den ganzen Körper größern Antheil, als die geringere Menge von Luft, die mit jedem Athemzuge eingeathmet wird (S. 20). — Daß die Luft zur Abkühlung der Lungen dienen sollte, wie Gren ehedem behauptet hat, ist doch eine sehr unwahrscheinliche Hypothese (S. 18). — S. 49 heißt es, man hätte ehedem geglaubt, das Wasser sey aus keinen Bestandtheilen zusammengesetzt. Wie wäre das möglich? Bestandtheile mußte das Wasser doch haben, wenn man sich dieselben auch als gleichartig dachte. — Nach dem Verf. aber soll das Wasser aus zwey Luftarten, dem Wasserstoffgas und Sauerstoffgas bestehen. Dieß ist nicht minder unrichtig; denn nicht aus diesen Luftarten selbst, sondern nur aus ihren Grundlagen, dem Wasserstoff und Sauerstoff, soll das Wasser zusammengesetzt seyn. — Zur Bereitung des Knallgoldes taugt nicht ein jedes Laugensalz; sondern nur das flüchtige, wofern das Königswasser selbst nicht schon Salmiak enthält. — Unter den Ursachen der Entzündung (S. 71) ist die Elektricität vergessen worden. — Das Knallen entzündeter Körper erklärt der Verf. S. 76 aus der sich entwickelnden Knallluft. — Warum aber knallt denn die Knallluft?

Pa.

Ueber das Leuchten des Meeres, mit besondrer Hinsicht auf das Leuchten thierischer Körper. Von *Christoph Bernoulli*. Göttingen, bey Dieterich. 1803. 182 Seit. 8. 16 gr.

Es ist ein guter Gedanke, die mannichfaltigen Beobachtungen über eine so merkwürdige Erscheinung, als das Leuchten des Meeres ist, zu sammeln und zu ordnen, um dadurch auf die verschiedenen Ursachen derselben geleitet zu werden;

 und

und diesen Gedanken hat der Verf. mit vielem Fleiß und vieler Geschicklichkeit ausgeführt. Bekanntlich hat schon Forster dreyerley Arten des Leuchtens unterschieden: 1) das elektrische; 2) das phosphorische, von faulenden Stoffen; 3) das animalische, von lebendigen Seegeschöpfen. Diese drey Arten nimmt auch der Verf. an, und fügt noch eine vierte hinzu, die von einer bloßen Einsaugung des Sonnenlichts herrühren soll. Schon de Lüc hat den Gedanken geäußert, daß wohl die meisten Körper im Stande seyn möchten, eine schwache Verbindung mit dem Licht einzugehen, und es bey einer geringen Veränderung der Umstände wieder fahren zu lassen. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß auch das Meereswasser diese Eigenschaft besitze, und daß die Wirkung davon in manchen Fällen so stark werden kann, daß nicht bloß eine gewisse Hellung in der Luft, wie auf dem Lande; sondern ein wirklicher Schimmer oder ein schwaches Leuchten in dem Wasser selbst daraus entsteht. — In dem letzten Abschnitt untersucht der Verf. noch die Frage: **woher das Licht in organischen Körpern entstehe**; doch mit der bescheidenen Aeußerung, nichts darüber entscheiden; sondern nur einen Versuch zu ihrer Auflösung liefern zu wollen. Bey lebendigen Thieren rühre es wahrscheinlich vom **Phosphor** her, der in ihnen erzeugt, und auf verschiedene Weise ausgeschieden werde; bey faulenden Stoffen müsse man annehmen, daß das Licht, als ein wirklicher Bestandtheil derselben, sich bey Zersetzung derselben von ihnen entferne. — In Ansehung der Schreibart des Verf. erinnern wir noch, daß sie etwas nachläßig ist.

Lm.

Naturhistorisches Bilder- und Lesebuch, oder Erzählungen über Gegenstände aus den drey Reichen der Natur. Von Jakob Glatz, Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Nebst 360 illuminirten Abbildungen von Horny, und einer kurzen Erklärung derselben in Versen. Jena, bey Frommann. (1803.) VIII und 360 Seit. 8. 4 Rl.

Der

Der Verleger hatte dem Herrn Glatz 14 Kupfertafeln, worauf die Abbildungen naturhistorischer Gegenstände befindlich waren, übersandt, um darüber eine Erklärung in Form von Erzählung zu machen. Diese Erklärung findet man hier von S. 47 bis ans Ende. Auf den ersten 44 Seiten sind von einer andern Hand die Kupfer in Versen erläutert worden. Diese poetische Darstellung ist für ältere Leser, und zeichnet sich durch dichterischen Schwung und gewählten Ausdruck vortheilhaft aus. Voran geht eine Vorrede und Einleitung. Letztere hat Stanzen in Ottave Rime, mit weiblichen Reimen, und wird den Leser gewiß befriedigen. Die Erläuterung der Kupfertafeln selbst ist in reimlosen Versen, theils in Trochäen, theils in Jamben verfaßt, worin die Abbildungen mit Anführung einer oder mehrerer Eigenschaften des Gegenstandes in einer höheren Sprache geschildert werden.

Die Glatzischen prosaischen Erzählungen selbst, die den größten Theil des Inhalts des Werks ausmachen, sind leicht, faßlich, und sehr anziehend geschrieben. Der Verf. hatte dabey die jüngere Jugend in einem Alter von sieben bis zehn Jahren im Auge, und man muß bekennen, daß ihm Sprache, Ton und Vortrag ungemein gelungen sind. Er versteht die Aufmerksamkeit der Kleinen zu fesseln, wozu seine angenehmen Erzählungen, Beschreibungen und eingestreuten kleinen Lieder beytragen. Vorzüglich hatten wir Anlaß, seine mannichfaltige Erfindungsgabe zu bewundern. Er macht nämlich mit kluger Auswahl kurze anlockende Ueberschriften, die viel erwarten lassen, und die Neubegierde spannen. Bald erzählt er eine Reise zur See, bald eine Wanderung in London, bald einen Spaziergang auf dem Lande, und trägt in dieser Form auf eine natürliche Weise, gar nicht tändelnd und spielend, viel Wissenswerthes vor, wodurch der Sinn für das nähere Studium der Natur geweckt wird. Er überläßt dem Lehrer manchen Zusatz, wenn das Buch unter seiner Anleitung gelesen wird, und dieß ist gleichfalls sehr zu billigen. Vorurtheile und Fabeln, die sich bekanntlich in die Naturhistorie eingeschlichen haben, führt er gleichfalls gelegentlich an, und würdigt sie gehörig. Hierzu gehören u. a., daß der Strauß die Eyer von der Sonne ausbrüten lasse; daß der Molch (Salamander) unverbrennlich sey; daß der Hirschkäfer glühende Kohlen forttrage, und

damit Häuser anzünde, u. s. w. — Neues wollte der Verf. nicht vortragen. Er benutzte unter mehreren Hülfsmitteln besonders die Vorarbeiten Blumenbach's und Bechsteins. Daß er seine Absicht erreicht hat, und der Jugend in den genannten Jahren durch seinen Vortrag zu gefallen versteht, ist auch von dem Schreiber dieses durch angestellte Versuche beobachtet worden. Eine Zahl Knaben hörten mit sichtbarem Wohlgefallen und lebhafter Aufmerksamkeit dem Vorleser dieser Erzählungen zu, faßten sie, und äußerten nach Endigung des Lesens ihre Begierde nach der Fortsetzung. Allgemein war der Wunsch, noch mehr zu hören, und auch in der Folge verlor sich die Theilnahme nicht. Jeder Pädagoge wird dieß als einen Beweis gelten lassen, daß der Vortrag für das jüngere Alter zweckmäßig abgefaßt ist. Daß der Inhalt für dasselbe sich eigne, darüber sind unstreitig Alle einig. An eine streng systematische Behandlung darf noch nicht gedacht werden; aber als eine Vorbereitungslektüre zum fernern Fortstudieren kann die Schrift mit Recht vorzüglich empfohlen werden. Wir bedauern nur, daß der hohe Preis derselben ihren Ankauf nur bemittelten Aeltern erlaubt.

Ww.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Beschreibung und Geschichte des Herzogthums und der Stadt Gotha, im Umrisse, von Johann Georg August Galletti, Professor am Gymnasium zu Gotha. Gotha, bey Ettinger. 1805. 5¼ Bog. kl. 8. 6 gr.

Diese Beschreibung und Geschichte enthält das Wichtigste und Nützlichste aus des Verf. Geschichte und Beschreibung des Herzogthums Gotha, welche von 1779—1783 in 4 Theilen 8. heraus kam, und im 47. Bd. 1. St. der A. D. Bibliothek, und im Anhange I. S. 604 recensirt wor-

worden ist. Dieß Büchelchen ist bestimmt für den historischen und geographischen Unterricht in den Schulen. Es enthält 4 Abschnitte: 1) Beschreibung; 2) Verfassung; 3) Geschichte des Herzogthums Gotha; und 4) Geschichte der Stadt Gotha. Der Verf. scheint auf die Bedürfnisse der Jugend nicht immer ganz Rücksicht genommen zu haben. Die geographische Beschreibung des Herzogthums ist so ausführlich, daß nicht nur alle Aemter aufgezählt sind; sondern außer den Städten und Flecken auch manche Dörfer. Unmöglich kann des Verf. Absicht seyn, die Jugend mit der Geographie des Herzogthums so weitläuftig bekannt zu machen, sey es auch in der obersten Klasse des Gymnasiums. Sollte dieß etwa nur zum Nachschlagen dienen; aber dann hätte der Verf. auch bey der Geschichte auf diesen Umstand Rücksicht nehmen müssen. Der Verf. geht nur bis zu den Zeiten zurück, da man hier die ersten Anlagen von den Klöstern und Stiftern gemacht findet, und zählt chronologisch auf, welche Güter und Dörfer nach und nach erwähnt werden. Nichts wird von dem ältern Zustande des Landes erwähnt, nichts von der Entstehung der Landgrafschaft Thüringen, mit der das Land verbunden wurde. Wenn gleich von der allgemeinen Geschichte Thüringens und deren Landgrafen nur wenig angeführt werden durfte: so mußte doch soviel davon berührt werden, als zur bessern Einsicht in die Special-Geschichte nothwendig war. Eben dieß gilt auch von den folgenden Abschnitten, als die Landgrafschaft Thüringen mit Meissen verbunden wurde, als das Land unter die Kurfürsten und Herzoge von Sachsen kam, u. s. w. Wenn gleich zu erwarten ist, daß der Lehrer beym mündlichen Vortrage dieß ergänzen werde: so würde doch dieß Büchelchen auch für diejenigen, welche es zu ihrer Belehrung lesen wollen, nutzbarer geworden seyn, ohne daß es dadurch viel stärker und theurer geworden wäre. Sehr rühmlich ist's, daß der Verf. überall die innere Verfassung des Landes, und je näher den neuern Zeiten desto ausführlicher beschrieben hat; eben dieß ist auch in Ansehung der Geschichte der Stadt Gotha zu loben.

Ver-

Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Nebst einer Einleitung in die alte deutsche Leibeigenschaft, von Ernst Moritz Arndt. Berlin, in der Realbuchhandl. 1803. 18 Bog. 8. 1 Rg.

Der Verf., welcher durch die lehrreiche Beschreibung seiner Reise des Publikums Aufmerksamkeit schon zu seinem Vortheil auf sich gezogen hat; giebt durch diese Schrift auch von seinen guten historischen Kenntnissen, und von seiner Geschicklichkeit, historische Data zur Begründung seiner Behauptungen zu benutzen, einen herrlichen Beweis. Der gewöhnlichen Meinung in Ansehung der Art, wie die Leibeigenschaft in Pommern und Rügen entstanden seyn kann, streitet er mit so haltbaren Gründen entgegen, daß seine Meinung bey jedem Unbefangenen wenigstens einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit erreichen wird. Zu seinem eigentlichen Zweck bahnt er sich den Weg durch eine allgemeine Uebersicht der deutschen Leibeigenschaft. Sie ist mit Kenntniß des Mittelalters und sehr belehrend abgefaßt, und genügt als Einleitung betrachtet. Von S. 59 an folgt eine Skizze der Unterjochungsgeschichte der deutschen Slaven, vorzüglich der an der Ostsee wohnenden, und ihrer Sitten und Kultur. Am meisten betrifft es die Slaven im Holsteinischen und Mecklenburgischen; doch hat der Verf. auch Vieles berührt, was die Slaven in Pommern und Rügen angeht; besonders in Ansehung der Kultur des Landes und des Volks, wovon ein kurzes; aber interessantes Gemälde entworfen worden ist. Der Verf. hat sich auch hier über so manche gewöhnliche Meinungen erhoben, welche die Kritik zwar schon oft widerlegt hat; die aber noch immer in so manchen historischen Werken wiederholt werden. Auch hier bey der Darstellung des Zustandes der Nation erwähnt er der Sklaverey, wie sie in den ältesten Zeiten bey den Ostseeslaven gefunden wird. Nach der gemeinen Meinung herrschte unter den Slaven die härteste Dienstbarkeit, und alles kleine Volk war leibeigen; dieses sollen nachher die einwandernden Deutschen mit ihren sächsischen Bauern nachgemacht haben. Man beruft sich hierbey auf das Beyspiel der noch existirenden Sklaven der Russen und Polen. Aber die

die älteste Geschichte schweigt von dieser Sache gänzlich. Sklaven und Leibeigenen haben sie wahrscheinlich gehabt, und nach dem gesellschaftlichen Standpunkte des Volks zu schliessen, mögen sie auch wohl nicht auf das Mildeste behandelt worden seyn; aber daß die Masse des Volks, und auch nur der größere Theil desselben sklavisch gewesen sey: davon ist keine Spur vorhanden; dawider streitet eben so sehr die Lebensart, als der Charakter der Nation. Doch von S. 98 an handelt der Verf. seinem Hauptzwecke gemäß, besonders von der Leibeigenschaft in Pommern (vorzüglich dem heutigen Schwedisch-Pommern) und Rügen vom 12ten bis zum 17ten Jahrhundert, oder bis zum dreyßigjährigen Kriege. Bey dem Mangel an Nachrichten, muß der Verf. das Meiste für seinen Gegenstand durch historische Induktion suchen. Schon am Ende des 12ten Jahrhunderts, als das Land durch lange und wilde Kriege mit den Deutschen und Dänen wüst und menschenleer geworden war, fangen die Einwanderungen der Deutschen in diese Gegend an; wahrscheinlich kamen die meisten aus Sachsen und Westphalen. Diese Fremden brachten ihres Landes Gewohnheiten mit, und dieß beweisen auch alle alte Spuren alter Bauerngesetze, und des Landwesens, welche deutsch sind. Nach der gewöhnlichen Vorstellung brachten die deutschen Edelleute eine Menge ihrer leibeigenen Knechte mit Weibern und Kindern ins Land; setzten diese, die ihnen mit Habe und Gut gehörten, dann auf die ihnen von dem Fürsten geschenkten Aecker; ihnen allein, die alle Arbeiten und Kosten anwandten, gehörte auch aller Vortheil; auch die Slaven hätte ihnen der Fürst als Leibeigene der härtesten Bedingung geschenkt, damit die deutschen Bauern die Dienstbarkeit von ihnen so lernen möchten, wie sie seyn müsse. So wäre die Leibeigenschaft allgemein, nur von Jahrhundert zu Jahrhundert gemildert worden. Gegen diese Vorstellung, bringt der Verf. aber wichtige Gründe vor. Sehr gut zeigt er das Unwahrscheinliche, daß die deutschen Edelleute lauter Leibeigene mitgebracht hätten; dieser möchten vielleicht nur wenige gewesen seyn, wenigstens wäre gewiß das knechtische Verhältniß damals weit leidlicher, als späterhin gewesen. Eben so ungegründet ist nach den wahrscheinlichen Gründen des Verf. die Meinung, daß nach den pommerschen Annalisten, beym Einrücken der Deutschen fast alle Slaven aus Vor- nach Hinterpommern entwichen, und die Gebliebenen durch-

braunschweigischen Geschichte aufklären, befinden sich auch die Duderstädtischen Statuten, die Willkühr der Schmiede, Kaufleute, und mehrere Verordnungen, welche zur richtigen Kenntniß des Mittelalters wichtige Beyträge liefern. Der Verf. verspricht noch verschiedene Schriften, das Eichsfeld betreffend; möchte er doch mehr Unterstützung finden!

Des Abts Karl Denina Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königs von Sardinien. Zweyter Theil. Nebst einer geographisch-statistischen Beschreibung dieser Länder nach ihrem Umfange vom Jahre 1792, und einer Uebersicht der neuesten Staatsveränderungen von Italien, von Ebendemselben. Aus der italiän. Handschrift des Verfassers übersetzt von Fr. Sträß, Direktor an der Schule zu Kloster Berge. Berlin, bey la Garde. 1803. XII und 330 Seit. 1 Rthlr. 6 gr.

Ganz stimmt der Rec. dieses 2ten Theils in das Lob ein, welches ein anderer Rec. bey Anzeige des 1sten Theils im 1. St. des 67. Bds. dieser Bibl. diesem Werke ertheilt hat. Der Verf. sowohl, als der Uebersetzer, dessen Uebersetzung sehr glücklich gerathen ist, haben jener durch die vortreffliche Bearbeitung der Geschichte des Herzogthums Savoyen und Fürstenthums Piemont, und dieser durch die Verpflanzung dieses fremden Produkts auf den deutschen Boden sich um die Geschichte große Verdienste erworben. Dieser Band enthält zwar nur die Geschichte von 3 Regenten vom J. 1504 — 1630; aber die Geschichte derselben ist sehr interessant, weil diese 3 Herzoge von Savoyen in jene berühmte Kriege, welche die Könige von Frankreich zu der Zeit wegen ihrer Ansprüche auf Italien führten, verwickelt waren.

Mm.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Fünf und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Gelehrtengeschichte.

Recensio manuscriptorum codicum, qui ex universa Bibliotheca Vaticana selecti, iussu — Pii VI. pridie Id. Jul, MDCCXCVII. Procuratoribus Gallorum iure belli, seu pactarum induciarum ergo, et initae pacis traditi fuere. Accedit index librorum tam impressorum quam manuscriptorum Bibl. Vat. ut et vasorum Etruscorum ac numorum iisdem Procuratoribus exhibitorum. Lipsiae, impensis Kummeri. MDCCCIII. 152 S. gr. 8. 16 gr.

Mit Sicherheit zu erfahren, was für Handschriften, Primärausgaben, und andere Merkwürdigkeiten es sind, die von französischer Raubsucht der Vatikan-Bibliothek abgepreßt worden, kann unsern Literatoren keinesweges gleichgültig seyn. Eine solche Liste hat man hier vor sich, und obgleich der ungenannte Herausgeber nirgends anzeigt — vielleicht auch nicht anzeigen durfte — durch welchen Zufall sie ihm in die Hände gerieth: so ergiebt sich doch aus den beygefügten Quittungen der französischen Kommissäre, und viel andern Nebenumständen mehr, so wie aus der treuherzigen; aber ziemlich ungeschickten Behandlung des Ganzen selbst, daß an Glaubwürdigkeit dieses Aktenstücks nicht zu zweifeln sey. Noch weit mehr indeß würde der Landsmann uns sich verpflichtet haben,

 wenn

wenn er die kleine Mühe nicht gescheut, und ein Namenregister angehängt hätte; denn, wie das Verzeichniß da liegt, muß man, um seiner Sache gewiß zu seyn, wegen der mancherley Berichtigungen und Anhängsel, es mehr als einmal durchblättern; was bey kahlen Nomenklaturen doch in der That sehr beschwerlich wird!

Die hebräischen, der Vatikana entzogenen Handschriften betrugen 20 Stück; die syrischen, worunter viele mit Estrangelo Buchstaben, 49; arabische 79, worunter, wie natürlich, die meisten auf Baumwollenpapier; koptische 19, insgesammt, wie hier wenigstens versichert wird, aus dem 14ten u. 15ten Jahrhunderte nur; chinesische 11; griechische 133. — Ausser der Nummer, womit die Bände in der Bibliothek bezeichnet gewesen, was in vielerley Hinsicht zu wissen dienlich ist, werden auch überall die Sammlungen angemerkt, woraus letztere erwachsen war. So mußte z. B. unsere ehemalige Heidelberg'sche, hier Palatina rubricirt, sich um 27 griechische Volumens bringen lassen; an deren Spitze die berühmte Anthologie des Agathias steht. Die von der Königinn Christina hinterlassene Sammlung, hier Alexandrina getauft, gab deren nur 3, und das von geringer Erheblichkeit her. Noch 2 griechische Kodices aber, und der eine von weit größerm Werthe, nämlich die ganze, und sehr alte Bibel, unter ihrer ehemaligen Nummer 1209 bekannt genug, kommen erst hinter dem Verzeichnisse der gedruckten Bücher, nämlich S. 145, nebst 3 Handschriften in andern Sprachen zum Vorschein; ohne daß sich errathen läßt, unter welchem Vorwande die Franzosen sich ihrer bemächtigten? Vermuthlich keinem bessern, als dem, womit der Barbar Brennus sein blutiges Schwerdt noch oben ein auf die Waagschaale warf!

Laut der unschicklichen Ueberschrift: *Ex Latinis Bibliothecae Vaticanae*, mußten endlich, um die expresse Zahl von 500 Stück vollständig zu machen, noch 177 Handschriften-Bände verabfolgt werden, die nicht nur in lateinischer Sprache sich geschrieben fanden; sondern auch in andern und neuern; wo denn in Rücksicht auf ihre eigne Literatur und Sprache die Plünderer gleichfalls manchen guten Fang thäten. Weil nun, wie bekannt, die haushälterischen Vorsteher oft Schriften des ungleichartigsten Inhalts zusammenbinden ließen, und es den Siegern selbst doch endlich begreif-

lich

lich ward, daß es gar zu grob wäre — indignum ist der Ausdruck des römischen Berichterstatters — dergleichen meist dickleibige Miscellanea durchweg nur für ein Buch nehmen zu wollen, ließen sie am Ende sich gefallen, mehrere solche Quodlibetica für zwey, und deren vier, welche Großmuth! jedes für 3 Stückzahlen anzurechnen: so daß auf diese Art die arme Vaticana doch noch 42 Bände rettete. Der römische Referent unterläßt nicht dieselben nunmehr namhaft zu machen; eben so wenig aber uns vorher ins Ohr zu sagen: Quoniam vero clarissimi *Mongii ceterorumque* in Vaticanam Bibliothecam *humanitas* (wovor der Himmel doch jede andere bewahre!) aliqualem animi testificationem *exigere* videbatur (also noch Kratzfüße verlangten die Herren Exekutoren!) hätten die Geplünderten auch ein Auge zudrücken, und viel andere solche Miscellan-Volumina nur für einzelne Stücke müssen gelten lassen. Wirklich stößt man in dem Verzeichnisse selbst, oft genug auf so naive Randanmerkungen, wie: deliberandum, an et in quot partes dividi debeat; oder: divisibilis in partes quatuor; oder: dividendus in partes quinque, u. s. w.; von welcher Eintheilung in 5, die Franzosen aber, obgleich damals Unterthanen der Pentarchen, gar nichts hören wollten. Was aber die wirklich wieder zurückgegebenen 42 Nummern betrifft, muß Rec. gestehen, sie an Ort und Stelle nicht abgezogen zu haben, und hofft deßhalb um so mehr auf Nachsicht, da bey manchem Artikel es neue Chikanen zu bekämpfen gab, die Sache oft zweydeutig ward, und man am Ende leicht denken kann, daß die Kommissäre sich wohl in Acht nahmen, etwas von entschiedener Wichtigkeit aus den Händen zu lassen. Ueber den Werth des Ganzen ein Urtheil zu fällen, untersagt der kleine, einer solchen Anzeige vergönnte Raum; wie manche sehr brauchbare Notiz aber anzubringen wäre, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, daß eine Menge Namen und Ueberschriften hier zum erstenmal erscheinen.

Von Primärausgaben römischer Klassiker, und andern merkwürdigen Druckerstlingen, suchte man 136 Stück aus; worunter, was deutsche Pressen betrifft, Durandi Rationale divinor. officior. Mainz, 1459. auf Pergamen, und eine Ars moriendi sich ausnehmen; wenn anders letztere nicht die bekannte Reihe alter Holzschnitte, oder eine der Ausgaben ist, die den Figuren gegenüber schon einen gedruckten

ten Text haben. - Bey Auswahl griechischer, zum erstenmal gedruckten Autoren, oder sonst vorzüglicher Ausgaben, verfuhr man eben so gewaltsam. Nur Einiges will Rec. davon anführen. Z. B. die Florentiner Anthologie von 1494; bekanntlich mit Kapitalletters gedruckt, und Marginalnoten aufweisend; die Venediger Ausgabe von 1503; wovon es 6 Exemplare gab, die wegen der beygeschriebenen Anmerkungen insgesammt ausgeliefert werden mußten. Vielleicht hat es mit dem Florentiner Abdruck dieselbe Bewandtniß; weil der Nomenklator da von 5 Volumens spricht; die auch als eben so viel Stück angenommen wurden; was schwerlich geschehen wäre, wenn das nicht eben so starke Buch nur in 5 Bändchen sich hätte getheilt finden lassen. Ferner der Florentiner Homerus von 1488, mit handschriftlichen Anmerkungen; wobey denn, weil er auf Pergamen sich gedruckt fand, auch der Kommentar des Eustathius, römischer Ausgabe, mit fortgeschleppt wurde. Zu gedachten 136 Druckstücken mußte die mit der Vatikana vereinigte Capponische Sammlung allein 49 hergeben; worunter, 4 griechische und lateinische Bücher ausgenommen, alles Uebrige aus der ältern italiänischen Literatur, und Artikel von hoher Seltenheit enthaltend; wie denn der gedruckt vorhandene Katalog des Capponischen Museums selbst zur Seltenheit geworden. Daß es in einem von solchen Händen, und bey solcher Eile gefertigten Verzeichnisse, wie vorliegendem, nicht an Schreib- und Druckfehlern mangeln würde, ließ sich erwarten. So ist gleich in der Liste gedruckter Bücher der gute Eustathius zum Eustachius, unser Bernh. von Breydenbach zu einem Brendebach geworden; und S. 59 der griechische Arzt Simeon Sethi, der bekanntlich ein indisches Fabelbuch aus dem Arabischen in seine Muttersprache übersetzte, gar zu einem Deutschen, nämlich Simeon Best. Betrüge noch aufzusuchen, wie unzureichend, oft räthselhaft, es überhaupt mit diesen Büchertiteln hier aussehe, würde zu weit führen.

An hetrurischen Gefäßen wurden von der ersten Größe 6, und von geringerer 7, nebst einer Patera aus gebrannter Erde abgeliefert; Alles durch herrliche Figuren sich auszeichnend. — Was den der Vatikana entrissenen, und in den köstlichsten Behältnissen aufbewahrt gewesenen Münzvorrath betrifft, schränkt das Verzeichniß bloß auf die 56 Hauptrubriken, und den Betrag des unter jeder an Gold und

Silber

Silber enthaltenen sich ein. Die Totalsumme ist unangezeigt geblieben; muß aber mehr als 8tausend Stück an Münzen und Medaillen betragen haben. Nicht einmal die von Ludwig XV. dem päpstlichen Kabinet verehrten 110 französischen Goldstücke wurden letzterm von den habsüchtigen Republikanern übrig gelassen; und was die Auswahl der übrigen antiken, besonders römischen Münzen anlangt, als worin diese Sammlung jede andere in Europa übertraf: so mag nur die Bemerkung noch hier stehen, daß auch das Vorzüglichste des von den Häusern Carpegna und Albani gesammelten, und der Vatikana einverleibten, den ci devant erstgebornen Söhnen des apostolischen Stuhls bey dieser Gelegenheit zur Beute wurde. Mag die heilige Kirche nun ihr Eigenthum über lang oder kurz zurückfordern oder nicht; nicht leicht ist dem Rec. die Anzeige eines Buchs so sauer, wie bey vorliegendem geworden. Wer giebt sich gern mit Räubergeschichten ab!

P.

Ueber eine alte und höchst seltene Ausgabe von des *Joannis de Turrecremata* Explanatio in Psalterium, und einige andere typographische Seltenheiten. Eine literarisch-bibliographische Abhandlung vom Geheimenrath *Zapf*. Mit 6 Kupfertafeln. Nürnberg, bey Lechner. 1803. VIII und 44 Seiten gr. 4. 18 *Kr.*

Unter den sechs alten Druckstücken, die Herr Z. mit vieler Umständlichkeit hier beschreibt, hat kein einziges aufs Prädikat absoluter Seltenheit Anspruch zu machen; nicht einmal einer solchen, die durch Aufklärung irgend eines streitigen Punkts im Fach der Literar- oder Druckgeschichte sich empföhle. Von was für Tröstern indeß gehandelt wird, und was für Muthmaaßungen man uns nebenher zum Besten giebt, muß in der Kürze doch angezeigt werden.

Gleich die auf dem Titelblatt bemerkte Psalmenerklärung des Kardinals Torquemada hatte Denis, nach einem in der Universitätsbibliothek zu Lemberg befindlichen Exemplar,

plar, in seinen Lesefrüchten bereits angeführt, und aus dies-
sen Herr Panzer in den Annalibus typographicis. Von dem
Buche selbst gab es im 15ten Jahrhundert schon ein andert-
halb Dutzend sichere Druckausgaben, und vielleicht mehr noch.
Nur der Umstand, daß in der hier beschriebenen am Ende:
Cracis impressa, ohne Meldung der Zeit und Officin steht,
macht solche einigermaaßen merkwürdig. Denis nahm die-
ses Cracis geradezu für Krakau; worüber jedoch Hr. Zapf,
und das mit Recht, allerhand Bedenklichkeiten äußert. Da
man von einem Orte gedachten Namens gar nichts weiß, und
eben so wenig von Nebenumständen, die auf die Spur füh-
ren könnten (wenn anders nicht bloßer Druckfehler, oder ent-
stellte Abbreviatur dahinter steckt): so ist an befriedigenden
Aufschluß wohl nicht eher zu denken, als bis über Günther
Zainers Leben und Wanderschaft etwas Umständlicheres sich
wird auffinden lassen. Daß dieser der Drucker gewesen, hat-
te Denis sogleich vermuthet. Zur Gewißheit brachte Hr. Z.
es; durch Vergleichung nämlich mit andern Producten der
Zainerschen Officin; und wirklich braucht man die Typen die-
ses Augsburgischen Buchdruckers nur ein paarmal angeblickt
zu haben, um das ihnen Eigene sobald nicht wieder zu verges-
sen. Bey welcher Gelegenheit Recens. lieber auf der Stelle
hinzufügen will, daß die auf der Tafel II und III. nachgesto-
chenen Schriftproben aus der Explanatio, und einem andern
Zainerschen Drucke, das ihn von jedem andern Unterschei-
dende doch nicht vollständig haben erreichen können! Weil
nun G. Z. von 1468 — 1478 zu Augsburg wohnte, die Ex-
planatio aber noch ungleich gesetzte Lettern und Zeilen hat,
und überdieß dem 1464 gestorbenen Papst Pius II. noch bey
Lebzeit desselben zugeeignet worden, ergiebt sich Hrn. Z. der
sichere Schluß, daß die Explanatio gleichfalls schon 1464
oder 1465, und das ganz gewiß, unter der Presse geschwitzt
haben müsse! Wie höchst unsicher es um diese Gewißheit
stehe, fällt desto gewisser ins Auge. Auch durch die dreyer-
ley Arten von Ochsenköpfen darstellende, und auf Tafel I.
nachgestochene Papierzeichen, wird so viel als nichts bestätigt;
weil es nunmehr ja bekannt genug ist, daß dieses Zeichen zu
Erhärtung hohen Druckalters wenig beyträgt. Noch unhalt-
barer ist die durch gar nichts beurkundete, aus der Luft also
gegriffene Vermuthung, daß G. Zainer ein Lehrling Fust's
zu Mainz gewesen, und bey der 1462 erfolgten Plünderung
sich geflüchtet habe; wobey Hr. Z. unbedachtsamerweise sogar
hinzu-

hinzufügt: Kein anderer Fall lasse sich denken!! Vor 20 Jahren freylich, als man einander noch nachbetete, daß nur nach Ausbruch der Mainzer Unruhen erst außerhalb dieser Stadt gedruckt worden. Nunmehr aber, da sichs zur historischen Gewißheit erheben ließ, daß schon 1461, und wenn es mit den andern Druckstücken dieser Presse, den Indulgenzbriefen nämlich, und der lateinischen 36zeiligen Bibel seine Richtigkeit hat, weit eher noch, Albrecht Pfister eine wohlbestellte Officin zu Bamberg im Gange gehabt, sollten dergleichen Irrthümer doch nicht mehr wiederholt werden! Hat anders G. Zainer von einem der allerfrühesten Drucker die Kunst gelernt, wird es ungleich wahrscheinlicher, daß solches bey dem Bamberger Pfister geschehen. Nach den Missalletern desselben mag er seine plumpe und sonderbar dicke Fraktur gebildet, ihm auch die Zubereitung der so glänzend schwarzen Druckerschwärze abgesehen haben; als wodurch die Impressen Beyder unter allen ihren damaligen Kollegen sich ebenfalls auszeichnen. Nur etwas Weniges hat Rec. aus dem 26 Quartseiten, mehr also als die Hälfte des Ganzen kostenden, und den einzigen Turrecremata betreffenden Aufsatze heben können; denn auch mit dem Leben des spanischen, aber in Italien angestellt gewesenen Prälaten wird man darin bewirthet; außer vielen Nebendingen, die das Festhalten des Wesentlichen ungemein erschweren.

Im darauf Folgenden hat Hr. Z. es mit der deutschen Armenbibel zu thun, die zu Nördlingen 1470 auf Holz geschnitten zum Vorschein kam, und bloß dadurch merkwürdig bleibt, weil (in den später abgezogenen, und mit einigen Tafeln vermehrten Exemplaren) die beyden Künstler, Friedrich Walthern ein Maler, und Hanns Hürning ohne weiteres Prädikat, dieß Buch mit einander gemacht zu haben, am Schlusse angeben. Bekanntlich fehlt den meisten uralten xylographischen Arbeiten eine dergleichen Nomenklatur; da indeß die Nördlinger erst vom Jahr 1470 datirt, mithin nach längst erfundener Buchdruckerkunst: so erwächst für die Geschichte beyder aus gedachtem Fabrikat und seiner Jahrzahl gar keine Aufklärung von Wichtigkeit; und was ein Halbdutzend Literatoren uns davon bereits erzählt hatten, konnte für hinreichend gelten. Dem von Hrn. Z. aufgespürten und gekauften Exemplar fehlen 9 Blätter von den 40, woraus ein vollständiges bestehen muß; darin aber

tret sich der neue Besitzer, das von Heinecken längst beschriebene, und nur 22 Blätter zählende deßhalb für unvollständig zu halten. Nur ein einziges, in einander geschobenes, und gehörig signirtes Fascikel, oder eine sogenannte Lage, machen diese 22 Blätter aus; deren letztes zwar Jahrzahl und Wappen der beyden Künstler, noch aber nicht ihren Aufenthalt und Namen angiebt. Ein Umstand, der, wie auch H. schon bemerkt, deutlich genug anzeigt, daß dieses ihre erste Ausgabe gewesen; und von dieser haben sich, wie bekannt, mehrere Exemplare in Deutschland erhalten. Hr. Z. ermangelt nicht, den Inhalt aller 40 Blätter zweyter und vermehrter Ausgabe zu beschreiben, und hat das letzte auf Tafel IV. nachstechen lassen. Dieser Nachstich ist nicht übel gerathen, und wird dem Kunstfreunde um so mehr Vergnügen machen, da der oder die Nördlinger Holzschneider, in den Beyschriften besonders, eine schon ungleich leichtere Hand führten, als auf ältern Schnitten sich zeigt, und, wie natürlich, zeigen konnte; weil auch in der Kunst nichts durch Sprünge geschieht.

Ein bisher unbekannt gebliebener Abdruck Aesopischer Fabeln in lateinischen Versen mit heillosem Kommentar: 63 Quartblätter, ohne Zeit- und Ortangabe. Billig hätte Hr. Z. statt so manches Ueberflüssigen kurz und gut sagen sollen, daß von nichts Anderm hier die Rede sey, als dem sogenannten Aesopus moralisatus; versificirt von einer unbekannten Hand des Mittelalters, und von, der Himmel weiß! welchem Pedanten jener Zeit mit höchst abgeschmackten Kommentar ausgestattet. Als den Anonymum des Nevelet, führen auch neuere Bearbeiter der Aesopischen Fabel Jenen noch an. Beydes, Text und Kommentar, sind allein in Holland und Belgien im letzten Fünftel des 15ten Seculums mehr als ein Dutzendmal aufgelegt worden, und eben dieser Gegend mag auch der dem Hrn. Z. nunmehr zuständige Abdruck gehören. Tafel V. enthält von Text und Kommentar einige Schriftproben, aus denen sich ergiebt, daß diese Ausgabe des Aes. moral. unter die früheren zu rechnen sey. Ihr aber ohne weiteres die Jahre 1472 oder 1474 anzuweisen, ist doch auch ein wenig zu freygebig! Rec. hat einen zu Zwoll erst 1481, gleichfalls in Quart gedruckten, und eben so manipulirten Tröster vor sich, dessen Lettern den zum Aesop gebrauchten zwar im Zuschnitte ähneln; aber noch roher sind.

Den

Den in Hexameter nämlich gefaßten Cornutus des Joh. de Garlandia, fortgesetzt durch einen Otto von Lüneburg, und gleichfalls mit einem Kommentär versehen, der an Unsinne dem zum Aesop nichts nachgiebt; ihn vielmehr noch übertrifft, und eine kurze Beschreibung vielleicht schon der Erinnerung halber verdiente, wie lang und wie arg, im Schulunterrichte besonders, dem armen Menschenverstande mitgespielt worden! — Was nun die 62 Fabeln betrifft, die Hr. Z. in seinem Aesopus gezählt haben will, muß Rec. gestehen, daß in von ihm befragten Ausgaben nur 60 finden zu können. Wie es scheint, hat Hr. Z. den gleichfalls versificirten Prolog auch für eine Fabel genommen, und wo die andere stecken mag, ließ in der Geschwindigkeit sich nicht ausmitteln.

Von der Vita Christi des bekannten Karthäusers Ludolphi de Saxonia, die so viel Beyfall genoß, daß man 40 Ausgaben davon zählen will, besitzt Hr. Z. eine aus dem 15. Sekulum; die aber in Panzers Annalen noch nicht aufgeführt steht. Sie hat 377 Großfolioblätter, doppelte Kolumnen und kleine gothische Lettern; ohne Angabe der Zeit und Offizin. Aus dem Tafel VI. nachgestochenen Buchdruckerzeichen wird indeß geschlossen, daß Conr. Homborch zu Cölln sie gedruckt habe, und aus den Lettern, daß solches ums J. 1486 geschehen seyn möchte. Alles das ist wahrscheinlich genug, ohne dem Druckstücke deßhalb höhern Werth zu verschaffen.

Schon wieder etwas zu freygebig wird ohne Zweifel Hr. Z., wenn er ein bisher unbekannt gebliebenes Quartheftchen von 12 Blättern aus der Feder Joh. Gerson's: de laude scriptorum, (doctrinae salubris nämlich; d. i. der heiligen Schrift, wie es in Handschriften heißt) das ohne Zeit- und Ortangabe zum Vorschein kam, sicher für zwischen 1472 und 1474 gedruckt hält, und doch hinzusägt, auch wohl noch älter könne der Druck seyn! Aelter und jünger; weil in der Aufschrift noch zu lesen ist: Tractatus — ad Carthusienses et Celestinos ymmo totam ecclesiam generaliter ordinatus, anno Domini M.CCCC.XXX.II. vel III. (1432 oder 33) Lugduni etc.; Gerson aber bekanntlich schon 1429 gestorben, und, so viel Hr. Z. weiß, das Heftchen auch in G—s sämmtlichen Werken fehlt, könnte seine Aechtheit ver-

 dächtig

dächtig scheinen, die also so gut als sichs thun ließ, hier in Schutz genommen wird. Rec. kann dieß noch geschwinder leisten. Der Drucker nämlich hatte eine Handschrift vor sich, wo die eben angegebenen Zahlen entweder verwischt, oder sonst entstellt waren: denn auch handschriftlich ist das Traktätchen noch vorhanden, und das in Schreibereyen, die ohne Widerrede aus der ersten Hälfte des 15ten Sekulums datiren, statt 1432 aber, oder 33, ganz deutlich die Jahrzahl 1403 angeben, wo Gerson mithin noch am Leben war. Daß besagte Handschriften indeß erst nach seinem Tode kopirt wurden, erhellt aus dem Umstande, weil es in der Aufschrift zu lesen giebt: Incipit Tractatulus venerab. doctoris *quondam* magistri Joh. Gersonis, Cancellarii Parisiensis, etc.

Den Beschluß machen Stephani Flisci Variationes sententiarum seu Synonyma, die in Panzers lateinischen oder deutschen Annalen (denn wegen der ins Deutsche übergetragenen Phrasen gehören sie auch in letzteres Werk) gleichfalls fehlen. Ein im 15ten Jahrhundert sehr oft abgedrucktes Schulbuch; das seinen Werth zwar längst verloren hat, der ins Deutsche, und anderwärts in andere Idiome übersetzten Redensarten halber, dem Sprachforscher jedoch nicht gleichgültig ist. Hr. Z. besitzt davon eine Kleinquart, oder Großoktav-Ausgabe, ohne Meldung von Zeit und Ort, die er aber der Presse Günther Zainers unbedenklich zuschreibt; worüber man ihm um desto eher Glauben beymessen darf, da, wie schon oben erwähnt, nichts leichter ist, als die gothischen Typen, (denn auch römische, gar nicht schlechte, führte der Mann) gedachten ersten Augsburger Buchdruckers von allen andern zu unterscheiden.

Hm.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

Monogrammata hermeneutices librorum novi foederis. Scripsit *Christianus Daniel Beckius. Pars prima.* Hermeneutice N. T. universa. Lipsiae, apud

apud Schwickertum. 1803. X und 200 S. gr. 8. 20 gr.

Nach Recensentens Urtheil entspricht dieses Buch befriedigend seiner langen Erwartung. Dieser Theil enthält in sechs Abschnitten die allgemeine Hermeneutik, in welcher der Verf. dieses zur Absicht gehabt hat; »ut nulla deessent praecepta, »nulla monita, praesidia nulla omitterentur, quae vel »ipsius usus, vel aliorum — auctoritas suppeditassent. — »In verbis atque exemplis, sagt der Verf., parcissimus »fui — plura tamen his institutionibus comprehendi, »quam quae plerumque ad eas referuntur. — Deinde, »cuivis quoque argumento et loco libri, qui de eo expo»nunt, et praestantiores potissimum, in promtu essent, »providi. — Denique non putavi opiniones et conie»cturas recte omitti, quae audaciores et vel periculosae »visae multis sunt et graviter accusatae.« Was nun die Vollständigkeit der Regeln anlangt: so wird wohl Keiner dem Verf. den Vorwurf machen, daß er etwas Nöthiges ausgelassen. Die Kürze und Sparsamkeit in Worten und Beyspielen ist bey einem solchen Buche löblich. Diejenigen, die mehrere Beyspiele verlangen, können sie aus des Verf., oder anderer Lehrer Unterricht erlangen. Vermuthlich werden auch im zweyten Theile Beyspiele vorkommen, welche zu den hier ertheilten Regeln passen. Bey den bey jeder Materie angeführten Büchern ist Rec., der doch selbst eine starke Sammlung in diesem Fache hat, theils über die Menge, und vorzüglich zugleich über die Auswahl erstaunt. So sind auch die Handschriften und Ausgaben des N. Test. kurz, faßlich und vollständig angegeben. Daß der Verfass. einiger kühnen Ausleger gewagte Vermuthungen und Meinungen nicht mit Stillschweigen übergangen, kann unsers Erachtens nach keineswegs getadelt werden. Seines eigenen Urtheils über die verschiedenen und sich widersprechenden Meinungen dieses und jenes Kritikers und Auslegers hat er sich enthalten. Durch diese Mäßigung wurde alle Weitläufigkeit und alles Polemisiren vermieden. Die Titel der Abschnitte hier beyzufügen, würde doch Niemanden viel helfen. Auszüge aber lassen sich aus so einem Buche nicht wohl machen. In dem zweyten Theile, zu welchem der Verf. baldige Hoffnung macht, »repetentur, wie er selbst sagt, ex cuiusvis scriptoris at-

»que

»quae libri ingenio, indole, aetate, opportunitate, histo-»rice declarata, quae eius interpretandi et aestimandi »cuiusvis loci singularis sunt praecepta, commemoratis »librorum et locorum praecipuorum interpretibus.« Auch diesem Theile wird Jeder begierig entgegen sehen.

Sa.

Die neutestamentlichen Briefe, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. A. Bolten, erstem Kompastoren an der Hauptkirche zu Altona. Zweyter Theil. Die kleinern Briefe von Paulus. Altona, bey Hammerich. 1801. XXX und 314 Seiten 8.

In diesem Bande fährt der gelehrte Verf. mit den Briefen an die Galater, Epheser, Philipper, Kolosser, Thessalonicher, an den Timotheus, Titus und Philemon in seiner bekannten Manier fort, und zeichnet sich wieder durch manche neue Ansichten und Erklärungen rühmlich aus. Gleich der Vorbericht hat manches Eigene, wovon Rec. Einiges auszeichnen und beurtheilen will. Den Brief an die Epheser hält Hr. B. für keinen Circelbrief; sondern für einen Hirtenbrief, den der Apostel in mehreren Abschriften an mehrere Gemeinen abschickte, weil er für mehrere Gemeinen paßte. Unser Brief an die Epheser war wohl eigentlich für die Gemeine zu Laodicea bestimmt. Allein der Apostel wünschte in seiner Gefangenschaft auch noch mehreren Gemeinen nützlich zu seyn, und da er es für überflüssig hielt, neue, aber einerley sagende Briefe auszuarbeiten: so ließ er den Brief an die Laodiceer wenigstens noch einmal abschreiben, und ihn dergestalt auch an die Epheser abgehen, zu welchen Tychikus auf der Reise nach Kolossä und nach Laodicea ebenfalls kommen würde, vielleicht auch noch an die Hierapolitaner, deren er damals eben wie der Laodiceer (Kol. 4, 13.) mit vorzüglicher Liebe eingedenk war. Ja es ist möglich, daß mehrere Gemeinen von diesem Briefe Abschriften durch den von Paulus hiezu beauftragten Tychikus erhalten, oder bey seiner Durchreise mit seiner Bewilligung genommen haben, u. s. w. Bey dieser scharfsinnigen Hypothese hat Rec. nur zu erinnern, daß

wenig-

wenigstens die Epheser selbst ausgeschlossen bleiben müssen. Der Apostel stand in solchen Verhältnissen zu ihnen, daß er ihnen nicht wohl eine bloße Kopie von einem Briefe für Andere bestimmt zusenden konnte, worin ihrer gar nicht einmal erwähnt wurde, ohne sie auf das Empfindlichste zu beleidigen. Eher konnten sich die Kolosser und Laodiceer mit einer bloßen Kopie von einem Briefe an die Epheser begnügen, als man den umgekehrten Fall annehmen kann; denn schwerlich standen jene Gemeinen in einem so zarten und innigem Verhältnisse zu Paulus, als die Gemeine zu Ephesus. Apgsch. 20, 17. fg. Wenn also eine oder die andere Kopie von dem Briefe an die Laodiceer schon unter der Aufsicht des Paulus gemacht wurde: so kam eine davon zufällig nach Ephesus, und wurde dadurch zu einem Briefe an die Epheser; allein unmittelbar und absichtlich konnte sie nicht wohl von dem Apostel nach Ephesus gesandt werden. Denn wäre dieß der Fall gewesen: so würde Paulus auch namentlich die Addresse an die Epheser gemacht, und die nöthigen Grüße hinzugefügt haben, welches eben keine beschwerliche Sache war. — Bey dem zweyten Briefe an den Timotheus nimmt Hr. B. an, daß er aus einer zweyten römischen Gefangenschaft ums Jahr 65 geschrieben ist, da sich Timotheus entweder in Ephesus, oder doch in der Nähe dieser Stadt mit der Ausbreitung des Christenthums, und mit der Einrichtung der Religionsgesellschaft beschäfftigte; aber auch die Religion gegen jüdisch gesinnte Irrlehrer zu vertheidigen genöthigt war. Allein nach der Meinung des Recens. kann sich Timotheus damals wohl nicht in Ephesus, oder der Gegend von Ephesus aufgehalten haben, weil einige Stellen in dem Briefe dawider zu streiten scheinen. K. 4, 12. schreibt Paulus: »den Tychikus habe ich nach Ephesus gesandt.« Dieß war ja sehr überflüssig, wenn sich Timotheus selbst zu Ephesus aufhielt. Eben so spricht er K. 1, 18. von Ephesus als von einem dritten Orte. Auch wider die Gegend von Ephesus scheint die Stelle K. 4, 20. zu seyn, wo der Apostel schreibt, daß er den Trophimus krank zu Milet gelassen habe. Da Milet in der Nachbarschaft von Ephesus lag: so würde Timotheus dieses längst gewußt haben, wenn er sich selbst in der Nachbarschaft von Ephesus befand, und brauchte diese Nachricht nicht erst aus der weiten Ferne von Rom zu erfahren. Wenigstens würde der Apostel wohl noch hinzugesetzt haben: wie du bereits wissen wirst, oder etwas Aehnliches. — Uebrigens

nimmt

nimmt der gelehrte Verf. auch bey allen diesen Briefen [illegible]
seiner bekannten Hypothese Interpreten an, welche um [illegible]
griechischen Uebersetzungen so lieferten, und schrieben, wie [illegible]
sie lesen. Man weiß, daß diese Hypothese großen Wider-
spruch gefunden hat, und Rec. kann ihr ebenfalls nicht bey-
stimmen, so scharfsinnig und scheinbar sie auch ist. Nur ein
paar Gründe will er angeben, die sie unwahrscheinlich ma-
chen. Es darf wohl keinen Zweifel haben, daß ein geborner
griechischer Jude auch Griechisch verstand und sprach, so gut
wie ein geborner deutscher Jude Deutsch versteht und spricht,
ein spanischer Spanisch, ein polnischer Polnisch, u. s. w. Sollte
dieß nicht namentlich bey Paulus der Fall gewesen, wie [illegible]
er denn zu der großen Mission unter die Griechen bestimmt
werden, und mit Glück den Missionär unter den Griechen
machen können? Hätte er auch durch seinen Aufenthalt zu
Jerusalem das Griechische vergessen: so hätte es ihm doch bey
seiner Mission wieder sehr geläufig werden müssen. Damit
stimmt nun auch die Geschichte. Apostelgesch. 21, 37. f.
»Als man ihn schon in die Kasernen führen wollte, fragte
»er den Obersten: ob es erlaubt sey, ihm Etwas zu sagen?
»worauf dieser (mit Verwunderung) antwortete: ob er denn
»Griechisch verstehe? Du bist also vielleicht (sagte er zu ihm)
»der Aegypter, der vor Kurzem einen Aufstand erregte, und
»4000 Banditen in die Wüste hinausführte?« Aus dieser
Stelle erhellt, daß der Tribun voraussetzte, dieser Jude von
Jerusalem werde nur die Sprache der Stadt sprechen, weil
zu Jerusalem nur die Hellenisten Griechisch sprachen. Als ihn
daher Paulus Griechisch anredet, wundert er sich, und hält
ihn für einen Hellenisten aus Aegypten. Also redeten die
Hellenisten Griechisch. Dasselbe setzten auch die Einwoh-
ner zu Jerusalem voraus, und wunderten sich daher, als sie
dieser Hellenist in der palästinensischen Landessprache anredete,
Apgsch. 22, 2. Wenn es also ausgemacht ist, daß Paulus
Griechisch redete (welches Hr. B. eben so gut einräumt, als
dieses, daß er auch Griechisch schreiben konnte): so sieht man
nicht ein, warum er nicht auch seine Briefe griechisch hätte
diktiren können, wie man bis jetzt angenommen hat? Da
er ein griechischer Jude von Geburt war, und sich so lange
unter den Griechen herumgetrieben hatte: so mußte er die
griechische Sprache fast eben so gut verstehen, als Timotheus
oder andere griechische Juden, die seine Gefährten waren,
und nach der Hypothese des Hrn. B. seine Interpreten mach-
ten.

ten. Verstanden sie aber auch das Griechische feiner als Paulus: so durften sie ja nur die griechische Phraseologie des Paulus während des Diktirens verbessern, wenn sie dieß für nöthig hielten, und ihm nachhelfen, ohne daß es der weitläuftigern Methode des Uebersetzens bedurfte. Das rastlos thätige Leben des Paulus erlaubte keine Weitläuftigkeiten. Die kürzere Methode war aber unstreitig die, daß er gleich in der Sprache diktirte, worin die Briefe abgehen sollten. Er hätte sie auch allenfalls selbst griechisch abschreiben können; allein dazu hätte er viel Zeit bedurft, weil ihm das Schreiben der griechischen Buchstaben nicht geläufig war. Außerdem ist nun noch die Frage: ob Timotheus, Silvanus, Titus, und Andere, welche die syrischen Urschriften des Apostels übersetzt haben sollen, auch Syrisch verstanden? Da nun Recens. aus diesen und noch andern Gründen der Meinung des Vf. nicht beytreten kann: so kann er sich auch nicht auf die Stellen einlassen, wo Uebersetzungsfehler aus den syrischen Originalen des Apostels gemuthmaaßt werden. Dagegen freuet er sich, in eine andere scharfsinnige und sehr wahrscheinliche Hypothese einstimmen zu können, wonach Paulus sich bey seiner Mission und seinen Briefen einer handschriftlichen Biographie Jesu bedient hat. Nach der Meinung des Rec. war dieses das Jerusalemische Urevangelium, oder das Evangelium der Hebräer. Hr. B. hat theils noch Vergleichungen der Briefe an die Römer und Korinther mit dem Matthäus nachgeliefert, welche seine Hypothese verstärken; theils an den Briefen an die Thessalonicher und den Timotheus gezeigt, wie sehr die Ausdrücke des Apostels von der für nahe gehaltenen Rückkehr und Erscheinung Jesu mit Matth. 24. übereinstimmen, wenn gleich nebenher noch Anspielungen auf die jüdischen Vorstellungen von der Erscheinung des Messias eingemischt sind. Besonders gehören hieher 1 Thess. 4, 15. folg. 5, 1. fg. 2 Thess. 2, 1. fg. 1 Tim. 4, 1. folg. 2 Tim. 3, 1. folg. — Dagegen muß es Rec. bedauern, daß die Hypothese des gelehrten Verfass. von den syrischen Originalen des Paulus so viel Einfluß auf die Erklärung selbst gehabt hat. Selbst wenn man sie auch annimmt: so muß man doch wohl einräumen, daß die Uebersetzer beyder Sprachen gehörig kundig gewesen sind, und sich nicht so gar häufig bey der Uebersetzung in den Worten vergriffen haben können; am wenigsten dürfte man wohl annehmen, daß sie als geborne griechische Juden gar nicht den rechten griechischen Ausdruck hätten

finden

finden können, und daß man bey ihren griechischen Worten immer wieder auf das Syrische zurückblicken müsse, um die rechte Bedeutung zu finden, die aber alsdann nicht nach dem Genius der griechischen; sondern der syrischen Sprache ist. Wenn z. B. (um nur Eins der Art anzuführen) Hr. B. 1 Thess. 4, 15. das griech. φθάνειν mit dem syr. דרך einholen vergleicht, um die wörtliche Bedeutung überwinden herauszubringen: so kann das griech. φθάνειν dieses niemals wörtlich bedeuten, und die Stelle erfordert auch diese Bedeutung gar nicht. Der Grieche kann nie sagen φθάνειν τινα, ich überwinde Jemand, denn es heißt: ich komme Jemand zuvor, ich gewinne einen Vorzug vor Jemand, u. s. w. Warum will man also dem Genius der griech. Sprache so ganz ohne Noth untreu werden? Nun könnte Recens. noch eine Menge neuer Erklärungen angeben, die alle Aufmerksamkeit verdienen, wenn es nur der Raum und Zweck einer Recension gestattete, so sehr ins Einzelne hineinzugehen. Indessen will er wenigstens zur Probe die Uebersetzung von einer berühmten Stelle 1 Tim. 3, 15. 16. hersetzen. »Sollte »sich's aber damit verzögern, so laß es dir hiemit gesagt »seyn, daß du dich beym Hause Gottes, ich meine bey der »Kirche des lebendigen Gottes, als einen festen Pfeiler »der wahren Religion beweisest. Unstreitig ist dieß das »hohe Geheimniß der Religion: Er ist im Körper aufgetreten, durch neues Leben beglaubigt, den Bothen erschienen, den Heiden verkündigt, von der Welt anerkannt, »in die Herrlichkeit versetzt.« Die Leser werden nicht in Abrede seyn, daß diese Uebersetzung neu ist, und das bleibt auch die Erklärung; welche aber doch noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen scheint. Indessen können doch solche neue Erklärungen immer Veranlassung werden, daß man den eigentlichen Sinn näher ergründet. Dazu kann überhaupt diese gelehrte Arbeit sehr nützlich seyn, insofern der Verf. seinen eigenen Gang gehet, durch seine unerwarteten Ansichten häufig frappirt, und eben dadurch das Nachdenken sehr in Bewegung setzt. Deßwegen wünscht Recensent, daß er sein ganzes Werk bald vollenden möge.

H.

Exege-

Exegetisches Handbuch des Neuen Testamentes. Siebenzehntes Stück. Leipzig, bey Crusius. 1800. 156 Seiten gr. 8. Achtzehntes Stück. Leipzig, rc. 1802. 468 Seiten.

Das Letzte auch unter dem Titel:

Die Offenbarung Johannis, nach der Lehre Jesu und seiner Apostel geprüft, und nach dem Grundtext erklärt. Ein Versuch, den reinen Sinn dieses Buchs im Zusammenhange darzustellen. Leipzig, rc. Beyde Stücke 2 Rthlr.

Mit demselben Fleiße und derselben Sachkenntniß, wie sie Rec. bey den vorhergehenden Stücken gerühmt hat, vollendet hier der ungenannte Verf., (Hr. Könner) den Kommentar über das N. Test. Das 17te Stück enthält die 3 Briefe Johannis und den Brief Judä. Das 18te, bey dem Rec. etwas verweilt, ist aber weit ausführlicher, als die vorigen, denn es werden mehrere Punkte, die man in der speciellen Einleitung des N. Test. zu erörtern pflegt, z. B. von dem Verfasser der Schrift, von der Authenticität derselben, von den verschiedenen Zeugnissen der Kirchenväter, rc. umständlich auseinander gesetzt, wodurch eine gewisse Ungleichheit mit den erstern Theilen dieses Werks entsteht. Neue Aufschlüsse hat Rec. in dieser Einleitung nicht bemerkt; aber das Bekannte, besonders aus Michaelis und Eichhorn, gut zusammen gestellt gefunden. — Die Apokalypse ist unserm Verf. »eine dramatische Darstellung des Siegs des Christenthums über Juden- und Heidenthum,« wie schon Nic. Johannsen in seiner Schrift: »die Offenbarung Johannis, Flensburg 1788,« u. a. diesen Hauptgedanken aufgestellt hatten. In dem Detail der Ausführung jenes Gedankens folgt der Verf. ganz dem Hrn. Hofr. Eichhorn, in dessen vortrefflichen Commentarius in Apocalypsin. Vol. I. II. Goettingae, 1791. Jazer folgt demselben nicht allein so, daß er dessen ganzen Plan S. XIX — XXIII, hier S. 28—34, wörtlich übersetzt; sondern sogar die dort (S. XXIII) befindlichen sechs verschiedenen Druckfehler in den Zahlen, hier (S. 34) genau wiederholt, die doch Eichhorn in Vol. II.

S. 334 f. abgeändert hatte. Und so hat unser Verfass. noch einen nicht unbeträchtlichen Theil der Eichhornschen Arbeit sich zu eigen gemacht. Obgleich unsers Verf. Absicht nie war, literarische Notizen von seinen Vorarbeitern zu geben: so durfte doch bey diesem Fall jener nicht verschwiegen werden. Daß unser Verf. einen nicht unbeträchtlichen Theil des Eichhornschen Werks wörtlich übersetzte, beweisen folgende Stellen: Rönner, S. 35—38. vgl. Eichhorn, S. 4—12. — R. S. 39—41. vgl. E. S. 13—18. — R. S. 42. 43. vgl. E. S. 19—22. — R. S. 45. vgl. E. S. 24 f. — R. S. 48. vgl. E. S. 28. — R. S. 65. vgl. E. S. 58. f. — R. S. 76. vgl. E. S. 94. f., u. s. w. Durch diese vortreffliche, aber verschwiegene Quelle ist nun freylich das vorliegende Buch auch gut geworden, zumal der Verf. das Uebrige, was den Zweck der Schrift beförderte, aus seinem eigenen Schatze am gehörigen Orte einschaltete. Weil Eichhorns Werk zunächst für gelehrte Exegeten, dieses aber mehr für Prediger und Kandidaten berechnet ist: so hat der Verf. theils die dort befindlichen gelehrten Untersuchungen über einzelne Punkte weggelassen, theils die grammatischen Erörterungen neu aufgenommen. Und dieser dem Verf. eigene Theil, nämlich die grammatischen Spracherklärungen, die deutsche Uebersetzung und die summarischen Uebersichten sind wirklich gut; besonders gefielen dem Rec. die Darstellungen des Sinnes einzelner Parthien, als S. 61—64. 113—138. 162—165. 186—188. Einzelne Versehen, als S. 82 *τουτο*, statt *τουτου*, *θανατος*, welches Idee des Todes, ohne Beweis, heißen soll, u. a. m. will Rec. nicht besonders rügen.

Aa.

National-Gesänge der Hebräer, neu übersetzt und erläutert von *Karl Wilhelm Justi*, Konsistorialrathe, Superintendenten, Dr. und ordentlichem Professor der Philosophie auf der Universität zu Marburg. Marburg, in der neuen akademisch. Buchhandlung. 1803. XIV und 160 Seit. kl. 8. 18 kr.

Durch

Durch dieses Werkchen hat Hr. Konsistorialr. Justi allen Freunden der hebräischen Poesie, und der gründlichen und geschmackvollen Bibelinterpretation gewiß ein sehr angenehmes Geschenk gemacht, das ihnen um so willkommener seyn muß, da dasselbe durch seinen individuellen Werth dazu beytragen kann, daß das durch die Richtung des Zeitgeistes sinkende Studium der hebr. Sprache, und der in ihr vorhandenen Ueberreste bey den auf Schulen und Akademien befindlichen Jünglingen wieder gehoben werde. Denn wahrlich! wenn irgend etwas im Stande ist, die Ueberzeugung, daß jenes Studium auch in ästhetischer und philologischer Hinsicht von großer Wichtigkeit sey, zu begründen: so vermögen dieß solche mit Talent und Fleiß verfertigte, und von zweckmäßigen Erläuterungen begleitete Uebersetzungen interessanter, poetischer Stücke des A. T., als die hier vom Hrn. J. gelieferten. Es hat an dergleichen freylich auch bisher nicht gefehlet; indeß ist es doch nothwendig und nützlich, daß hin und wieder neue und vollkommnere Versuche gemacht werden, die Produkte hebräischer Sänger bey der anwachsenden Generation der Philologen und Theologen in Erinnerung zu bringen, und die in ihnen noch anzutreffenden Dunkelheiten und Schwierigkeiten aufzuhellen und zu lösen. — Unter Nationalgesängen der Hebräer versteht Hr. J. solche poetische Stücke des A. T., welche nicht nur in dem Geiste der hebräischen Nation gedichtet sind; sondern auch nach der Absicht ihrer Verfasser, von der Nation gesungen werden sollten. Mit dieser Erklärung wird gewiß Jeder zufrieden seyn; nur wird man in dieser Sammlung weit mehrere Stücke bearbeitet erwarten, als man wirklich darinnen antrifft. Sie enthält nur folgende vier Stücke: 1) Mose's Siegsgesang, 2 B. Mos. K. XV. 2) Davids Klagegesang über Saul und Jonathan, 2 B. Sam. K. I, 19—27. 3) Todtengesang auf den König von Babylon, Jes. K. XIV, 4—23. 4) Trauergesang auf die babylonische Verweisung, der 137ste Psalm. Daß es außer diesen noch andere Nationalgesänge im A. T. giebt, ist bekannt, und wir bedauern es sehr, daß Hr. J. diese nicht zugleich mitbearbeitet hat. Indeß freuen wir uns, daß er am Ende der Vorrede noch zu einer neuen Sammlung Hoffnung macht, und wünschen ihm dazu die — in seiner geschäfftvollen Lage freylich wohl nur seltene — Muße; des Beyfalles und Dankes des kompetenten Publikums kann er gewiß gewärtigen. Wir möchten uns aber die

Bitte erlauben, daß Hr. J. in die neue Sammlung außer einigen vorzüglichen poetischen Abschnitten aus den größern Propheten, z. B. Jes. XXXVIII, 9—20. bloß die in den historischen Büchern des A. T. verwebten Poesien, z. B. Jakobs Segenslied 1 Mos. 49.; Mose's Abschiedsgesang, 5 Mos. 32.; Mose's Segenslied 5 Mos. 33.; Channa's Danklied, 1 Sam. II, 1—10.; Deborahs Siegeshymne, B. der Richter V.; Fragment von Josuas Triumphgesang, Josua X, 12—13. u. s. w. aufnehmen; die so vielfältig und glücklich bearbeiteten Psalme aber ganz übergehen, und sich also an den Namen und Begriff von Nationalgesängen nicht weiter binden möge.

Die Manier des Verf., die althebräischen Dichtungen zu behandeln, ist aus seinen bisherigen, in das Fach der Bibelinterpretation gehörenden, schriftstellerischen Arbeiten bekannt genug, und hat den verdienten Beyfall der Kenner erhalten. Er ist derselben auch in dieser neuen Schrift treu geblieben. Bey jedem Gesange liefert er eine gründliche Einleitung, in der die Resultate der Untersuchungen älterer und neuerer Schrifterklärer mit seinen eigenen Ansichten und Bemerkungen sehr zweckmäßig verflochten sind; dann folgt eine mit Sorgfalt und Geschmack verfertigte, wohlklingende metrische Uebersetzung, und an diese schließen sich die vermischten Anmerkungen an, in welchen die erforderlichen philologischen, historischen, ff. Erläuterungen gegeben, und die Arbeiten der Vorgänger des Verf. mit Kritik benützt sind. Allenthalben erkennt man in Hrn. J. den denkenden und gelehrten Exegeten; daß man aber dennoch zuweilen im Urtheile von ihm abweichen, und hie und da eine Erinnerung machen könne, liegt in der Natur des Gegenstandes, die eine verschiedene Ansicht zuläßt. Bloß um dem Verfass. die Aufmerksamkeit zu beweisen, mit der wir seine schätzbare Schrift studirt haben, wollen wir jetzt einige Bemerkungen hinzufügen. Den Siegsgesang 2 Mos. XV. hält Hr. J. für ein von Mose selbst verfertigtes — und daher für das älteste — Siegslied, das in der hebr. Sprache gedichtet worden. Rec. kann sich davon nicht überzeugen; das Lied scheint ihm eine vollkommnere Kultur der Sprache zu verrathen, als sich im Mosaischen Zeitalter erwarten läßt, und der 17te und der 18te Vers konnte bey dem Auszuge aus Aegypten unmöglich so lauten, als wir dieselben lesen. Damals war noch nicht einma

mal die sogenannte Stiftshütte errichtet, und von einem festen Sitze der Verehrung Jehovah's konnte noch gar nicht die Rede seyn; die Worte des Textes von einem nur in Gedanken vorausgesetzten Orte der feyerlichen Gottesverehrung zu verstehen, scheint uns sehr gezwungen. Auch die Idee, daß Jehovah der König der Nation sey, (V. 18.) konnte in einem Liede, das am arabischen Meerbusen gedichtet seyn soll, noch nicht vorausgesetzt werden, da Mose diese Idee dem Volke erst am Berge Sinai vortrug. Wir halten es daher für wahrscheinlicher: 1) daß am arabisch. Meerbusen nur die im 21sten V. angegebene Strophe von Einem Chor gesungen, und von einem andern Chor mit der Strophe im ersten V. "אשירה beantwortet, und zugleich von Instrumentalmusik und Tänzen (S. V. 20.) begleitet ward; 2) daß dieser kurze Gesang, der sich bey der Nation im Andenken erhielt, einem spätern Dichter im Salomonischen, oder allenfalls auch schon im Davidischen Zeitalter Gelegenheit gegeben habe, die grössere Hymne V. 1—19. zu dichten, die dann der Sammler des Exodus in die historische Erzählung von dem Durchzuge der Israeliten durch den arabischen Meerbusen mit aufnahm; oder die auch erst später eingeschoben wurde; denn der Anordner, oder Verfasser des Exodus konnte auch sehr gut V. 20 und 21. des 15ten Kap. sogleich auf den 31sten V. des 14ten Kap. haben folgen lassen. V. 2. dieses Siegsgesanges hat Hr. J. עזי übersetzt: **Mein Stolz**; wir würden lieber setzen: Mein Schirm, oder mein Schutz. — Zuweilen hat Hr. J. die Jamben mit Daktylen abwechseln lassen; was eine sehr gute Wirkung thut, z. B. V. 9.:

> Da dachte der Feind: »Verfolgen will ich, erhaschen!
> »Will theilen die Beute, und kühlen den Muth!
> »Will tilgen sie mit dem gezückten Schwerdt!

nur ist in der letzten Strophe ein Zug des Originals verwischt; denn dieses sagt wörtlich: Ich will mein Schwerdt entblößen; **Mein Arm** (oder nach einer andern Bedeutung von יד: **Mein Heer** —) soll sie ergreifen! Die letzte Hälfte von V. 11. lautet in Hrn. J. Uebersetzung so:

> Wer ist, wie du, in Majestät erhaben?
> Und furchtbar-preislich und wundermächtig? — —

Wir würden die letzte Strophe im fortschreitenden Jambus lieber so geben: Anbetung, Preis verdienst du **Wunderthäter!**

thäter! Daß im W. ירא nicht bloß die Idee der Furcht; sondern auch die der Verehrung liegt, hat Hr. J. selbst ganz richtig bemerkt. — In den vermischten Anmerkungen V. 1. bemerkt er, daß der Sieghymnus metrisch sey, und führt in der Note (S. 23) an, daß schon Calixt eben so geurtheilt habe; außerdem hätte, wenigstens in literarischer Hinsicht, noch angeführt werden können, daß Josephus in den Alterthüm. II, 16. sagt: καὶ Μωυσῆς ᾠδὴν εἰς Θεὸν — ἐν ἑξαμέτρῳ τόνῳ συντίθησεν. — Bey V. 2. (S. 29), wo Hr. J. die rabbinische Ableitung des Worts אַנְוֵהוּ mit Recht verwirft, hätte die richtigere Ableitung aus dem Arabischen angegeben werden müssen; das Wort ist nun gar nicht erklärt. Bey den ersten Worten des 7ten V. hätte neben der Michaelisschen Erklärung auch der Vorschlag vom Professor Gaab in den Beyträgen zur Erklärung des 1, 2 und 4ten Buchs Moses (Tübingen 1796) angeführt werden können; auch noch bey einigen andern Stellen würde diese Schrift neue, wenn gleich nicht sehr wahrscheinliche, Erklärungen dargeboten haben. Bey V. 10. wird der von mehreren Gelehrten gebilligten Erklärung Lette's: »Sie tönten wie Bley »in den mächtig herbeyrauschenden Wassern,« die treffende Bemerkung entgegengesetzt: »Von Gold und Silber »kann man wohl klingen sagen; aber auch von Bley?« und אַדִּירִים nimmt Hr. J. mit Recht nicht als Adjektiv; sondern als Substantiv, in Beziehung auf die ägyptischen Helden. — »Wie Bley versanken in der Fluth die Starken!« — Bey dem zweyten Stücke dieser Sammlung, dem Davidischen Klagegesange über Saul und Jonathan, 2 Sam. I, 19. ff. hätte Hr. J. auch die beyden vorausgehenden Verse 17 und 18., die als Einleitung anzusehen sind, mitnehmen können; es wäre dieß der Analogie bey dem Mosaischen Sieghymnus S. 19 gemäß, und die Leser hätten auch sodann erfahren, wie Hr. J. das schwere Wort קָשֶׁת im 18ten V. erklärt. Den ersten Vers des Klaggesanges hat er so übersetzt:

»Auf deinen Höhen fiel der Stolz von Israel?
So sind die Helden denn gefallen?«

Uns wundert doch, daß Hr. J. nicht die andere Erklärung vorgezogen hat, nach der יִשְׂרָאֵל der Vokativ ist; das Suffix von במותיך spricht für dieselbe. Das zweyte Hemistich des V. würden wir auch lieber übersetzen: »Ach! hingesunken ist »das Heldenpaar!« — S. 74 ist in dem Citat: Eichhorns

Reper-

Repertorium S. 238, die Angabe des Theils (XII.) vielleicht durch einen Druckfehler weggeblieben, und S. 61 ist anstatt Josephus im achten Buche zu lesen: J. im siebenten B. — Den 23sten Vers hat Hr. J. übersetzt:

> »Ha! Saul und Jonathan! im Leben
> Durch zarter Liebe Band vereinigt,
> Sind auch im Tode nicht getrennet;
> Dem Adler noch an Schnelle,
> An Kraft dem Löwen überlegen!«

Nach der dritten Strophe müßte aber doch wohl eine Pause angenommen werden, und ein (!) stehen. Wir würden am liebsten voraussetzen, daß die Worte מִנְּשָׁרִים קַלּוּ מֵאֲרָיוֹת גָּבֵרוּ von einem Chore gesungen werden, und würden sie so geben:

> Sie waren schneller noch als Adler,
> Und stärker selbst als Löwen!

Vor diesen Worten würde auch sehr gut der Refrain (V. 19. 25 und 27.) passen: אֵיךְ נָפְלוּ גִבּוֹרִים. Vielleicht sind aber jene Worte מִנְּשָׁרִים versetzt, und sollten sogleich nach רֵיקָם תָּשׁוּב V. 22. folgen. — Im 24sten V. scheinen die Worte עִם-עֲדָנִים vom Verfass. ganz übersehen zu seyn. — Die Uebersetzung der beyden letzten Stücke in dieser Sammlung ist ganz vorzüglich gelungen, und die dazu gehörenden Anmerkungen sind so gründlich und treffend, daß wir gar nichts zu erinnern wissen. Als eine Probe der Uebersetzung wählen wir aus dem Todtengesang auf den König von Babylon (Jesai. XIV.) folgende Stelle aus:

> V. 8. Die Fichten freu'n sich über dich,
> Die Cedern Libanons frohlocken:
> »Seitdem du liegst, klimmt Niemand mehr
> Herauf, um uns zu fällen!«
>
> V. 9. Das Todtenreich dort unten zittert' auf vor dir,
> Gieng, da du kamest, dir entgegen,
> Die Schatten regt der Gott des Todes vor dir auf, —
> Die Schatten aller Erdenhelden;
> Den Völkerkönigen gebot er aufzustehn von ihren Thronen!
>
> V. 10. Sie alle hoben an und sprachen:
> »Auch du bist Schatten worden so wie wir?
> Uns gleich gemacht auch du?« — —

V. 11.

V. 11. Herabgestürzt zur Todtenwelt ist nun dein Stolz,
Dahin der Vollklang deiner Harfen!
Dein Lager unter dir ist Moder,
Und Würmer sind nun deine Decke!

V. 12. Wie bist du doch, Morgenstern,
Der Dämm'rung Sohn, vom Himmel tief herabgefallen,
Und wie, du Völkerbändiger,
Zur Erde hingeworfen!

Vergleicht man diese Probe mit der bisher besten Uebersetzung des Jesaiah, der Lowth-Koppeschen: so kann man nicht daran zweifeln, daß Hr. J. ein vollendetes Kunstwerk aufzustellen, mit Erfolg bemüht gewesen ist. Noch bemerken wir, daß in den Anmerkungen sehr schöne, interessante Parallelen aus Homer, Virgil, Ossian, und andern klassischen Dichtern angeführt sind, und daß am Ende als Zugabe eine vom hessischen Landgrafen Moritz verfertigte, recht gut gelungene lateinische, metrische Uebersetzung des 137sten Psalms, aus dessen im J. 1593 zu Schmalkalden erschienenen (ob vollständigen?) Psalmenübersetzung angehängt worden, welche auch denen, die keine Landsleute des Vers. sind, nicht unwillkommen seyn wird.

Ns.

Novum Testamentum graece, ad codices Mosquenses utriusque bibliothecae S. S. Synodi et tabularii imperialis, item Augustanos, Dresdenses, Goettingenses, Gothanos, Guelpherbitanos, Langeri, Monachienses, Lipsienses, Nicephori et Zittaviensem, adhibitis Patrum graecorum lectionibus, editionibus Novi Testamenti principibus, et doctorum virorum libellis criticis, iterum recensuit, sectiones maiores et minores Eusebii, Euthalii et Andreae Caesariensis notavit, primum quoque nunc lectiones ecclesiasticas ex usu ecclesiae designavit, ac Synaxaria Evangeliarii et Praxapostoli addidit, et criticis interpositis animadversionibus edidit *Christianus Fridericus de Matthaei*,

thaei, Collegiorum imperialium Rossicorum Assessor et Professor Wittenbergensis. *Tomus primus*. Wittenbergae, MDCCCIII. pag. 784 oct. mai.

Es war nicht überflüssig, den ganzen langen Titel abzuschreiben, weil er als eine Selbstanzeige des in dieser Ausgabe mehr oder weniger vollständig zusammengetragenen kritischen Apparats zu den vier Evangelien betrachtet werden kann, welche dieser Band enthält: so daß Rec. einer Beschreibung dieser Ausgabe durch ihren Titel überhoben ist. In den Anmerkungen findet sich Vieles, was dem Buche gewiß nicht zur Zierde gereicht; besonders was theils wider Semler, theils wider Griesbach geschrieben ist. Der Verf. ist bekanntlich mit den kritischen Grundsätzen gar nicht zufrieden, die von Semler, und nach ihm noch vollständiger und bestimmter von Griesbach ins Licht gesetzt und angewendet sind. Er scheint sich in die Unterscheidung verschiedener uralter Recensionen des Texts des N. Test. gar nicht finden zu können, so simpel sie auch ist, und so viel sie auch zur Verbesserung der Kritik des N. T. recht angewendet beytragen kann. Er beschreibt dieselbe als durch Wetstein zuerst recht behandelt. Hic profecto, heißt es S. 685, inter omnes N. Testamenti editores primus fuit, qui acute, vere et sine ullo temerario studio de Codicibus iudicaret, atque hoc iudicium constanter sequeretur. Primus ergo etiam fuit, qui criticam sacram tanquam ex sentina et sterquiliniis elevaret.

Dieß möchte nun der Hauptsache nach gelten, wenn nicht unsere Kodices des N. T. alle in Vergleichung mit den ältesten Kirchenschriftstellern viel zu jung wären, als daß mit vernünftiger Sicherheit von ihrem Text auf die ursprüngliche Beschaffenheit des Textes des N. T. geschlossen werden könnte, und wenn es nicht darauf ankäme, die kritischen Zeugen nicht bloß zu zählen; sondern nach ihrem wirklichen Gewichte zu wägen; ja wenn sich es nicht aus den vorhandenen Denkmählern der ältesten Zeiten ergäbe, daß der Text des N. T. in den abendländischen Kirchen schon frühe in manchen Stellen vom Text des N. T. in den morgenländischen Kirchen, und vom Text der Alexandriner verschieden gewesen ist. Diese wichtige Entdeckung trägt so viel zur Würdigung der

Lesarten der Handschriften bey, daß sie mit schuldigem Dank aufgenommen zu werden verdient. Der Verf. hingegen ist bitterböse auf Semler und Griesbach, und verkennt alles, was sie in der Kritik des Textes des N. T. geleistet haben. Möchte er zeigen, wie hie und da der Schluß auf eine wirkliche Variante aus den Citaten der Kirchenväter, aus den Uebersetzungen und den Codicibus graeco-latinis unsicher sey. Das verdiente nur Dank und Prüfung, und zeigte, welche Vorsicht bey der Benutzung der Quellen der Kenntniß des ältesten Textes nothwendig sey. Aber was soll man zu Stellen sagen, wie folgende, die hier als Beyspiele stehen mögen? S. 388 bey Luc. XI, 2. heißt es in der Note: »Die »beyden Vater Unser sind in den Griesbachischen Ausgaben »so zerrüttet, daß sie Kartoffelfeldern gleichen, in welchen »die wilden Schweine gewühlt. Auch hat wirklich Origenes, »der Keuler, mit seinen Alexandrinischen und Occidentali»schen Ferkeln hier gewühlt. So arg machten es die Com»plutenser doch nicht!« S. 687 heißt Semler: varium, mutabile et mirabile capitulum. Darauf folgt eine lange Reihe von Verunglimpfungen desselben, wegen seiner Urtheile über die Codices latinos, graeco-latinos und latinizantes, worin er von Wetstein, bloß um etwas Neues vorzubringen, abgegangen sey, und endlich ist eine ganze Litaney griechischer Schimpfnamen angehängt. Semler heißt S. 688 in einem Athem weg: homo ακριτοδοξος, ποικιλοδοξος, θαυματοδοξος, εναντιοδοξος, ανοητοδοξος καὶ παλιμβολοδοξον. Es wechselt übrigens in den Noten Deutsch und Latein, doch ersteres mit lateinischen Buchstaben, immer mit einander ab. S. 694 wird Griesbachs Bemerkung angeführt, daß die Citationen der Stellen des N. T. in den Schriften Tertullians und Cyprians einen Text voraussetzen, der toto suo habitu universoque colore von dem Texte sich unterscheide, den Origenes, und schon vor ihm Clemens von Alexandrien gebraucht hatte, und dazu setzt der Verfasser folgende Note: »Ist »schrecklich anzuhören! Wenn nun diese beyden Hauptrecen»sionen so verschieden waren: so wußte man ja schon im drit»ten Jahrhunderte nicht mehr, was die Evangelisten und »Apostel geschrieben hatten. Weit sicherer ist es also, die »Leute lassen sich beschneiden, und nehmen den Koran an!« Was für ein Schluß! Es ist ja nur von den Stellen die Rede, die anders in der griechischen, anders in der lateinischen Kirche gelesen wurden. Sind denn diese Stellen von

der

der Art, daß dadurch die Lehren der Apostel zweifelhaft werden? Wußte man deßwegen überhaupt nicht mehr, was die Apostel geschrieben hatten, weil einzelne Verse oder Worte sich in einigen Abschriften, aber nicht in andern fanden? Soll etwa der Laye in der Kritik des N. T. zu dem Gedanken verleitet werden, Griesbachs Kritik des N. T. mache den Text desselben so ungewiß, daß man nicht mehr wissen könne, was Christus und die Apostel gelehrt hätten? Der Kenner wird aber gerade das Gegentheil finden, nämlich daß Griesbachs Kritik zu einer vernünftigern Gewißheit in Absicht der wirklichen ältesten Beschaffenheit des Textes des N. T. führt. Es ist ja übrigens längst bekannt, daß die kritisch ungewissen Stellen des N. T. keine einzige Lehre betreffen, über welche nicht aus andern Stellen, gegen welche kein Zweifel aus Gründen der Kritik erhoben werden kann, hinlängliches Licht verbreitet, und hinlängliche Gewißheit erlangt werden könnte! S. 697 bey Griesbachs Bemerkung, daß Theodoret einen minder richtigen Text gehabt habe, als Chrysostomus, steht die Note: »Man sollte wirklich glauben, es wäre »den Schriften der Evangelisten und Apostel eben so ergan»gen, wie etwa ein paar Stiefeln, die nach und nach so ab»gerissen worden, daß Einer schon ohne Absätze, der Andere »auf den Spornträgern, und endlich gar der Letzte auf deut»schen Boden hätte gehen müssen.« Was soll dieser ohnehin unanständige Witz? Wird etwa der Text als so korrupt dargestellt? Oder war es nicht unvermeidlich, daß sich durch Fehler der Abschreiber nach und nach desto mehr Veränderungen des Textes einschlichen, je mehrere Menschenalter seit dem Zeitalter der Apostel verflossen? Von Theophylakt und Oecumenius schreibt Griesbach, daß sie einen aus den verschiedenen Recensionen gemischten Text gehabt haben. Dazu schreibt der Verf. in der Note S. 697: Incredibilis hic deprehenditur ignorantia Griesbachii, ex eo orta, quod nullum horum legit. Textus Theodoreti et Theophylacti in epistolis Pauli, de quibus hic sermo est, multo est accuratior, quam Chrysostomi concionatoris, nisi quod Theodoretus interdum temere sequutus est vel Origenem, vel Chrysostomum, aut ipse etiam aberravit. Hi errores ex aliis eius scriptis plerumque possunt corrigi. Theophylactus interdum quidem temere accedit Chrysostomo; plerumque autem ea, quae Chrysostomus turbaverat, auctoritate ceterorum codicum in ordinem redigit. Was findet man

man denn hier zum Beweise der unglaublichen Unwissenheit, die der Verfasser Griesbach Schuld zu geben sich nicht entsiehet? Nicht ein Wort! Es scheint vielmehr, er hat nicht verstanden, wovon die Rede ist, so wie, wenn man S. 690 — 695 die zufälligen Gedanken des Verfass. bey dem, was Griesbach von verschiedenen Recensionen des Textes des N. Test. sagt, liest und überdenkt, man zweifeln möchte, ob der Verf. überall den Begriff von Recensionen recht gefaßt habe. In diesen Begriff und Namen scheint er sich gar nicht finden zu können. S. 698 heißts: »Quilibet videt, Griesba-»chium hos, quos modo notavit, non ex eo, quod ipse »legit et animadvertit, sed ex aetate et chronologia »aestimasse. Wäre aber der sogenannte angenommene Text, »ich will nur sagen des Erasmus oder Beza, so schlecht, wie »ihn hier Herr Griesbach beschrieben: so würde er wahrlich »einer Hanswurstjacke ähnlich seyn. Bewahre Gott. So »arg ist es bey weitem nicht. So viel aber sage ich nach »meiner Ueberzeugung als aufrichtiger, ehrlicher Mann, daß »keiner bey dem Texte der Komplutenser, Erasmi, Bezae, »Schaden an seinem Glauben leiden kann.« (Wer hat denn das behauptet?) »Für die Verwirrungen aber, die »Hr. Griesbach in der Kritik des N. Test. macht, wird er »Gott Rechenschaft geben!«

Doch genug, und mehr als genug, um Anmerkungen zu charakterisiren, die keiner Widerlegung bedürfen!

S.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Ueber die Principien und den Geist der Gesetze im nächsten Bezug auf die alten Gesetze der Römer. Aus dem Lateinischen des M. T. Cicero nach einem berichtigten Texte übersetzt, nebst einer kritischen Einleitung und historisch-philosophischen Anmerkungen, von *Fr. Hülsemann*, Dr. der Philos. und Rektor des Johann. in Lüneburg. Leip-

Leipzig, bey Schwickert. 1802. 28 Bogen 8. 1 Rk. 6 gr.

Wer es weiß, wie ungünstig Hr. R. Hülsemann in mehreren Stellen seiner Bearbeitung von Cicero's Rede pro Archia poëta über den Werth der deutschen Uebersetzungen der alten Klassiker urtheilt, muß sich wundern, daß er nun selbst mit einer Uebersetzung auftritt, und zwar von einem Werke, von welchem wir schon eine, wenn gleich nicht fleckenlose, doch bis auf wenige Stellen treue und lesbare Uebersetzung durch den sel. Heinze (Dessau und Leipzig 1782) besitzen. Rec. sah sich also in der Vorrede und in der Einleitung nach einer Erklärung über diesen anscheinenden Widerspruch um, und fand in der Einleitung, der Hr. H. die Form eines Sendschreibens an seinen Kollegen, den Hrn. Direktor Wagner, gegeben hat, Seite 2 folgende hieher gehörende Aeußerung: »Die Wahrheit zu gestehen, ich hatte schon 1798 in Hameln die Idee gefaßt, dieses Buch [die Bücher des Cicero de legibus] kritisch-philologisch zu ediren, wie meine Ausgabe des Archias und des Jon; allein da ich das Glück hatte, mit Ihnen näher verbunden zu werden, und Ihren gleichen Vorsatz bemerkte, mit dem Sie Ihre angefangene Arbeit [Hr. Wagner hatte nämlich eine Ausgabe des ersten und eines Theils des zweyten Buchs von Cic. de legg. mit sehr trefflichen lateinischen Anmerkungen (Hannov. 1795) veranstaltet] zu vollenden gedachten: so gab ich den Plan einer Ausgabe auf. Inzwischen habe ich mich doch nicht enthalten können, da ich verschiedene Notizen zur Kritik und Erklärung gesammelt hatte; wenigstens eine Uebersetzung zu versuchen, die gar wohl neben Ihrer zu erwartenden vollendeteren Arbeit bestehen könnte.« Diesen Grund wird nun freylich Mancher sehr unzutreffend finden, und vielmehr glauben; Hr. H. hätte seine gesammelten Notizen so gut ohne Uebersetzung, als ohne den lateinischen Text ans Licht stellen, oder noch besser, sie seinem Kollegen zur Aufnahme in seine künftige Ausgabe, oder zur Benutzung bey derselben überlassen können. Doch S. 5 sagt Hr. H.: »Wie wenig ich selbst, als Freund der Kritik und Philologie, von blossen Uebersetzungen halte, beweisen meine Aeußerungen in der epistola critica vor meiner Ausgabe der Cic. Rede für den Archias; allein ich glaube es meinen Bemühungen um vor-

vorliegende Verdeutschung zutrauen zu dürfen, daß ich befugt war, neben der Heinzischen Arbeit, die ich nachher verglichen habe, meine eigenen Kräfte auch im Verdeutschen zu versuchen.« Allerdings läßt sich auch eine weit vollkommnere Uebersetzung denken, als die Heinzische ist, und wer dieselbe wirklich liefert, erwirbt sich ein nicht geringes Verdienst um die Literatur. Auffallend aber ist es, daß Hr. H. doch im Folgenden darauf auszugehen scheint, den Werth der deutschen Uebersetzungen herabzusetzen, indem er die Gründe, wodurch Heinze, Bahrdt und Maaß dieselben zu empfehlen gesucht haben, prüfen, und zum Theil widerlegen will. Die schätzbaren Bemerkungen des letztern (in den Nachträgen zu Sulzers Theorie der sch. K. 3ten Bandes 2tes Stück) sind indeß nicht beurtheilt, obgleich Hr. H. es Anfangs (S. 7) erwarten läßt; sondern sind bloß nachgewiesen. Unter den Erinnerungen gegen Heinze und Bahrdt kommt auch folgende flache und schief gefaßte Bemerkung vor. S. 10: »Die Kunst der Interpretation, die einen wichtigen Theil der Logik ausmacht, ist ganz den Uebersetzungen entgegen, wovon ich mich in dem Heynischen Seminarium fest überzeugen gelernt habe.« — Daß auch die gelungensten Uebersetzungen das Original eines alten Klassikers nicht ganz erreichen oder ersetzen, ist längst eingestanden; daß aber Uebersetzungen bloß für Nichtkenner des Originals, für Dilettanten wären, wie Hr. H. S. 14 vergl. S. 4 sagt, ist eine einseitige, unwahre Behauptung. — Seine eigene Uebersetzung charakterisirt Hr. H. S. 16 folgendermaaßen: »Bey derselben kam es mir hauptsächlich auf treue Darstellung des Sinnes, auf Deutlichkeit, und wo möglich, Anmuth und Lesbarkeit an. Ich habe nicht darnach gestrebt, Wort für Wort, Zeile für Zeile, Schattirung und Kolorit des Ausdrucks ängstlich zu verfolgen und zu erreichen [— als wenn dieß Jemand bey einem Werke dieser Art verlangen könnte! —], dieses Kunststück überlasse ich einem Andern, der mehr Zeit, Lust und Beruf dazu hat; ich wollte Freunden der alten Philosophie und Rechtswissenschaft nützen, und eine richtige, faßliche, wo möglich korrekte Arbeit liefern.« In wiefern Hr. H. diese Absicht erreicht hat, werden wir sogleich sehen. Ich bemerke nur noch über die der Uebersetzung vorangeschickte Einleitung, daß der Verf. nach einigen unerwarteten Abschweifungen S. 20 zur Kritik des Textes übergeht, »weil dieser die Thätigkeit mehrerer

Män-

Männer und verschiedener Zeiten erfordert, um allmählich sich seiner Reinheit zu nähern, die nie ganz erreicht wird.« Auf etwa 90 Seiten folgen nun kritische Bemerkungen über einzelne Worte oder Sätze des Textes; die aber sehr hätten abgekürzt werden können, wenn alles Triviale, Unnöthige und Seltsame (z. B. im ersten Buch Kap. 10. »*quae si*, das Daviesische *quin* ist bloß Daviesisch!«) weggelassen wäre. In einem Sendschreiben nehmen sich nun diese Bemerkungen gar possirlich aus, besonders diejenigen, die sich auf die Ausgabe des Hrn. Wagners selbst beziehen, z. B. S. 23: »Hr. Görenz liest richtig: inquiris, das Sie auch billigen, mein theurer Hr. Direktor!« S. 24: »Die Vermuthungen, die Sie, mein theurer Hr. Direktor! geäußert haben, daß parergon zu lesen sey, oder versiculo, dürften schwerlich jene alte Lesart verdrängen!« — Rec. will übrigens nur noch die erste, allgemeine kritische Bemerkung ausheben. S. 20 und 21 sagt Hr. H.: er halte die drey Bücher (de legg.) für einen Auszug aus einem größern Werke, den Cicero selbst gemacht haben könnte: so wie er seine akademischen Quästionen selbst abkürzte. »Nach meinem Gefühle liest sich das ganze Werkchen des Cicero wie bloßer, zuweilen trockener Auszug; daher erkläre ich mir auch das Fragment aus dem fünften Buche [Rec. sieht hier durchaus keinen Zusammenhang!] und die paar Fragmente der erstern Bücher, die höchst wahrscheinlich aus dem größern Werke entlehnt sind.« In einem Athem setzt der Verfass. noch hinzu: »Vielleicht (und das ist mir am wahrscheinlichsten) ist dieser Auszug das spätere Werk eines Kirchenvaters, denn Cicero selbst hätte es wohl besser epitomirt.« In einer Note fügt Hr. H. noch eine andere Konjektur hinzu; er sagt nämlich: »Ich habe vielleicht nicht ohne Grund, auch die Vermuthung gehabt, daß diese Bücher eigentlich Fragmente aus den Büchern de republica seyn, und zwar das dritte, vierte und fünfte Buch, im Auszuge eines spätern Epitomators. Cicero citirt oft die Bücher de rep.; aber gerade die Bücher de legg. nirgends. — Daß hier in diesen Büchern jene de rep. citirt sind, dürfte wohl vom Epitomator herrühren.« Dieselbe Konjektur äußert der Verf. auch unten in den Anmerkungen S. 346. Man sieht also, wie sehr er selbst in seinem Urtheile schwankt. Rec. muß gestehen, daß ihm die Vermuthung; die drey jetzt vorhandenen Bücher wären ein magerer Auszug, völlig grundlos scheint. Daß wir das Werk nicht

nicht ganz haben, liegt am Tage, da einzelne, freylich sehr unbedeutende Fragmente aus andern Büchern desselben von spätern Schriftstellern angeführt sind; auch daß die 3 Bücher große Lücken haben, und in einzelnen Stellen verderbt auf uns gekommen sind, ist längst anerkannt. Uebrigens aber ist der ganze Gang des Vortrags so zusammenhängend und vollständig, ja selbst mitunter so gedehnt, und also der Analogie in andern dialogisirten Schriften des Cicero gemäß, daß wir es nicht begreifen können, wie Jemanden der Gedanke an einen Auszug in den Sinn kommen konnte. Vollends unreif aber ist der Einfall, daß diese 3 Bücher de legg. ein Auszug aus den verlornen Büchern de rep. wären; man darf nur die Stellen I, 6. 9. II, 10. III, 5. 14., in welchen das Werk de rep. citirt, oder darauf angespielt wird, ansehen, um sich von der Grundlosigkeit dieser Vermuthung zu überzeugen. Für eine Art von Fortsetzung der Bücher de rep. kann man die Bücher de legg. halten, aber ein Auszug aus jenen können letztere unmöglich seyn. Hr. H. hat auch gar nichts zum Beweise seiner Konjektur beygebracht; das aber, was er zur Bestätigung der andern Vermuthung, daß das jetzt Vorhandene ein Auszug aus einem größern Werke de legibus sey, anführt, ist ganz unbedeutend und nichtssagend. So heißt es S. 27 zu folgender Stelle im 4ten Kap. des ersten Buchs: *M.* (Cic.) Quin igitur ad illa spatia nostra sedesque pergimus. — *Att.* Nos vero: et hac quidem *adire*, si placet, per ripam et umbram. — »Das Wort *adire* haben alle Handschriften und Editionen. Ernesti und Sie (Hr. Dr. Wagner nämlich) haben es bestritten. Es kommen aber dergleichen Härten in unserm Ciceron. Buche mehr vor. Daher vermuthe ich, daß es entweder dürrer Auszug aus Cicero's größerem Werke, in wenigstens 8 Büchern — sey; [Zugegeben, daß in dem Worte adire für jene Stelle wirklich eine Härte liege; wie läßt sich daraus und aus ähnlichen Härten das folgern, was Hr. H. folgert? auf Korruption durch einen Librarius könnte man allenfalls schließen, nicht aber auf einen dürren Auszug. Hr. H. fügt noch hinzu:] oder unvollendetes Werk einer frühern Recension.« [Also wieder eine neue, eben so grundlose Hypothese! Der Verf. weiß selbst nicht, was er will.] S. 31 sagt er bey folgenden Worten des 7ten Kap. im ersten Buche: *ut iam universus hic mundus una civitas communis deorum atque hominum existimanda.* —

» Ge-

»Gewöhnlich fehlt im Cicero das *sit* nicht. Ein neuer Beweis, daß wahrscheinlich ein Mönch Epitomator war, der manchen eigenen Ausdruck braucht. Cicero setzte est dazu, und oben *et iam*.« Andere Bemerke hat Rec. nicht gefunden. Er will hier nun zugleich einige Aeußerungen des Verf. über die Zeit der Abfassung dieser Bücher aus den historischen und philosophischen Anmerkungen ausheben. Seite 249 bemerkt er ganz richtig; daß Cicero bald nach Veränderung der römischen Republik in eine Monarchie sich in stille Muße zurückgezogen, und über philosophische Gegenstände geschrieben habe; und sodann fährt er fort: »Unter andern hatte Cicero, nach Plato's Beyspiel, zehn (? Vergl. de divinat. II, 1.) Bücher über die beste Staatsverfassung (de rep.) geschrieben, wovon wir leider! nur noch wenige Fragmente haben. Nach eben diesem Plane hat er nachher auch die Platonischen Bücher von den Gesetzen nachgeahmt, und nach römischer Verfassung bearbeitet. Von diesen ist vorliegendes Buch (de legibus) ein fragmentarisches Ueberbleibsel; aber auch in seinen Ruinen sehr schätzbar.« Hier widerspricht also Hr. H. selbst seinen oben angeführten Vermuthungen, und zugleich behauptet er deutlich genug, daß die Bücher de legg. nach den bürgerlichen Kriegen unter J. Cäsars Alleinherrschaft ausgearbeitet worden. Dagegen auf der folgenden Seite 250 liest man: »Cicero schrieb diese Bücher von den Gesetzen noch vor den bürgerlichen Kriegen, nach Clodius Tode. So viel erhellet aus dem zweyten Buche.« — Was soll man zu solchen Widersprüchen sagen? — Die letzte Behauptung ist übrigens die richtige. Daß die Bücher de legg. weder in der bekannten Stelle de divinat. noch in den Briefen vom Cicero angeführt werden, davon ist der Grund wahrscheinlich der, welchen Turnebus, wie Hr. H. selbst S. 251 bemerkt, annahm, nämlich weil jene Bücher unvollendet geblieben waren, und erst nach Cicero's Tode ins Publikum kamen.

Wir gehen jetzt zu der Uebersetzung über. Einige Proben derselben werden hinreichend seyn, um zu beweisen, daß Hr. H., um uns gelinde auszudrücken, sich bey derselben eben so übereilt hat, als er sich in den von uns im Vorigen ausgehobenen kritischen Bemerkungen übereilt hat. Wir wollen gern zugeben, daß er hie und da richtiger übersetzt hat, als Heinze; aber an sehr vielen Stellen steht er diesem, sei-

nem Vorgänger weit nach, und manchmal ist es uns fast unbegreiflich gewesen, wie ein Mann seines Standes den deutlichen Sinn des Originals so verkennen und verhunzen, und die Gesetze des richtigen, guten deutschen Styls so vernachlässigen konnte, als er gethan hat. Zuförderst wollen wir zur Vergleichung den Anfang des Werks nach des Verf. und nach Heinze's Uebersetzung mittheilen; das Original mögen unsere Leser selbst nachsehen.

Hülsemann.	Heinze.
Attikus. Dort steht man schon den Hayn; und hier die Eiche der Arpinaten, wovon ich oft im Marius gelesen habe. Wenn anders die berühmte Eiche noch steht, so ist es gewiß diese; dieß verbürgt ihr Alter.	Att. Dort sehe ich nun selbst den Hayn, und hier die Arpinatische Eiche, wovon ich in deinem Marius so oft gelesen habe. Wenn die berühmte Eiche noch steht, so muß es diese seyn. Denn sie ist wirklich alt.
Quintus (Cic.). Ja, mein Attikus! sie steht noch, und wird fernerhin stehen bleiben, denn ein Dichter hat sie gepflanzt. Bekanntlich dauert kein von einem Landmanne (Gärtner) gepflanztes Stämmchen so lange, als ein anderes, das mit Versen eines Dichters in die Erde gesenkt würde.	Qu. Freylich steht sie noch, und wird ewig stehen; denn die Dichtkunst hat sie gepflanzt. Von keinem Gärtner kann ein so lange dauernder Stamm gepflanzt werden, als von einem Poeten in seinen Versen.
Att. Wie verstehst du das, Quintus? was für eine Art Bäume sind die, welche die Dichter pflanzen? Irre ich nicht, so scheinst du durch dieses Lob deines Bruders dir selbst vollen Beyfall zu geben.	Att. Wie meinst du das, Quintus? und was pflanzen die Poeten? Mich dünkt, mit diesem Lobe deines Bruders machst du dir selber ein Kompliment.
Qu. Das kann wohl seyn! So viel bleibt gewiß, so lange es römische Gedichte giebt, wird	Qu. Immerhin! Gewiß, so lange man lateinische Bücher lesen wird, kann es dieser Stelle

wird man immer an dieser Stelle eine Marianische Eiche suchen und finden; sie wird, wie sich Scävola über meines Bruders Marius auszudrücken pflegt, erreichen. —

»Ein Alter von Jahrhunderten, die zahllos sind.« So müßte man auch das Alter des ewiggrünenden Oelbaumes in deiner Vaterstadt Athen annehmen; und nicht anders verstehe ich es, wenn man noch jetzt die Palme zeigt, die Ulysses, beym Homer, so hoch und zart beschreibt und selber sah. Und so verewigt die Dichtersage allerwärts viele Dinge, denen die Natur ein begränztes Daseyn bestimmte. In diesem Sinne verstehe ich unsere berühmte Eiche unter jenem Eichelschwangern Baume, woraus vormals entflog —

»Jupiters Bote der Aar, von wunderschwarzer Gestalt.« — Mag immerhin ein Sturm oder hohes Alter die wirkliche Eiche zertrümmert haben; kurz es wird in dieser Gegend nie an einer so genannten Marius'schen Eiche fehlen.

Att. Das behaupte ich auch. Doch dieses wollte ich jetzt nicht von dir, mein Quintus, wissen; sondern der Dichter selbst sollte mir sagen: ob sein Gedicht erst diese Eiche schuf, oder ob er,

Stelle nie an einem Baume gebrechen, welcher des Marius Eiche heißt. Ja man wird eben das von ihm sagen, was Scävola von meines Bruders Marius:

»Er lebt und grünt auf gränzenlose Zeiten.«

Oder hat nur dein Athen auf seiner hohen Burg einen Oelbaum unsterblich erhalten können? — Und wenn Ulyß beym Homer erzählet, er habe zu Athen (?) einen hohen, noch jungen Palmbaum gesehen, so zeigen die Einwohner denselben noch heutiges Tages; vieler andern Sachen zu geschweigen, deren Gedächtniß sich an manchen Orten länger erhält, als sie selbst natürlicherweise bestehen können. Der fruchtbare Eichbaum, aus welchem

Zeus selber (?) Bothe sich mit Majestät empor geschwungen,

mag also dieser jetzt noch wohl seyn. Sollte ihn aber einst ein Sturmwind, oder das Alter vernichten, so wird doch immer eine Eiche hier stehen, die man des Marius Eiche nennen kann.

Att. Nun, so glaube ich's: Aber jetzt frage ich nicht dich, Quintus, sondern [o Markus!] dich,] den Dichter selbst, ob deine Verse diese Eiche gepflanzet haben, oder ob du die Begeben-

er, wie du mir schreibst, dieses dem Marius zuschreibt.	gebenheit mit dem Marius wirklich also hast erzählen gehört, wie du sie [in deinem Gedichte] beschreibest?

Recens. will jetzt nur über diejenigen Stellen dieses Abschnitts der Hülsemannschen Uebersetzung, die er mit größerer Schrift hat drucken lassen, einige Erinnerungen beyfügen. Die Worte: Nullius autem agricolae cultu stirps tam diuturna, quam poëtae versu seminari potest — hat Hr. H. offenbar sehr steif ausgedrückt, und seine Uebersetzung kann, wenn man das Original nicht vergleicht, in einem ganz andern Sinne genommen werden, als welchen Cicero angiebt; Heinze's Uebersetzung dagegen ist kurz und treffend. Im Folgenden paßt für suffragari tibi das Deutsche: »dir selbst vollen Beyfall zu geben« gar nicht; auch »scheinst du« ist nicht angemessen, da Hr. H. »Irre ich nicht« vorausgehen läßt; es müßte heißen: »Irre ich nicht, so giebst du —«; denn im Lat. steht bloß: mihi videris. Heinze übersetzt auch hier richtig und gut. — Die Worte: Nisi forte Athenae tuae sempiternam in arce oleam tenere potuerunt — hat Hr. H. auf eine lächerliche Art falsch verstanden. Was soll hier: »So müßte man auch das Alter des ewiggrünenden Oelbaumes in deiner Vaterstadt Athen annehmen —«? Dieß paßt ja gar nicht; ja es ist ganz unverständlich. Auch was Hr. H. in der Anmerkung zu dieser Stelle S. 254 sagt, paßt zu einer solchen Uebersetzung nicht. Die Anmerkung lautet so: »Der Sinn ist: Du scheinst zu behaupten, daß in Athen wirklich ein solcher Oelbaum stehe, den Minerva gepflanzt habe; nicht aber, daß bloß die Sage ihm poetische Existenz gab.« Dieser Sinn ist übrigens eben so ungereimt. Q. Cic. will hier sagen: Die Eiche des Marius, welche mein Bruder (Marc. Cic.) in seinem Gedichte beschreibt, wird hier so lange existiren, als das Gedicht selbst vorhanden ist, und gelesen wird; sie wird nicht bloß in der Idee, oder im Buche existiren; sondern wird, wenn sie hier an Ort und Stelle vergehen sollte, doch wieder gepflanzt werden; eben so wie Athen jenen durch den Mythos des Alterthums geheiligten Oelbaum auf seiner Burg nicht untergehen läßt. Dieser Sinn erhellt deutlich genug aus dem ganzen Kontext, und ist auch schon, wie es scheint, vom sel. Heinze richtig aufgefaßt worden. Daß aber Hr. H. Athenae tuae

über-

übersetzen konnte »durch deine Vaterstadt Athen« — ist doch gar zu arg. War denn Pomponius Attikus ein geborner Athenienser? — Auch die Worte: quod Homericus Vlixes Deli se proceram et teneram palmam vidisse dixit hat Heinze weit besser ausgedrückt, als sein jüngerer Nachfolger; nur daß er für *Deli*, welches Wort Hr. H. ganz übersah, aus Versehen Athen setzte. In den drey folgenden unterstrichenen Stellen hat Hr. H. gleichfalls den Sinn sehr schief gefaßt, obgleich ihn auch da sein Vorgänger hätte richtig leiten können. Das ut scribis in den letzten Worten zieht Hr. Hüls. auf eine unverzeihliche Weise auf den Quintus Cicero, da es doch von dem Marc. Cic., dem Verf. des Gedichts und dieser Schrift selbst zu verstehen ist. Diese Proben könnten schon hinreichen, um unser obiges Urtheil über Hrn. Hüls. Uebersetzung zu motiviren. Wir wollen indeß aus einer großen Menge Stellen, die wir uns als einen Gegenstand der Kritik angestrichen haben, noch einige mit diplomatischer Genauigkeit ausheben. Im ersten Buch Kap. 2. ist folgende Stelle: Nam post annales pontificum maximorum, quibus nihil potest esse *iucundius* [wofür aber Andere iniucundius oder incomtius lesen], si *aut* ad Fabium aut ad eum, qui semper in ore est, Catonem *aut* ad Pisonem aut ad Fannium aut ad Vennonium venias; quamquam ex his alius alio plus habet *virium*, tamen quid tam exile quam isti omnes? — so übersetzt: »Denn was ist wohl seit den Annalen der *Pontifices Maximi* (unstreitig einer der interessantesten Lektüren!); oder bis auf den Fabius; oder den von dir immer im Munde geführten Cato, oder den Piso, den Fannius, oder bis zum Vennonius; ungeachtet einer mehr historisches Talent verräth als der andere; — unangenehmer zu lesen als alle diese Skribler!« — Ob virium, das hier dem exile entgegen steht, so allgemein für historisches Talent zu nehmen sey; darüber ließe sich streiten; indeß das mag hingehen; wie aber konnte Hr. H. das erste aut durch oder geben? Auch die Lesart iucundius, welche er vorgezogen, und in der kritischen Einleitung zu vertheidigen gesucht hat, scheint uns durchaus verwerflich; der ganze Kontext ist gegen sie; und die von ihm mit Turnebus zum Beweise angeführte Stelle de Orat. I, 43. beweist wenig oder nichts, denn da ist vom iure civili, und nicht von historischer Kunst die Rede; dagegen findet man de Orat. II, 12. Bestätigung genug für die Lesart incomtius. — Gleich nachher über-

übersetzt Hr. Hüls. die Worte: cuius loquacitas habet aliquid argutiarum — »dessen weitschweifiger historischer Styl an Spitzfindigkeit gränzt;« wie weit treffender Heinze: »Seine Geschwätzigkeit ist nicht ganz ohne Witz.« Ebendaselbst sind die Worte: in orationibus autem multus et ineptus ad summam impudentiam gegeben: »in seinen Reden ist er weitschweifig, abgeschmackt bis zum höchsten Ekel und dummdreist.« Diese si diis placet Uebersetzung ist um so auffallender, da Hr. H. in der kritischen Einleitung ganz dreist behauptet; die Worte ad summam impudentiam wären offenbar (?) Glossem; seine Uebersetzung dagegen hat ganz offenbar Glosseme. I, 5. (S. 103) finden wir: »So machte es, wie ich sehe, dein verehrter Plato, den du so sehr hochachtest, und vor allen Rechtslehrern den Vorzug giebst.« Es müßte doch wenigstens heißen: und dem du vor allen — giebst. Ebendaselbst ist die lichtvolle 16te Periode: sic habetote, nullo in genere disputandi magis honeste patefieri, quid sit homini tributum natura; quantam vim rerum optimarum mens humana contineat; cuius muneris, etc. ganz unverständlich folgendermaßen übersetzt, S. 104: »ich versichere euch, daß aus keiner Art von Untersuchung die Würde des Menschen mehr hervorleuchte, die ihm die Natur ins Herz legte, und woraus man die Fülle der herrlichen Anlagen des menschlichen Geistes erkennt, zu welcher Lebensbeschäfftigung wir Anlage haben, ff. — Im 6ten Kap. des ersten B. lesen wir bey Hrn. Hüls. S. 106: »Die gelehrtesten Rechtskundigen begannen ihre Untersuchung über das Recht mit einer Definition des Gesetzes. Gesetz, sagen sie, besteht in der uns angebornen höchsten Vernunft, welche uns Pflichten gebietet, und das Gegentheil untersagt. Ich zweifle, daß sie recht haben.« Um die Mißgriffe zu zeigen, welche Hr. H. hier gemacht hat, braucht Rec. bloß das Original herzusetzen: Igitur *doctissimis viris* proficisci *placuit* a lege, *haud scio an recte*, si modo ut iidem definiunt, lex est ratio summa, insita in natura, quae iubet ea, quae facienda sunt, prohibetque contraria. I, 7. sagt Cicero scherzhaft zum Atticus: Atqui cavendum est, solent enim [tui condiscipuli, Epicurei] — admodum irasci. nec vero ferent, *si* audierint, te primum caput libri optimi *prodidisse* [i. e. verläugnet]; *in quo scripsit* [Epicurus]: Nihil curare Deum, nec sui, nec alieni. Dieß drückt Hr. H. so aus: »Wir müssen uns

doch

doch in Acht nehmen; denn sie pflegen — sehr hitzig zu werden. Sie würden gar sehr dagegen eifern, weil sie hörten, du habest im ersten Abschnitte deines vortrefflichen Buches (über das höchste Gut) den Epikur sagen lassen: Gott kümmere sich um nichts, weder um sich, noch um Andere.« Recens. glaubte hier kaum seinen Augen trauen zu können, besonders da er in der Anmerkung zu dieser Uebersetzung S. 277 angeführt fand: »Epikur hat ein Buch unter dem Titel Hauptmeinungen, *κυρίαι δόξαι* geschrieben« — eine Bemerkung, die zu dem latein. Texte sehr anpassend; aber wahrscheinlich aus Turnebus, oder einem andern Interpreten nur entlehnt ist. Ein Schriftsteller, der so gedankenlos arbeitet als Hr. H., und so suo ipse gladio se iugulet, ist uns noch nicht vorgekommen. Zu unserm Erstaunen erlaubt er sich noch dazu in Beurtheilung seines Vorgängers Heinze oft einen bittern, schneidenden Ton; er gesteht dieß auch selbst in der Vorrede S. X, und scheuet sich nicht hinzuzusetzen: »ich gebe meinen künftigen Kunstrichtern gleiche Rechte in die Hände — wenn nur Wahrheit und Wissenschaft dabey gewinnen. Um diese war es mir zu thun.« Nun so mögen hier denn noch einige Proben aus seiner Uebersetzung folgen; sie beurtheilen sich selbst; wir brauchen sie nicht zu beurtheilen. In der bekannten, vortrefflichen Stelle I, 9: quum ceteras animantes abiecisset ad pastum, solum hominem erexit, ad coelique, quasi cognationis domiciliique pristini conspectum excitavit: *tum speciem ita formavit oris, ut in ea penitus reconditos mores effingeret.* Nam et oculi nimis arguti, quemadmodum animo affecti simus, loquuntur, etc. hat Hr. H. die unvergleichlichen Worte folgendermaßen übersetzt: »endlich bildete sie (die Natur) die Lippenöffnung des Mundes so schön, daß sie die aus ihm hervorgehen sollenden moralischen Gedanken (sittlichen Reden) charakteristisch deutlich ausdrückte.« Oho! — Im vierten Kap. des 2ten Buchs sagt Cicero sehr wahr und deutlich: *nec* si regnante Tarquinio nulla erat Romae scripta lex de stupris, idcirco *non* contra illam legem sempiternam Sex. Tarquinius vim Lucretiae, Tricipitini filiae, attulit. Hr. Hüls. aber läßt ihn S. 149 folgenden Nonsens sagen: »Ferner gesetzt auch, daß es unter Tarquins Regierung kein Gesetz in Rom gegen Nothzucht gegeben habe, so würde demungeachtet Sextus Tarquinius dagegen das ewiggeltende Gesetz we-

gen der Entehrung Lukrezia's, der Tochter des Tric., gegeben haben.« II, 22. heißt es im Original: C. Marii sitas reliquias apud Anienem dissipari iussit Sulla victor, acerbiore odio incitatus, quam si tam sapiens fuisset, quam fuit vehemens. Quod haud scio an timens suo corpori posse accidere, primus e patriciis Corneliis igni voluit cremari. Bey Hrn. Hüls. findet man S. 183 folgendes Quid pro quo: »Der siegreiche Sulla ließ den am Anio beerdigten Leichnam des Cajus Marius in den Fluß stückweise werfen, weil ihm gar zu harte Rachsucht seinen mehr heftigen als überlegenden Charakter empörte. Ich glaube, er wünschte deßwegen zuerst unter der Patrizischen Cornelierfamilie auf einen Scheiterhaufen ihn zu verbrennen, weil er fürchtete, daß es seinem Leichnam eben so gehen möchte.« — Mehreres auszuziehen enthalten wir uns billig, denn diese Proben entscheiden. Wir bemerken nur noch, daß Hrn. H. Uebersetzung an manchen Stellen mit dem Text, für den er sich in der kritischen Einleitung erklärt, gar nicht übereinstimmt, so z. B. II, 3. giebt er dem Hrn. Görenz Beyfall, welcher die Worte Sed ventum in insulam est. Hac vero nihil est amoenius, etc. mit Recht noch dem im Vorigen redenden Attikus beylegt; dagegen in der Uebersetzung läßt Hr. Hüls. diese Worte den Qu. Cic. sagen. In der kritischen Einleitung werden auch zuweilen Lesarten vertheidigt oder gebilligt, die das Gepräge der Unächtheit unverkennbar an sich tragen; so z. B. (II, 32) läßt Hr. H. S. 62 vergl. S. 146 den Attikus ein Thesprotisches Landgut in Epirus besitzen. — Rec. muß nun noch etwas über die »historisch-philosophischen Anmerkungen« sagen, welche einen großen Theil des Buchs ausmachen; sie gehen nämlich von Seite 233 bis 419. Nach den Aeußerungen S. 4 und 5 der Einleitung sollte man erwarten, daß sich Hr. H. dabey Garve und Hottinger in ihren Anmerkungen zu Cicero von den Pflichten zu Mustern genommen habe. Aber in der Vorrede, die ein Mischmasch seltsamer, heterogener Expositionen und Andeutungen ist, sagt er S. XVIII, daß er bloß aphoristische Anmerkungen zu geben die Absicht hatte. »Die Kunstrichter würden mir Unrecht thun, wenn sie ausführliche Entwickelungen von historischen Umständen, oder philosophischen (moralischen und juridischen) Ideen hier vermissen wollten. Die wesentlichen Erläuterungen sind gegeben, und wo sie ausführlicher zu

finden

finden sind, nachgewiesen. — Ich wollte mein Buch bloß als kleines Handbuch für junge Juristen, oder als Kommentar zu der Ausgabe des Hrn. Görenz angesehen wissen.« Philosophische Anmerkungen, die den Namen verdienten, hat Rec. gar nicht gefunden; wohl aber sind viele Stellen aus den Schriften von Kant, Fichte, Reinhold, Helvetius, und andern Philosophen, wörtlich ausgezogen; noch weit mehrere aber citirt worden. Selten aber haben wir diese philosophische Ueberströmung nur einigermaaßen zweckmäßig gefunden. An eine Vergleichung der Ciceron. Ideen mit denen der neuern Philosophen denkt Hr. H. gar nicht; obgleich ihm sein Kollege, Hr. Dir. Wagner in seiner oben erwähnten Ausgabe ein so treffliches Vorbild gegeben hat. Er schüttet nur seine Kollektaneen aus; S. 240—245, also auf 6 Seiten giebt er sogar eine dürre Inhaltsanzeige von »Reischel's Versuch eines systematischen Abrisses, und einer Erläuterung des Grundinhalts aller möglichen Gesetze für Menschen« (Frankf. und Leipz. 1792.) seinen Lesern zum Besten. Die historischen Erläuterungen haben wir nicht aphoristisch; sondern ausführlicher und vollständiger, als Noth war, gefunden; sie enthalten manches Gute und Nützliche; sind aber, wie auch Hr. Hüls. selbst eingesteht, größtentheils aus den Annotationen des Turnebus, und anderer Interpreten nur übersetzt. Daß es auch hier nicht an einer auffallenden Darstellung, und an lächerlichen Unrichtigkeiten fehlt, werden unsere Leser vielleicht schon nach dem Vorigen von selbst erwarten. Wir geben indeß auch hier einige Beweise. S. 246 heißt es: »Cicero hatte, wie es Plato im 5ten Buche von der Republik verlangt, ein philosophisches Genie, das Lust zu jeder Wissenschaft besaß, insbesondere zur Poesie.« S. 256: »Theopompus, ein Schüler des Isokrates, der einen Auszug aus Herodots Musen und dem Thucydides machte, und Philipps von Macedonien Thaten beschrieb. Lucian beschreibt diesen Menschen als sehr tadelsüchtig; daher kam er bald in Vergessenheit. Von seinem Styl spricht auch Cic. Br. an den Att. B. II, 6. Siehe das. Reichard S. 180: »»Cicero schrieb ein ähnliches Buch de suis consiliis, das er seinem Sohn mit dem Befehle übergab, es nicht eher als nach seinem Tode herauszugeben. Es war eine Vertheidigung seines Verfahrens, mit satyrischen Schilderungen des Catilina, Clodius, Gabinius, u. a. m.«« Diese Stelle aus Reichard gehört gar nicht hieher, denn zu den Worten

im Texte I, 1. extr. »apud *Theopompum* sunt innumerabiles fabulae« paßt dieselbe offenbar ganz und gar nicht. Man sieht: Hr. Hülſ. rafft zusammen, was er hie und da findet; es mag zum Zwecke gehören oder nicht. S. 262 (zu I, 4): »Cicero ertheilte [??] dem Komödienakteur Roscius, und dem Tragödienakteur Aesopus Unterricht in der Gestikulation und guten Deklamation. Roscius schrieb auch ein Buch über die Vergleichung der Schauspielerkunst und Beredtsamkeit. Calenus macht sich beym Dionys von Halikarnaß [Wo? Rec. hat dieß nirgends in den Schriften des Dionys v. Halik. finden können!] lustig darüber, daß Cicero Schauspielern Unterricht gab: »»Bey Gott! nicht wie die Tanzmeister, die den verschiedenen Ausdruck der Seelenveränderungen dich mit Geberden nachbilden lehren.«« — Vermuthlich hat hier H. Hülſ. den Cicero zum Lehrer des Roscius gemacht, weil er ehedem die Stelle im Valer. Max. VIII, 10, 2. gelesen haben mag; aber auch da steht etwas ganz Anderes.

Rec. hat eine etwas ausführliche Anzeige dieses Buchs für nöthig gehalten, weil die Erfahrung lehrt, daß, wenn die Kritik schweigt, oder sich zu kurz, oder wohl gar parteyisch äußert, auch Schriften, die noch so viele Spuren von der Eilfertigkeit und Gedankenlosigkeit ihrer Verfasser an sich tragen, ihr Publikum finden, und besonders jungen Leuten, deren Urtheilskraft und Einsicht auch noch nicht reif ist, sehr nachtheilig werden. Ueberdem scheint Hr. H. ein sehr fruchtbarer Schriftsteller werden zu wollen; er kündigt nämlich nicht nur S. XX ein ausführliches Werk über Cicero's philosophische Schriften und philosophischen Charakter an; sondern er verspricht auch S. 7 den Lucullus des Cicero und einige Stücke vom Plato und Aristoteles eben so wie Cicero's Bücher de legibus für Dilettanten zu übersetzen, und mit einer Kritik des Textes zu begleiten. Es ist also die Pflicht der Kritik, ihn mehr auf sich selbst aufmerksam zu machen. — Wird er künftig mit Besonnenheit und Sorgfalt, woran ihn bisher ein zu großes Selbstvertrauen gehindert zu haben scheint, für das Publikum arbeiten, und dabey einen kritischen Freund, der ihm nach S. 89 und 90 nicht fehlet, zu Rathe ziehen: so wird er sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit gegründetere Verdienste, als bisher erwerben, und günstigere Urtheile erwarten können, als Unpartheylichkeit

und

und Wahrheitsliebe bisher über seine Arbeiten fällen konnten.

N. 8.

Isocratis Opera quae exstant omnia, ad optimorum exemplorum fidem emendavit, varietate lectionis, animadversionibus criticis, summario et Indice instruxit *Wilhelmus Lange*, P. D. et A. L. Mag. Gymn. Halensis Collega, Biblioth. Acad. Subbibliothecarius. Halis Saxonum, in Libraria Hemmerdeana. 1803. 59 Bog. gr. 8. 4 Rg.

Gegen den Plan dieser neuen Ausgabe läßt sich wenig oder nichts einwenden, und es war zu wünschen, daß ein Deutscher mit den neuern Hülfsmitteln dem attischen Redner eben den Dienst leisten möchte, den ihm Hieronymus Wolf, nach einmüthigem Geständnisse aller Kritiker, so vorzüglich und fast allein vor so langer Zeit geleistet hatte. Denn was der Engländer Battie, und der Franzose Auger gethan haben, verdient mit der Wolfischen Arbeit durchaus nicht verglichen zu werden. Alles was sie thaten, mußte erst von gelehrtern benutzt, geprüft und gesichtet werden. Dieses Geschäfft lag mit in dem Plane des Herausgebers, welcher die Lesarten der von den letztgenannten beyden Herausgebern verglichenen Handschriften benutzen, und daraus einen brauchbaren und verbesserten Text zusammensetzen wollte. Aber alle Lesarten wollte er nicht wiedergeben. Der Leser muß sich also auf sein Urtheil allein verlassen, und die übergangenen als unbrauchbar ansehen. Außerdem hat er bey der Rede an den Demonikus eine Augsburger, bey derselben und 13 andern eine Wälsche Handschrift verglichen. Es scheint aber, daß er auch daraus nur die ihm wichtig scheinenden Abweichungen angemerkt habe. Unter dem Texte stehen die kritischen Anmerkungen, und darunter ein fortlaufendes Summarium oder Inhaltsanzeige. Einleitungen und allgemeine Uebersichtungen der abgehandelten Gegenstände finden sich nirgends. Vermuthlich verspart Hr. L. alle dergleichen Bemerkungen auf den zweyten Band, welcher den vollständigen Kommentar enthalten soll. Am Ende folgt ein Index rerum memorabilium et verborum, sehr kurz, unvollständig, verworren

und

und fehlerhaft. Dieser fiel dem Rec. zuerst in die Hände, und, nachdem er ihn mit den Augen durchlaufen hatte, konnte er für die ganze Arbeit kein gutes Vorurtheil mitbringen. Die Leser mögen aus folgenden Proben urtheilen! *διορίζειν* vel *διοριεῖν πόλεμον εἰς τὴν ἤπειρον*, bellum includere intra fines imperii Persici, 108. *δραπέτη τύχη*, fortuna fugitiva, 669. wo *δραπέτιν* steht. *δεκπριάσθαι*, largitionibus adducere, 39. wo *παρὰ δὲ τῶν ἐκπρ.* steht. *ἐλθεῖν ἐξανδραποδισθῆναι*, servitutem subire, in eam incidere, 277. wo *παρὰ μικρὸν ἐλθεῖν ἐξ.* steht. Eben so steht im Register besonders *ἦλθον ἀποθανεῖν*, 680. ohne Erklärung, wo im Texte *παρὰ μικρὸν* dabey steht. Eupatrides, Alcibiadis maiores, 611. wo *Εὐπατρίδαι* steht. *μικρολόγος*, pusillus, 387. wo dabey *μεμψίμοιρος* steht. *ξενολογεῖν*, mercenarios milites conscribere, 148. qui hoc facere volebat, civitates donare debebat, ibid. wo steht *ἀνήλισκον εἰς τὰς διδομένας τοῖς Ἕλλησι δωρεάς*. Das nennt Hr. L. civitates donare! *ὁλοσχερῶς διακεῖσθαι*, toto animo intentum esse, 162. wo dabey *πρός τι* steht. *παραπρεσβεύεσθαι*, legatione male fungere, 656. *πελτασταί*, armati, 88. *πένθειν τινός*, lugere aliquem, 687. *περαίνειν τὸν ψῆφον*, 602. ohne Erklärung. *περιΐστασθαι*, instare, 193. *πόῤῥω τῶν πραγμάτων ἐστὶν*, in rebus alienus est, 56. *προσποιεῖσθαι*, pecuniam fonori date, 226. *προσπ. εἶναι σοφιστῶν* sive *σοφιστὰς*, nomen philosophi sibi arrogare, 52. *ῥαβδοῦχος*, caduceator, 768. *συναναγορεύειν*, consentire, subservire, 116. wo aber *συναγορεύειν* steht. *συνιστάναι*, consurgere, 196. wo *συνεστηκότες* steht. *συντείνειν*, spectare, 595. wo *πρὸς ἀρετὴν* dabey steht. *συστῆναι*, commendare. 624. *συστῆσαι*, reconciliare, reponere, 126. *τοὔμπροσθεν πράττειν*, 254. ohne Erklärung, wo *μηδὲν ἐστοὔμπ. ἡμῖν πρ.* steht. *ὑφιστάναι*, suscipere, 312. Rec. will unterdessen zur Ehre des Herausgebers annehmen, daß einer seiner Schüler dieses Register verfertiget habe. Also geht er nun zu der Behandlung des Textes über; um aus der Vergleichung derselben sich und die Leser zu überzeugen, ob ein und derselbe Geist, oder vielmehr eine und dieselbe Feder die ganze Arbeit betrieben, gefertiget und beendiget habe. Er wählt zu dieser Absicht den Evagoras, den vor Hr. L. schon Findeisen aus der Fischerschen Schule bearbeitet hatte. Denn er will es dem Hrn. L. nicht als einen Fehler anrechnen, was man sonst wohl von einem in der Kri-

tik

ten geübten, und mit seinem Schriftsteller, und mit der Geschichte seiner Schriften vertrauten Herausgeber fordern möchte, daß er z. B. bey der ersten Rede an Demonikus gar nichts über den Verfasser derselben bemerkt hat, sondern erst in den Addendis S. 63 ein paar Stellen anführt, in welchen er am Styl einen andern Verfasser zu erkennen meint, und sich daher wundert, wie Wolf dieser Rede so geradezu den Namen des Isokrates habe vorsetzen können. Warum hat Hr. L. dasselbe nach Wolf gethan? da doch Ruhnken in der Geschichte der attischen Redner S. 161 der Reisk. Ausgabe, erwiesen hat, daß der Verfasser der Rede Isokrates aus Apollonia, Schüler und Nachfolger des Atheniensischen Isokrates sey. Also zum Evagoras! Zuerst bemerkt Rec. überhaupt, daß die Beziehung der Anmerkungen auf den Text für den Leser etwas mühsam ist, weil die vorgesetzte Zahl der Linien nicht am Rande des Textes selbst bemerkt ist; auch sind die Kapitel nicht in kleinere Abschnitte oder Paragraphen getheilt. Zweytens meint er, daß die Lesarten der Baierschen Handschrift nicht überall gehörig gewürdigt worden sind. Z. B. K. 21. νόμιζας τῷ σώματι βεβαιοτάτην εἶναι τὴν παρ' ἐκείνου καταφυγήν, wofür Hr. L. die alte Lesart παρ' ἐκείνου wiederhohlt hat, welche Wolf in παρ' ἐκείνῳ verwandelt hatte. Ebend. καὶ περὶ πλείονος ἐποιήσαντο σφᾶς αὐτοὺς ἢ πρότερον οἰκείους ὄντας. soll der letztere Satz bedeuten: quamsi olim amicitia et familiaritas inter eos fuisset. Aber das müßte ja durch ἢ καὶ πρότερον οἰκείοι ὄντες ausgedrückt seyn! Und dennoch fehlte auch so noch die Person, die auf σφᾶς αὐτοὺς und περὶ πλείονος sich beziehe. Wie natürlich war dagegen die Wolfische Verbesserung ἢ τοὺς πρότερον? Ebend. τῷ μὲν γὰρ ἦν φύσει πατρὶς, (Ἀθῆναι) τὸν δὲ καὶ διὰ πολλὰς καὶ μεγάλας εὐεργεσίας νόμῳ πολίτην ἐπεποίηντο. Hier hat Hr. L. das sehr unnütze erste καὶ aus den alten Ausgaben, und aus der Baierschen Handschrift wieder hergestellt, welches Wolf ausgeworfen hatte. Es soll quin imo bedeuten. Wie paßt diese Bedeutung in den Zusammenhang? Das gleich folgende ὅπως ἀπαλλάξουσι für ἀπαλλάξωσι ist eine ganz richtige Verbesserung, welche Hr. L. an mehreren Orten angebracht hat, wo Wolf den attischen Sprachgebrauch theils vernachlässiget, theils verletzt hatte. Und dennoch ist derselbe Fehler an mancher Stelle noch unbemerkt geblieben, wie S. 386 L. 13 ποιήσωσιν. K. 28. S. 131 ist die Verbesserung καὶ τῷ σώματι καὶ τῇ γνώμῃ

γνώμη für ῥώμῃ ganz ungezweifelt richtig. Nur hat den Hrn. Lindeisen und die Uebersetzung von Guarini darauf geführt. K. 30. S. 333 τοὺς δὲ τρόπους τοὺς ἀλλήλων καὶ τὰς διανοίας τὰς ἐν τοῖς λεγομένοις ἐνούσας ἐκ τούτων ῥᾴδιόν ἐστι μιμεῖσθαι τοῖς μὴ ῥᾳθυμεῖν αἱρουμένοις. Hier hat Augier richtig ἄλλων verbessert; dagegen sagt Hr. L. attamen ferri potest ἀλλήλων, ohne eine Erklärung zu geben. K. 33. S. 335 ὧν — τὴν φρόνησιν hat Hr. L. richtig dem gemeinen ὡς vorgezogen, und mit der Baierschen Handschr. stimmt die Uebers. von Guarini. Die Lobpreisung der Helena enthält folgende Beyspiele: K. 13. ἰδὼν αὐτοὺς ἀγομένους καὶ πάνδημον προσκαμπτομένους hat er wieder zurückgebracht, wo Wolf richtiger πανδήμως gesetzt hatte. Nach Hr. L. soll jenes dasselbe bedeuten. Einige Stellen im K. 25., wie z. B. τῶν γὰρ ἀνδρίας ἢ σοφίας ἢ δικαιοσύνης μετεχόντων πολλὰ φανήσεται τιμώμενα μᾶλλον ἢ τούτων ἕκαστον hat Hr. L. ganz richtig dadurch verbessert, daß er die letzten 3 Worte als unecht einschloß; den Beweis davon führt er aus der wörtlichen Nachahmung des Verfassers vom Charidemus in Luzians Werken IX. p. 293 Zw., welche zugleich die beste Erklärung an die Hand giebt. Noch zwey andere Stellen in demselben Kap. werden eben daher verbessert. Aber Hr. L. vergißt der Billigkeit gemäß zu bemerken, daß Rettberg ihm diese Quelle eröffnet und nachgewiesen habe. Im Busiris K. 9. werden die religiösen Einrichtungen in Aegypten dem Busiris so zugeschrieben, daß er die Kaste der Priester einführt, diese aber den Kultus einrichten und ausbilden: μεθ᾽ ὧν ἐκεῖνοι (οἱ ἱερεῖς) βιοτεύοντες τοῖς μὲν σώμασιν ἰατρικὴν ἐξεῦρον ἐπικουρίαν, — (hier folgt eine Parenthese über die Arzneykunde der Aegyptier) ταῖς δὲ ψυχαῖς φιλοσοφίας ἄσκησιν κατέδειξαν, ἣ (ein Druckfehler ist hier ἢ) καὶ νομοθετῆσαι καὶ τὴν φύσιν τῶν ὄντων δύνασθαι ζητῆσαι. Hier hat Hr. L. die alte Lesart κατέδειξαν wieder hervorgesucht: propter contextum intellige δεῖξαι. Aber Wolf und Augier haben die dem Sinne und der Wortfügung gemäße Lesart vorgezogen, welche auch zwey Handschriften bestätigen. Was mag also wohl Hr. L. den Kontext nennen? K. 10. ὥστε ὑπολαμβάνεσθαι μείζονας ἢ κατὰ τὴν ἀξίαν ist dem Hrn. mit Recht verdächtig, vermuthlich sollte es μείζονα heißen. Ganz richtig ist K. 20. aus der Baiersch. Handschr. εἴ τις τῶν συνόντων ἐπαρθείη ποιεῖν, ἃ καὶ ταῖς χείροσιν ἐγκαλεῖν gesetzt, statt ἐπαρθείς

λεὶς; aber eben ſo gewiß iſt es, daß auch ohne die Beyſtimmung irgend einer Handſchrift K. 17. εἰ μὲν ἡμῶν τις τῆς τῶν ἀνθρώπων φύσεως καταςαίη κύριος geſchrieben werden mußte, wo jetzt καταςῇ gedruckt ſteht. Im K. 21. ἀλλ' εἰ καὶ πρότερον ἠγνόεις, οἶμαί σοι νῦν γεγενῆσθαι φανερὸν. liegt ein Fehler gegen den attiſchen Sprachgebrauch verborgen, wovon die Baierſch. Handſchrift eine dunkle Anzeige durch die Leſart γενῆσθαι giebt. Es muß nämlich νῦν γ' ἂν γενέσθαι heißen. Noch eine Stelle muß Recenſ. anführen, wobey nichts angemerkt iſt. K. 16. heißt es von den Dichtern, welche von den Göttern ſchlechte Handlungen erzählten: ὑπὲρ ὧν τὴν μὲν ἀξίαν δίκην οὐκ ἔδοσαν, οὐ μὴν ἀτιμότεροί γε διέφυγον. Hier giebt ἀτιμότεροι gar keinen Sinn; aber der Zuſammenhang lehrt, daß es ἀτιμώρητοί γε heißen ſollte.

Aus dieſen Proben wird hoffentlich deutlich genug erhellen, daß Hr. L. noch einige Zeit lang ſich erſt hätte vorbereiten ſollen, um in die Fußtapfen eines Wolf und Morus zu treten, und dieſen Muſtern mit ſicherm Schritte zu folgen, da wo Augiers Leichtſinn und Unbeſtändigkeit, verbunden mit dem Schwanken der Handſchriften, welche einem Herausgeber oft Irrlichter zeigen, welche ihn auf Abwege führen, die Beurtheilungskraft des Herausgebers auf eine gefährliche Probe ſetzten. Sonſt iſt der Druck ſauber und ziemlich korrekt, nur in der zweyten Hälfte des Bandes fand Rec. mehrere Druckfehler, welche gar nicht in der Liſte bemerkt worden ſind. In der Vorrede handelt Hr. L. zuerſt von Iſokrates politiſchen und rhetoriſchen Verdienſten, wobey folgende Stelle S. 13 vorkommt: Accedit alia res, antea, ut videtur, parum cognita, mira illius cum Socrate, ſancto hoc et venerabile viro, ſimilitudo. Quanta ea ſit, vel in nomine horum duumvirorum, non docendi ſed admonendi eſtis. Ea enim non tantum nominibus illorum ineſt, ſed ineſſe quoque ipſis iſtis nominibus indicatur. (Ἶσος, Σωκράτης) Wegen dieſer Aehnlichkeit ſoll Iſokrates in der Rede περὶ ἀντιδόσεως, worinne er ſeine Lebensart ſchildert und vertheidiget, zugleich den Sokrates vertheidiget haben; et illa oratio ſui ipſius et Socratis, tecta defenſio, ſire haberi poſſit. Vide not. l. ad pag. 545. Bey der Stelle: ὅτι τῇ πόλει πολλάκις οὕτως ἤδη μετεμέλησε τῶν κρίσεων τῶν μετ' ὀργῆς καὶ μὴ μετ' [illegible] γενομένων.

heißt

heißt es in der Note: Socratis iniustam damnationem alludere nostrum, quis non videat? ad quam h. l. non tantum alludere, sed cuius ulciscendae causa magna ex parte hanc causam finxisse videtur, ita ut hanc orationem Isocratis apologiam Socratis cum vindicta coniunctam iure vocare possis. Diese Stelle also nennt Hr. L. sammt der ganzen Rede eine tecta defensio Socratis, welche Isokrates im 82sten Jahre seines Alters, also Olymp. 106. schrieb? Warum eine verdeckte Vertheidigung? Im Busiris, welchen Aufsatz Isokrates in seinen jüngern Jahren (νεώτερος ὢν Kap. 23.) geschrieben hat, redet er Kap. 2. von der von Polykrates zur Uebung geschriebenen Anklage des Sokrates, und scheut sich nicht, zur Vertheidigung seines Lehrers ein paar Worte laut zu sprechen; verweilt aber nur bey dem zweyten Uebungsstücke des Sophisten. Wie läßt sich dieses mit der Meinung des Hrn. L. reimen? Von der Etymologie des Namen von Isokrates mag Recensent nichts hinzusetzen.

Joh. Frid. Fischeri Commentarius in Xenophontis Cyropaediam, edidit Christianus Theoph. Kuinoel, Eloq. et Poës. P. P. Ord. in Academ. Gisensi. Lipsiae, sumtibus Fritschii. 1803. 1 Alphabet 15 Bogen gr. 8. 2 Rg. 12 gr.

Nach des Herausgebers Meinung fehlte es noch an einer Ausgabe des angeführten Werks, qua in legendo intelligendoque scriptore, pristinae suae integritati restituto, in investigando sensu, et verborum significatu reperiendo, adolescentes literarum studiosi cum maxime adiuventur, eorumque usibus studiose consulatur. Deßwegen entschloß er sich, auf Bitten der Fischerschen Freunde, Schüler und Erben, den vollständigen Kommentar, welchen Fischer in den Klassen seinen Schülern vorgetragen, und schriftlich hinterlassen hatte, mutatis mutandis, omissis omittendis, als einen Anhang der Schneiderschen Ausgabe drucken zu lassen. Fischer nahm eine doppelte Ausgabe des Buchs an, und fand sich zu dieser Meinung durch die große Verschiedenheit der Lesarten in der Wolfenbüttelschen und in der Altorfschen Handschrift veranlaßt. Wo er dieser Hypothese folgte, sind alle

alle Anmerkungen ganz geliefert worden, so wie diejenigen, wo er von der Lesart der letzten Ausgaben abgieng. Alle übrigen Bemerkungen sind abgekürzt worden. Wo Fischers Anzeigen von der Lesart der Altorfer Handschrift abweichen, verdient er allerdings mehr Glauben, weil Schneider diese Lesarten bloß aus einer Handschrift von Fischer kannte, welche einen Entwurf zu einem Kommentar enthielt; nicht aber den hier gedruckten Kommentar selbst, welchen Fischer damals nicht aus den Händen geben wollte, weil er ihn zu seinen Vorlesungen in der Schule brauchte.

Im Allgemeinen kennen die Leser gewiß die Manier des Verfassers; also schränkt Rec. sich darauf ein, aus dem 2ten Buche K. 7. §. 6. u. flg. bis zu Ende einige Proben von den Bemerkungen zu geben. Der Grund, warum er gerade diese Stellen wählte, wird aus dem Inhalte selbst erhellen; und außerdem fand Rec. dabey Gelegenheit, ein paar neue nützliche Anmerkungen den Besitzern der zwey letzten deutscher Ausgaben mitzutheilen. Zuerst also wird bey Gelegenheit der Lesart ὡς περὶ ευδαίμονος ἐμοῦ καὶ λέγειν καὶ ποιεῖν πάντα ganz richtig bemerkt, daß es entweder ὥσπερ ευδαιμονοῦντος ἐμοῦ oder ευδαίμονος ὄντος ἐμοῦ heißen müsse. Auch die Verbesserung ουδὲν γῆρας οὐδὲ πώποτε ᾐσθόμην — ἀσθενέστερον γενομένου statt γιγνομένου, hat viel für sich. Eben so §. 7. ουκ εἴα τελέως με μέγα φρονεῖν. §. 9. zieht E. die Lesart ἐγὼ δὲ νῦν φιλῶ — προηγεῖσθαι — ἐφ' ὅτι ἂν καιρὸς δοκεῖ εἶναι vor, worin ihm Rec. durchaus nicht beystimmen kann; so wie er überhaupt die Bestimmungsgründe selten billigen kann, wo sie nicht aus dem Sprachgebrauche abgeleitet sind. §. 15. zieht er vor ἀεὶ ἀνυπέρβλητος ἀλλήλοις καὶ ἡ ὑμετέρα φιλία dem gemeinen ἄλλοις; dem Recensi gefällt der Ausweg, den der von H. Grotius verglichene Codex A. des Stobaeus aus der Pariser Bibliothek darbietet, indem er das Wort ganz ausläßt. Derselbe hat §. 16. ουτε τὰ τοῦ βίου δεινά. §. 23. sind in den beyden letzten Ausgaben die Worte καὶ πάντ' ἐφορῶντας nach τοὺς ἀεὶ ὄντας ausgelassen worden. Die Lesart τὴν τῶν ὅλων τάξιν συνέχουσιν ακριβῆ καὶ ακήρατον καὶ αναμάρτητον per andern ατριβῆ καὶ αγήρατον vor, aus Gründen, die R. nicht ganz billigen kann. Dagegen würde er für dieselbe Lesart eine Stelle aus dem Buche περὶ κόσμου K. 2. §. 9. anführen:

μετὰ δὲ τὴν αἰθέριον καὶ θείαν φύσιν, ἥντινα τεταγμένην ἀποφαίνομεν, ἔτι δὲ ἄτρεπτόν τε καὶ ἀνετεροίωτον καὶ ἀπαθῆ, συνεχής ἐστιν ἡ δι' ὅλων παθητή τε καὶ τρεπτὴ καὶ φθαρτή τε καὶ ἐπίκηρος. Die folgende Bemerkung, daß es §. 22. μή τι ἀσεβὲς μηδὲν μηδὲ ἀνόσιον μή τε ποιήσητε μή τε βουλεύσητε heißen müsse, wo μή ποι oder μή τε ἀσεβὲς stand, hätte zur Ehre des Verfassers weggestrichen werden müssen. Dagegen ist die Anmerkung zu §. 25., daß es μή τε ἐν ἄλλῳ μηδενὶ statt μηδὲ heißen müsse, wie Stobäus hat, (in der Augsb. Handschrift fand, Fischer μή τε δὲ) richtig und dankenswerth. Zu Anfange des 8ten Kapitels äußert Fischer: Mihi hoc totum caput alium quemvis auctorem habere videtur, non Xenophontem. Causae huius suspicionis afferentur suo quaeque loco. Bekanntlich äußerte Valckenaer einst dieselbe Vermuthung; blieb aber die Beweise schuldig. Um desto begieriger war Recens. auf die Gründe, welche F. aufgefunden zu haben glaubte. Wir wollen sie hier gesammlet anführen. S. 626 heißt es: Caeterum nimis quaesita et affectata elegantia orationis et sententiarum, quae hoc in Capite maximeque h. l. (sect. 8.) deprehenditur, non minus quam verborum idoneorum inopia, et compositio eorum semper eadem, aspera, insolens, neque dilucida, docere videtur, hanc totam disputationem de moribus Persarum recentiorum pravis deberi alius potius quam Xenophontis ingenio et stylo. Bey §. 10. ἦν δὲ αὐτοῖς νόμιμον — δηλονότι νομίζοντες. Sed haec ipsa structurae verborum asperitas, ut repetitio formulae ἦν αὐτοῖς νόμιμον triplex paucis in versibus, suspicari nos iubet, ea esse ab alio, non a Xenoph. scripta. Wichtiger ist die Bemerkung zu §. 12., wo Artaxerxes und die folgenden Könige die Leibesübungen auf der Jagd vernachlässiget haben sollen; da doch Kap. 1. §. 37. steht καὶ νῦν δ' ἔτι βασιλεὺς καὶ οἱ ἄλλοι οἱ περὶ βασιλέα ταῦτα ποιοῦντες διατελοῦσι. Bey §. 18. sagt F. S. 622. Omnino etiam haec negligentia, quae in eo cernitur, quod vitia et genera mollitiei Persarum similia non coniuncta, sed disiuncta sunt, loqui videtur ingenium alienum non Xenophonteum. Die Worte §. 21. πλῆθος μὲν οὖν καὶ ἐκ τούτων φαίνεται, ὄν μέν τοι ὄφελός γε οὐδὲν αὐτῶν εἰς πόλεμον übersetzt F. erst, wie sie natürlich verstanden werden müssen; setzt aber hinzu: Nam qui haec scripsit, is nec ipse potuit aut voluit ita scribere, ut intelligeretur.

Eben

Eben dieses Urtheil fällt er von der Stelle: κατὰ τὴν χώραν γὰρ αὐτῶν ῥᾶον οἱ πολέμοι ἢ οἱ φίλοι ἀναστρέφονται. wo αὐτῶν auf δυνάσει geht, und die Provinz eines jeden Statthalters oder Satrapen bezeichnet. In beyden Stellen findet R. weder Schwierigkeit noch etwas Ungewöhnliches. Unter diesen Gründen ist wohl der dritte der triftigste, weil er einen klaren Widerspruch mit dem Verfasser der Cyropaedie enthält, den Rec. auf keine Weise jetzt zu heben weiss. Gegen die übrigen möchte sich wohl noch Manches sagen lassen. Doch Rec. begnügt sich, den Lesern von dem Verdachte selbst Anzeige gegeben, und die Gründe desselben zu eigener Beurtheilung vorgelegt zu haben. Bey §. 4. findet sich eine gute Anmerkung über die beyden meineidigen Perser Mithridates und Rheomitres aus Diodor; aber wenn Fischer die Zeitangabe von Diodor, Olympias 104, drittes Jahr, bemerkt hätte: so würde er schwerlich S. 613 das Todesjahr von Xenophon auf Olymp. 105. Jahr V. angesetzt, oder vielleicht daraus einen Beweis gegen die Aechtheit des Epilogus hergeleitet haben. §. 10. erklärt er προχοΐδας aus Hesichius richtig durch ἀμίδας, wie schon Zeping, Gataker, und neulich Gail gethan haben. Bey §. 12. bemerkt F., daß X. nicht würde geschrieben haben ἐπεὶ δὲ Ἀρταξέρξης ὁ βασιλεὺς, sondern allein ὁ βασιλεὺς, ne offenderet Artaxerxem. Das war wohl Xenephons geringster Kummer, den König von Persien in seinen Schriften zu beleidigen! Das Wort δικαιότης §. 13. kommt zwar auch de Venatione K. 1. §. 1. vor, sed iste libellus dubium est an a Xenophonte scriptus sit. Dieselbe Meinung hat F. schon in der 30sten Prolusio de vitiis Lexicorum N. T. p. 21 geäußert. — Das Wort ἀνέσπασται in der Bedeutung von eversum, sublatum est, soll aus dem Sprachgebrauche der Macedoner herrühren. S. 619. Was §. 14. angeführt wird als Theil des jugendlichen Unterrichts, wird sonst nirgends von X. erwähnt; auch soll die Bedeutung des Worts τὰς δυνάμεις (τῶν φυομένων ἐκ τῆς γῆς) für vires, Kräfte, sonst aus keinem andern Schriftsteller im Stephanischen Sprachschatze angemerkt worden seyn. — Aus den übrigen Büchern fügen wir noch folgende Beyspiele von Kritiken hinzu. 1 K. 3. §. 4: ἡμᾶς μὲν γὰρ ἄρτος καὶ κρέας εἰς τοῦτο ἄγει. Hier will F. lieber κάρδαμον lesen, weil es K. 2. §. 8 und 11. heiße, daß alle Perser zum Brodte allein κάρδαμον essen. Aber in den beyden Stellen ist bloß von Knaben und Jünglingen

μετὰ δὲ τὴν αἰθέριον καὶ θείαν φύσιν, ἥντινα τεταγμένην ἀποφαίνομεν, ἔτι δὲ ἄτρεπτόν τε καὶ ἀνετεροιωτὸν καὶ ἀπαθῆ, συνεχής ἐστιν ἡ δι' ὅλων παθητή τε καὶ τρεπτὴ καὶ φθαρτή τε καὶ ἐπίκηρος. Die folgende Bemerkung, daß es §. 22. μή τι ἀσεβὲς μηδὲν μηδὲ ἀνόσιον μή τε ποιήσητε μή τε βουλεύσητε heißen müsse, wo μή ποι oder μή τε ἀσεβὲς stand, hätte zur Ehre des Verfassers weggestrichen werden müssen. Dagegen ist die Anmerkung zu §. 25., daß es μή τε ἐν ἄλλῳ μηδενὶ statt μηδὲ heißen müsse, wie Stobäus hat, (in der Augsb. Handschrift fand Fischer μή τε δὲ) richtig und dankenswerth. Zu Anfange des 8ten Kapitels äußert Fischer: Mihi hoc totum caput alium quemvis auctorem habere videtur, non Xenophontem. Causae huius suspicionis afferentur suo quaeque loco. Bekanntlich äußerte Valckenaer einst dieselbe Vermuthung; blieb aber die Beweise schuldig. Um desto begieriger war Recens. auf die Gründe, welche F. aufgefunden zu haben glaubte. Wir wollen sie hier gesammlet anführen. S. 626 heißt es: Caeterum nimis quaesita et affectata elegantia orationis et sententiarum, quae hoc in Capite maximeque h. l. (sect. 8.) deprehenditur, non minus quam verborum idoneorum inopia et compositio eorum semper eadem, aspera, insolens, neque dilucida, docere videtur, hanc totam disputationem de moribus Persarum recentiorum pravis deberi alius potius quam Xenophontis ingenio et stylo. Bey §. 10. ἦν δὲ αὐτοῖς νόμιμον — δηλονότι νομίζοντες. Sed haec ipsa structurae verborum asperitas, ut repetitio formulae ἦν αὐτοῖς νόμιμον triplex paucis in versibus, suspicari nos iubet, ea esse ab alio, non a Xenoph. scripta. Wichtiger ist die Bemerkung zu §. 12., wo Artaxerxes und die folgenden Könige die Leibesübungen auf der Jagd vernachlässiget haben sollen; da doch Kap. 1. §. 37. steht καὶ νῦν δ' ἔτι βασιλεὺς καὶ οἱ ἄλλοι οἱ περὶ βασιλέα ταῦτα ποιοῦντες διατελοῦσι. Bey §. 18. sagt F. S. 622. Omnino etiam haec negligentia, quae in eo cernitur, quod vitia et genera mollitiei Persarum similia non coniuncta, sed disiuncta sunt, loqui videtur ingenium alienum non Xenophonteum. Die Worte §. 21. πλῆθος μὲν οὖν καὶ ἐκ τούτων φαίνεται, ὧν μέν τοι ὄφελός γε οὐδὲν αὐτῶν εἰς πόλεμον übersetzt F. erst, wie sie natürlich verstanden werden müssen; setzt aber hinzu: Nam qui haec scripsit, is nec ipse potuit aut voluit ita scribere, ut intelligeretur.

Eben

Eben dieses Urtheil fällt er von der Stelle: κατὰ τὴν χώραν γὰρ αὐτῶν ῥᾶον οἱ πολέμιοι ἢ οἱ φίλοι ἀναςρέφονται. wo αὐτῶν auf δυνάςαι geht, und die Provinz eines jeden Statthalters oder Satrapen bezeichnet. In beyden Stellen findet R. weder Schwierigkeit noch etwas Ungewöhnliches. Unter diesen Gründen ist wohl der dritte der triftigste, weil er einen klaren Widerspruch mit dem Verfasser der Cyropaedie enthält, den Rec. auf keine Weise jetzt zu heben weiß. Gegen die übrigen möchte sich wohl noch Manches sagen lassen. Doch Rec. begnügt sich, den Lesern von dem Verdachte selbst Anzeige gegeben, und die Gründe desselben zu eigener Beurtheilung vorgelegt zu haben. Bey §. 4. findet sich eine gute Anmerkung über die beyden meineidigen Perser Mithridates und Rheomitres aus Diodor; aber wenn Fischer die Zeitangabe von Diodor, Olympias 104, drittes Jahr, bemerkt hätte: so würde er schwerlich S. 613 das Todesjahr von Xenophon auf Olymp. 105. Jahr V. angesetzt, oder vielleicht daraus einen Beweis gegen die Aechtheit des Epilogus hergeleitet haben. §. 10. erklärt er προχοΐδας aus Hesichius richtig durch ἀμίδας, wie schon Copina, Gataker, und neulich Gail gethan haben. Bey §. 12. bemerkt F., daß X. nicht würde geschrieben haben ἐπεὶ δὲ Ἀρταξέρξης ὁ βασιλεύς, sondern allein ὁ βασιλεύς, ne offenderet Artaxerxem. Das war wohl Xenephons geringster Kummer, den König von Persien in seinen Schriften zu beleidigen! Das Wort δικαιότης §. 13. kommt zwar auch de Venatione K. 1. §. 1. vor, sed iste libellus dubium est an a Xenophonte scriptus sit. Dieselbe Meinung hat F. schon in der 30sten Prolusio de vitiis Lexicorum N. T. p. 21 geäußert. — Das Wort ἀνέςραπται in der Bedeutung von eversum, sublatum est, soll aus dem Sprachgebrauche der Macedoner herrühren. S. 619. Was §. 14. angeführt wird als Theil des jugendlichen Unterrichts, wird sonst nirgends von X. erwähnt; auch soll die Bedeutung des Worts τὰς δυνάμεις (τῶν φυομένων ἐκ τῆς γῆς) für vires, Kräfte, sonst aus keinem andern Schriftsteller im Stephanischen Sprachschatze angemerkt worden seyn. — Aus den übrigen Büchern fügen wir noch folgende Beyspiele von Kritiken hinzu. 1 K. 3. §. 4: ἡμᾶς μὲν γὰρ ἄρτος καὶ κρέας εἰς τοῦτο ἄγει. Hier will F. lieber κάρδαμον lesen, weil es K. 2. §. 8 und 11. heiße, daß alle Perser zum Brodte allein κάρδαμον essen. Aber in den beyden Stellen ist bloß von Knaben und Jünglingen

M 2 die

die Rede, und auch von den letztern heißt es §. 17: καὶ ὄψον δὲ τοῦτο ἔχουσιν οἱ τηλικοῦτοι, ὅτι ἂν θηρώσωσιν, εἰ δὲ μὴ τὸ κάρδαμον. Eben deßwegen zieht der Knabe Cyrus Kap. 3. §. 6. alles Fleisch bey Tische weg. Daraus aber folgt noch kein Widerspruch, oder eine Nothwendigkeit, die Stelle zu ändern! In der schwierigen Stelle 6, 1, 40. ὡς πορευσομένῳ οὖν, zieht F. die alte Lesart vor, und verwirft die andere: ὡς πορευσομένου οὖν aus folgenden Gründen: nam in verbis — nulla est structura, nullus sensus: nam ὡς πορευσομένου, intellecto μου, nullo modo potest esse νόμιζε ὅτι πορεύσομαι. sed particulam ὡς Attici saepe inculcant ita, ut etiam abesse possit. Was F. hier als ganz sinnlos und ungrammatisch verwirft, findet sich doch so ziemlich bey Plato im Charmides p. 156 oder p. 117 der Heindorfischen Ausgabe: βιάσῃ ἄρα — ὡς βιασομένου, ἔφη, ἐπειδήπερ ὅδε γε ἐπιτάττει. und kurz vorher: ὡς ἀκολουθήσοντας, ἔφη, καὶ μὴ ἀπολειψομένου. δεινὰ γὰρ ἂν ποιοίην. Sonach muß es also im X. heißen: ὡς πορευσομένου οὖν, ἔφη, ἤδη νυνί· καὶ γὰρ τοῦτο ἴσως (oder auch ἴσθι als in Parenthesis eingeschlossen) ἐν τῶν πιστῶν ἐστι. In der Stelle 8, 3, 46. λαβὼν γὰρ, ἔφη, ταῦτα πάντα κέκτησο καὶ χρῶ, ὅπως βούλει, αὐτοῖς. hat die Pariser Handschrift des Stobäus, von Grotius verglichen, ἀλλὰ γὰρ, ἔφη, ταῦτα π. κέκτησο. welche Lesart sich sonst in keiner Handschrift von X. findet. Diese Beyspiele mögen hinreichend seyn, um den mannichfaltigen Nutzen anzudeuten, welchen diese Schrift einem künftigen Herausgeber dadurch leisten kann, daß sie ihm die Quellen der verschiedenen Lesarten aus den Ausgaben, Handschriften, und andern Schriftstellern, welche X. Schrift angeführt haben, so wie die Muthmaßungen der Gelehrten genauer und vollständiger nachweiset, als es noch bis jetzt in irgend einer Ausgabe geschehen ist. Viele Urtheile des Verf., so weit sie den attischen Sprachgebrauch betreffen, sind richtig und gut, andere zweifelhaft, einige ganz falsch, besonders, wenn F. die abgehandelten Gegenstände nicht ganz gefaßt hatte. Die geographischen und historischen Erläuterungen sind ganz nach dem alten Schlage, und zum Theil aus Brisson entlehnt, ohne Vergleichung mit neuern Schriftstellern. Die vielen lexikographischen Erläuterungen gehörten wohl allerdings in den Plan des Verfassers, welcher seinen Schülern den X. erklärte; aber im Drucke hätten sie abgekürzt oder weggelassen werden müssen, weil sie bekannte Dinge,

ge, einige auch hoshfalsche Sätze enthalten, alle übrigens in der bekannten Manier abgefaßt und entwickelt sind. Der Druck ist sauber und korrekt, wie man ihn aus der Fritschischen Handlung gewohnt ist.

Z.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Dictionnaire de l'Académie françoise, revû, corrigé et augmenté par l'Académie elle-même. Nouvelle édition enrichie de la traduction allemande des mots par *S. H. Catel.* *Tome I.* A — C. *II.* D — K. *III.* L — Q. *IV.* R — Z. à Berlin, chez Lagarde, 1800. 1801. 4. 10 Rthlr. 12 gr.

Wir können dieses Werk, dessen Anzeige sich zufällig verspätet hat, denen Lesern, welche es noch nicht kennen sollten, in dieser neuen Form nicht genug empfehlen. Es hat zwar als Dictionnaire de l'Academie fr. 4 Ausgaben erlebt, und ist auch nachgedruckt worden. Die letzte derselben ist in Paris bey Smits 1799 erschienen, und die Herren de Wailly haben daraus 1801 unter dem Titel: Nouveau Vocabulaire françois à Paris einen Auszug drucken lassen. Hr. Predig. Catel in Berlin hat bey dieser Ausgabe ein großes Verdienst. Seine Einrichtungen sind von ihm in der Vorrede beschrieben worden. Er hat nämlich dem französischen Worte nicht alle deutsche Bedeutungen hinter einander hinzugefügt; sondern nur den gebräuchlichsten und angemessensten Ausdruck, um bey der Auswahl mehrerer keine Verwirrung zu veranlassen. Sind von einem Worte mehrere Bedeutungen: so ist es aufs neue behandelt. Hat das französische Wort das deutsche Bürgerrecht erhalten: so bedient sich der Verf. des mathematischen Zeichens =, z. B. Baste (das Trefle As im L'hombre, &c.) Eben so ist ein anderes Zeichen vorhanden, wenn das französische Wort erst eine neue Uebersetzung erhal-

 ten

ten hat. Die Kunstausdrücke, u. a. m. die der französischen Sprache eigenthümlich sind, und die nur umschrieben, oder erklärt werden können, haben das Zeichen (*), und die Erklärung, als: *Vouer au blanc* *) Faire voeu, qu' un enfant sera entièrement vetû d' un habit blanc pendant un certain tems, en l'honneur de la Vierge. Die französischen Gallicismen, Idiotismen und Sprüchwörter, die sich durch ähnliche deutsche übersetzen lassen, sind nur verdeutscht worden. Die französischen Wörter, welche aus dem Deutschen abstammen, haben das Zeichen D. Endlich ist ein Zeichen gewählt, wenn ein französisches Adjektiv im Deutschen durch ein Substantiv ausgedruckt wird. Die Erklärungen, Umschreibungen und Beyspiele sind treffend gewählt, und richtig bestimmt worden. Einige seit der Revolution neugeprägte Wörter sind im Supplement dem vierten Bande angehängt; wo wir aber manche vermissen. Das Ganze macht der Einsicht, der Sorgfalt, Genauigkeit, und dem unermüdeten Fleiße des Herausgebers Ehre, und wird sich bey seinem Gebrauch gewiß empfehlen. Wir zeigen hoffentlich bald den deutsch-französischen Theil dieses Lexikons an, dessen Herausgabe Hr. Catel verspricht, und von dem wir für den gebornen Deutschen ein bewährtes Hülfsmittel zur Erlernung der französischen Sprache mit Recht erwarten können.

Ww.

Kriegswissenschaft.

Abhandlung über den kleinen Krieg, und über den Gebrauch der leichten Truppen, mit Rücksicht auf den französischen Krieg. Von einem preußischen Officier. (Mit Anmerkungen von L. S. v. Brenkenhof.) Zweyte vermehrte Ausgabe, mit einem Anhang von Fragmenten. Mit dreyzehn Planen. Berlin, bey Himburg. 1802. XXXIII und 478 S. gr. 8. 3 Rthl. 8 gr.

Gegenwärtige Schrift verdient die Bemerkung der militairischen Welt. Rec. zeigt deßhalb solche mit wahrem Vergnü-

gnüaen an, und hofft, daß die Darstellung des Inhalts dieses Werks, vorstehendes Urtheil rechtfertigen werde.

Mit der äußersten Bescheidenheit setzt der Verf. in der Vorrede zur zweyten Ausgabe den Zweck seiner Schrift auseinander. Dieser soll dahin gerichtet seyn, das Nachdenken über den Dienst und den kleinen Krieg zu erwecken, und verschiedene Ideen, die einige Selbsterfahrung, »und die im »Umgange mit erfahrnen Kameraden gesammelten Bemer»kungen und Begriffe in dem Verf. erzeugt haben, in Um»lauf zu bringen.« Der Verf. äußert, es sey nicht seine Absicht, das Scharnhorstische Taschenbuch verdrängen zu wollen, indem dieses, durch Aufnahme der Lehren aus der Geschütz- und Verschanzungskunst, einen weit größern Wirkungskreis beabsichtige. Beyde Werke zusammen genommen dürften hingegen zur Belehrung über den kleinen Krieg, mit Vortheil gebraucht werden können, eine Meinung, welcher Rec. vollkommen beypflichtet.

In der Einleitung setzt der Verfass. zuerst den Begriff vom kleinen Kriege fest. »Unter dem sogenannten kleinen »Kriege verstehen wir,« heißt es, »alle diejenigen Funktio»nen im Kriege, welche die Operationen einer Armee oder »eines Korps bloß begünstigen, ohne an und für sich eine un»mittelbare Beziehung auf Eroberung oder Behauptung des »Landes zu haben, die Sicherung und selbst das Verbergen »der Hauptmacht, sowohl in Stellung als Bewegung, und »diejenigen Gefechte also, die bloß darauf abzwecken, dem »Feinde Abbruch zu thun.« Diese Erklärung setzt den Leser in den Stand, die Wichtigkeit des abzuhandelnden Gegenstandes zu würdigen. — Sehr richtig bemerkt der Verfass. im §. 3.: »daß unter allen Kriegsanführern gerade der Par»teygänger es vielleicht am allerersten wagen darf, kühn das »Glück herauszufodern, und im Vertrauen auf Augenmaaß »und Talent des schnellen Entschlusses, allen auf mathemati»schen Kalkül gegründeten Regeln der Kunst Hohn zu spre»chen.« Ueberhaupt, kann man hinzusetzen, ist es mit allen ähnlichen Kunst-Kalküls im Kriege eine mißliche Sache.

Der mit I bezeichnete erste Abschnitt, handelt von den Märschen, wobey der Verf. alle dabey vorkommende Regeln der Ordnung, der Vorsichtigkeit, zuerst im Allgemeinen auseinander setzt. Sodann handelt er von den Avantgarden,

 Seitens

Seitenpatrouillen, u. s. w. Vielleicht ist es nicht möglich, manche der S. 43 u. f. gegebenen Regeln, ohne die allergenaueste Terrain- und Lokalkenntniß anzuwenden, welche Kenntnisse jedoch den zuerst rekognoscirenden Patrouillen sehr oft abgehen, und nicht allemal, bevor man einen Marsch antritt, in dem von dem Verfass. gewünschten Grade erworben werden können. Indeß ist wenigstens die Natur der Sache treffend bezeichnet. Diese Beyspiele sind es eigentlich, welche zu fernerm Nachdenken veranlassen sollen.

Der zweyte Abschnitt S. 57—159: »von dem Verhalten in Aktionen,« behandelt diesen Gegenstand ebenfalls vollständig. Da über denselben noch eigentlich nichts Befriedigendes gesagt worden: so wird der Leser um so lieber die Auseinandersetzung mancher hieher gehöriger Gedanken wahrnehmen. So z. B. untersucht der Verfass., ob es gut sey, den Muth des Soldaten durch Anreden zu beleben; ob der Soldat als Maschine, oder als selbstständiger Mensch behandelt werden müsse, u. s. w. zu welcher letztern Untersuchung dem Verfass. durch eine Recension in der Lit. Zeitung Gelegenheit gegeben wurde. Um diesen Gegenstand völlig zu erschöpfen, müßte man ohne Zweifel die verschiedenen Fechtarten der leichten und schweren Truppen, der Kavallerie und Infanterie in Anschlag bringen. Wir glauben jedoch mit dem Verf., daß man von der einmal eingeführten Ordnung bey einem Korps, am allerwenigsten im Felde abgehen dürfe. Mit dem exaltirten, oder mit dem philosophischen Willen des großen Haufens, dürfte es zu allen Zeiten mißlich aussehn, es sey denn, daß der ewige Frieden wirklich abgeschlossen worden. Dahingegen verdient die in einer Note Seite 65 enthaltene Bemerkung des Verfass., den Mechanismus der Heere betreffend, die reiflichste Untersuchung.

Hiernächst handelt der Verfass. von dem Verhalten der Infanterie in Aktionen. Von dem Feuer derselben. Sehr unrichtig scheint Rec. die Note des Hrn. von Brenkenhof zu seyn, daß der Vortheil des Feuers nur darin bestehe, den gemeinen Mann zu beschäfftigen. Wäre dieß wirklich der Fall: so würde man keine Erfahrungen vom Gegentheil haben, nach welchem ein gut angebrachtes kleines Gewehrfeuer geschlossener Infanterie oft sehr mörderisch war. Rec. erinnert sich hierbey dasjenigen, was derselbe von diesem Feuer in den Be-

schrei-

schreibungen der Schlachten von Fontenoy, von Leuthen, u. m. a. gelesen hat. Nur freylich muß die Infanterie zu schießen verstehen, und ihr Feuer nicht unnützerweise verschwenden. Was hingegen das Tiralliren debandirter Truppen anbetrifft: so ist diese Bemerkung des Hrn. v. Br. völlig unanwendbar auf diese Fechtart. Vermuthlich ist derselbe, als ein braver Kavallerist, zu dieser Herabsetzung des kleinen Gewehrfeuers verführt worden; da doch der so oft hervorgesuchte Streit: ob die Infanterie die Kavallerie jedesmal abschlagen könne, oder ob letztere vielmehr jedesmal in die Infanterie eindringen werde, nicht anders zu entscheiden ist, als daß man nur derjenigen Truppenart den Sieg voraussagen kann, welche eine der andern überlegene längere Standhaftigkeit zu behaupten fähig ist. Richtiger sind die Bemerkungen des Verfassers, über das kleine Gewehrfeuer, welche Recens. mit Vergnügen gelesen hat, vorzüglich was das einzelne Gefecht anbetrifft. Da es wahrscheinlich zu seyn scheint, daß diese Fechtart in den künftigen Kriegen sehr wichtig werden dürfte: so dürfte es ebenfalls wichtig seyn, hierauf die Aufmerksamkeit des deutschen militairischen Publikums zu richten. —

S. 99 — 120 handelt der Verf. von der Vertheidigung, der Benutzung des Terrains bey derselben; der Vertheidigung der Defileen; vom Quarré, und dessen verschiedener Anwendung. Ob jedoch die Formation mehrerer kleiner Quarré'es aus einem Bataillon, zweckmäßig und ausführbar ist, und ob das Einfache dem Zusammengesetzten, selten weiter als für den Exercierplatz brauchbaren, auch hier nicht vorzuziehen sey. Dieß glaubt Rec. dem Ermessen des Lesers um so mehr überlassen zu müssen, da ersterer hier nicht mit dem Verf. übereinstimmen kann. Hat ein Bataillon leichter Infanterie die gehörigen Präkautions genommen, sind seine Tirailleurs auf alles gehörig aufmerksam gewesen, ehe das Bataillon die offne, ihm gefährliche Gegend betritt; so glaubt Rec., daß die feindliche Kavallerie so schnell nicht herbey eilen könne, um die Formation eines Quarré'es unmöglich zu machen. Ist dieß geschehen: so wird die Direktion eines einzigen Haufens, leichter als die von mehreren Haufen seyn, bey welchen der Feind den einen mit überlegener Macht angreifen kann, während er die andern beschäfftigt. Ein größerer Aufenthalt, oder die Aufopferung eines Theils, kann und wird die Folge davon seyn, während die wechselseitige Ver-

M 1 theidi-

theidigung der Quarre'es in der Hitze des Gefechts wahrscheinlich wegfallen wird, zumal da diese Quarre'enmasse sich bewegen muß, und das Aushalten derselben, worauf vorzüglich die Absicht des Feindes geht, um so leichter zu bewerkstelligen ist, je mehrere Angriffspunkte die feindliche Kavallerie findet.

S. 120—126. Von der Kavallerie in Aktionen.

S. 126—131. Von den Blänkern. Beyde Abtheilungen enthalten in Kurzem wenige; aber praktisch richtige Gedanken. Ebendasselbe kann man auch von dem Folgenden: von Flankenangriffen, und von der Schlachtordnung der Kavallerie behaupten.

S. 134—138. Vom Angriffe eines Quarre'es. Hierbey beruft sich Rec. auf die vorhin geäußerte Meinung, in Betreff der größern oder mindern Kontenance. Diese scheint beym Angriff eines Quarre'es durch Kavallerie der einzige Maaßstab zu seyn, weil beyde Theile eben so viele Beyspiele für, als wider sich haben. Eine Entscheidung würde daher immer nur einseitig ausfallen, weßhalb der Verfass. sich auch derselben enthalten hat.

S. 138—145. Vom Rückzuge. S. 145—159. Von der Arriergarde. Zu letzterm ein Beyspiel. Der Verf. ist mit Recht der Meinung, daß die Arriergarden, bey einem zur Nachtzeit unternommenen Rückzug, niemals den Kolonnen unmittelbar folgen dürfen. Ueberhaupt ist diese Materie sehr anschaulich auseinander gesetzt, und zumal für junge Officiers wirklich belehrend.

Im dritten Abschnitt handelt der Verf. von den Patrouillen, und erläutert die vorgetragenen Sätze durch Beyspiele. Rec. findet die Gedanken des Verfassers völlig zweckmäßig, und wünscht ihnen vielen Eingang. Ohne Zweifel ist das Kapitel von den Patrouillen für die leichten Truppen von großer Wichtigkeit, nicht nur für die Kavallerie; sondern auch für die Infanterie. In dieser Beziehung, würde die Kenntniß dieses Gegenstandes, für die künftigen Anführer leichter Truppen wichtiger seyn, als das sogenannte Studium mancher anderer Dinge, deren praktische Anwendung oft niemals vorkommt. Rec. ist hievon so sehr überzeugt, daß derselbe

selbe sich nur mit Gewalt von dieser Angelegenheit losreißt, um nicht am unrechten Orte weitläuftig zu werden.

Der vierte Abschnitt betrifft das Recognosciren. Vieles Gute und Zweckmäßige, wobey das Ebengesagte abermals Anwendung findet. Der Verf. ist sehr für das Aufnehmen und Zeichnen einer Gegend, und schon glaubte Rec., daß der Verf. hier diese Künste nach der heutiges Tages gewöhnlichen Weise, nicht bloß als Hülfsmittel; sondern als unmittelbaren Endzweck bey kriegerischen Operationen erheben würde. Allein hiervon ist derselbe auf eine rühmliche Weise entfernt; indem er den Situationsplänen nur denjenigen Werth beylegt, der ihnen zukömmt, und welchen ihnen Niemand bestreiten kann. Man lese was der Verf. in diesem Abschnitte sagt, und beherzige solches. Den allgemeinen Bemerkungen über das Rekognosciren folgen: 1) Mittel, eine feindliche Stellung, oder einen Posten, den der Feind besetzt hat, zu rekognosciren; 2) den Marsch des Feindes zu rekognosciren, und, 3) noch einige Bemerkungen über das Rekognosciren überhaupt.

Der fünfte Abschnitt handelt von den Feldwachen, Piquets, Lagerwachen und postirten Detaschements. Die Unterabtheilungen dieses Abschnitts sind folgende: Von Aussetzung der Feldwachen, Vedetten und Schildwachen; vom Verhalten der Feldwachen; von postirten Detaschements zur Beobachtung des Feindes. Alle diese Gegenstände sind völlig dem Geist der leichten Truppen gemäß abgehandelt. Rec. würde nur abschreiben müssen, um hierzu Belege zu liefern.

Der sechste Abschnitt handelt von den Kantonirungsquartieren, durchgängig mit Beyspielen erläutert.

Der siebente Abschnitt: Von den Ueberfällen. Mit Recht tadelt der Verfass. den so oft herrschenden Mangel an Geheimhaltung einer solchen Expedition, und liefert hierauf folgende Bemerkungen: 1) über Ueberfälle im Allgemeinen; 2) über nächtliche Ueberfälle; 3) über Ueberfälle der Kantonirungsquartiere, nebst Beyspielen; 4) über Ueberfälle einer mit Mauern befestigten Stadt, nebst Beyspielen; 5) über Ueberfälle bey Tage, ebenfalls nebst Beyspielen, und endlich 6) über große Ueberfälle, wozu gleichfalls ein Beyspiel. Rec. hat sich begnügt, lediglich die abgehandelten Materien anzu-

zeigen,

zeigen, weil eine umständlichere Anzeige die Gränzen des zu derselben bestimmten Raums überschreiten würde. Es wird aber auch hiemit genug gethan seyn, indem der Leser hinlänglich unterrichtet ist, was derselbe von der Vollständigkeit des Verfassers zu erwarten hat.

Der achte und letzte Abschnitt betrifft endlich die Verstecke, wobey der Verfasser ebenmäßig einige Beyspiele anführt.

Hierauf folgen noch einige Fragmente als Anhang, oder eigentlich als Erläuterung einiger im Werke selbst befindlicher Stellen.

Das erste Fragment. Ein Beytrag zur Logistik, setzt den Begriff der schützenden Kette der Avantgarden und Seitenpatrouillen, bey Märschen einer Armee, noch näher auseinander.

Das zweyte Fragment handelt vom imprakticabeln Terrain, und von der großen Einschränkung, welche bey diesem Begriff statt findet. Nur wenige Naturhindernisse verdienen diesen Namen, hiermit ist Rec. vollkommen einverstanden. Nur das »neuere Kriegssystem, nach welchem »man mehr durch Umgehen der feindlichen Stellungen, als »durch Schlachten, sich den Besitz des vom Feinde besetzten »Landes zu verschaffen sucht,« wie der Verf. sich ausdrückt, dieß System scheint nicht seine Stelle zu verdienen, ohne daß man versuchen sollte, die Schädlichkeit desselben zu berühren. Die Folgen, welche durch die Annahme desselben entstehen können, sind von gefährlicher Art, weil sie der Natur des Kriegs zuwider sind. Dieß weiter auseinander zu setzen, würde für diese Anzeige zu weitläuftig seyn, weßhalb Recens. solches dem Nachdenken des Lesers überläßt.

Das dritte Fragment betrifft die Verstärkung der Kavallerie durch Feuerwaffen. Der Verf. ist für das Absitzen der Kavallerie, jedoch nur in Nothfällen; er wünscht daher, daß man reitende Jäger, oder vielmehr berittene Infanterie habe. Sehr richtig beurtheilt derselbe bey dieser Gelegenheit den Gebrauch der reitenden Artillerie, und zeigt in einem Beyspiele den Gebrauch dieser Waffen. Auch wünscht der Verf., daß man die Plänkerer der Kavallerie, da, wo

es

es das Terrain erlaubt, durch Schützen unterstütze. Dieß ist ein sehr guter Gedanke.

Das vierte Fragment handelt von den Signalen für Schützen und leichte Infanterie, und enthält einige richtige Bemerkungen über diese wichtige Sache.

Das fünfte Fragment betrifft endlich die Stellung und Bewegung der Truppen, in Hinsicht auf Pässe und Defiléen. Der Verf. erläutert die über diesen Gegenstand angestellten Betrachtungen durch Beyspiele. Auch hier findet Rec. vieles Zweckmäßige.

Wir schließen die Anzeige dieser interessanten Schrift mit dem Wunsch, daß solche recht viele Leser finden, und in diesen das Verlangen entstehen möge, auf der von dem Verf. betretenen Bahn fortzuschreiten. Vorzüglich vortheilhaft für die Ausbildung der leichten Truppen würde es seyn, wenn auf diese Art der Geist, welcher dieselben beseelen muß, auch im Frieden immer neue Nahrung erhalten könnte.

Handbuch für Officiere, oder kurze Darstellung der gesammten Kriegswissenschaften. Mit Tabellen. Von *K. F. W. von Diebitsch*, vormals Russisch-Kaiserlichem Major des Generalstabes und der Kaiserlichen Suite. Berlin, bey Himburg. 1803. XVI und 264 Seit. 8. nebst $4\frac{1}{2}$ Bog. Tabellen. 1 Rg. 8 gr.

Der Verfass. hat sein Werk besonders für den Officier des Generalstabes bestimmt, um demselben, wie es in der Vorrede heißt, »ein Handbuch zu verschaffen, welches ihm bey »seinen oft sehr gehäuften Dienstgeschäfften, an schon längst »von ihm gekannte Grundsätze und Pflichten erinnere, u. s. »w. Die Absicht, die ich dabey habe,« sagt der Verf. gleich zu Anfange der Vorrede, »ist keinesweges, mich als Lehrer »überhaupt aufzuwerfen, noch weniger als Lehrer eines Korps, »dem ich anzugehören die Ehre hatte, rc.« Diese Bescheidenheit macht dem Verf. alle Ehre. Es scheint jedoch nicht, als wenn der gute Wille mit den Kräften desselben in Verhältniß gestanden habe.

Die

Die erste Abtheilung S. 1—2, handelt vom Endzweck des Generalstabes, als Einleitung. Dieser kann seyn: 1) entweder die Bildung künftiger Heerführer, oder 2) »um »schon gebildete Officiers so vorzubereiten, daß sie einem kom»mandirenden Generale, bey jeder Gelegenheit, wo er solche »zu gebrauchen für gut findet, mit Nutzen dienen können.«

Die zweyte Abtheilung S. 2—27, betrifft »die Mit»tel, diesen Endzweck zu erreichen.«

Hierzu rechnet der Verf. Grundkenntnisse, und Hülfswissenschaften. Die erstern werden in dieser Abtheilung allein vorgenommen, und bestehen: 1) in Menschenkenntniß, und 2) in Terrainkenntniß! — Diese sehr scharfsinnige Eintheilung hat Rec. viel Vergnügen gemacht. Menschenkenntniß gehört also zum Grunde, und Terrainkenntniß auch. Das ist ja etwas sehr Neues. Man sieht, der Verf. wollte etwas Allgemeines sagen; allein er legt den Giebel seines Gebäudes als Grundstein hin. So geht das nun freylich nicht, weil die Menschenkenntniß sich nicht gleich einer jeden Wissenschaft studieren läßt; sondern nur als das Resultat vieler Erfahrungen und Beobachtungen angesehen werden kann. Hierzu möchte es wohl schwerlich eine Anleitung geben, weder für schon gebildete Officiere, noch solche, die man erst bilden will. Was der Verf. dazu beybringt, will wohl nicht viel bedeuten.

Mit der Terrainkenntniß, — welche so oft mißverstanden, und mit welcher in neuern Zeiten so viel Unfug getrieben worden ist — hat es ebenfalls eine eigene Bewandtniß. Hat ein General nichts weiter als eine Vorstellung von Benutzung eines Terrains, d. h. besitzt er nichts weiter als Terrainkenntniß, hat er das Große des Kriegs nicht durchdacht; sondern bloß dergleichen Details im Kopfe: so wird er auch niemals etwas Großes leisten. Hieraus folgt, daß die Terrainkenntniß weder eine Grund- noch Hauptkenntniß genannt werden kann; sondern nur ein untergeordneter, obgleich zur Kriegskunst allerdings gehörender Theil ist.

Die Terrainkenntniß des Verf. S. 9—27, dürfte in manchen Dingen eben so vielen Widerspruch finden, als die obige Eintheilung. Hierher gehören die »Erfahrungssätze,« welche der Vf. aus der Beschaffenheit der natürlichen Gränzen der Länder herleitet; die Behauptungen über den Fall der

Gewäs-

Gewässer; über die Bildung der Seen und des dieselben umgebenden Landes; über die sämmtlichen Gebirge, u. s. w. Man müßte einen längern Kommentar schreiben, als der Text selbst, wenn man dieß umständlich zergliedern wollte. Ein Gleiches gilt von dem Folgenden: über Charten und Pläne, und über die als Anhang beygefügten allgemeinen Bemerkungen: über das Terrain im Gebirge. So kurz und nothdürftig diese Aeußerungen des Verf. sind, eben so umständlich bedürfen sie kommentirt und berichtigt zu werden.

Hierauf folgt die dritte Abtheilung, welche die »Grundsätze der praktischen Militairkenntniß« enthält. »Die Ausübung der sämmtlichen militairischen Wissenschaften,« sagt der Verf., »beruhet im Allgemeinen auf Vertheidigung, oder »Angriff.« Hiernächst führt der Verfass. »die Haupttheile »der praktischen Militairwissenschaft,« an. Diese sind: »die »Kriegsbaukunst, die Taktik, die Artillerie, und — die »Pionnirkunst; endlich die Strategie.«

Dieser Eintheilung zufolge, handelt der Verfass. zuerst S. 29—94 von der Kriegsbaukunst nach allen ihren Theilen. Man findet das hier Gesagte zwar in allen Schriften über diesen Gegenstand wieder. Da aber der Verf. vorzüglich für Officiere des Generalstabes schreiben will: so erwartete Rec. diejenigen Theile, welche Jene am mehresten interessiren können, besonders vollständig bearbeitet zu sehen. Dieß findet jedoch keineswegs statt. Dagegen will der Verf. Linien zur Vertheidigung der Länder anlegen; und obgleich er solche für »selten« vortheilhaft erklärt: so will er doch durch die Anlage fester Plätze, die »Hauptpässe und Hauptstraßen »nach dem Lande decken, ja selbst sperren.« Umständlicher läßt sich der Verf. auf die Minen ein, auch theilt derselbe die Art und Weise mit, wie man Wasserkitt verfertigen, und Kalk cementiren könne, wozu die Vorschrift gegeben wird. Dieß Alles nun mag vorzüglich für Officiere des Generalstabes sehr interessant seyn, wie Recens. gern glauben will. — Dagegen übergeht der Verfass. bey den offensiven Festungen, völlig die Art und Weise, wie sie die Operationen unterstützen können, wie groß, nach Verhältniß des Kriegstheaters, die Anzahl offensiver und defensiver Festungen seyn könne, und was es für eine Bewandtniß mit dem Wirkungskreise, etc. derselben habe. Vielmehr äußert der Verf. bloß, daß offensive

Festun-

Festungen, zu »Stützpunkten« dienen könnten. Diese Festungen sollen so groß als möglich seyn, und doch so wenig Besatzung als möglich nöthig haben; sie sollen so nahe als möglich an der feindlichen Gränze liegen, dabey zwey und mehrere Wege nach dem feindlichen Lande beherrschen, ohne daß der Feind sich ihnen vortheilhaft nähern kann, u. s. w. Dieß sind sehr starke Forderungen. Dabey entscheidet bey dem Verf. das Terrain, und die Befestigungsart; andere Rücksichten sind freylich nicht von solcher Wichtigkeit. Nicht nur Forts und Schanzen sollen zum Angriff angelegt werden; sondern auch »Städte, Dörfer, Schlösser, Schleusen, Brü-»cken, Defileen, Mayereyen, ja einzelne Häuser, deren Lage »uns Vortheil gewährt, unter ihrem Schutz Magazine an-»zulegen, Transporte zu führen, Kommunikationswege zu »machen, Stützpunkte aus ihnen zu bilden, u. s. w. werden »befestigt.« Denn es ist, nach dem Verf. äußerst wichtig, »unsere Magazine, ihre Kommunikation mit uns, und end-»lich unsern möglichen Rückzug gehörig und gut zu decken.« — Dieß Alles würde freylich leichter seyn, wenn der kommandirende General, mit seiner Theorie von der Lage der Magazine ins Reine wäre, und wenn er sich dergestalt zu bewegen wüßte, daß dieselben durch die Armee selbst gedeckt würden, ohne daß man nöthig hat, ihrenthalben ausdrücklich zu detaschiren, und die Hauptkraft dadurch zu schwächen, oder gar das ganze Land in eine Festung zu verwandeln. Wahrlich, alsdann wäre es besser, lieber gar keinen Krieg zu führen; sondern zu Hause zu bleiben, weil wohl schwerlich die Kräfte eines Landes dergleichen Verschanzungen zulassen.

Der Verfass. fährt hierauf fort, von den Minen, vom Angriff eines Platzes, der Berennung, Blockade, Eröffnung der Laufgräben, ꝛc. etwas beyzubringen, und mit dem Angriff der Schanzen den Beschluß dieses Abschnitts von der Befestigungskunst zu machen.

Von der Lehre von der Verpflegung, und vorzüglich von der erwähnten Lage der Magazine, welche vielleicht für diejenigen seiner Leser, für die er seine Schrift vorzüglich bestimmt hat, einiges Interesse gehabt haben würde, folgt weiter nichts, als das bereits Angeführte.

Jetzt kommt die Taktik S. 95—182, wozu der Verf. auch die Disciplin rechnet. Hülfskenntnisse und Geschick-

lich-

schreiten sind nach dem Verf. die Kunst Bothen und Spione, die Marschordnung, Lager in Kantonirungen zu wählen, und — Patrouillen und Parthien zu führen. Dieß liegt in die Kreutz und Quere durch einander, und der Leser wird es Rec. gewiß erlassen, dieß ganze Kapitel umständlich anzuzeigen. Die Gedanken des Verf. enthalten größtentheils das Gewöhnliche über die Dressur im Einzelnen, als über den Marsch rc., über die Evolutionen und Manöuvres u. s. w., wobey es dem Verf. an Erfahrung zu fehlen scheint, wenigstens ist es nothwendig, daß derjenige, welcher öffentlich auftritt, mehr wisse, als gerade zur nothdürftigen Bearbeitung der Materie erforderlich ist. Der Verf. kann sehr viele Vorstellungen haben; nur sind solche noch nicht entwickelt genug, um sie Andern mittheilen zu können, vorzüglich in Beziehung auf die höhern Theile der Kriegskunst. So kann der Verf. z. B. manches Richtige über die Taktik der Infanterie, Kavallerie und Artillerie angeführt haben; nur hätte derselbe den von ihm angenommenen höhern Standpunkt nicht vergessen sollen.

So unbefriedigend in sich, oder so am unrechten Orte als viele Dinge hier geschrieben stehen, kann Rec. ihnen unmöglich Beyfall geben; sondern muß sich vielmehr darüber wundern, daß der Verf. dieselben niederschreiben konnte. Dieß gilt leider! von diesem ganzen Abschnitt. Es ist ohne Zweifel nicht schwer, über Schlachtordnungen, Manöuvres, Lager, u. dergl. einige allgemeine Sätze hinzuschreiben: Wenn diese Sätze aber nicht erläutert, entwickelt und begründet werden: so hilft dergleichen zu nichts. Es ist freylich nicht möglich, „für jede Gelegenheit, für jede Zeit, für „jeden Ort, und für alle Umstände bestimmte Regeln festzu„setzen;" [S. 151] dieß ist aber auch nicht nöthig, wenn man sonst nur seine Gedanken klar zu entwickeln weiß, und selbst tief nachgedacht hat. So z. B. ist die Materie vom Zusammenziehen einer Armee; von denen darauf Bezug habenden Friedensquartieren; von den Vorkehrungen, die ein Staat in politischer und militairischer Rücksicht treffen kann, um eher als der Gegner im Felde zu erscheinen, u. s. w. für das Studium des Kriegs ohne Zweifel wichtig, wenn man einmal diese Dinge in die Taktik, wohin sie eigentlich nicht gehören, einmischen will. Dieß übergeht der Verf. indessen kurz, und verbreitet sich dagegen über den Marsch der Kolon-

nen, und über einige ganz specielle Anordnungen. Das eine ist folglich zu wenig, das andre zu viel. — Bey dem Artikel: Quartiere, Kantonirungen ꝛc. erwartete Rec. wenigstens Etwas; allein vergeblich. Wenn man von den Betrachtungen solcher Gegenstände Nutzen haben will: so muß man sie als ein zusammenhängendes Ganze betrachten, bey welchem der mechanische Theil gerade das Wenigste ist. Thut man das Gegentheil: so verfällt man in leere Demonstrationen, welche am allerwenigsten dazu geeignet sind, die höhern Theile der Kriegskunst aufzuhellen.

Nun kömmt der Verf. zum kleinen Kriege, und zu den dazu gehörigen Grundsätzen und Hülfsmitteln. Hätte der Verf. als der erste Schriftsteller über diese Materie die Bahn brechen müssen: so würde man ihn nachsichtsvoll aufnehmen. Allein, nachdem hierüber bereits manches Gute erschienen ist, hätte es einer andern Bearbeitung bedurft. Was soll ferner die Klassificirung der Bothen und Wegeweiser, da es wahrlich ganz gleichgültig ist, ob man Bilderkrämer oder Scheerenschleifer, Juden oder Kontrebandiers als Bothen gebraucht, wenn man überhaupt deren nur hat? Bey dem Artikel: Spione, äußert der Verf., daß es immer unmoralisch bleibe, dergleichen Leute zu gebrauchen, weil gemeinlich nur die „verzweifelnde (verzweiflungsvolle) und traurige Lage eines „Menschen dazu benutzt wird." (S. 175) „Durch genaue „Beobachtung, durch öfteres Rekognosciren, häufige Pa„trouillen, u. s. w. kann man," (setzt der Verf. hinzu) „bey soliden militairischen Kenntnissen, durch Kombination „der Umstände, sicherer auf die Lage und Absichten des Fein„des schließen, als aus Nachrichten, die man durch Spione „erhält," ꝛc. „Da es aber," fährt der Verf. S. 176 fort, „vielleicht ein frommer Wunsch bleibt: daß man sich ohne „Kundschafter oder Spione helfen möchte: so will ich „nach meinen Kräften diejenigen Arten derselben beschrei„ben," u. s. w. — Und nun folgt wieder eine Erzählung dieser Leute, als da sind Fanatiker, Bigotte, Juden, ꝛc. Man sieht es, der Verf. muß in diesem Fach große Erfahrungen gemacht haben, und sicher die Umstände kombiniren können.

Zum Beschluß dieses Abschnitts folgt nun noch Einiges über die Berichtigung der Specialcharten, welches ebenfalls sehr mager gerathen ist.

Nun kommt die dritte Abtheilung von der Artillerie S. 183 — 219, und von den Pionniren S. 219 — 234.

Eigentlich beschäfftigt sich die Artillerie, nach den bisherigen Erklärungen, mit dem Gebrauch des Geschützes; der Verf. aber sagt: „die Artillerie hat zum Endzwecke, durch „die Wirkung des Schießpulvers den Angriff und die Vertheidigung zu unterstützen; dem Feinde mittelbare oder unmittelbare Hindernisse entweder in den Weg zu legen, „oder die vorhandenen zu vergrößern; die uns entgegenstehenden Hindernisse aber wegzuräumen, und „in militairische Hülfe zu verwandeln."

„Freylich beschäfftigt sich die Artillerie noch mit andern „Dingen; allein der angeführte ist immer ihr Hauptzweck."

Wie diese Dinge sich verhalten, davon erfährt man weiter nichts.

Nun kömmt Etwas vom Pulver, und darauf von dem Feuergewehr, dessen Endzweck ist: „die besetzten militairischen „Hindernisse ihrer Vertheidiger zu berauben." Das Feuer„gewehr besteht aus Pistolen, Musqueten, Pirschbüchsen, „Kanonen, Haubitzen," ꝛc. Rec. welcher sich unmöglich entschliessen kann, noch mehrere Proben aus dieser Schrift zu geben, bemerkt bloß, daß der Verf. von allen diesen Dingen Einiges niedergeschrieben hat. Es gehört wahrlich viele Ausdauer dazu, mit Geduld diese Lektüre zu vollenden. Beynahe möchten wir dem Verf. rathen, dieses Werk dem Abdul Wechab zu dediciren, damit dieser Kriegsherr einige Vorstellung von unsern Waffen bekommen möchte.

Die zum Beschluß dieses Abschnitts angehängten Bemerkungen, über die Vorzüge einer fahrenden oder reitenden Artillerie, und über die Proportionen bey dem Geschütz, ꝛc. sind sehr kurz und flüchtig gerathen. Es scheint, als wenn der Verf. die hier einschlagenden Schriften nicht kenne.

Hierauf sagt er S. 219 — 234 Einiges von den Pionniren, ihrer Bestimmung, und ihrem Dienst. Dieß scheint der beste Theil des Buchs zu seyn. Der Verf. geht die Geschäffte der Pionniers durch, und würde, wenn er diesen Gegenstand vollständig bearbeitet, z. B. Etwas über die zweckmäßige Formirung und Organisation eines Pionnirkorps

gesagt, wenn er ferner die verschiedene Arbeiten mit mehrerer Sachkenntniß erläutert hätte, Etwas haben leisten können. Gegenwärtig ist das Angeführte nichts weiter als ein Fragment.

Endlich folgt die vierte und letzte Abtheilung von der Strategie. S. 235—255. Hier wäre der Verf. als vormaliger Officier eines Generalstabs in seiner eigentlichen Sphäre. Allein — man höre. Es heißt: „die Strategie „enthält folgende Haupttheile: 1) die Kunst, einen Opera„tions- oder“ (uns scheint dieß zweyerley zu seyn) „Krie„gesplan zu entwerfen. 2) Die Kunst, einen Krieg zu füh„ren, und die Ereignisse in demselben so zu benutzen, daß der „Endzweck des Operationsplans erreicht wird. 3) Die „Kunst, auf Unkosten des Feindes etc. den Krieg zu füh„ren,“ etc. — welches letztere zu Nr. 2. gehört. Von der Kriegsorganisation der im Frieden vorhandnen Streitkräfte, von deren zweckmäßigen Vertheilung, ohne dieselben zu vereinzeln, von den Mitteln sie zu erhalten und zu vermehren, und überhaupt von der innern Oekonomie des Kriegesplans für einen Staat, erwähnt der Verf. nichts. Dieß wären jedoch wohl Dinge, die einem Officier eines Gen. St. nöthig seyn dürften. Dagegen schreitet er sofort zu dem Operationsplan, welcher unter andern gegründet seyn soll, „auf specielle „Dienst- Länder- politische und Menschenkenntniß.“ Ob aber dieser Operationsplan für einen ganzen Staat, oder für ein einzelnes Kriegstheater, oder — nach einem vielleicht nicht minder wichtigen Grundsatz — in Beziehung auf beyde entworfen werden soll, davon schweigt unser Verf. wie von mehrern Dingen. So z. B. erwähnt derselbe Etwas von den politischen Verhältnissen, hingegen gar nichts, in wiefern es im Frieden nöthig sey, die militairischen Kräfte andrer Staaten zu prüfen, und überhaupt die Kriegskunst und Politik schon im Frieden mit einander zu verbinden.

Der Verf. will nach politischen und andern Verhältnissen entscheiden, ob es nützlicher sey, den Krieg offensive oder defensive zu führen, (S. 236) ob er durch entscheidende große Gefechte geführt werden soll, oder ob man ihn durch den kleinen Krieg in die Länge ziehen soll. Hierüber ist also der Verf. noch zweifelhaft. Man beliebe jedoch zu bemerken, daß, so bald man nach politischen, und den vom

Verf.

Verf. angegebenen Gründen allein einen Kriegsplan entwerfen wollte, man Gefahr liefe, nicht nur den Vortheil des Angriffs gänzlich zu verlieren; sondern auch dem Gegner das größte Uebergewicht zu verschaffen, wenn man nämlich versuchen wollte, entscheidende Begebenheiten zu vermeiden, und den Krieg in die Länge zu ziehen. Hätte es dem Verf. gefallen, einen Augenblick die Geschichte aller Kriege zur Hand zu nehmen: so hätte er sich wahrscheinlich nicht getraut, vor dem militairischen Publikum mit solcher Satyre aufzutreten. Den für uns günstigen Zeitpunkt wird der Gegner schwerlich abwarten, und wenn wir ihm auf keine Weise gewachsen sind: so laßt uns lieber zu Hause bleiben. Rec. würde diese Sätze keineswegs widerlegen wollen, wenn sie es nicht wären, durch welche Deutschland gelitten hat, und wenn sie nicht zeigten, wie man den Krieg nicht führen muß. Die strikte Defensive ist allemal ein Unglück, dem man zu entgehen suchen muß, und die lange Dauer des Kriegs verdient niemals den Vorzug, weil es nicht nur unmenschlich; sondern auch völlig unpolitisch seyn würde, dem Feind zu schaden, indem man sich selber schadet. Wäre nun auch, wie der Verf. S. 239 nachholt, ein Operationsplan auf Politik gegründet: so würde er dennoch, nach solchen Grundsätzen, sehr fehlerhaft gerathen, und die Politik, welche die Kriegskunst dominiren wollte, zu höchst nachtheiligen Schritten veranlassen.

Hierauf handelt der Verf. von der Kunst, einen Krieg zu führen, und sagt: „Ein Krieg wird gut geführt, wenn „alle Ereignisse desselben dem Operationsplan entsprechen." Dieß möchte abermals große Einschränkung erleiden, weil im Kriege Alles ziemlich ungewiß ist, und ein Operationsplan nicht mit prophetischem Geiste entworfen werden kann.

Einen Beweis des Vorzugs des Angriffs, giebt der Vf. sogar selbst, indem ihm die Aeusserungen darüber ziemlich gelungen zu seyn scheinen. Nur daß er seine Armee in Korps theilen will, „deren Operationen (S. 241) auf das Genaueste verbunden sind, und die sich wechselseitig, zwar „nicht unmittelbar, aber durch übereinstimmende Bewegun„gen unterstützen," — dieß kann Rec. nicht unterschreiben. Ein talentvoller Feind wird dadurch keineswegs zur Vertheidigung verleitet werden; sondern uns en detail schlagen.

Im Jahre 1757 drang Friedrich II. zwar in mehreren Kolonnen in Böhmen ein; allein der Feind war zuvor hintergangen worden; er hatte sich elend postirt, es stand ein General ohne Talent an dessen Spitze. Dieß kann also nicht für eine Regel gelten.

Noch magerer ist die Bearbeitung des Verf. von dem Krieg „durch große entscheidende Schlachten," ausgefallen.

Der Vertheidigungskrieg kömmt indeß noch weit übler weg. Da will der Verf. dem Feinde jeden Fuß breit Landes streitig machen, ihm den Eingang versperren; die ganze Vertheidigungslinie (S. 246) durch Korps in befestigten Positionen besetzen, welche mit befestigten, rückwärts gelegenen Kommunikationsposten in Verbindung stehen, u. s. w. Dieß ist ja wohl ein Kordon. Wir wollen also nichts weiter davon sagen. Der Verf. scheint nicht zu kennen, wie traurig es mit einem solchen System steht. Er denkt überhaupt noch die Möglichkeit, den Vertheidigungskrieg durch kleine Gefechte, Koups und Postengefechte entscheiden zu können S. 248. Als wenn das der Feind abwarten würde! Alsdann vertheidigten wir ja nicht uns; sondern der Feind vertheidigte sich. Und dazu glaubt der Verf. den kleinen Krieg anwenden zu können, welchen er für die beste Art Krieg zu führen hält. „Nur ist hierbey noch Etwas zu beobachten. „Zum Frühjahre, wenn die Pferde häufig zur Drüsenkrankheit geneigt sind, und im Anfange des Sommers, wenn „sie durch grüne Fütterung abgekommen sind, muß die Kavallerie geschont werden, und der kleine Krieg ist sodann „mehr durch die leichten Fußvölker zu betreiben." S. 250 Da nun im Oktober die Pferde bekanntlich matt sind, und Schonung verlangen; im Winter aber die gewöhnlichen Winterquartiere bezogen werden: so dürfte dieser kleine Krieg eben nicht sehr lebhaft gerathen.

Hierauf führt der Verf. noch Einiges an, wie man den Krieg auf Unkosten des Feindes führen soll, u. s. w. und beschließt endlich diese Abtheilung mit einigen Aeußerungen über die Kriegsmanifeste, welches wir übergehen, weil es nichts Bemerkenswerthes enthält.

Zum völligen Beschluß des Buchs folgt S. 256 bis ans Ende, ein „vermischter Anhang," woran sich der Leser auch nicht

[illegible] sonderlich erholen wird. Es sind kurze Sätze, fragmentarisch hingeworfene Gedanken, größtentheils über den kleinen Krieg, und über Dinge, die ziemlich bekannt sind.

(h) Die beygelegten Tabellen über die Proportionen des [illegible] u. s. w. dienen dagegen dem Leser zum Studium, wenn derselbe nämlich Geduld hat sie zu durchblättern. Wozu sie eigentlich gebraucht werden, und was sie erläutern sollen, kann Rec. nicht wissen, da hierüber keine Nachweisung vorhanden ist. Im Text ist ihrer nicht erwähnt worden.

Dieß ist der Inhalt der vorliegenden Schrift, zu deren Würdigung Rec. nichts mehr hinzuzufügen nöthig haben wird. Hätte der Verf. seine Talente etwas mehr bearbeiten wollen, so würde derselbe vielleicht Etwas haben leisten können. Jetzt aber war es auf alle Fälle zu früh für ihn, ein solches Handbuch schreiben, und am allerwenigsten, Gegenstände des großen Dienstes bearbeiten zu wollen. Für wen daher dieses Handbuch brauchbar seyn sollte, kann man nicht begreifen. So viel hat indeß seine Richtigkeit, daß diese kurze Darstellung der gesammten Kriegswissenschaften, wie der Verf. sich auf dem Titel ausdrückt, für Officiers eines Generalstabes, denen er dieselbe vorzüglich bestimmt, ziemlich überflüssig seyn dürfte. Das Vorzüglichste in dem ganzen Buche ist die Zueignungsschrift an den Vater des Verf., welche dem Herzen desselben zur Ehre gereicht.

[illegible]

Neues militärisches Handbuch. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm von Saint-Paul, Königl. Preuß. Stabs-Rittmeister ꝛc. Des ersten Bandes erste Abtheilung. XXII und 528 Seit. nebst [illegible] Kupfern. Des ersten Bandes zweyte Abtheilung. 529—1282 Seit. Des zweyten Bandes erste Abtheilung, mit 2 Plans. VIII und 840 Seit. Des zweyten Bandes zweyte Abtheilung.

Nebst einem zweyten Titel:

Ueber die Kenntniß und Behandlung des Soldatenpferdes. Ein Handbuch für Officiere. Nach den besten Schriftstellern entworfen; von Friedrich Wilhelm von Saint-Paul. Breßlau, bey Korn. 1802. VI und 518 Seit. 8. 8 Rk.

Dieses Handbuch ist eigentlich für Kavallerie-Officiers geschrieben. Es ist, wie der Verf. in der Vorrede gesteht, durch Auszüge aus andern Schriften entstanden, und enthält manches Gute und Brauchbare. Vielleicht würde es jedoch noch zweckmäßiger geworden seyn, wenn der Verf. weniger weitläuftig gewesen wäre, und das Ganze, wenigstens auf die Hälfte, reducirt hätte. Denn derjenige, welcher eine Schrift von vier starken Bänden, zusammen von 1640 Seiten, als Handbuch zu benutzen den Eifer hat, wird sich auch wohl Gelegenheit zu verschaffen suchen, die Quellen selbst zu studieren; da ohne diesem Studium seine Ausbildung nur sehr unvollkommen seyn würde. Dieses großen Umfangs wegen, und in Rücksicht auf den der gegenwärtigen Anzeige zugemessenen Raum, ist es nicht möglich, den Inhalt dieser Schrift umständlich zu zergliedern. Der Verf. wünscht, daß seine Schrift nicht als schädlich oder überflüssig; sondern als wahrhaft nützlich erklärt werden möge. Dieß aber vermag Rec. nicht zu thun, ohne gegen seine individuelle Ueberzeugung zu schreiben.

Andre zu unterrichten, indem man sich selbst belehrt, wie der Verf. sagt, ist wahrlich nicht so leicht, oder eigentlich wohl unmöglich, weil der Unterrichtende, im Fall der Vortrag desselben vollständig seyn soll, mehr zu wissen nöthig hat, als gerade für den nothdürftigsten Bedarf erforderlich ist. — Es ist deßhalb zu bezweifeln, ob die gute Absicht des Verf. wird erreicht werden. Unter die schlechten Schriften ist dieß Buch keinesweges zu rechnen; aber auch nicht unter die vorzüglichen, nämlich unter diejenigen, welche einen großen Nutzen versprechen. Dieses Urtheil gründet sich auf die reiflichste Prüfung.

Die

Die Orthographie des Verf., nach welcher derselbe schreibt: vile, dise, Ohnvollkommenheit, Stilz, Ohn[illegible]keit, u. s. w. (wenigstens in der Vorrede) ist ebenfalls eine Eigenheit, welcher Rec. keinen Beyfall geben kann.

Besser wäre es gewesen, wenn das Mscpt. im Pulte liegen geblieben wäre, und der Verf. nach reiflichem Studium der darin abgehandelten Gegenstände, hätte ein neues Werk bearbeiten wollen.

Mh.

Historisch-chronologische Darstellung des wichtigen Feldzugs in Deutschland, vom Jahre 1800. Von Franz Eugen, Reichsfreyherrn von Seida und Landesberg, (ehemaligem Officiere in Kurkölnischen Diensten.) Mit einem Titelkupfer und einer Tabelle, welche alle den Fürsten und Ständen des schwäbischen Kreises auferlegten Kontributionen und Requisitionen enthält. Leipzig und Augsburg, bey Braun. 1802. VIII 540 und 40 Seiten. 8.

Für den Soldaten, hat Rec. in gegenwärtiger Schrift sehr Vieles vermißt, wie z. B. die strategische und taktische Entwickelung der Begebenheiten, die militairische Schilderung der Lokalitäten, und ein nach diesen Gesichtspunkten militairisch-wichtiges Raisonnement. Dagegen hat der Verf. sein Werk allerdings nur eine „historisch-chronologische Darstellung“ genannt; und in sofern auf den Rang eines militairischen Schriftstellers, im voraus Verzicht geleistet. Uebrigens ist diese Schrift, in so weit Rec. solches zu beurtheilen vermag, genau und vollständig in den Angaben, auch wird solche für den Geschichtsforscher, theils dieserhalb, theils wegen der beygefügten historischen Dokumente, nicht ohne Werth seyn. Der Styl des Verf. ist fließend, und über-

Der Hofchirurgus Bernstein, hat von der medicinischen Fakultät zu Halle die Doktorwürde erhalten.

Der Kurfürstl. Würtembergische Hofmedikus und erster Physikus in Ludwigsburg, Herr Doktor von Hoven, ist ordentlicher Professor der Medicin in Würzburg geworden.

Der bisher bey dem physikalischen Kabinette angestellt gewesene Professor, Herr C. W. Böckmann, in Karlsruhe, ist Professor der Mathematik und Physik am dortigen Gymnasium geworden.

Der Kurfürst von Baden hat den Professor der Naturgeschichte, Herrn Hofrath Dr. Gmelin, zu Karlsruhe, zum Mitgliede der Sanitäts-Kommission ernannt.

Herr Dr. J. W. H. Conradi, ist außerordentlicher Professor der Medizin in Marburg geworden.

Der Hofrath und Leibarzt Herr Dr. Jan zu Oettingen-Wallerstein, hat den Charakter eines Geheimen Raths erhalten.

Der Herzog von Sachsen-Gotha hat dem Herrn Geheimen Secretair Ewald zu Gotha, den Rathstitel ertheilt.

Der bisherige ordentliche Professor der Rechte und Hofgerichtsassessor zu Jena, Herr Dr. K. F. W. Mereau, ist Justizamtmann zu Themar, mit dem Prädikate eines Herzogl. Sachsen-Gothaischen Kommissions-Raths, geworden.

Herr Magist. Kirsten zu Göttingen, ist an des verstorbenen Eyrings Stelle zum Direktor des Göttingischen Gymnasiums ernannt worden.

Der Prediger der französischen Gemeinde in Potsdam, Herr Ermann, der die Retzowische Charakteristik des 7jährigen Krieges ins Französische übersetzt hat, ist von dem Könige von Preußen mit der großen goldenen Medaille der Akademie der Wissenschaften beschenkt worden.

Herr Dr. Molwitz hat von dem Kurfürsten von Würtemberg, für eine demselben übersandte Schrift, eine goldene, mit Perlen besetzte Uhr, zum Geschenk erhalten.

Herr

Herr D. W. Soltau in Lüneburg, als Uebersetzer des Hudibras, Don Quixote rc. bekannt, hat von dem Kaiser von Rußland, für seine übersandten Werke, einen kostbaren brillantenen Ring erhalten.

Der König von Preußen hat dem Herrn Schauspieldirektor Iffland eine beträchtliche Gehaltsvermehrung bewilligt.

Herr Dr. Succow, evangelisch-lutherischer Seits Professor an der Kameralschule, und Herr Dr. Daub, evangelisch-reformirter Seits Professor der Theologie zu Heidelberg, haben, zu gleicher Zeit, einen vortheilhaften Ruf als Professoren an der Universität zu Würzburg erhalten, aber nicht angenommen; nachdem der Kurfürst von Baden ihre Besoldung um ein Beträchtliches vermehrt hat.

Die Juristenfakultät zu Heidelberg, hat den Kurfürstl. Badischen Geheimen Räthen Brauer und Meier, und dem weltlichen Kirchenrathe Volz, das Doktordiplom zugeschickt.

Todesfälle.

1803.

Am 15ten August starb Herr C. A. Herzog, Dr. der Philosophie und Prediger in Ebersbach bey Zittau, 62 Jahre alt.

Zu Breßlau in den letzten Tagen des Augusts der Herr Geheime Kriegsrath von Mürschefahl. Man hielt ihn für den Verfasser des rühmlich bekannten Buchs von Schlesien.

Vor Kurzem auf einer Geschäfftsreise der Hessen-Darmstädtische Regierungsrath und Oberforst-Amts-Direktor zu Darmstadt, Herr G. C. Stockhausen, 65 Jahre alt.

Den 19ten September zu Mannheim Herr Michael Eichhorn, katholischer Stadtpfarrer und Dechant des Heidelberger Kapitels, ein Mann von sehr tolerantem Charakter.

Er

Er ist Verfasser eines Gesangbuchs, welches in den katholischen Kirchen der Rheinpfalz gebraucht wird.

Am 24sten September zu Marburg Herr G. W. Stein, Dr. der Medicin, Professor der Wundarzney- und Entbindungskunst, Direktor des Marburg. neuen Gebärhauses, Kurfürstl. Hessischer Oberhofrath, 66 Jahre alt. Bekanntlich war er einer der berühmtesten Hebammenlehrer Deutschlands.

Am 27sten September zu Pluskau bey Wohlau in Schlesien, Herr C. F. C. von Mützschefahl, Königl. Preuß. Geheimer Rath und Direktor der Schulen-Administration, 70 Jahre alt. Als Schriftsteller hat er sich durch mehrere Abhandlungen in den Schriften der schlesischen patriotischen Societät, deren Mitglied er war, bekannt gemacht.

Chronik deutscher Universitäten.

Heidelberg. 1803.

Den 18ten November erhielt Herr Johann Vanderbank die juridische Doktorwürde, nachdem er Theses ex universo jure defendirt hätte. Dr. Gambsjäger schrieb bey dieser Gelegenheit, als Präses und Promotor, eine Abhandlung unter dem Titel: Testamentum in genere, in specie inofficiosum una cum remediis juris systematice expositum. 74 Seit. 4.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1803.

Am 11ten Oktober, als dem Vorabende des Namensfestes Sr. H. D. des Kurfürsten von Pfalzbaiern, hielt die Kurfürstl. Akademie der Wissenschaften zu München eine öffentliche Versammlung, welcher Sr. H. D. der Kurprinz

[illegible] beywohnte. Herr J. Hardt, zweyter Kustos der mit der genannten Akademie vereinigten Nationalbibliothek, las eine Rede über den Zustand der Kurfürstl. Hofbibliothek überhaupt, und insbesondere über die griechischen Handschriften in derselben, welche auf 34 Seiten, bey Lindauer gedruckt ist.

Anzeige kleiner Schriften.

Ein paar Bemerkungen zur Beantwortung der wichtigen Frage: In wiefern ist es mit unserm Schulwesen in den letzten Jahrzehenden besser, und in wiefern schlechter geworden? Eine Einladungsschrift — von J. Herzberg, Inspektor des Landschullehrer-Seminars, und evangel. lutherischen Prediger bey der Dreyfaltigkeits-Kirche in Berlin. Berlin, bey Späthen. 1803. 20 Seit. gr. 8.

Der, um die ihm anvertraute nützliche Anstalt [illegible] verdiente Verfasser, redet in der Einleitung dieser Schulschrift von den Verdiensten, welche sich drey neuerdings verstorbene würdige Pädagogen und Jugendlehrer, Meierotto, Gedike und Splittegarb, um die wesentliche Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens erworben haben. Sodann äußert er sich über die, auf dem Titel aufgeworfenen Fragen dahin: daß es allerdings, seit den drey letzten Decennien, im Wesentlichen mit dem Schulwesen in Deutschland merklich besser geworden; doch aber noch Vieles zu wünschen übrig sey. Zu dem letztern rechnet er besonders: daß die Volksschulen regelmäßiger und zahlreicher besucht, der Unterricht in der Religion eifriger ertheilt, der Oberflächlichkeit im Unterrichte gesteuert, und nicht zu Viel und Vielerley gelehrt werde.

Korrespondenz.

Vom Rheinstrom.

Den 1sten December 1802 wird in Mainz die erste Volksschule nach Pestalozzi's Methode eröffnet werden. Herr Müller, von Ahrweiler bey Bonn gebürtig, kündigte sie an durch eine gedruckte Anzeige: Ueber Elementar-Unterricht nach Pestalozzischen Grundsätzen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Die (N. A. D. Bibl. LXXV. Bd. S. 139 f. recensirte) Schrift:

Der Evangelist Johannes und seine Ausleger von dem jüngsten Gericht. Hof, 1801. 8.

hat Herrn C. L. Vogel, Superintendenten und Pfarrer zu Wunsiedel, zum Verfasser.

Der Herr Professor Lenz zu Gotha, hat einige auswärtige Anträge abgelehnt, und bleibt in Gotha.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Fünf und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Erziehungsschriften.

Gumal und Lina. Eine Geschichte für Kinder, zum Unterricht und Vergnügen, besonders um ihnen die ersten Religionskenntnisse beyzubringen, von K. F. Lossius. Dritter Theil. Von neuem durchgesehene Auflage. Gotha, bey Perthes. 1802. 19 Bogen. 8. Mit 1 Kupf. 16 gr.

Wir pflichten vollkommen dem Lobe bey, das ein andrer Recensent der ersten Auflage dieses Buchs (B. 58. S. 499) ertheilt hat. Der Verfasser gehört unter dem zahlreichen Heere der Jugendschriftsteller, zu den wenigen, die, ohne in das Kindische zu fallen, sich zu der jugendlichen Fassungskraft herabzustimmen, und Unterhaltung und Belehrung aufs zweckmäßigste zu verbinden wissen. Da wir die erste Auflage nicht zur Hand haben: so ist es uns unmöglich anzugeben; ob die vorliegende im Wesentlichen verbessert sey! —

X.

Der neue Landschullehrer. Eine Fortsetzung des Landschullehrers von Moser und Wittich. Herausgegeben von Philipp Jakob Völter, Schul-

 lehrer

lehrer in Heidenheim an der Brenz. Ersten Bandes zweytes Stück. Tübingen, bey Herbrandt. 1803. 8. Von Seite 171 — 326. 8 gr.

Rec. hat dem ersten Stücke dieses Landschullehrers alles verdiente Lob gegeben. In diesem zweyten Stücke ist enthalten: 1) Welches sind die Ursachen und Folgen der häufigen Schulversäumnisse, und wie ist ihnen am besten abzuhelfen? Eine sehr gute Abhandlung des Herausgebers. Der Verfasser findet die Quellen der Schulversäumnisse 1) in den Aeltern. Sie sind zu arm, und suchen das Schulgeld und den Ankauf der Schulbücher zu ersparen; an Filialorten sind sie zu entfernt von der Schule; sie bringen den Kindern frühe einen Abscheu gegen die Schulen bey; sie behalten aus unzeitigem Mitleiden bey übler Witterung die Kinder zu Hause; sie haben keine Gewalt über ihre Kinder, um sie zur Schule anzuhalten, oder sind zu unaufmerksam, um darauf zu merken, ob ihre Kinder auch in der Schule gehen; sie sind zu geizig und habsüchtig, um das Schulgeld zu geben, und brauchen die Kinder lieber zur Arbeit; sie haben die Schule in ihrer Jugend selbst wenig besucht, und achten den Schulunterricht nicht; sie wollen nicht, daß ihre Kinder mehr lernen sollen, als sie selbst wissen; sie sind dem Schullehrer oft persönlich feind, oder glauben, daß die Kinder bey dem vorigen Schullehrer mehr lernen konnten als bey dem jetzigen, weil er eine andere Methode hat; sie lassen ihren Kindern oft außer dem öffentlichen, noch einen Privatunterricht im Hause geben; sie sind auch endlich gegen alles Neue, was in der Schule eingeführt wird, eingenommen.

2) In den Obrigkeiten. Und hier liegt auch nach der Meinung des Rec. die wahre Quelle des unfleißigen Schulbesuchs und der hauptsächlichsten Gebrechen des ganzen Schulwesens. Hier fehlt es an dem rechten Ernst, den doch eine so wichtige Sache, als der Schulunterricht ist, fordert. Es werden zwar, wie der Verf. sagt, von den höhern Obrigkeiten heilsame Gesetze zur bessern Einrichtung des Schulwesens gegeben; aber theils wird nicht darauf gehalten, theils geschiehet nicht Alles, was doch billig von der Obrig-

Obrigkeit geschehen sollte. Die elenden Schulstellen werden nicht verbessert, ungeschickte und abgelebte Schullehrer werden nicht von den Schulen entfernt und anderweitig versorgt; man läßt auch noch immer die alten unverständigen Schulbücher in den Schulen; man nimmt bey Besetzung der Aemter und Bedienungen keine Rücksicht auf Einsicht und Klugheit, und zieht den Reichen, den Günstling, dem verständigen Aermern, oder sonst Verachteten vor; in vielen Städten sind die Gränzen zwischen der öffentlichen Schule und den erlaubten Hausinformationen nicht gehörig festgesetzt und bestimmt; die Kinder können in großen Städten sich nach Belieben eine Schule wählen; man duldet auch noch Winkelschulen; man sorgt nicht genugsam für die Armen, deren Kinder daher arbeiten, und während der Schule Brodt verdienen oder betteln müssen. Zuweilen treffen auch die höhern Obrigkeiten die nöthigen Vorkehrungen zur Verbesserung der Schulen; aber diejenigen, die ihre Verordnungen ausführen sollen, wirken nicht aus allen Kräften mit. Die geistlichen Vorsteher thun ihre Pflicht nicht, oder doch mit Nachlässigkeit. Die weltlichen Ortsvorsteher, Beamte, Gerichtshalter, Magisträte, versäumen ihre Pflicht, und glauben, daß es außer dem Kreise ihres Amtes liege, für die Verbesserung der Schule zu sorgen; oder sie hindern die geistlichen Schulvorsteher an der Ausübung ihres Amts, und versagen ihnen ihre Hülfe, die sie nach den Gesetzen von ihnen erlangen sollten, wodurch denn endlich die geistlichen Vorsteher auch müde werden, und alles beym Alten lassen.

3) In den Schullehrern, wegen der geringen Achtung, worin manche durch ihre Unsittlichkeit oder Unwissenheit bey den Aeltern und Kindern stehen; wegen der Unlust und Verdrossenheit, womit sie unterrichten; wegen ihrer schlechten, den Kindern so lästigen, Lehrart; wegen ihrer üblen Laune und ihres allzugebieterischen Tones; wegen der fremden Arbeiten während den Schulstunden; weil sie es unterlassen, mit den Aeltern über den Schulbesuch der Kinder Rücksprache zu halten, und weil sie die Nachlässigen nicht gehörig anzeigen.

4) In den Kindern. Diese sind weit weniger Schuld an der Versäumniß der Schule; sondern die meiste Schuld liegt immer an den Aeltern, Obrigkeiten und Schullehrern.

 Indes=

Indessen giebt es doch auch manche boßhafte Kinder, die aus mehrern Ursachen die Schule versäumen.

5) In so manchen verjährten Mißbräuchen, nämlich a) daß das nöthige Holz zur Heizung der Schulstube von den Kindern während den Schulstunden getragen wird; b) daß die Kinder dem Schullehrer oder dem Pfarrer allerley Arbeiten thun müssen; c) daß der Unterricht der Konfirmanden während den Schulstunden gegeben wird; d) daß man die Kinder zu allerley Geschäfften braucht, als zum Auflangen der Dachziegel auf ein neues Dach, zur Jagd, zum Bothenlaufen; e) daß den Kindern erlaubt wird, über Feld zu Hochzeiten, Kindtaufschmäusen, oder zum Zusehen bey andern Feyerlichkeiten zu gehen; f) bey Trauerfällen in der Familie bleiben die Kinder aus der Schule, um ihnen erst die nöthige Trauer anzuschaffen; g) viele Kinder müssen im Sommer das Vieh hüten; manche werden h) zum Wildkehren gebraucht, und i) werden den Kindern zu oft Ferien gegeben.

Die schädlichen Folgen dieser Schulversäumnisse sind unzählbar. Der Unterricht, die Zucht und die ganze Bildung der Jugend leidet dabey; der geschickteste Lehrer kann in solcher Schule wenig nützen, kann nicht nach Klassen unterrichten, und am größten ist der Schade beym Unterrichte in der Religion. Der Schaden der Schulversäumnisse kann durch den Unterricht des Predigers, bey der Präparation zum Abendmahl, nicht ersetzt werden, weil er zu kurze Zeit dauert, und die besten Köpfe um der schlechtern willen hier auch versäumt werden müssen. — Bey den Schulversäumnissen leidet ferner auch die Zucht und die ganze Ordnung der Schule, auch die ganze Sittlichkeit. Auch der Lehrer verliert dabey allen Muth, weil er seinen Kindern nicht recht nützlich werden kann; oder wird wohl gar dadurch endlich selbst träge und nachlässig.

Die Mittel, dieses Uebel der Schulversäumnisse zu heben, sind: 1) Geschärfte Befehle der höhern Obrigkeiten; 2) öftere Bekanntmachung derselben von der Kanzel, mit beweglichen Ermahnungen der Prediger; 3) strenges Halten auf diese Befehle und Strafe für die Uebertreter derselben. Die reicheren Aeltern sollen am Gelde, die ärmern mit Gefängniß oder oft auch umgekehrt gestraft werden.

(Der-

(Dergleichen unausbleibliche Strafen sind durchaus nöthig, besonders auf dem Lande, und ohne diesen wohlthätigen Zwang und Ernst der Obrigkeit, wird das Schulwesen nie verbessert werden.) »Die Kinder,« sagt der Verf., »gehören »dem Staate, wer sie versäumt, muß als ein Staatsver»brecher angesehen werden. Sind unsre Kinder einst Tau»genichtse, wem fallen sie zur Last, als dem Staate?« — Auch eine besondere Schulkommission, die die Schulen zu unbestimmten Zeiten besucht, würde sehr nützlich seyn; ferner besseres Gehalt der Lehrer, helle und geräumige Schulstuben, gute Lehrbücher, eine solche Einrichtung, daß Kinder, die nicht so lange entbehrt werden können, als die Schulstunden dauern, in gewissen Stunden aus der Schule entlassen werden können, wozu hier Vorschläge gethan werden, wobey den Aeltern der Verwand genommen wird, wenn sie ihre Kinder zu Hause behalten. Zu gewissen Zeiten muß auf dem Lande die Schule ganz frey gegeben werden, und die Obrigkeit muß die Dauer dieser Vakanzen bestimmen. Die eben angeführten Mißbräuche sollen abgeschafft, ärmere Kinder unterstützt und freygehalten, auch in Industrieanstalten zur Arbeitsamkeit gewöhnt werden; Dienstherrschaften, welche Kinder unter 14 Jahren in Diensten haben, müssen angehalten werden, die Kinder zur Schule zu halten. Kinder die etwas gelernt haben, und rechtschaffen sind, sollen mit Achtung begegnet, und bey nachherigen Beförderungen den ungeschickten und unmoralischen, auch wenn sie noch so reich sind, vorgezogen werden; die Namen nachlässiger Aeltern sollen von der Kanzel verlesen, und daß dieß geschehen solle, vorher bekannt gemacht werden; Schulprüfungen sollen in der Kirche in Gegenwart des Patrons gehalten, unfleißige Kinder von der Präparation zum Abendmahl abgewiesen werden. Schullehrer sollen mehrere angezeigte Mittel anwenden, um Aeltern und Kinder zum fleißigen Schulbesuch zu bewegen. —

Man siehet aus diesem ganzen Aufsatze, wie vortrefflich Hr. Völker diese ganze Materie von der Verbesserung der Schulen durchdacht, und wie reiche Erfahrungen er gesammlet hat, um es recht deutlich zu lehren, worauf es bey derselben eigentlich ankommt. Rec. wünscht von Herzen, daß diese Abhandlung recht viel Nutzen stiften möge.

1. Kurzgefaßte Darstellung der Mängel im Landschulwesen des Herzogthums Kleve, so wie der Mittel zu dessen Verbesserung, von F. H. Grafen von Hacke (,) Erbkämmerer des Herzogthums Kleve, u. s. w. Ohne Verlagsort. 1802. 32 S. 8. Geheftet. 5 gr.

2. Ueber die Hindernisse der Landschulenverbesserung, und wie und durch wen diese wegzuräumen sind, u. s. w. Allen, die für Menschenveredlung wirken können und sollen, zugeeignet von E. Busch, Prediger zu Dinker bey Soest. Lippstadt, b. Lange. 1802. VI. u. 95 S. 8. 6 gr.

3. Verzeichniß einiger auserlesener Schriften zur Anlegung einer kleinen Landschul-Bibliothek; entworfen von B. C. L. Natorp, Prediger zu Essen. Essen, b. Bädeker. 1802. 37 S. gr. 8. 3½ gr.

Was alle 3 Schriften für das Landschulwesen bezwecken, das geben die Ueberschriften dieser Blätter zu erkennen.

Nr. 1 entspricht völlig seiner Bestimmung. Der gelehrte Verf. zeigt hierin praktische Kenntniß vom Zustande des Schulwesens im Klevschen (ostseit Rheins); wobey er sowohl auf die schlechten Schulgebäude, als auf den äußerst dürftigen Gehalt der Schullehrer, und die durchgängige Unwissenheit der Schullehrer selbst, Rücksicht nimmt, wobey der Unterricht der jungen Landleute durchaus rückgängig werden müsse, statt, nach der Absicht des Staats, in der Kultur fortzuschreiten. Die Schulstube zu Duiven, die 320 Q. Fuß groß, und für 110 Schulkinder bestimmt ist, wird als Kontrast der Schule zu Grüssen angeführt, die für 200 Schulkinder nur eine Fläche von 20 Q. Fuß enthalten soll. Hat der Hr. Graf sich bey der letzten Angabe nicht geirret? S. 9 ff. wird mit Recht über den Gehalt der Schullehrer auf dem Lande im Klevschen geklagt, wodurch

durch die Schullehrer genöthiget werden, ihren Lebensunterhalt entweder durch eine Profession, oder, nach vollendeten Schulstunden, durch Taglöhnergewerbe zu suchen. Die Vorschläge, die der Herr Graf zur Abhülfung des Uebels (bessern Unterricht, durch tüchtige Subjekte, auf dem Lande einzuführen), sind in jeder Hinsicht empfehlungswerth.

Nr. 2 greift ungleich tiefer und specieller in die Ursachen und Wirkungen der Hindernisse ein, die bisher der Landschulenverbesserung sich entgegensetzten; was in Nr. 1 vom Klevischen gesagt wird, gilt hier für die Grafschaft Mark, die zusammen unter einem Ober-Provinzial-Konsistorio der Klev-Märkischen Regierung besteht, wiewohl auch die Winke, welche der einsichtsvolle Verf. von Nr. 2 überall mittheilt, auch außerhalb den Gränzen besagter Provinzen, nützlich und anwendbar seyn dürften.

In Nr. 3 handelt der Verf. in 12 Paragraphen, wie und auf welche Art eine Landschullehrer-Bibliothek angelegt werden kann und muß; dann folgt ein kritisches Verzeichniß der Schriften, die ein solches Institut, das in 3 Abtheilungen zertheilet wird, enthalten soll. Die Bücher sind alle mit Auswahl gesammelt. Manches Buch scheint der Sammler aber nur aus andern Kritiken zu kennen.

A.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Das Interesse des Menschen und Bürgers bey den bestehenden Zunftverfassungen. Königsberg, bey Göbels. 1803. 332 S. 8. 20 gr.

Eine kleine, an Stoff reiche, und an Darstellung treffliche Schrift. Der Verf. geht vom Ursprunge der Zünfte aus. Sie waren Folgen der Nothwendigkeit, den Kunstfleiß mitten in der Anarchie zu retten, in welcher das Lehnswesen Europa stürzte. Handwerker bildeten Vereine, deren Zweck war, unter sich selbst nach eigenen Gesetzen Policey zu verwalten. Ein dringendes Bedürfniß des Zeitalters, dessen

Befriedigung die ohnmächtigen Staaten nicht zu verschaffen wußten. Die Städte gewannen an Ordnung und Festigkeit, welche ihnen eine überwiegende Macht verschaffen; und die Handwerker erwarben sich Ansehen und Achtung, und beförderten damit die Vervollkommnung der mechanischen Künste.

Bald aber zeigten diese Vereine einen selbstsüchtigen Charakter, und bildeten große monopolistische Gesellschaften. Ihr Verfahren war zum Theil nur Nothwehr gegen die andern Stände. Jetzt kann das leicht sehr nachtheilig werden, was Anfangs nützlich war.

Seitdem die Autorität der Staaten wieder fest begründet ist, kann ohne zahlreiche Mißverhältnisse keine selbstständige Privat-Policeygewalt neben der öffentlichen bestehen.

Finanzbedürfnisse größerer Staaten, Schwäche kleinerer, und die Abhängigkeit des Nordens vom deutschen Kunstfleiß haben dennoch die Zünfte bis jetzt erhalten.

Mit Unrecht achtet man die Zünfte als Gewährleister der bürgerlichen Gerechtsame. Sie vertheidigen Vertheilungen der Arbeiten, die jetzt unbrauchbar sind, und gleich Anfangs nicht nach durchdachten Grundsätzen bestimmt wurden — sie vertheidigen nicht sowohl die bürgerlichen Gerechtsame, als ihre eigene Monopolien, wenn sie sich der Ansiedelung unzünftiger Arbeiter wiedersetzen. Ihre Ehrenrechte sind meist Armseligkeiten und schädliche Vorurtheile. Es sind mangelhafte Institute zur Fortpflanzung menschlicher Kunstfertigkeit, welches in den § 23 bis 29 ausgeführt wird.

Die Konkurrenz zieht der Verf. den Policeytaxen vor, und erklärt die Entstehung der Gerechtigkeit, z. B. Braugerechtigkeiten, Barbierstuben rc., für die übelste Folgen geschlossener Zünfte.

Die Zunftverfassungen legten dem Publikum ungeheure Abgaben, Entschädigung für alle Auslagen, Zeitverlust und mangelhafte Bearbeitungsart, die durch das Zunftwesen veranlaßt wurden, auf.

Selbst die Handwerker verlören durch ihr Monopol mehr, als sie dabey gewönnen; doch seye von ihnen, ohne äuße-

äußeren Anlaß keine Umwandelung zu erwarten. Der Staat solle hierbey ganz offen zu Werke gehen, und die Regierung bestimmt erklären, daß sie die Umwandelung nicht allein veranlassen, sondern auch die mitwirkende Zünfte unterstützen wolle.

Das Gesellenwandern, welches die Verbindung der Zünfte unterhielte, könne nicht durch Verbote, sondern durch Reformen mancher Handwerksmißbräuche gehindert werden. Viel würde gewonnen seyn, wenn auf diese Art große Staaten ihre Zünfte außer Verbindung mit denen der kleinen Staaten setzten.

Zur allmähligen Auflösung der Gerechtigkeiten ohne Zuschuß des Staats, wird ein Plan mitgetheilt. Alle übrige Maaßregeln schienen vorerst mehr reformirend als auflösend seyn zu müssen.

Wo bisher keine Innung war — wo nur wenige Meister von einem Gewerbe sich befinden, und wo die Mitglieder eines Gewerks nicht an einem Ort beysammen leben, da könnte man anfangen, die Handwerker der Zunftverfassung zu entlassen. Man könnte die Gesellengeschenke aufheben, die Verhältnisse zwischen Meister und Gesellen verbessern, das Wandern einschränken, die unzweckmäßige Meisterstücke abschaffen rc.

Vom unaufhaltsam fortwirkenden Geist der Zeit sey vornehmlich noch die gänzliche Befreyung des Gewerbfleißes zu erwarten.

Totale Auflösung der Zunftverfassungen ist nach dem allen letzte Absicht.

So trefflich der Verf. seinen Gegenstand bearbeitet hat, so Manches davon zu wünschenswerthen Reformen zu benutzen ist, das Schädliche wegzuschaffen, und das Bleibende den jetzigen Verhältnissen mehr anzupassen; so findet doch Rec. in dem allen noch keine Ueberzeugung, die ihn für die totale Umwandelung, oder Auflösung, welches dem Verfasser doch wohl eins seyn wird, bestimmen könnte.

Freye Konkurrenz, unter der Policeyaufsicht des Staats, soll den Zunftsystemen substituirt werden.

Sind

Sind denn aber wirklich sämmtliche europäische Staaten im Stande, die unter die Zünfte vertheilte Gewerbspolicey zu übernehmen, und besser als sie zu besorgen? Werden und können sie, bey dem großen Aufwand, welchen die stehende Heere erfordern, soviel darauf verwenden, als erforderlich ist? Sieht es doch, leider! noch allermeist übel genug um die Policeywirkung in ihrem dermaligen beschränkteren Kreis aus, was wird zu erwarten seyn, wenn ihr so ein ungeheures Detail aufgebürdet werden sollte?

Besteht der Wohlstand eines Staats, besonders eines solchen, der, wie Deütschland, am wenigsten Theil, für großen Seehandel geschicktes Küstenland ist, in der Wohlhabenheit des Mittelmanns und in der Leichtigkeit, sich in diesen Stand hineinzuarbeiten: so möchten zur Erhaltung und Vermehrung desselben in den Städten, wohl gebildete und gut geleitete Zünfte mehr beytragen, als gänzliche Gewerbsfreyheit. Extremen berühren sich, und so führt eben diese Freyheit unmittelbar zu harter Sklaverey unter den Geldadel. Der reiche Fabrikant und Handelsmann weiß sich, ohne Privilegien, die allerschädlichsten Monopolien zu verschaffen, tilgt den Mittelstand aus, und es erscheint eine Lücke von ihm bis zum Tagelöhner, den er bis zum kümmerlichsten Leben bezwackt. Waren je Zünfte nöthig, so war es zur Zeit des Hanseebundes. Hätten sie nicht schon vor demselben bestanden: so würde Deutschland bald in denjenigen sklavischen Zustand gefallen seyn, der sich allenthalben dort findet, wo dem mit Geld herrschenden Kaufmanne keine gesellschaftliche Kraft der Arbeiter entgegen wirkt. Auch war es nicht bloß Eifersucht, wenn die Regenten diesem Bund entgegenarbeiteten. Hätten aber nicht die Zünfte der alles verschlingenden Habsucht Gränzen entgegengesetzt, hätte eine allgemeine Gewerbsfreyheit den Kaufleuten die Mittel verschafft, den Arbeitslohn auf das Geringste herabzusetzen, welche Ohnmacht der Fürsten würde die Folge gewesen seyn!

Nach völliger Auflösung der Zünfte kann immer wieder so ein Geldadel entstehen, und der würde nur noch weit schwerer zu demüthigen seyn, als jener. Wozu all würden ihm nicht Staaten- und Regenten-Schulden und die Gewerbsfreyheit — Unterstützungen, die ihm ehemals größtentheils fehlten — den Weg bahnen!

Es

Es ist also noch nicht ausgemacht, daß dem Bürgerstand, und, man kann hinzusetzen, den Fürsten, die Zunftverfassung nicht mehr als Nothwehr dienen könne.

So lange jene Klasse edler Staatsbürger besteht, welche den ausschließlichen Anspruch auf die ersten Staatsämter und auf die Umgebung der Regenten mehr als innungsartig forterbt, nachdem das Lästige ihrer ersten Bestimmung längst verschwunden ist: so lange möchte es schwer fallen, den Bürgerstand, der das Lästige und den Zweck seiner Innungen beybehalten hat, zu überreden, daß er wohl daran thue, diese aufzugeben, und vereinzelt sich möglichen Ungerechtigkeiten anderer Stände auszusetzen, Ungerechtigkeiten, die unter dem geheiligten Namen der Regierung verborgen werden können, und welchen Korporationen ihn zu begegnen vermögen, als arme Individuen, nicht als Empörer, sondern als Wesen, die mehrere Achtung genießen und mehr Vermögen besitzen, die Wahrheit zu entschleiern und vor den Thron zu führen.

Wenn Meister einer Innung ihren Kindern und Wittwen gewisse Vorzüge in Bezug auf Gewerbsbetrieb hinterlassen, wenn sie dieselben damit für unverschuldeter Armuth schützen: so möchten doch wohl die daraus erwachsenden Nachtheile so groß nicht seyn, als die dem Staat heimfallende Unterhaltungskosten der Menge gewerbloser armer Nachkömmlinge der Meister aufgelöster Innungen. Gewiß aber unbedeutender als die Forterbung vorerwähnter Ansprüche. Uebrigens bezieht sich Rec. auf des Verf. eigene Worte S. 139: »keine menschliche Einrichtung ist ohne »mögliche Mängel; man muß zufrieden seyn, wenn der »Nachtheil nur zufällig und vorübergehend, der Vortheil »aber wesentlich und bleibend ist.«

Würde man sich allenthalben angelegen seyn lassen, die bestehenden Gewerbszünfte dem Geist der Zeit gemäß zu verändern — würde man zugleich die mit dem Zunftsystem der fabricirenden Gewerbe ganz und gar nicht zu vereinbarenden Kramer- und Handlungsinnungen auflösen, allen Handel groß und klein zum gemeinen innungslosen Gewerbe erheben: dann würde vielleicht alle Tendenz zur Totalauflösung der Gewerbsgesellschaften von selbst verschwinden, und man sich allgemein überzeugen, daß die Vortheile

ihres

ihres Daseyns die unvermeidlichen Nachtheile derselben weit übertreffen.

Uebrigens hatte Rec. mehrmal Gelegenheit zu bemerken, daß die ärgsten Feinde der Zunftverfassungen am wenigsten mit ihrer Verbesserung sich befassen mögen. Es scheint ihm daher hierin ein Hauptgrund zu liegen, warum so wenig an der Reform der Zünfte gearbeitet wird; die doch bey einer klugen Behandlung bey weitem so schwierig nicht seyn mag, als sie zuweilen dargestellt wird.

Materialien zur Policey- Kameral- und Finanz-Praxis für angehende praktische Staatsbeamten, von D. Heinrich Bensen, Prof. zu Erlangen. Zweyten Bandes zweytes Heft.

Dasselbe. Zweyten Bandes drittes Heft, mit einem Register von S. 159 bis 646.

Dasselbe. Dritten Bandes erstes Heft. Erlangen, bey Palm. 1803. 190 S. 8. Jedes Heft 14 gr.

Der Verf. theilt im 2ten Heft des 2ten Bds. folgende Muster mit: eine Relation aus Policeyakten, angeschuldigte Unterschleife eines Almosenverwalters betreffend — eine Relation aus Finanzakten, über den Umlauf kleiner konventionsmäßiger Münzen — Relation aus Kameralakten, Vertheilung der Gemeinheiten; sodann zwey Entwürfe über den Getraidehandel und über die Accise.

Im dritten Heft handelt derselbe von Deduktionen. Außer der Fortsetzung der Abhandlung über die Accise, folgt hier noch eine über den Obst- und Gemüsbau auf den Dörfern, nebst dem Register.

Das erste Heft des dritten Bandes beschäfftigt sich mit dem verfügenden oder bestimmenden Geschäfftsstyl. Von Dekreten und von Reskripten. Dabey zwey Entwürfe über Gesellschaften im Staat, zum Handel mit inländischen Produkten, und vom Wandern der Handwerksgesellen.

Noch

Noch immer ganz gut für Anfänger, wofür diese Schrift bestimmt ist. Dabey dürfen dieselben aber nicht unterlassen, fleißig Akten zu lesen — Arbeiten würdiger Vorgänger sich zu Muster zu wählen, und sich zu bemühen, dieselbe wo möglich an mit Gründlichkeit verbundener Kürze noch zu übertreffen.

Der für sein Ideal eingenommene junge Mann fehlt hierin gemeiniglich am meisten. Statt eine treue, kalte Darstellung zu liefern, ohne alle Blumen, reißt ihn sein Eifer leicht über die Gränzen selbst zu Deklamationen hin. Indessen liefert der Phlegmatiker das Gegenstück, und übergeht aus Trägheit, was jener im Eifer überspringt. Aeußerst nothwendig sind deßwegen wechselnde Korreferenten. Dadurch ergeben sich von selbst Zurechtweisungen, welche mehr als alles Andere zu Besserung des Verbesserlichen dienen. Nie sollte ein Referent vergessen, in welcher Gesellschaft er spricht — niemal mit den sogenannten Gemeinplätzen unterhalten, auf allgemein anerkannte Grundsätze und Maximen nur hindeuten, wo es erforderlich ist. Vorzüglich muß er den Schein meiden, als höre er sich selbst gern, oder als wolle er seine Kollegen in den Anfangsgründen unterrichten.

Wahr ists, zuweilen fügt es sich, daß eine Verschiedenheit der Meinungen selbst über Grundsätze erscheint. Allein wenn ein kluges Direktorium dieses bemerkt: so veranlaßt es bald darüber eine eigene besondre Deliberation, sucht dabey die etwaige Mißverständnisse auf, und bemüht sich, sie zu heben. Will dieses nicht gelingen: so entscheiden die meisten Stimmen, oder es wird eine höhere Entscheidung eingeholt.

IV.

Die neuere Literatur der Policey und Kameralistik, vorzüglich vom Jahr 1762 bis 1802. Nach alphabetischer Ordnung der Gegenstände, und nach der Chronologie gesammelt und herausgegeben von D. Karl Gottlob Rössig, Prof. zu Leipzig rc. Erster Theil. Von A. bis H.

Chemnitz, bey Jakobäer. 1802. VIII. u. 325 S. — Zweyter Theil. Von J. bis Z. Ebendas. 1802. IV. und 352 S. gr. 8. Beyde Theile zusammen 2 Rt. 16 gr.

Wer in unsern Zeiten es unternimmt, ein Repertorium der Literatur für diese oder jene Wissenschaft zu schreiben, von dem erwartet man mit vollem Rechte, daß er die Mängel seiner Vorgänger verbessert, die Lücken derselben allenthalben ausfüllt, und sonach den Foderungen des Publikums, dessen Sachwalter die Kritik ist, so viel als möglich Gnüge leistet. Freylich ist es kein geringes Unternehmen, eine wissenschaftliche Literatur zu schreiben, zumal eine solche, die für die Zeitgenossen und die Nachkommenschaft gemeinnützig wird; dieß kennt Rec. aus eigener Erfahrung. Die Bearbeitung desselben, wenn sie zweckmäßig seyn soll, ist daher schwerer, als sich Mancher denkt. Denn es kommen darin so viele Gegenstände zu beobachten vor, die, um eine solche Literatur-Nachweise zu einem wissenschaftlichen, oft sehr unvollständigen, Bücherkataloge nicht herabsinken zu lassen, wo nicht alle, doch gewiß zum größten Theile befriediget werden müssen, wenn der Zweck: Vollständigkeit, Gemeinnützigkeit und allgemeine Brauchbarkeit zu befördern, erreicht werden soll. — Beabsichtiget man aber nichts weiter, als irgend einen verlegenen literarischen Auktor aus dem Anfange der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit alten und neuen Büchertiteln zu ergänzen, ohne sich um den Werth oder Unwerth des Buchs, dessen Stärke und Format, seiner ein- oder mehrmaligen Ausgaben, Uebersetzungen und gänzlichen Umänderungen, auch der damit verbundenen Schicksale, zu bekümmern: alsdann ist die Bearbeitung eines solchen literarischen Repertorii nicht nur leicht; sondern sie ist vielmehr das Werk eines Halbgelehrten, oder fleißigen Bücherladen-Dieners, deren sich mit Recht ein deutscher Gelehrter, zumal ein solcher, schämen muß, der in mehrern wissenschaftlichen Branchen durch seine Schriften auf Ruhm und Achtung den gerechtesten Anspruch machen kann, wovon die N. A. D. Biblioth. so viele Proben gegeben hat. — Gerade in diesem Falle befindet sich das vorliegende Werk, das unter allen, die von seinem achtungswerthen Verf. bisher ins Publikum beför-

dert worden sind, das allerschlechteste ist. Wir sagen dieses aus Pflicht, aus Liebe zur Wahrheit, nach dem Gefühle unserer Ueberzeugung und Einsicht, — keinesweges aber, um dem schon längst anerkannten Ruhme des Verfassers, in irgend einer Beziehung zu nahe zu treten. Wir wollen davon Beweise geben, um Hrn. R. zu überzeugen, daß die vorliegende Arbeit unter dem Werthe der Mittelmäßigkeit ausgefallen ist. Daß seit den Jahren 1762, als Bergius Kameral. Bibl. (Nürnb. 1762, XII. u. 706 S. gr. 8.) erschien, für die Literat. der Policey und Kameralistik bisher nichts herausgekommen, ist richtig; auch erkennen wir mit Dank, daß unser Verf., wenn er ja nicht das angeführte Beginssche Werk für unsere Zeiten völlig umarbeiten wollte, die Literatur jener beyde, auf dem Titel genannten, Wissenschaften, seit 1762 bis 1802 anzufertigen unternahm. Würde es aber, um etwas Systematisches zu produciren, nicht ungleich besser und verdienstlicher gewesen seyn, wenn er dergleichen Arbeit von 1760 bis 1800 einschließlich, etwann in der Manier, wie Hr. Gatterer sein allg. Repertor. der Forstwissensch. Lit. bearbeitete, dabey Stärke, Format, und was das Vorzüglichste ist: den Werth des Buchs, in kurzen kritischen Bemerkungen, mit Hinweisung der Quellen der Kritik, angegeben hätte?? Jetzt aber erhalten wir eine trockene Ergänzung des Bergius, der durchaus zum Muster gewählet, dessen Format und Einrichtung zum Grunde gelegt, und in mancher Hinsicht, wie durch die Weglassung einzelner und ganzer Sammlungen verschiedener Landesverordnungen und Beschlüsse, in und außerhalb Deutschland, noch überdem verschlechtert worden ist. Die Entschuldigungen gegen dieses alles, in der Vorrede zum 1sten und 2ten Bde., rechtfertigen dergleichen Verfahren keinesweges; zumal bey einem Schriftsteller, der sich durch andre gelehrte Werke rühmlichst ausgezeichnet hat, mithin auf keine Weise in die Klasse der unnützen Kompilatoren und zwecklosen Bücherschreiber gesetzt werden kann. Wie wenig endlich außer dem Mangel der angezeigten Erfodernisse, auch dieses wissenschaftlich, nach systematischen Branchen eingetheilte Bücherverzeichniß, auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, mögen folgende wenigen Proben als Belege bestätigen: S. 8. Ackerbau. Hier fehlen, außer einer Menge deutscher Schriften, auch: De tientallige Verdeling der nieuwe

Maaten en Gewigten, door *G. J. Palthe*, à Amsterdam 1800. 40 S. gr. 8.; *van Swinden* over allgemeene Maaten en Gewigten, Haarlem 1801. 2 Deelen. 764 S. gr. 8. — Im Art. Asseкuranz, S. 53, fehlt die von Magens selbst verfertigte englische Uebersetzung des Vers. ob. Assekur. Lond. 1755, 2 Thle. 4. Deßgleichen S. 54 von Emerigons trait. des assuranc., die Pariser Ausg. 1784; 2 Vol. gr. 4. — Ebendas. sind von Baldasseroni Delle assecurazioni — nicht 2, sondern 3 Theile in 4. vorhanden. Auch fehlt daselbst *J. A. Park* a system of the law of marine insurances, Lond. 1787. gr. 8. überdem ist der Titel von Siveking Assekur. —, — versicherten. Gött. 1791, unrichtig angegeben; er muß heißen: Siveking &c. von Assekuranz für Rechnung eines ungenannten Dritten. Hamb. 1791. 8. Endlich fehlt aus dem Codice per la Veneta mercantile marina in Venez. 1786. 4. Part. II. Tit. VI. und aus dem Recueil von Zeezaaken, Tom. I—VI. Hagae 1730 — 1759. alle die Artikel, welche die Staats-Policey für das Versicherungswesen festgesetzt hat. — Aus dieser kleinen Probe wird der Verf. von der Unzulänglichkeit seiner fehlerhaften Arbeit überzeugt werden.

A.

Memoiren über die dänischen Finanzen, vorzüglich in Rücksicht auf allgemeine Staatswirthschaft, von C. U. D. von Eggers. Zweyter Band. Hamburg, bey Perthes. 1801. 368 Seiten. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Der erste Band dieser reichhaltigen Memoiren ist in unserer Bibliothek, Bd. 62. S. 489 angezeigt worden. Auch der jetzige besteht, wie jener, aus Vier schon vormals gedruckten und Einer jetzt zum erstenmal erscheinenden Abhandlung. Folgendes sind ihre Titel: 1) Einige Bemerkungen über Abgaben und deren Erhebung. S. 3. 2. Ueber die Realisirung der Kopenhagener Bankzettel, und die Einrichtung der neuen dänischen und norwegischen Species-Bank. S. 59. Zu diesem Aufsatz gehören fünf Beylagen, die auf Errichtung und innere

Ver-

Verfassung jener Bank Beziehung haben. 3. Bemerkungen über den Kours des Geldes, der Wechsel und der Staatspapiere in Kopenhagen, in den zehn Jahren von 1788 bis 1797. 4. Ueber Popularität und Publicität der Finanzverwaltung in Dänemark. S. 249.

Diese vier Abhandlungen waren in dem deutschen Magazin abgedruckt; haben aber bey dieser neuen Erscheinung, in nicht unerheblichen Abänderungen und Zusätzen, die bessernde Hand des Verf. erfahren.

5. Untersuchungen über die allgemeine Handelskrisis zu Ende des Jahres 1799, und das Verhalten der dänischen Finanzen bey dieser Verwirrung. S. 270. Mit acht Urkunden und 7 Tabellen, die als Beylagen zu diesen Untersuchungen gehören. Ein großer Theil dieses Aufsatzes enthält die nach Büsch und andern Schriftstellern erzählte Geschichte der Hamburger Handelsverwirrungen vom Jahre 1799. Von demjenigen, was ihm eigenthümlich ist, wünschte Rec. seinen Lesern eine genaue Darstellung zu geben: er hat daher einen Auszug versucht; aber sich überzeugt, daß, um ihn verständlich und belehrend zu machen, eine Umständlichkeit nothwendig wäre, welche diesen Blättern nicht angemessen bleiben würde. Er beschränkt sich daher auf die allgemeine Versicherung, daß kein Leser, der Sinn für staatswirthschaftliche Untersuchungen hat, diese Abhandlung ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

In der Recension des Ersten Bandes bemerkte Rec., daß die Behauptung des Verf., die Zettel der dänischen Speciesbank würden, gleich denen der schleswig-holsteinischen Speciesbank, in den Herzogthümern bey allen Zahlungen angenommen, ungegründet sey, indem die erstern einen Verlust von einigen Procenten, seit verschiedenen Jahren, erlitten. Der Verf., der bey Abfassung seiner vorgedachten Abhandlung jene Rec. noch nicht kennen konnte, giebt über das bemerkte Phänomen einen Aufschluß, der zugleich ihn selbst und den Rec. rechtfertigt, und auf welchen wir unsere Leser insbesondere hiermit aufmerksam machen.

Mr.

Technologie.

Annalen der Gewerbskunde (,) oder das Neueste aus dem Gebiete der Manufakturen, des Handels und des Ackerbaues. Aus dem Französischen übersetzt und durchgesehen von J. Ch. Gotthard ꝛc. Zweytes u. drittes Heft. Hamburg u. Mainz, bey Vollmer. 1802. 8. Jedes Heft mit 4 Kupfern. Geh. 9 gr.

Das erste Heft dieser Annalen ist schon im 73sten Bande der N. A. D. B. S. 503, jedoch mit dem Druckfehler im Titel, Gerhard statt Gotthard, angezeigt worden. Die französ. Zeitschrift, welche hier, nach den vorliegenden Heften zu urtheilen, ohne alle Noten und Berichtigungen, deutsch erscheint, heißt: Annales de Manufactures, des arts etc., und verbreitet sich über Technologie, Metallurgie, Hydraulik, schöne Künste ꝛc. Die Kupfer, die den Text erläutern sollen, sind unter aller Mittelmäßigkeit auf Druckpapier abgezogen.

Allgemeine Annalen der Gewerbkunde (,) oder: allgemeines physikalisch-botanisch-mechanisch-chemisch-ökonomisch-technisches Magazin, u. s. w. Verfaßt von mehrern Gelehrten, und herausgegeben vom M. Joh. Chr. Hoffmann, ꝛc. Ersten Bandes erstes bis fünftes Heft. Leipzig, bey Richter. (Ohne Jahreszahl, jedoch Hbstm. 1802.) 1—224 S. 4. Nebst drey Kupfert., mit einem bedruckten Umschlage. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rh. 12 gr.

Diese viel umfassen sollende Zeitschrift, die sich aber an keine feste Perioden ihrer Erscheinung bindet, soll alle neuesten in- und ausländischen Erfahrungen, Verbesserungen, Erfindungen und Berichtigungen der gesammten Gewerbkunde enthalten, und zum Gebrauche für Staatsmänner, Fabri-

Fabrikanten, Manufakturisten, Mechaniker, Künstler, Kaufleute, Oekonomen, Handwerker, und allerley Liebhaber technischer Wissenschaften bestimmt seyn, für welche dann auch in literarischer Hinsicht durch Beurtheilung und hinlängliche Anzeige aller erscheinenden technologischen Schriften gesorgt werden soll. Um diesen weitschichtigen Plan, den der Herausgeber nicht sowohl in historischer Hinsicht, als vorzüglich belehrend, mit verständlicher Kürze, möglichst sparsamen Druck, und stets mit Angabe der Quellen, auszuführen verspricht, in allen damit verwandten Gegenständen zu realisiren, sollen eigenthümliche Originalabhandlungen aller, selbst auf fremden Boden gediehener Erfindungen, Beobachtungen und Entdeckungen, nicht bloß übersetzt, sondern meistens in einem gedrängten, jedoch verständlichen Auszuge geliefert, und alle Behutsamkeit gegen die sogenannten patentirten und privilegirten Erfindungen angewandt, auch kurze Resultate aus Aufsätzen in verschiedenen, nicht bloß technologischen, Schriften dabey angebracht werden, wobey diese Schrift zugleich die Stelle eines kritischen Blattes aller größern und kleinern Schriften und Journale, die auf den Nährstand Bezug haben, vertreten, und gleichsam als ein vollständiges Repertorium der Gewerbkunde angesehen werden soll.

Dieß ist im Wesentlichen der Inhalt des ganzen, dem ersten Hefte auf 12 gespaltenen Kolumnen vorgedruckten, Plans, dessen Ausführung wir, nach den fünf vorliegenden Heften, um so weniger beurtheilen können, da zu diesen nur 14 Bogen Text vorhanden sind, in welchen weiter noch nichts vorkommt, als eine, vom Herausgeber erfundene, Pendul-Uhr mit 5 Rädern, welche Sekunden, Minuten, Stunden und Datum zeigt, dabey schlägt, und 14 Tage lang in einem Aufzuge geht, welche hier vollständig beschrieben und abgebildet wird, und dem Erfinder Ehre macht. Die übrigen Aufsätze und Auszüge aus in- und ausländischen Schriften, betreffen Chemie, Haushaltungswissenschaft und Naturlehre, wobey ganz richtig auf die gebrauchten Quellen Rücksicht genommen wird. Der Raum dieses Magazins kann aber, wenn die Hefte nicht stärker als 2 bis 3 Bogen werden, unmöglich den ungeheuren Umfang der auf dem Titel vermeldten wissenschaftlichen Branchen fassen: bloß die Anzeigen aller Schriften im Fache

der Technologie, die doch umständlich zu liefern versprochen sind, würden mehr als den bisherigen Raum füllen! Wie viele Schriften über die Gewerbkunde führt nicht jede Messe herbey! Wirft man nun einen Blick auf die reichen Quellen, welche England und Frankreich, Deutschland und der Norden, theils durch neue Erfindungen, die in Journalen und Flugschriften, theils in eigenen dazu bestimmten Werken bekannt gemacht werden, von allen Seiten darbieten: so sehen wir nicht ein, wie dieß Alles auf einem so kleinen Besteck geliefert werden solle? Inzwischen können wir doch überhaupt die wichtige Bemerkung nicht unterdrücken, wohin dergleichen Zeitschriften am Ende führen sollen, in welchen oft so wenige reelle Erfindungen, meistens ausländische, bisweilen nur halbwahre Entdeckungen übersetzt, ausgezogen und bekannt gemacht werden? Das Resultat dieser Spekulation muß unfehlbar den deutschen Fleiß zur Halbgelehrsamkeit herabwürdigen.

Anleitung zur Technologie (,) von P. H. C. Brodhagen (,) Professor der Mathematik. Erster Theil, u. s. w. Hamburg, bey Bachmann. 1802. XVIII. u. 468 S. 8. — 1 Rt. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Gemeinnützige Encyklopädie für Handwerker, Künstler und Fabrikanten, u. s. w. Dritter Band, erster Theil, rc.

Hr. B. fährt fort, dieß Handbuch der ersten Kenntnisse der Mathematik, Physik, Chemie und Technologie zum Nutzen des bürgerlichen Lebens zu bearbeiten, und es für die Mittelklasse der Literaturfreunde, die eigentlich keine Gelehrten sind, herauszugeben. Der gegenwärtige Theil enthält die Bearbeitung der Mineralien. Er zerfällt daher in vier Abschnitte, wovon der erste S. 1 — 88 die physisch-chemischen Vorkenntnisse der Technologie; der zweyte S. 89 — 188 die Eigenschaften und Zubereitungen der Salze; der dritte S. 189 — 329 die allgemeinen Eigenschaften der Erden, und deren Anwendung und Gebrauch in der Technologie;

logie; und der vierte S. 330 — 468 die Bearbeitung der Metalle in 644 Paragraphen schildert. Der Verf. verbindet überall Gründlichkeit, ohne weitläufig zu werden; mit der Deutlichkeit, ohne der Kürze zu schaden. Die physisch-chemischen Kenntnisse, die zur Verständlichkeit des Ganzen durchaus nöthig sind, kommen daher im ersten Abschnitte in möglichster Kürze vor, und was bey der ersten Auflage dieser Encyklopädie durch alle 3 Bände über diesen Gegenstand bisweilen zerstreut angetroffen wurde, findet man hier in der neuen völlig umgearbeiteten Ausgabe, als ein zusammenhängendes Ganze dargestellt. Daher kann die Menge Zusätze, Verbesserungen und Umänderungen, die hier mit Wahrheit an Ort und Stelle angebracht worden. Durch dieses Mittel hat er bey den Hülfswissenschaften der mineralogischen Technologie, so zu sagen, nichts verabsäumt, was der Vollständigkeit einigermaaßen abgeben oder schaden konnte. Aus diesem Grunde findet man hier hauptsächlich die Bearbeitung der Mineralien und diejenigen Stoffe der beyden andern Reiche, die mit diesen gewissermaaßen in Verbindung stehen. Besonders ist auch die Vorrede über den grammatischen Begriff des Worts Technologie sehr lehrreich; wiewohl Rec. in allen Stücken mit dem Verf. nicht einstimmt. Ein alphabetisches Register der vornehmsten hier abgehandelten Sachen, das hier fehlt, würde den Gebrauch und das Nachschlagen im Buche merklich erleichtert haben.

Et.

Vermischte Schriften.

Unterhaltungen mit gebildeten Frauenzimmern, über die wichtigsten Gegenstände ihres Nachdenkens. Ein Beytrag zur Handbibliothek derselben, von Fr. E. A. Heydenreich, Pastor, Senior und Konsistorial-Assessor zu Merseburg. Leipzig, bey Kummer. 1803. 454 S. 8. 1 Rh. 8 Kr.

»Diese Schrift,« sagt der würdige Verf. in der Vorrede, »ist ein Theil der Unterhaltungen, welche ich wäh-

»rend meiner Amtsführung mit gereifteren gebildeteren Frau-
»enzimmern, die vor der ersten Abendmahlsfeyer meinem
»Unterrichte anvertrauet wurden, angestellt habe.« — In
diesem Verhältniß liegt denn auch der Grund, warum der
Verf. sehr oft mit dem andern Geschlecht in einem zärtli-
chen Tone spricht, ein Ton, den man jetzt so selten in den
sogenannten Frauenzimmerschriften bemerkt, ob er sich gleich
sehr wohl zu dem Lehrvortrage eines christlichen Volksleh-
rers paßt. Ueberall ist die Sprache dieses lehrreichen Werks
herzlich, zweckmäßig und väterlich; überall suchte er die
Schwächen des Geschlechts durch die wärmsten Anpreisun-
gen der Pflicht und Tugend zu stärken, und ihm seinen ho-
hen Werth in der Societät und im häuslichen Leben recht
fühlbar zu machen. Bey den ungünstigen Einflüssen unse-
res Zeitalters auf die Wohlfahrt des weiblichen Geschlechts,
und bey Erwähnung der zu laut gepriesenen Elisa, oder des
Weibes, wie es seyn sollte, macht der Verf. folgende sehr
zu beherzigende Bemerkungen. »Man entwöhnt,« sagt er
zu seinen jungen Freundinnen, »ihr Geschlecht zu sehr von
»der natürlichen gefallenden Sprache des gesellschaftlichen
»Lebens; ja es scheine ihm, als ob viele ihr Geschlecht von
»dem, was es seyn solle, zurückzuführen suchten; es sey
»Sitte ungemein vielen Personen ihres Geschlechts, von
»dem, was sie seyn sollten, viel zu reden, und es doch nicht
»zu seyn, überhand nehmende Verweichlichung lasse eine
»zahlreiche Klasse von Frauenzimmern die nicht seyn, die sie
»seyn sollen; man sey geneigt, durch ein selbstgeschaffnes
»Ideal weiblicher Vollkommenheit das, was sie seyn sollen,
»zu fordern, — aber man hindere es nur, dies sey Ton
»Vieler unseres Zeitalters, das Gute an denen, die das
»sind, was sie seyn sollen, anschaulich genug zu machen, und
»das Mißfallende an denen, die das Gegentheil sind, zu
»schonend zu behandeln, und endlich werde bey Lösung der
»Frage: wie wird das Frauenzimmer das, was es seyn
»soll? echte Religiosität zu wenig berücksichtiget« — über
welchen Punkt sich der Verf. weiter hin mit liebevollem
Ernst und Gutmeinen noch mehr ausbreitet. Nicht weni-
ger lehrreich sind die Warnungen vor einigen Fehlern, zu
welchen das weibliche Geschlecht in religiöser Hinsicht vor-
züglich geneigt ist. Zu den Grundzügen des weiblichen
Charakters rechnet der Verf. mit Recht folgende: eine vor-
zügliche Lenksamkeit, — einen stärkeren Nachahmungs-
trieb,

lebt; — ein besonderes Zartgefühl, — einen höhern Grad von Mitleiden, — ein feines Ehrgefühl, — ein ruhigeres Dulden, — ein lebhafteres Gefühl der Schwäche, — ein schnelleres Aufnehmen und dauerhafteres Aufbewahren empfangener Eindrücke, — einen feinern Sinn für das Schöne und Treffende. Der Verf. hat diese Grundzüge des Weibes nur in praktischer Hinsicht benutzt, ohne sich auf eine psychologische Entwickelung derselben einzulassen. Noch empfehlen wir besonders die Belehrungen für Frauenzimmer zur frühen Gewöhnung an ihre künftige Bestimmung; (wobey aber doch die Regel: daß die Mädchen Miterzieherinnen ihrer Geschwister seyn sollten, — selbst unter der Aufsicht der Mutter mancherley Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten unterworfen seyn dürfte;) ferner zur Beantwortung der Frage: was giebt einem Frauenzimmer wahre Ehre? wie auch die Regeln zur Einrichtung ihrer Lektüre, ihres Umganges, u. s. w. Außer diesen allgemeinen Bildungsmaximen zur Veredlung des andern Geschlechts hat der Verf. noch für besondere Klassen und Verhältnisse der Frauenzimmer sein warmes Herz reden lassen. Z. B. was Frauenzimmer, welche sich in vortheilhaften Glücksumständen befinden, zu bedenken haben; — was gebildete Frauenzimmer verhältnißmäßig ungebildetern schuldig sind, nebst mehreren Sendschreiben an einzelne Frauen und Mädchen, die eines beruhigenden Trostes bedurften. — S. 175 macht der Verf. die Anmerkung: »man kann es der Jugend »nicht oft genug sagen, daß sie das Gute thun muß, nicht »bloß, weil es nützlich, sondern weil es gut ist; — daß »eine Handlung aus Pflicht diejenige ist, welche nicht nur »dem Gesetze entsprechend erfunden wird, sondern welche »man auch aus Achtung vor dem Gesetze, oder um des Ge»setzes willen verrichtet.« Diese Maxime hat zwar nach den Bedingungen der kritischen Philosophie ihre Richtigkeit; aber wir glauben nicht, daß sie in ihrer ganzen Würde, als moralisches Normalgesetz, von der Jugend gefaßt wird; — nicht zu gedenken, daß dieß bekannte einzige Moralprincip für die aus Sinnlichkeit und Vernunft zusammengesetzte menschliche Natur nicht überall hinreichend seyn dürfte; daher denn auch schon mehrere Philosophen — zum Lehr- und Erziehungsunterrichte den natürlichen Gebrauch eines gemischten Sittenprincips vorgeschlagen haben. Doch dieß gehört nicht hieher. — Der Styl des Verf. ist nicht im-

mer korrekt, und oft zu leicht und bequem hingeworfen. Auch schreibt der Verf. immer Muse statt Muße, wenn dieß nicht anders ein Druckfehler ist. Das hier fehlende Verzeichniß einer zweckmäßigen Frauenzimmerbibliothek würde doch wohl vielen Leserinnen willkommen gewesen seyn; denn unter den zerstreuet citirten hierher gehörigen Büchern hat Rec. viele vorzügliche vermißt, und die einer nachbarlichen Schriftstellerinn des Verf., der Madame Ludewig, sind nur obenhin, ohne ihre bestimmteren Aufschriften, genannt worden.

Ideen zur sittlichen Verbesserung der Universitäten, mit besonderer Rücksicht auf die Universität Halle, von einem genauen Kenner des Studentenwesens. Berlin, bey Himburg. 1803. 131 S. 8. 12 gr.

Die Universitäten Deutschlands können wohl jetzt nicht anders, als nothwendige Uebel des Staats betrachtet werden, die dieser nun einmal dulden muß, weil sie in sein Inneres mit eingeflochten, und gleichsam mit seiner ganzen Form amalgamirt sind. Wie tief die Erbsünde aller dieser — größern Bildungsinstitute liegt, sieht man daraus, daß alle jene tausendfachen Plane, Gesetze und Verordnungen zu ihrer Veredlung — bis auf den heutigen Tag noch nichts gefruchtet haben; daß immer noch die meisten jungen Leute ihre Akademien mit einem verschrobenen Kopfe und einem verwilderten Herzen verlassen; und daß die weisesten Regierungen an einer befriedigenden Metamorphose des Studentenwesens beynahe verzweifeln. Hier tritt ein Mann auf, welcher den Gordischen Knoten zu lösen denkt, und wirklich mit der edeln Absicht, Gutes zu stiften, Maximen entwirft, die das Schicksal aller vorhergehenden haben, und — auch eben so bald, wie diese, vergessen seyn werden. Der Verf. geht von dem Grundsatz aus: »daß jede »Reform eines großen Haufens nicht sowohl durch Gesetze »von obenher, als durch die eigenen Bemühungen seiner bes»sern Glieder selbst gedeihe.« Studenten müssen es also, nach seiner Meinung, seyn, die das Geschäfft der Reform ihres Standes übernehmen; aber sie müssen von der Obrigkeit kräftig unterstützt und geleitet werden. »Wie herzlich, »wie

»wie glücklich und frey, heißt es kurz vorher; aber doch dabey »anständig und gesittet, könnten die jungen Studierenden »nicht mit einander leben, wenn sie jene rohen Bursche, mit »welchen sie doch, bey aller Behutsamkeit, Händel bekommen »können, entweder, ohne sich um sie zu bekümmern, laufen »ließen, oder sie, wie jeden groben Menschen im übrigen »Leben, der sich nicht nach den allgemeinen Gesetzen der »Anständigkeit richtet, — behandelten; d. h. wenn sie die»selben der Obrigkeit zur Züchtigung überlieferten! Aber »dadurch, daß sie sich gutwillig in die finstern Konventio»nen schmiegen, welche für ungesittete Menschen wohl nö»thig seyn mögen, machen sie sich zu Sklaven, und selbst »(Verwilderten) zu den — überall den Ton angebenden »Gebietern akademischer Zirkel.«

»Um diesem Uebel zu steuern, wurden, — wie der Verf. ferner sagt, »vor mehreren Jahren die Landsmann»schaftskränzchen in Halle errichtet, welches freundschaftliche, »gesittete Zirkel in jeder Landsmannschaft waren, die jene »rohen und schändlichen Ordensgesellschaften auszurotten, »und ihre neuangekommenen Landsleute, durch Aufnahme in »ihre Gesellschaft, von den Orden zurückzuhalten suchten. »Diese Einrichtung machte den jungen Leuten (wie ehemals »das sogenannte Ehrenkränzchen in Jena) wirklich Ehre; al»lein sie versahen es wieder darin, daß sie nicht alle ihre »Landsleute, sondern nur vornehmlich solche aufnahmen, die »den Ordensgliedern die Spitze bieten konnten, — dage»gen aber sich um die Aermern nicht bekümmerten, oder »sie als Untergeordnete behandelten, und, — zur Verherr»lichung dieses ihres Sittenvereins, — doch immer noch »das — Duell unter sich beybehielten. Etwas Alberneres »konnte man sich wohl nicht denken, — als Duell und Ver»edlungspläne der Societät neben einander stehend, und »daher kam es denn auch, daß wegen mehrerer Unglücks»fälle und Thorheiten jene Veredlungskränzchen sogar durch »obrigkeitlichen Befehl wieder aufgehoben werden mußten.« Nach Vorausschickung dieser Gedanken liefert dann der Verf. seinen Plan zu einer allgemeinen Konstitution unter den Studenten, zur Verbreitung allgemeiner (?) Ordnung und Sittlichkeit, und Aufhebung aller partikulären Verbindungen, die diesen Zwecken hinderlich, und; — dessen Hauptbedingungen in der Kürze folgende sind;

sind: Die Obrigkeit muß der unübersehbaren Menge ihrer Untergebenen eine Konstitution geben, wodurch vornehmlich und zunächst alle schädliche Verbindungen unter ihnen durchaus verhindert werden können. Dafür sollen aber die Untergebenen gewisse Freyheiten und Privilegien genießen; doch so, daß diese nur unter gewissen Bedingungen gestattet werden können. Zu jenen Freyheiten gehörte denn die allerwichtigste, daß sie ihre eigenen Streitigkeiten auf eine zweckmäßige Art selbst schlichten dürften; zu den Bedingungen, daß sie alle Duelle, Schlägereyen, niedrige Behandlungen, Excesse, Aufläufe und Tumulte unter sich verhüteten und bestraften. Hierbey sey aber nöthig, daß immer einige bestimmte Mitglieder auf eine gewisse Zeit die Geschäffte des Ganzen übernähmen. (Würden aber diese so viel Beschäfftigten nun selbst noch Zeit zum Studieren übrig behalten?) Diese Mitglieder müßten von ihren Landsmannschaften gewählt, und unter obrigkeitlicher Autorität als Deputirte und als das Friedens- und Sittengericht der Universität anerkannt werden. Jeder Einzelne müßte über seine Landsleute wachen, ihre Unsittlichkeiten rügen, bey nicht eintretender Besserung sie der gesammten Landsmannschaft vorstellen, und über die endliche Bestrafung mit Zuziehung der übrigen Deputirten das Urtheil fällen u. s. w. (Welcher junge Mann wird sich aber einem so herkulischen Geschäffte unterziehen wollen, dem oft alle Fakultäten zusammen nicht gewachsen sind, und welche Menschenkenntniß, welche scharfe Urtheilskraft, welch ein fester und feiner Männersinn, welch eine Tugend gehört dazu, um dieß alles zu können?) Bey der Versammlung der Deputirten müßte aber ein Rechtsgelehrter zugezogen werden. Sie selbst müßten untadelhaft leben, (Studenten, Jünglinge, vielleicht reiche, lebhafte, feurige, — von Studenten und Jünglingen gewählte Musensöhne, — untadelhaft leben??? Wenn dieß kein Traum ist, so giebt es keine Träume!) für die allgemeinen Vergnügungen sorgen, u. s. w. Zu den Deputirten müßten immer die besten, klügsten und ordentlichsten Leute gewählt werden, — sie selbst dürften sich unter den übrigen Studenten nicht den geringsten Vorzug anmaaßen, (aber als Sittenrichter und Sittenwächter müssen sie doch Vorzüge haben, wenn diese Konstitution einer Universität nicht bloß ein aus der Luft gegriffenes Ideal seyn soll.) Dem Staate müßte aber immer bey den Wahlen

len, dieser — akademischen patres conscripti — das Verwerfungsrecht bleiben; die Gesetze und Verbote müßten nach Mehrheit der Stimmen festgesetzt, und von der Obrigkeit genehmigt werden. Bey Streitigkeiten, wo keine Zeugen vorhanden wären, müßte statt eines Schwurs das Ehrenwort einer Partey gelten; das Ehrenwort müßte daher dem Studenten über alles heilig seyn. Zur Verhütung der Streitigkeiten müßten häufige und hohe Spiele untersagt, dem Spaßen ein Ziel gesetzt, und selbst kleine Neckereyen ganz untersagt werden. (Der Verf. nennt sich auf dem Titelblatte seines Büchleins einen genauen Kenner des Studentenwesens. Wir wollen ihm dieß zugestehen; allein ein Menschenkenner ist er nicht; sonst würde er eingesehen haben, daß eine solche Sittenverfeinerung unter einem Haufen von mehrern hundert zusammengedrängten Köpfen in der vollen Gluth ihrer Leidenschaften, von ihren Aeltern entfernt, von ihren akademischen Lehrern selbst zu nachsichtig behandelt, von tausend Verführungen umgeben, mit stolzem Selbstgefühl ihrer Freyheit ausgerüstet — unzähligen Schwierigkeiten unterworfen, und, genau besehen, weiter nichts, als der Plan zu einer immer vorhandenen Societät ist, die selbst unter den Weisen der Nation, wenn sie so nahe zusammengestellt würden, wiederum nichts als ein lustiges Unding seyn könnte.)

Ueber die Abschaffung der Duelle sagt der Verf. manches Gute und Zubeherzigende, so wie überhaupt zwischen schönen Chimären mancher lehrreiche Gedanke, manches treffliche Wort zur rechten Zeit gesagt — liegt. »Die Duelle,« heißt es, »würden bald weniger werden, wenn die vielen vernünftigen Urtheile über sie, welche man jetzt im Stillen fällt, ohne Scheu laut würden, wenn nur erst einige respektable Leute sich über das jetzt noch herrschende Vorurtheil wegsetzten. Besonders hätte man auch noch darauf zu sehen, daß die Adlichen nicht das Vorurtheil ihres Standes auch auf der Universität beybehalten wollten. Auch müßte mit dem Regimente, welches auf der Universität stehe, eine Verabredung getroffen werden, daß die Duelle auch bey seinen Officieren scharf verboten und bestraft würden, damit diese theils keine übeln Beyspiele gäben, theils sie auch nicht bey entstandenen Streitigkeiten von ihrer Seite mit Studenten diese zum Duell aufforderten; denn darum

liebt

liebt man das Duell auch so sehr, weil man es dadurch den Officieren gleich thun zu können glaubt.« — Uebrigens gesteht Recens. gern ein, daß eine solche Konstitution, wie sie der Verf. zur Veredlung des Studentenwesens entworfen hat, den Studierenden in einzelnen Fällen sehr wohlthätig werden könnte. »Wenn der unerfahrne Jüngling auf die Universität kommt, wo er bisweilen gar keine Bekannte findet; oder solche daselbst hat, von welchen er nicht weiß, wie sie sich während ihrer Entfernungszeit in ihren Meinungen und ihrer Lebensart geändert haben, und von denen er leicht, wenn er ihnen sein Zutrauen schenkt, schlecht geleitet werden kann: so wüßte er doch gleich bey einer solchen Konstitution, an wen er sich zu halten hätte, und fände unter seinen Landsleuten gleich Menschen, die sich seiner annähmen und ihn zurecht wiesen; er würde nicht so häufig verführt und hintergangen werden; sie könnten ihm aus längerer Erfahrung Vorschläge zur Einrichtung seiner Oekonomie und Bestreitung seiner Wechsel thun. — Auch könnten bey einer solchen Verfassung viel engere Freundschaften geschlossen werden, die auf edlere Zwecke hinwirken würden,« u. s. w. Am Schlusse bemerkt man noch, daß der Verf. seinen Plan gleichsam von den Gilden der Handwerker, ihren Altgesellen und Altmeistern, abkopirt hat, wie derjenige, welcher das Zunftwesen näher kennt, leicht zugeben wird.

So weit hatte der Verf. seine Gedanken über eine zu verbessernde Ordnung der Universitäten schon — als Student aufgesetzt. Von S. 61 an liefert er nun noch einige Nachträge, worin er keine seiner vorherigen Ideen zurücknimmt, und zugleich in mehrern Punkten eine sachreiche Schrift widerlegt, die 1798 unter dem Titel: Ueber die Universitäten in Deutschland, besonders in den königl. preussischen Staaten. Nebst ausführbaren Vorschlägen, wie sie vom Grunde aus verbessert werden können, erschien. In der That ist dieß letztere Werk von einem gereiftern Kopfe, als das seines Widerlegers, abgefaßt. Der Vorschlag: jeden Studenten unter die ganz genaue väterliche und vormundschaftliche Aufsicht eines Professors zu geben, ist gewiß weniger chimärisch, als der, einen Studenten zum Sittenrichter des andern machen zu wollen. — Sind die einzelnen Professoren, wie

unser

unser Verf. meint, oft selbst liederliche Leute: — so werden natürlicher Weise solchen keine Jünglinge zur Aufsicht anvertraut, und in der Regel ist der Prof. doch immer mehr schon als Hausvater, Ehemann, Staatsmitglied, wenigstens an eine äußere Moralität gebunden, als der — Student. Die größere Schwierigkeit würde immer die seyn: ob die meisten Professoren jenes vormundschaftliche Wächteramt über die Studenten gern übernehmen, und auch nicht dabey allerley Menschlichkeiten vorfallen würden? Wenn unser Verf. jene Dependenz von einem Professor einen Sklavenzustand der jungen Menschen nennt: so ist es die Lage, unter der Aufsicht so vieler Spione zu stehen, nur noch mehr. Jeder würde seinen Kommilitonen als einen Verräther betrachten, der ihn bey jeder Gelegenheit bey dem landsmannschaftlichen Deputirten anschwärzen könne, und alle akademische Eintracht würde verschwinden. S. 94 hat sich unser Verf., um seinem sachverständigen Gegner einen Seitenhieb zugeben, ein wenig zu sehr aus dem Geleise bringen lassen, indem er behauptet: daß man denen, die zu verreisen Lust und Geld hätten, durch recht lange Ferien Gelegenheit dazu verschaffen müsse. Die angeführten Gründe verrathen das verlorne Schwerdt, und ein genauer Kenner des Studentenwesens hätte es besser wissen sollen, — wie lehrreich — die meisten Studenten zu reisen pflegen. Wir können wegen Kürze des Raums dem polemischen Schritte unseres Verfassers nicht weiter folgen, und merken nur noch dieß an, daß er seinen Gegner nur da auf der rechten Straße erblickt, — wo sie zufälliger Weise zusammentreffen.

Sm.

Rußische Miscellen. Herausgegeben von Johann Richter. Leipzig, bey Hartknoch. Ersten Bandes erstes Stück. 170 S. Zweytes Stück. 198 S. Drittes Stück. 206 S. 8. 1 Rthl. 20 gr.

Wiewohl der Plan dieses Journals etwas einseitig angelegt worden ist, indem es, laut des Vorberichtes, S. 5 u. 6 enthalten soll: 1) Uebersetzungen aus neuen Schriftstellern

lern. 2. Alte Volksmärsche und Volkslieder. 3. Merkwürdige Charakterzüge aus der russischen Geschichte. 4. Notizen über die russische Literatur. 5. Allerhand; so verdient es doch immer die Aufmerksamkeit und Unterstützung des Publikums. Das erste Heft enthält zuerst eine Probe einer vom Herausgeber zu liefernden Uebersetzung, von Scheraskows Rossiade in Hexametern. Bey allen Vorzügen dieses Gedichtes, die auch in der Uebersetzung nicht ganz verloren gegangen sind, dürfte es dennoch, aus leicht begreiflichen Ursachen, in Deutschland wenig Leser finden. Hierauf folgen Volksmärsche, altrussische Volkslieder und Romanzen, einige merkwürdige Anekdoten aus der ältern russischen Geschichte, sehr brauchbare Notizen über die neuere russische Literatur, wo Hr. Karamsin nach Verdienst gelobt wird, und einige kleine Sittengemälde aus Moskwa. In demselben Geiste und nach demselben Plane ist auch das zweyte Heft redigirt. Zuerst eine vierzig Seiten lange Probe einer Uebersetzung von Scheraskows Kadmus und Harmonia (in poetischer Prosa), die kein allgemeines Interesse haben kann; dann nicht sehr bedeutende Briefe über Kiew, aus einer neuen sentimentalen Reise durch das südliche Rußland von Ismailow; dann abermals Volkslieder und Volksmährchen; dann wieder Literarnotizen und einige Aufsätze aus Karamsins Verkündiger, die doch gar zu lokal, und, beyläufig gesagt, eben nicht außerordentlich sind. Das dritte Heft enthält, demselben Plane zu Folge, ebenfalls Proben aus neuen russischen Werken, eine Reise von Moskwa nach dem Kloster Troiza, von Karamsin; einige literarische Notizen, worunter die über die Moskowischen und Petersburgischen Zeitungen, u. s. w., unsern trefflichen v. Schwarzkopf interessiren werden, und einen kleinen statistischen Aufsatz über die Anzahl der im Jahre 1801 in Rußland Gebornen und Gestorbenen.

Rec. ist überzeugt, daß der wackere Herausgeber das Unvollständige seines Plans, und die Einseitigkeit des Ganzen bereits selbst gefühlt haben wird. Rec. darf daher mit Zuversicht hoffen, Herr Richter werde alle Vortheile seines Aufenthaltes und seiner Lage benutzen, um sein Journal zu dem Ideale zu erheben, das er bey seinen Talenten und Kenntnissen gewiß erreichen kann. Der Redakteur einer solchen Zeitung müßte Rußland in allen seinen Verhältnissen

nissen und Entwicklungen betrachten, und sein Journal müßte gleichsam eine fortlaufende Materialiensammlung zur künftigen Kulturgeschichte dieses interessanten, unter Alexander I. einem hohen Range entgegen blühenden Reiches seyn.

Bm.

Edelsinn und Tugendhöhe der Weiblichkeit, in Beyspielen aus der wirklichen Geschichte. Mit dem Motto: Wo die Schönen Tugend lehren, da gedeiht das Edle bald. Münster und Leipzig, bey Waldeck. 1803. XXX. und 745 S. 8. 1 Rℓ. 20 ℊ.

Dieses Buch ist nach einem guten Plane gearbeitet, der Vortrag ist angenehm, und die Beyspiele sind sehr gut gewählt. Sie sind aus der Geschichte aller Zeiten und Völker genommen, aus allen Ständen und aus allen Religionen. Aeltern werden ihren Töchtern, und Lehrer ihren Schülerinnen nicht leicht ein angenehmeres und nützlicheres Buch in die Hände geben können.

Ha.

Ephemeriden der italiänischen Literatur, Gesetzgebung und Kunst für Deutschland. Herausgegeben von *Joseph Wismayr*. Salzburg, bey Mayr. 1802. *Dritter Jahrgang. Erstes, zweyter und dritter Heft.* 336 S. *Viertes Heft.* 112 S. gr. 8. Der Jahrgang in 12 Heften. 3 Rℓ. 18 ℊ.

Der Titel dieses dritten Jahrganges der Ephemeriden hat den Zusatz: Gesetzgebung und Kunst, erhalten, weil der Herausgeber, wie er in der Vorrede sagt — »neben den neuern und neuesten Literatur- und Kunsterzeug»nissen Italiens in Zukunft auch der auf die Nationalkultur »so wesentlich mitwirkenden Gesetzgebung dieses Landes seine »ganz besondere Aufmerksamkeit, und einen eigenen stehen»den

»den Artikel widmen wird, so oft dieses der dafür geeignete »Materialienvorrath erheischt.« — Unter den interessantesten Aufsätzen hebt Rec. folgenden kürzern aus, der von einem unterirdischen See im Herzogthume Modena Nachricht giebt. S. 221 des zweyten Hefts heißt es: »Es ist »eine schon von mehreren Naturforschern vielmehr bestätigte »als gewagte Behauptung, daß unter der ganzen Ebene, »die den größten Theil des ehemaligen Herzogthums Mo»dena ausmacht, ein großer See liege. Man findet näm»lich überall 120 Fuß tief eine mehrere Fuß dicke Rinde »von sogenanntem Zechsteine, aus welcher, wenn man sie »durchbohrt, das Wasser mit solcher Heftigkeit hervorspringt, »daß der Arbeiter, der den letzten Schlag auf das beynahe »durchbohrte Steingewölbe thut, kaum noch geschwind ge»nug gerettet werden kann. Man befestiget ihn daher beym »Graben eines Brunnens an einem Seile, um ihn sogleich »in die Höhe zu ziehen. So oft immer ein neuer Brun»nen eröffnet wird, bemerkt man, daß das Wasser in allen »übrigen falle, bis es sich nach und nach zu seiner ehema»ligen Höhe erhebt. Auch will man beym Brunnengraben »die Bemerkung gemacht haben, daß die Oberfläche des »Landes dreymal erneuert worden sey; denn nach einer »Tiefe von 30 Fuß stößt man dreymal auf Schichten, die »augenscheinlich eine Kultur an jenen Stellen verrathen; »man findet Ruinen von Gebäuden, Geräthschaften, u. »dgl.« —

Im dritten Hefte S. 293 u. f. wird eine Schilderung vom bekannten Lord Bristol, der kürzlich gestorben ist, geliefert, dabey in einer Note der Landschaftsmaler Reinhard erwähnt, und von ihm gesagt wird, er sey aus Schwaben gebürtig. Dieses ist aber irrig. Er ist nämlich zu Hof im Fürstenthume Bayreuth geboren. Nach einer im Neuen Teutschen Merkur befindlichen Nachricht hat sich Reinhard, der schon seit 13 Jahren in Rom ist, am Lord Bristol, wegen seiner beleidigenden Sarkasmen, auf eine bittere Art gerochen. Er hat nämlich seinen Kopf, sprechend ähnlich gezeichnet, auf den Körper eines Schweins gesetzt, und diese Zeichnung zum Titelkupfer vor Seume's Reisebeschreibung gegeben. Rec. der den genialischen Künstler Reinhard genau kennt, besitzt einen von ihm verfertigten Kupferstich, der den gutmüthigen Schwärmer Obereit dar-

darstellt, und einen sprechenden Beweis von Reinhards Gabe, nach dem Leben zu zeichnen, liefert.

Ti.

Immortalia Caroli Guilielmi Mülleri, J. U. D. et nuper Sereniss. Electori Saxon. ab intimis belli consiliis, civitatis Lipsiensis Consulis primarii, collegii Scabinorum Adsessoris, templi et scholae Nicolaitanae, nec non bibliothecae senatoriae Antistitis, rell. in Lipsiam merita carmine elegiaco enarrare conatus est *Jo. Fridericus Augustus Baumann*, J. V. et Philos. D. ad supremam, quae Lipsiae floret, curiam provincialem et Consistorium Advocatus. Lipsiae, apud Auctorem et Barthium. 1802. XII. u. 104 S. 4. 1 Rt.

Diese Elegie, welche aus 1172 Distichen, Hexametern und Pentametern besteht, macht dem Verewigten und dem Dichter gleiche Ehre. Rec. darf wohl kaum das Andenken eines Mannes in das Gedächtniß der Leser zurückrufen, der zwar in der Geschichte der Literatur keine Rolle gespielt; aber als Vorsteher der Stadt Leipzig, um diese sich unsterbliche Verdienste erworben hat. Die letztern werden hier der Wahrheit gemäß geschildert.

Mit Klagen über den Verlust eines so thätigen Mannes beginnt der Dichter (V. 1—58), dann mustert er die reizenden Anlagen um die Stadt, die Müllers Werk sind; von der angenehmsten Parthie, dem Schneckenberge mit seinem Thale, geht er aus (S. 59—578.). Dann erwähnt er das Arbeitshaus für Freywillige, die Freyschule, und die von Müller nur gegründete, aber nicht vollendete, neue Bürgerschule. Bey der Freyschule verweilt der Dichter am längsten. Er läßt den Verstorbenen in einer Rede an die von ihm angestellten Lehrer ausführlich entwickeln, worüber und wie er die Jugend unterrichtet zu sehen wünschte. Die hier vorgetragenen liberalen Grundsätze sind ganz aus der Seele des Entschlafenen genommen, wie

Rec. bezeugen kann (579—932.). Weiterhin beschäfftigt den Dichter die von Müllern verschönerte Nikolaikirche; die daselbst befindlichen herrlichen Gemälde werden genau gemustert (V. 933—1040); hierauf faßt er die übrigen Verdienste und Tugenden des Verewigten zusammen (1041—1108), und preist diesen glücklich, daß er wieder mit den ihm ins Land der Unsterblichkeit vorangegangenen Freunden vereinigt ist; er, um den seine zurückgelassenen Freunde weinen. Zuletzt segnet der Dichter nochmals das Andenken des Verstorbenen, und hofft, daß der Name desselben in Leipzig nie sterben werde (V. 1109—1172.). S. 49 ff. folgen Anmerkungen, in welchen theils die topographischen Notizen erläutert, theils das, was im Gedichte selbst angedeutet wurde, noch mehr bestätigt, theils endlich die minder bekannten Anspielungen erklärt, und die Quellen citirt werden, aus welchen der Leser über diesen oder jenen Gegenstand weitere Belehrung schöpfen kann. Dieses Gedicht ist also nicht nur als ein Elogium auf Müller, sondern auch in einer andern Hinsicht schätzbar; man findet nämlich eine dichterische Darstellung der Schönheiten Leipzigs, die dem einheimischen und auswärtigen Leser interessant ist, und welche durch die erwähnten Anmerkungen doppelt nützlich wird. Der Hr. Verf. hat auch die vorhandenen Quellen sorgsam benutzt; namentlich die Todesfeyer der Freyschule, Leonhardi's Beschreibung und Geschichte der Stadt Leipzig rc.; und ganz vorzüglich die Schrift eines Ungenannten: »Blicke auf C. W. Müllers Leben, Charakter und Verdienste um Leipzig,« die auch in unserer Bibliothek (Band 69. St. 2. S. 492 ff.) angezeigt worden ist, und bis jetzt das vollständigste Gemälde von diesem Manne enthält. Sie sind, so wie die übrigen, in Zeitschriften zerstreuten, kleinen Aufsätze über Müllern, in der Vorrede S. X. genau verzeichnet. Da der Hr. Verf. selbst Gelegenheit gehabt hat, sowohl den Verstorbenen, als auch die von ihm gegründeten Anstalten genau zu beobachten, überdieß auch die genannten authentischen Quellen zu Rathe gezogen worden sind: so wird man schon im Voraus erwarten, daß in Absicht auf die Sachen selbst keine Unrichtigkeiten vorkommen; und wenn der Dichter, voll seinem Gegenstande voll, seinen Helden in einer Glorie darstellt, die der kältere Leser vielleicht nicht so groß findet: so wird man ihn wohl nicht der Partheylichkeit beschuldigen, sondern

auf

auf die dichterische Einkleidung Rücksicht nehmen. So möchte es z. B. in der wirklichen Welt nicht gegründet seyn, daß sich der Bräutigam über den Tod seiner Braut, der zärtliche Freund über den Verlust seines Freundes, der Bürger, dem das Feuer sein Haus verzehrt, über sein Unglück leichter beruhige, als über Müllers Tod (V. 33. ff.). Zur Darstellung des Ganzen scheint übrigens dem Rec. das Gespräch der Lustwandelnden nicht zu gehören; auch sind wohl einige kleinliche Schilderungen in diesem Gedichte nicht passend, und dürften eher die Rührung stören als befördern. Sodann ist wohl die Rede an die Lehrer der Freyschule, welche der Dichter dem Verstorbenen in den Mund legt, gar zu lang, und steht in keinem richtigen Verhältniß mit dem Ganzen; sie nimmt allein zwölf und eine halbe Seite ein. Hier werden fast alle Gegenstände der intellektuellen Erziehung aufgeführt; vorzüglich verweilt der Verf. beym Feuerlöschen (wozu aber doch die Lehrer die Jugend nicht wohl anweisen können); bey der Errichtung der Leichenhäuser (die ebenfalls nicht eigentlich hierher gehören), und bey den Regeln, wie man sich beym Gewitter zu verhalten hat. Die Stelle, wo die Prahlereyen eines Wurmdoktors oder Marktschreyers, der ohnehin seit 12 Jahren nicht mehr in Leipzig ausstehn darf (V. 731 ff.), aufgeführt werden, konnte wohl wegbleiben. Auch weiß man nicht, wie die Warnung hieher kommt: »Non lucri moveat, sua temnere tecta, cupido, nec vindicta ferox flammea damna paret (V. 953 ff.). Zu schwach scheint ferner dem Rec. die Wendung, wo der Dichter sagt (V. 1433 ff.): *Te sileam*, *et os quem* deveneratur, Apeli, Alter etc. Non *E.*, *licet Te*, — — — numeris *commemorare meis?* Nur nennen, nur erwähnen wollte wohl der Dichter diese Männer nicht, sondern sie unter den Freunden des Entschlafenen, die ihn beweinen, aufführen. Die übrigen Mitglieder des Raths werden indessen auch nicht einmal in praeteritione genannt. — Das Gedicht selbst ist fließend, und verräth den gewandten, und mit den klassischen Dichtern der Römer vertrauten Dichter. — Zum Besten derer, welche die lateinische Sprache nicht verstehen — und unter den vorgesetzten Subskribenten kommen mehrere solche Leser vor — hat der Hr. Verf. sowohl das Gedicht, als auch die Anmerkungen ins Deutsche übersetzt. Diese Uebersetzung ist möglichst genau nach dem Text gebildet,

und daher etwas steif; der deutsche Leser wird an vielen Stellen das Vergnügen entbehren, das der Leser des lateinischen Gedichts empfindet. Manche Ausdrücke sind fremdartig und in der Dichtersprache nicht edel genug, manche Stellen möchte der deutsche Leser auch nicht gleich beym ersten Male ganz fassen. Besser war es wohl, wenn der Hr. Verf. durchaus eine freye Uebersetzung lieferte. Die Versetzung der Worte, die dem Dichter erlaubt ist, paßt daher auch nicht in einer solchen allzutreuen Uebersetzung, ja sie veranlaßt auch wohl zuweilen Zweydeutigkeit. Hier sind einige Beyspiele: S. 62 heißt es: »Groß ist die Wunde, von dem kühnen Tode unsern Einwohnern geschlagen; »erst spät wird sie heilen die fliehende Zeit. Wüthet, so »klagt der Bürger, wüthet auf unsere Häuser los — die »verzehrende Flamme ꝛc. Raubte der bleiche Tod dem Bräu»tigam die Braut, blühend wie eine Rose ꝛc. S. 63. Mit »drohenden Augen und Fittichen verbieten sie (die Schwäne), »gemeinschaftlichen Sachen« (der juristische Ausdruck: res communes) »beyzuzählen dieses Gewässer« S. 80. »Nicht böse Flüsse verlangen jährlich einen menschli»chen Körper, wohl aber — das unachtsame Betragen der »Menschen. — — Und ach! wieviel trugen nicht zur »Belebung, des Sarges Gegenwart, der veranstaltete Lei»chenzug und das Klaggeschrey bey? — — Gebäude, zweck»mäßig in mehrere Abtheilungen zerfällt. — — Der »Genius führt zur Erde schlafen.« S. 81. »unverlässige »Kunst (ars dubia) — Marktschreyer, welche ausrufend »ein hohes Gerüste trägt.« S. 82. »Des Unterleibes Va»peurs.« S. 89. »Von hieraus gehet, in die Glieder des »gegenwärtigen Volkes dringend, von hier aus tönet diese »— — — Stimme.« (Beyläufig, steht in der Bibel nichts davon, daß die Erscheinung über den getauften Jesus vom Volke, und zwar von einer zahlreichen Menge, gesehn, von ihr die Stimme aus den Wolken gehört worden sey. Vielmehr liest man ausdrücklich, daß nur Johannes und nur Jesus jene gesehn und diese gehört haben. Obige Vorstellung des Malers ist zwar gewöhnlich, aber nicht gegründet.) S. 90 heißt es: »Göttliche Herr»lichkeit umschließt von allen Seiten die wiedergebornen »Glieder (des Auferstandenen). Dagegen wird mancher Leser einwenden, daß Jesus nach seiner Auferstehung keineswegs einen himmlischen und verklärten, sondern einen irdi-

irdischen und gemeinen Körper gehabt habe, wovon er seine zweiflenden Jünger ganz klar und deutlich überzeugt, als er sich befühlen, sich zu essen und zu trinken geben läßt ꝛc. Der lateinische Ausdruck: gloria diva, läßt sich indessen doch noch anders erklären. Ebendas. »Des äußern Tempels »bejahrte Figur glänzt nicht.« — Das Gleichniß, das an sich richtig ist, daß Menschen durch Ringe, Gold ꝛc. nicht zu Menschen werden, paßt doch nicht recht, wenn es auf die Nikolaikirche angewendet wird, die von außen alt und nicht schön, aber innerlich — — prächtig und schön aussieht. S. 91 ist »du flößt statt flößest« ein Druckfehler. Ebendas. heißt es: »Es klaget I., der Sachsens »weitläuftiges Justizwesen — — leitete — —«. S. 83 möchten wohl viele Leser gar nicht verstehn. »Wenn« heißt es dort, »einmal des Wagens und Kolons (coli) Arbeiten »nachlassen, was taugt deine Hand? ꝛc.« Dem Recensenten ist dieser Ausdruck im Deutschen nicht vorgekommen, auch Campe hat ihn nicht in seinem Wörterbuche aufgeführt. — S. 76 werden Lindnau (Lindenau) und Konnewitz von drey Dörfern unterschieden; der auswärtige Leser könnte daher leicht denken, es seyen Städte. — Das Aeußere dieser Schrift entspricht ihrem innern Gehalte.

Itz.

Unterhaltungen für Freunde altdeutscher und altnordischer Geschichte und Literatur, von *Friedrich Rühs*. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1803. XII. u. 162 S. 8. 14 gr.

Die Schrift besteht aus fünf Nummern. I. Der Barde; ein Preisgedicht. Eine Ironie; unter der Maske eines skandinavischen Barden (Skalden sollte es heißen), erhebt der Sänger die alten Deutschen auf Kosten der Neuen, mit Uebertreibungen in Lob und Tadel. — Das Lied hat Stärke und Wohllaut. Nur die Zeile S. 4.

»Mächtiger als wie der Ur«

ist gedehnt, und die S. 5.

»Steht der deutschen Dirn' nicht gut«

 hart

hart. Die Armee, S. 7, für Heer, unpoetisch. Auf Rechnung des ironischen Tons der Ode ist vielleicht auch das Untereinanderwerfen der Länder und Gebräuche zu schreiben; denn der Barde und Telyn, die Harpfe, gehören ins keltische, nicht ins germanische Fach. —

II. Ueber die alten Deutschen und ihre Religion, besonders über die Gottheiten Wold und Ostar. Daß die wenigen Gottheiten der alten Deutschen diesseits der Eider ganz anders gewesen, als die ihrer Sprachverwandten, der Skandinavier, leidet wohl keinen Zweifel. Zu bedauren ist, daß der christliche Klerus schwärmerisch auf Vertilgung heidnischer Alterthümer hingearbeitet hat. Von dem Gotte Wold ist das Aerndtelied im Schaumburgischen (Braga und Hermode B. III. Abth. 1. 24) ein sehr unzulänglicher Beweis. Was die Gottheit Ostar betrifft: so kennt Rec. freylich kein Zeugniß von ihr, als was der Angelsachse Beda im Buche: de temporum ratione cap. 13. sagt, als von welcher Viele das Wort Ostern und Ostermonat herleiten, weil ihr Fest in diesem Monat gefeyert worden seyn soll. Aber dieß hindert nicht, daß die Scherbe, die in der angeführten 1. Abtheilung B. III. des Braga, S. 46, abgebildet ist, ein Denkmahl aus dem Heidenthum seyn könne. Die Runenschrift ist für einen, der mehr dergleichen gelesen hat, kenntlich und deutlich genug, wenn sie nur ganz wäre. Die Menschengestalt sieht auch einer weiblichen Mondgottheit nicht unähnlich (vorausgesetzt, daß sie richtig kopirt sey), sie zeigt eine weibliche Brust, ein mondförmiges Horn auf dem Kopfe und ein Jagdhorn am Gürtel. Die kugelförmige Figur kann gar wohl eine grobgezeichnete Sonne mit niederfahrenden Strahlen, und die halbrunde einen Mond vorstellen; wenigstens schicken sich diese Vorstellungen besser zum Zeitalter der Runen in Deutschland, als Bemhe und Hufeisen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß die letzten fünf Buchstaben der Runenschrift offenbar die gleichen, nämlich r o s t e sind, also reimen sich beyde Zeilen, wovon der Rest der untersten offenbar, — olo usik lin froste heißt; wir finden also die Nr. 169. Jahrgang 1809 des allg. lit. Anzeigers, S 1661, geäußerte Muthmaaßung ganz einfach, daß die obere Zeile auf die Sonne und die untere auf den Mond gehe, und beyde ohngefähr sagen wollen: daß wenn die

hoch

hoch stehende Sonne zu heiß strahlt, der Mond mit seiner Kälte uns abkühlen soll. Von der Gottheit Ostar ist keine Spur in der Schrift, da beyde Zeilen sich auf ein reines o enden. Uebrigens verrathen diese wenigen Worte einen altsächsischen Dialekt. Rec. wunderte sich, wie Hr. diese, obwohl halbverloschene, Schrift für einen Versuch lateinisch oder deutsch zu schreiben, erklären konnte. Die Frage: wo die Originalscherbe hingekommen? ist zwar ganz vernünftig; hebt aber den Beweis ihrer einstigen Existenz nicht auf. Wie oft muß man mit guten Kopieen verloren gegangener Urkunden sich begnügen, wenn Nichtachtung, die Folge der Unwissenheit, schätzbare Alterthümer entweder weggeworfen, oder dem Moder überlassen hat! Wäre mit dieser Unwissenheit nicht noch zum Glück Eitelkeit gepaart gewesen, wie manches Denkmahl der altdeutschen Sprache und Kunst hätten wir jetzt nicht mehr! In Ansehung der kritischen Zweifel aber, womit der Verf. diese Abhandlung anfängt und beschließt, sind wir ganz seiner Meinung. Das Herleiten der Oerter, zumal von altdeutschen Gottheiten, deren Daseyn theils unerwiesen, theils in Ansehung des Lokals ganz falsch ist, geht bis zum Belachenswürdigen, und man würde dem sprach- und geschichtsgelehrten, obgleich zu schwärmerischen, Rudbeck unverdienten Schimpf anthun, wenn man jene Steckenreiterey Rudbeckianismus nennen wollte.

III. Ueber die Authenticität der isländischen Sagen, als historischer Denkmähler. Was Hr. R. unter dieser Rubrik sagt, unterschreiben wir beynahe ohne Einschränkung. Obgleich Adelung am Rec. einen seiner größten Verehrer hat: so kann letzterer ihm doch nicht in der Verwerfung aller isländischen Sagen und Geschichtbücher beystimmen; sondern er hält sich, wo er nicht alles selbst sehen kann, sondern Einiges sich vordenken lassen muß, theils an Schlözern, in seiner Nordischen Geschichte und seine Schrift: über isländische Literatur. Göttingen 1773. 8. (Auch den hat seine Zweifelsucht hie und da getäuscht, z. B. in Ansehung einer ältern und neuern Edda), theils an die skandinavischen wahren Geschichtforscher, besonders ihren ersten scharfen Geschichtskritiker, Thormund Torfäus, den der Verf. hier nicht genannt hat, und zu dessen Series regum Daniae etc. Hafniae 1702. 4. der berühmte Suhm einen berichtigenden Nachtrag, unter dem Titel:

Torfaeana, sive Thormodi Torfaei notae posteriores in seriem regum Daniae, ex Mstis legati Magnaeani. Hafniae 1774. 4. herausgegeben hat. Der würdige Adelung konnte doch schwerlich so aus Autopsie und isländischer Sprachkunde urtheilen, wie die zuletzt genannten Männer und Nyrup, wenn man gleich einige Quentchen vaterländische Vorurtheile vom Gewicht skandinavischer Gründe abziehen muß. Die isländische Literatur kann nicht so jung seyn, als Hr. A. sie vorstellt. In Zeiten, wo es im südlichen Europa, besonders in Deutschland, eben am finstersten und rohesten war, blühte in Norwegen Gelehrsamkeit und Geschliffenheit. Einen Theil davon nahmen die Kolonisten Islands mit dahin. Rec. kann nicht einmal einräumen, daß die beyden Edden aus Lappen des christlichen Religionssystems zusammengestückelt seyen; ob er gleich zugeben will, daß Letzteres dabey benutzt sey; gleichwie die andern europäisch-heidnischen Völker, die unter Christen, und die alten morgenländischen Heiden, die unter Juden wohnten, das nämliche thaten. Daß aber Mönche noch unterm Christenthume der Skandinavier sich die Mühe gegeben haben sollten, die heidnische Othinische Mythologie so auszuspinnen, wie man sie in den Edden findet, dünkt dem Rec. höchst unwahrscheinlich, wenn er den Haß des christlichen Klerus gegen alles Heidenthum erwägt. Für das Alter des poetischen Theils der Edden — so wenig es sich genau bestimmen läßt — spricht übrigens auch die Abwesenheit der Reime, die erst späterhin aus dem südlichen Deutschland, oder vielmehr Europa, nach Norden kamen. Zu der Aeusserung des Verf., daß die Fortsetzung der Arbeiten des Magnäischen Legats nicht sehr nöthig sey, stimmen wir keinesweges; erstlich, weil wir zweifeln, daß nur unbedeutende Handschriften noch zu ediren übrig seyen, und dann, gesetzt auch, daß dieser Rest nur in Romanen bestände: so würde doch die altdeutsche Sprache, zu deren Erläuterung, nächst dem Angelsächsischen das Isländische, von dem wir noch kein allgemeines Wörterbuch haben, am meisten beyträgt, sicher durch diese Herausgabe noch mehr gewinnen. Der vom Verf. gethane Vorschlag (nämlich der König sollte den Ueberrest des Legats zu Volksbüchern für Island verwenden lassen), kann auf andre Art, ohne Störung dieses Legats, ausgeführt werden; auch wird sich Hr. R. erinnern: »quod testamenta stricte sunt servanda;« so daß

sich

sich auch der Landesherr nicht wohl an ihnen vergreifen kann.

IV. Ueber die nordische Poesie. Wir hätten dieser Rubrik mehr Planmäßiges, und hie und da mehr Deutlichkeit gewünscht; das, was S. 120 der Verf. von der isländischen Versifikation sagt, und wovon er die Quellen nicht angiebt, war für uns auch zu wenig. Gleicher Meinung aber sind wir mit ihm, was Volksmythen überhaupt (S. 127), und insbesondere den Mißbrauch der nordischen Mythen, betrifft, doch möchten sie zu Travestirungen, wie Beyspiele davon aus Baggesens Gedichten ausgehoben sind, immer gut seyn. Rec. hat jedoch einige Oden aus der Sämundischen Edda mit Unterhaltung gelesen, und darinne freylich nicht das Schwülstige und Abentheuerliche; aber doch die Kürze und Stärke des Ausdrucks bewundert.

V. Der Kampf der Götter. Auch eine poetische Ironie, wo der Verf. dem neulichen Schöpfer der Gottheiten, Ossar und Wold, den Odin, mit einem Gefolge von Asen, und zwar in Amerika, erscheinen läßt, der sich unter andern so äußert:

Wir kommen von Walhalla's Tischen,
Vergessen unser Götterbier,
Und pflegen hier, in Kanada's Gebüschen,
Vertraulichkeit mit dir.
Es ward die alte Heimath uns zuwider,
Und Wodan zeigt sich ihr nicht mehr:
Entartet sind der Deutschen Lieder,
Sie selbst nicht deutsch mehr, rauh und bieder,
Und alle Gauen längst von Wäldern leer!
Die Humpen sind in Gläserchen verkehret,
Und Rebenberge schänden meinen Rhein,
Und andre Götter sind es die man ehret,
Und Keiner denket mein!
Die Kraft ist aus den Händen und Lenden
Der Deutschen, wie aus ihrem Gesang:
Schwächlinge sieht man an allen Enden,
Die sich zu faden Kunstwerken wenden,
Ohne Sturm und ohne Drang.
Ha, was treiben die jungen Gesellen
Jetzt in Deutschland doch für ein Leben?
Sind dem Trunke nicht mehr ergeben,
Ruhen nicht länger auf Bärenfellen,
Schwingen sich zwischen Schwerdtern und Spießen
Zierlich nicht mehr mit behenden Füßen

Vor dem Gesichte züchtiger Frauen,
Die ohne Herzklopfen das Nackte schauen.
Und die Dirnen, wie sie sich zieren!
Statt auf der Jagd mit siegenden Waffen
Pelze zur Kleidung sich zu verschaffen,
Tragen sie Gewänder zum Verfrieren,
Dünn und luftig aus Spinngeweben. —
Darum kann ich mich nicht entschließen,
Dem entarteten Volk zu erscheinen;
Sondern ich habe mich mit den Meinen
Weit nach Kanada hingeflüchtet,
Wo wir Walhalla aufgerichtet. —

Das erschrecke S. 155 für erschrick! ist ein grammatischer, und Bardenaden S. 162 für Bardenoden ein Druckfehler.

Ft.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Hessische Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von K. W. Justi und J. M. Hartmann, ordentl. Professoren der Philosophie zu Marburg. Zweyter Theil. Marburg, in der neuen akad. Buchhandlung. 1800. XIV. und 372 S. 8. 1 Rl. 8 gr.

Eben der Beyfall, den schon ein andrer Mitarbeiter im 67ten Bande der N. A. D. B. dem Anfange dieser Sammlung gezollt hat, gebührt auch ihrer Fortsetzung. Bey der Mannichfaltigkeit indeß, wofür von den Herausgebern rühmlichst gesorgt wird, bleibt in Betreff solcher Artikel, die nur dem Eingebornen oder Einheimischgewordnen wichtig seyn können, aus Mangel an Raum nichts weiter zu thun, als die Aufschriften derselben anzugeben; ohne durch diese kürzere Behandlung den innern Werth gedachter Aufsätze verkleinern zu wollen.

Den zweyten Band eröffnet die 3 Bogen starke Abhandlung des Hrn. J; eine sehr alte, auf dem sogenannten Christenberg, unweit Marburg gelegne Kirche betreffend, die

die für die älteste in Hessen gehalten wird, und zu historischer Untersuchung daher einladen konnte. Ob das Gebäude aus einem dem Kastor geweihten Tempel, wie man gleichfalls glaubt, entstanden sey, läßt Hr. J. unentschieden. Wahr ist es, daß seine Bauart von der itzt üblichen in manchen Theilen sehr abweicht; was jedoch nicht befremden darf, da ihr Alter wirklich sehr hoch hinaufsteigt, und wahrscheinlich in des Heidenbekehrers Bonifacius Zeiten fällt; als der in jener Gegend bekanntlich sich lange herumtrieb; wie denn auch sein Zeitgenoß, Karl Martell, die sogenannte Kastorsburg zerstörte, und den neuen Namen Christenberg soll veranlaßt haben. Dieser angebliche Kastor, meint Hr. J., möge vielleicht der alte deutsche Götze Easter, Aster, Ostar — das Ding hat viele Namen — gewesen seyn, und das bey diesem Anlasse von altdeutschem Götzendienste überhaupt Beygebrachte, läßt, wie alles Andere, recht gut sich lesen. Was es mit den übrigen Alterthümern dieses Kesterbergs oder Kesterburgs, denn so heißt der Ort bis ins 13te Jahrhundert zurück in allen Urkunden, seiner uralten Kirche, und dem von Zeit zu Zeit noch darin gehaltnen Gottesdienste nunmehr für Bewandtniß habe, wie er denn, des beschwerlichen Weges ungeachtet, mehrere Gemeinden zum Begräbnißplatze dient, will im Aufsatze selbst nachgelesen seyn. — Anfrage Landgraf Wilhelms IV., eines sonst sehr verständigen Fürsten, bey Viktorin Striegel, 1578, wegen des Basilisken-Eies, das einer seiner Hauptleute, wirklich von einem alten Hahn gelegt, entdeckt haben wollte. Schade, daß Striegels Antwort fehlt, der vielleicht Arzt, und Sohn des wackern, schon 1569 gestorbnen Theologen gleiches Taufnamens gewesen seyn mag. — Eintheilung des alten Hessenlandes ins Daun- und Dareland; zu Folge des Testaments der Landgräfinn Anna von 1509. Ein lustiger, von Estor aber und manch Andern sehr gelehrt kommentirter Irrthum; hier vom Regierungsrath Ledderhose, dem Hessens Geschichte schon so viel zu danken hat, endlich aus der Urschrift des Testaments selbst aufgedeckt; als worin von nichts weiter denn einer Daumblang, i. e. da umher gelegnen Landschaft, und das zweymal kurz hinter einander die Rede ist. — Beyträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges in Hessen. Meist das Städtchen Wetter betreffend, und den Bericht aller der Drangsale enthaltend, die im

Jahr

Jahr 1636 dasige Gegend von Schweden und Oesterreichern zu erdulden gehabt; wo es dann Abscheulichkeiten zu lesen giebt, denen die des letzten Krieges, dem Himmel sey Dank! doch nicht gleichkommen.

Von des weiß Kuniges Schwert. Ein Aufsatz, der den unlängst verstorbnen Kammerherrn und Ober-Einnehmer zu Marburg, Freyherrn von Dörnberg, zum Verfasser hat; sich aber erst im dritten Theile der Denkwürdigkeiten endigt; weßhalb Rec. die Hauptsache hier lieber sogleich in der Kürze, und mit des Erzählers eignen Worten anzeigen will: »Als Römischer König noch gab Maximilian I. dieß Kleinod für eine Geldschuld zum Unterpfande; als Kaiser konnt er es nicht wieder einlösen. Mehrere seiner Nachfolger überlegten lange, und — wollten nicht. So geschah es, daß noch über 100 Jahre nach unsers weiß Kuniges Ableben sein Schwerdt im heil. röm. Reiche auf Reichstagen und auf Messen herumgeführt wurde, bis es doch zuletzt in der Schatzkammer zu Wien seine Ruhestätte fand.« — Im Jahr 1486 machte nämlich Maximilian drey Individuen aus den Familien von Dörnberg, Schenk zu Schweinsburg und Bibra, in ungleichen Antheilen, ein Gnadengeschenk von $16666\frac{2}{3}$ Gulden; konnte das Geld hierzu aber so wenig aufbringen, daß er vielmehr noch 10000 Gulden von ihnen dazu borgte, wovon 4000 baar in seinen Beutel kamen, die übrigen 6000 aber zu Einlösung des erwähnten, schon zu Köln verpfändeten kostbaren Schwerdts und andrer Kleinodien verwandt werden mußten; die man dann gedachten drey Edelleuten bis zur im Jahr 1490 versprochnen Wiederbezahlung als Unterpfand ließ. Die Kleinodien bestanden in einem für ausnehmend schön gehaltnen Schmaragd, und einer ziemlichen Anzahl Perlen, Rubine, Diamanten und Sapphiere. Das köstliche Schwerdt selbst war (an Griff und Scheide) von vorgeblichem Einhornbein; auch mit Golde, sechs großen Perlen, und einem Pallas, i. e. rubinus pallassus, *rubis balais*, zu Deutsch, blaß rothen Rubin, beschlagen. Trotz dringender Mahnbriefe, und eben so häufig wiederhohlten Versprechen, konnte M., wie schon gesagt, das alles nie wieder einlösen; und als er 1519 starb, waren kaum erst 7000 Gulden auf Abschlag erstattet. Unter Karl V., Ferdinand I., u. s. w. gieng es um nichts besser, und im Jahr

1541 fanden die rückständigen Zinsen sich schon bis 4000 Gulden angelaufen. Da indeß der Bibrasche Antheil sich an weibliche Nachkommenschaft vererbt, und mancher kleinere Bestandtheil des Schatzes bereits unsichtbar geworden: so fieng der Handel immer verwickelter zu werden an; und obgleich Hr. von Dörnberg, wie leicht zu erachten, nicht alle, die Sache betreffenden, Dokumente mehr zur Hand hatte: so standen ihm deren doch noch immer genug zu Gebot, um seine Darstellung zu einer solchen zu machen, wo über Geist, Sitten und Rechtspflege jener Zeit manch bedeutender Aufschluß hervorgeht. Da die in den beyden Theilen fortgeführte Geschichte dieses reichsoberhauptlichen Anleihens über siebenthalb Bogen füllt: so ergiebt sich von selbst, daß Rec. zur Auflösung des Knotens eilen muß. Alle Bemühungen, sich des beschwerlichen Unterpfandes auf irgend eine rechtskräftige Art zu entledigen (selbst nach Ostindien es zu schaffen, war einmahl im Werke; denn auch den Verkauf hätte man bisher nicht gestattet), waren bis 1630, mit einem Wort, vergeblich geblieben. In diesem Jahr aber kam der Abt zu Fulda auf den Einfall, das noch immer herumgeschleppte Schwerdt und den kostbaren Smaragd (die übrigen Edelsteine hatte man 1582 für 2000 Gulden verschleudert) um 6000 Thaler an sich zu handeln. Glücklicher Weise waren etwas über $\frac{3}{4}$ dieser Summe schon bezahlt, als der Prälat, durch welchen Zufall? weiß man nicht eigentlich, in der Schlacht bey Lützen sein Leben verlor; und es wegen noch abzutragenden Achtels neue Schwierigkeiten in Menge gab, so daß auf diesen Kleinodien wirklich ein alter Fluch zu ruhen schien. Was der Abt mit diesem Kaufe im Schilde geführt, blieb lange räthselhaft; bis endlich sich auswieß, daß Kaiser Ferdinand dem Zweyten seines Ahnherrn Schwerdt, als Zeichen tiefster Devotion, zu Füßen gelegt, und als ein fürtreffliches Präsent gnädigst angenommen worden. Noch im Jahre 1653 hatte einer der ehemaligen Pfandinhaber es in der Wiener Schatzkammer sehr respektirt gesehn. Ob es noch itzt daselbst vorhanden, weiß der Verf. nicht anzugeben; kann aber bey diesem Anlaß die tröstliche Bemerkung nicht unterdrücken, daß wenn ehedem selbst Gold und Perlen noch zum höchst unsichern Pfande dienten, man in unsern geldreichern Zeiten schon mit einem sauber bedruckten Staatspapiere, statt aller Gewährleistung, vorlieb nimmt! —

Krank-

Krankheit und Tod Landgraf Wilhelms VII.; der, kaum 20 Jahre alt, 1670 zu Paris starb, und wie aus dem umständlichen Tagebuche eines seiner Begleiter erhellt, als Opfer jener Klystir- Purgir- und Saignir-Wuth, worüber gerade damals Moliere bekanntlich sich so gern lustig machte. Die angehängten Gutachten drey itzt lebender hessischen Aerzte, worunter auch Hr. Baldinger, erklären die Krankheit für eine schlecht behandelte Lungenentzündung. — Der Meißner, in Hinsicht auf mythisches Alterthum. Aus der Feder des hessischen Jägerhauptmanns, Freyherrn von Münchhausen; eines, wie man längst weiß, sehr warmen und dichterischen Freundes altdeutscher Merkwürdigkeiten. Wer also dieses, ohnehin schon wegen seiner Aussichten, Basalte und Pflanzen berühmte hessische Gebürge — in den längsten Tagen des Jahrs 1799 fanden sich da noch Schnee- und Eißschollen — auch von mythisch-antiquarischer Seite will kennen lernen, wird hier volle Befriedigung finden. So nimmt Hr. von M. den daselbst befindlichen Frau Hollen Teich, die Mutter zahlreicher Volkssagen, für den Sitz ehemaligen Heiligthums, und Frau Holle nicht etwa für eine Rune, wie z. B. Dame Velleda gewesen; sondern für die Gottheit selbst. Vielleicht Hertha, jene Hauptgöttinn aller nordischen Völker; deren Altarstein sogar sich hier noch scheint erhalten zu haben; wie es denn auch an andern Mysteriengrotten, sogenannten Teufelslöchern, u. s. w. nicht fehlt. Die Beschreibung des ganzen Lokals, und wie aus Hertha Hulda, und endlich Frau Holle geworden, ist keines Auszugs empfänglich. — Noch Etwas zur Geschichte des Klosters Heina in Hessen. Eines reichen Cisterzienserklosters, bey der Reformation zur wohlthätigsten und weitgreiffenden Armenanstalt umgeschaffen. (Der indeß, wie Rec. noch vor wenig Jahren fand, ein eigner Hausarzt fehlt.) — Vom Namen der hessischen Herren von Breidenbach zu Breidenstein, und wie beyde Benennungen sonst mehrern, ganz verschiednen Familien, zugekommen? Eine Arbeit des unlängst und zu früh gestorbnen Regierungsraths von Senkenberg zu Gießen; was allein schon für die Gründlichkeit der Untersuchung bürgt.

Drey dem Andenken jüngst verstorbner Hessen geweihte Aufsätze, deren erster, von Hrn. J., den am Ende 1799 im

in Marburg 72 Jahre alt gestorbnen Valentin Keppler zum Gegenstand hat. Ein bloßer Töpfer war der Mann gewesen, hatte durch eignes Genie aber sich zum sehr geschickten Mechaniker, Zeichner und Wachsbossierer gehoben; die Aehnlichkeit der von ihm gefertigten Brustbilder wird von Jedermann anerkannt, und eben so die Unbescholtenheit seiner ganzen Denk- und Handelsweise. Im zweyten Aufsatze wird der Hintritt des am 17ten April 1800 zu Rinteln, nur 53 Jahre alt, gestorbnen Prof. und Arztes, L. P. Schröter, vom dasigen Prof. Wachler bedauert. Umständlicher hat in der Folge Herr Strieder in seiner hessischen Gelehrten-Geschichte von ihm gehandelt; und bey Anzeige ihres 13ten Bandes auch der 73ste unsrer N. A. D. B. Manches beybringen können, was dem Beobachter des Zeitgeistes hoffentlich nicht wird unwillkommen gewesen seyn. — Der dritte ist dem Andenken des Herrn Leonh. Joh. Karl Justi, Dokt. u. Prof. der Theol., luther. Konsist. Raths, u. s. w. zu Marburg, von einem der Herausgeber, seinem dankbaren Neffen gleiches Namens gewidmet. Auch erst 47 Jahre alt starb der wackre Mann. Genauere Darstellung seiner Verdienste ist aus der Feder des Prof. Engelschall zu erwarten, der zwar ebenfalls schon, und das sehr jung, gestorben, die Handschrift aber fertig hinterlassen gehabt. — Einige Data zur Geschichte des alten hessischen Geschlechts der Dieden zum Fürstenstein, eine Familie, die dem Staat sehr brauchbare Männer geliefert, itzt aber in der männlichen Nachkommenschaft erlöschen wird. Zu erinnern giebt es hier, daß die Gemahlinn des noch lebenden letzten Zweiges keine Gräfinn von Kalenberg, sondern Callenberg ist, und ihr Geburtshaus Muskau nicht in Schlesien, sondern in der sächsischen Lausitz liegt. Auch irrt sich der ungenannte Verfasser, wenn er S. 242 den Namen der bekannten Bielshöhle im Harzgebirge von einem alten deutschen Götzen herleitet. Biel hieß der Mann, der vor etwa 40 Jahren diesen Grottengang entdeckte; den man nun ihm zu Ehren so zu nennen ganz schicklich fortfährt.

Die Baumeister-Familie Du Ry zu Kassel, der diese Stadt und ihre Umgebungen so manche Bauverschönerungen zu danken haben. Der Großvater war ein der Religion wegen flüchtender Ingenieur aus Paris, den Landgraf Karl 1684 in Dienste nahm, und seine Geschicklichkeit

stände, die dem Publikum, das solche Schriften liest, ja längst bekannt seyn müssen. Dieselbe Methode von Citationen, überflüssigen Eingängen, und oft sehr langweiligen Nebenabhandlungen, befolgt er das ganze Buch hindurch, ohne daß er dabey im Grunde mehr als alte, längst bekannte Dinge, beybringt. — Doch diese Bemerkungen sollen das dem Verf. oben ertheilte Lob auf keine Weise schmälern; der künftige Verf. einer kritischen und vollständigen medicinischen Geographie, dergleichen die von Fincke eben nicht genannt werden kann, wird ihn immer als eine sichere Autorität benutzen können.

Ub.

Beschreibung einer Reise nach Stuttgard und Straßburg im Herbste 1801. Nebst einer kurzen Geschichte der Stadt Straßburg, während der Schreckenszeit. Von C. Meiners, Königl. Großbrit. Hofrath, u. s. w. Göttingen, bey Röwer. 1803. 534 S. 8. 1 Rh. 20 gr.

Die Leser finden hier zuerst: Bemerkungen auf einer Reise nach Schwaben, im September und Oktober 1801. S. 1—103. Dann: Bemerkungen auf einer Reise nach Straßburg, im September 1801. S. 104—196. Endlich eine sogenannte kurze Geschichte der Stadt Straßburg während der Schreckenszeit, in den Jahren 1793 u. 1794, von S. 197—533. — Was nun zuerst die Reisebemerkungen anlangt: so muß Rec. aufrichtig gestehen, daß sie im höchsten Grade flüchtig, unbedeutend, und hie und da sogar lächerlich sind; was auch bereits von Würtembergern selbst in mehrern Zeitschriften gerügt worden ist. Der Verf. machte die Reise von Göttingen nach Stuttgard fast im Fluge mit Extrapost, er hielt sich zwar vom 2ten September bis 16ten Oktober, mit Ausnahme weniger Tage, zu Stuttgard auf; er scheint sich aber viel zu viel mit literärischen Arbeiten beschäfftigt zu haben, um ein aufmerksamer Beobachter gewesen zu seyn; die Reise nach Straßburg endlich ward in neun Tagen hin und her gemacht, so daß sich der Verf. kaum fünf Tage in dieser Stadt befand. Ist es daher zu verwundern, wenn der Verf.

nur flüchtige und unbedeutende Nachrichten liefert, wenn er häufig bloße Lohnbedienten zu seinen Gewährsmännern gehabt zu haben scheint? Wo man auch dieses Werk aufschlagen mag, überall wird man dieses Urtheil bestätigt finden; man lernt von den genannten Städten so gut als gar nichts kennen, und legt diese angebliche Reisebeschreibung nur mit Verdruß aus der Hand. Aber wir haben auch gesagt, daß die Bemerkungen des Verf. nicht selten sogar lächerlich sind. Dahin gehört z. B. die wichtige Notiz, daß in der Pfalz viele Frauenzimmer mit bloßen Füßen gehen (S. 17); oder daß der Wind in den Maisfeldern ein ganz eigenthümliches Geräusch erregt (S. 32); oder daß die Planiemädchen in Stuttgard einzelne Mannspersonen nur selten mit starker Hand anfallen (S. 51); oder daß die Frauenzimmer, in den Städten über Frankfurt, nicht so allgemein unter den Oberkleidern weiße Röcke anlegen (um den Ausdruck des Verf. zu brauchen); u. s. w. — Die angeblich kurze Geschichte von Straßburg, u. s. w., die über zwey Drittheile des Buches einnimmt, ist zwar nur ein Auszug aus mehrern, eben nicht sehr seltnen, Werken; dürfte aber für Liebhaber revolutionärer Anekdoten leicht das beste des ganzen Buches seyn; wiewohl das Meiste davon auch schon in Eggers Reisen zu finden ist. — Uebrigens wird es Rec. unbegreiflich bleiben, wie ein sonst so verdienter Gelehrter sich zu der Herausgabe eines solchen Buches habe entschließen können. Wahrlich, wer den Umfang seines Geistes und seiner Kenntnisse nur darnach beurtheilen wollte, der würde beyde für sehr eingeschränkt halten müssen!

Bm.

Neuere Geschichte der See- und Land-Reisen. Siebzehnten Bandes erste Abtheilung.

Auch einzeln unter dem Titel:

Reisen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Irland und Norwegen, in den Jahren 1791 — 1797. Von Kornelius de Jong, Holländ. Kapitain und Befehlshaber der Kriegsfregatte Scipio.

und weit umständlicher, hat man auch diesen Austritt aus Frankreichs scheußlicher Revolutionsgeschichte in mehr als einem Blatte des Tages gelesen. — Mackkay, ein englischer Schiffslieutnant, der im Jahr 1795 auf der Fahrt von der peguanischen Küste nach Madras auf eine Sandbank gerieth, hier dem Hungertode nahe kam, sich endlich aber ans Land retten konnte und Kalkutta erreichte. — Page's, ein Franzos, der 1770 mit der Karavane von Bassora nach Aleppo gieng; die unterwegs aber von feindlichen Arabern überfallen und zerstreuet wurde, so daß nach vierwöchentlichem äußerst beschwerlichen Herumstreifen erst der kleine Haufe, wobey auch P. war, sich zu Damaschk in Sicherheit sah. Daß ein Franzos gemeiniglich im Superlativ spricht, und seinem werthen Ich überall den ins Auge fallendsten Standpunkt anweist, geht aus diesem Berichte abermal hervor. — Black, brittischer Seeofficier, ward auf der Fahrt nach Port Jackson, 1797, von dem aufrührisch gewordnen Schiffsvolke, nebst noch 29 Gefährten, in ein offnes Boot geworfen; mit dem sie aber so glücklich waren, nach Verlauf weniger Stunden, an der brasilianischen Küste zu landen, und also mit der bloßen Furcht davon kamen. — Wagner, der nunmehrige Postmeister zu Graudenz, in Westpreußen, den die Russen im Jahr 1759, eines ihm schuldgegebnen Staatsverbrechens halber, nach Mangasea verwiesen; von wo er indeß im Jahr 1764 wohlbehalten wieder in seine Heimath kam. Bekanntlich hat der gute Mann, und das unlängst erst, sein Schicksal selber beschrieben. Rec. will also nur den merkwürdigen Umstand ausheben, daß auf der Weiterreise von Jeniseisk ein entsetzlicher Sturm mit Alles verfinsterndem Schneegestöber die armen Leute überfiel, und diese nach 8 schrecklichen Tagen gar nicht mehr wußten, wohin? und was weiter anzufangen. Aus Verzweiflung gab man sich endlich der Willkühr der den Schlitten ziehenden Hunden preis, die nach nicht mehr als zwey Stunden vor eben der Jakutenhütte still standen, wo sie bey der Abfahrt von Jeniseisk zuerst übernachtet gehabt. Wie demüthigend für uns Menschen ein solcher Thierinstinkt, der so äußerst selten sich durch Vernunftkenntnisse ersetzen läßt.

Delesalle, ein französischer Dragonerlieutnant, der 1798 in Aegypten verwundet, von den Türken gefangen,

hart behandelt, endlich in die Gewalt des grausamen Pascha zu St. Jean d'Acre gerieth; aus dessen Klauen ihn jedoch der edelmüthige Kommodore Sydney Smith noch zu retten wußte. — Der brittische Lieutnant Wright, auf der Fregatte Proserpina, die im Januar des Jahres 1799 nicht weit von Kuxhaven auf den Grund gerieth. Mit unerhörten Beschwerlichkeiten nur konnte die Equipage nach und nach ans Land gebracht werden; 14 Personen wurden doch vermißt; und wie es der Fregatte weiter gieng, ist aus den Hamburger Zeitungen noch bekannt genug. — Meilhan, einer von den 19 Girondisten, die 1793, so wie andre mehr, geächtet, ihr Heil in der Flucht suchen mußten, und da tausenderley Gefahren ausgesetzt blieben, eh auch ihnen der 9te Thermidor wieder Hoffnung gab. M. fand bey seiner Rückkunft in Bayonne Gattinn, Tochter, Schwester und Mutter nicht mehr; alle waren vor Gram und Sorge gestorben! Wenn anders auch hier nicht eine französische Hyperbel steckt! — Im Jahr 1769 fiel der englische Lieutenant Spearing unweit Glasgow in eine alte Steinkohlengrube, wo er 8 volle Tage aushalten mußte, und das ohne andre Nahrung als Regenwasser. Endlich ward er, jedoch gänzlich entkräftet, herausgezogen, und mit einer Fußgeschwulst, die, anfänglich schlecht behandelt, ihn zur Amputation des linken Schenkels nöthigte. Im August 1793 befand sich der Mann übrigens noch ganz wohl, und versichert, während dieser fürchterlichen Woche keinen Augenblick Muth und Hoffnung verloren zu haben. — Ramel und seine Unglücksgefährten. Wie dieser ehmalige Gardenkommandeur der gesetzgebenden Versammlung auf seiner Deportation nach Cayenne 1797 behandelt wurde, von da sich aber mit Pichegru, Barthelemy und Andern nach Surinam rettete, ist unsern Lesegesellschaften aus der von ihm selbst mitgetheilten Beschreibung, noch in zu frischem Andenken, als daß es nur einer Zeile mehr bedürfte. — Zur Abwechslung, wie nach Tragödien oft unschicklich genug ein lustiges Nachspiel, macht der, 1759 zu Venedig 58 Jahre alt gestorbne] Lord Wortley Montaigu, ein Erzphantast, den Beschluß. Hier wird er zum Reisesonderling gestempelt, und aus seiner von Jugend an unstäten Lebensweise dieß und jenes gehoben.

Allerdings giebt es auch in diesem Bändchen manches Unbelehrende, und mitunter auch schlecht Erzählte. Im Ganzen

zen jedoch hat hier der Epitomator sich's noch viel leichter gemacht; und wenn im dritten und vierten Theile, womit der Verleger uns noch bereichern will, nicht wieder an frühere Jahrhunderte die Reihe kommt, ist sehr zu befürchten, daß man in der Fortsetzung eben so bekannte Sächelchen werde aufgetischt finden. Auch in vorliegender ist die Angabe der Quellen beseitigt, und das gar zu häufig vorkommende: Es war den und den des Monats, als — — vom Bearbeiter unbedenklich beybehalten worden. Von selbst versteht sich übrigens, daß in Betreff des kurzen Drucks, auf sehr kleinem Format, der zweyte Theil seinem ältern Brüderchen vollkommen ähnlich blieb.

Rk.

Reise durch England und Frankreich, in Briefen an einen jungen Freund in Deutschland, von Joachim Heinrich Campe. In zwey Theilen. Mit 2 Kupfern. 47 Bogen. 8.

Auch unter dem Titel:

Campe's neuer Sammlung von Reisebeschreibungen, vierter und fünfter Theil. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1803. 2 Rk. 16 gr.

Als man in dem vorigen Jahr in den Zeitungen las, daß Hr. Campe eine Reise nach England und Frankreich angetreten habe; wer war da nicht schon zum voraus neugierig, die Aerndte derselben in seiner neuen Sammlung von Reisebeschreibungen zum allgemeinen Genuß mitgetheilt zu finden. Denn so sehr auch in unsern Tagen beyde merkwürdige Länder und ihre Hauptstädte bereist und beschrieben worden sind; so kann man doch immer von Hrn. C. feinem und vorurtheilslosem Beobachtungsgeist neue Ansichten und Bemerkungen erwarten, welche Erwartung auch nicht ganz getäuscht worden ist. In der kurzen Vorrede versichert der Verf.: daß er diese, von Arzt und Familie angerathene, Erholungsreise hauptsächlich aus dem Grund unternommen habe, um seine Reisesammlung durch Einsammlung eigner Bemer-

Bemerkungen über die gegenwärtigen größten Städten der Welt und merkwürdigsten Völkerschaften vollständig zu machen. Eigentlich zu reden aber ist sie mehr eine Reise nach London und Paris, als eine Reise durch England und Frankreich, und die Briefe enthalten nicht sowohl ein Tagebuch dieser Reise, als vielmehr die Resultate derselben und Beschreibungen einiger Merkwürdigkeiten. Nur der erste Brief aus Hamburg ist mit einer Zeitangabe vom 24sten Mai 1802 versehen; bey allen übrigen fehlt sie: so daß man also nicht wissen kann, wie lange der Verf. in jeder Hauptstadt und überhaupt auf der ganzen Reise verweilt habe. Er ist ein warmer Bewunderer der Engländer, in Ansehung ihres allgemeinen, auch bey der geringern Volksklasse, sichtbaren Wohlstandes, blühenden, gesunden Ansehens, erfinderischen und immer thätigen Kunstfleißes, Patriotismus und Nationaleifers für jede gute Sache, ihrer Reinlichkeitsliebe, und der durchgängigen Kultur und gesunden Luft des Landes. Als er sich aber auf den Straßen auslachen hörte, weil er statt eines großen Riesenhutes einen kleinen Armhuth, und der feuchten Witterung wegen einen Ueberrock trug: so erlaubt er sich doch einen ernsthaften Ausfall gegen den übertriebenen Nationalstolz, mit dem sie alles, was Nichtenglisch ist, so sehr verachten, daß sie sogar von jedem Ausländer, der ihre Insel besucht, verlangen, daß er sich in Allem, in Sprache, Kleidung, Sitten, Gebräuchen und Lebensart, bis auf die erbärmlichsten Kleinigkeiten hinab, ihnen völlig gleichstellen soll, und Jeden, der das Unglück hat, noch irgend etwas Ausländisches an sich wittern zu lassen, und selbst den, der im Gefühl einer bessern Würde sich unmöglich so weit erniedrigen kann, seine Aufmerksamkeit auf alle die hundertfältigen Erbärmlichkeiten zu heften, welche die jedesmalige Mode des Tags zu beobachten befiehlt, lächerlich und verächtlich finden, und ihm dieses oft auf die unartigste Weise zu erkennen geben. »Dieß verräth doch in der That,« fährt Hr. C. S. 193 fort, »eine Ungezogenheit und einen Dünkel, den man sonst nur »barbarischen Horden verzeiht — die Jeden für einen Tölpel halten, der es ihnen nicht in allen Stücken völlig gleich »thun mag. Und diese Forderung einer gänzlichen Ablegung alles dessen, was ausländisch ist, und einer knechtischen Nachäffung der englischen Sitten und Moden, machen eben die Menschen an uns, die, wenn sie selbst zu »uns

»uns ins Ausland kommen, nichts, als was Englisch ist, »sehen, hören, tragen und genießen wollen.« An den englischen Damen bemerkte er, daß der Oberarm, vermuthlich wegen der engen Einkerkerung, ungewöhnlich dünner war. Gewöhnlich sind die Engländer den Rheumatismen unterworfen, welches der Verf. theils von der, der Kamine wegen nöthigen, Zugluft, theils von der, durch das tägliche Stubenwaschen verursachten, feuchten Zimmerluft herzuleiten geneigt ist. Der Prinzessin von Wales wartete er auf ihrem gewöhnlichem Landhause, Blackheath, auf, wo sie sich abwechselnd mit der Landwirthschaft, Gartenbau, der Tonkunst, Malerey, dem Sticken, der Bildnerey in Thon, und mit der Erziehung 8—9 älternloser Kinder beschäfftiget; sie hat hier keinen Hofstaat; sondern bloß zwey Freundinnen, die Frau Fitzgerald und ihre Tochter, und fährt nur an Hoftagen nach der Stadt oder nach Windsor. Von ihrem Gemahl, so wie von der ganzen königlichen Familie, thut übrigens der Verf. keine Erwähnung. Ihre eigne Tochter kann, als ein Kind des Staats, nach englischer Verfassung, nicht von ihr selbst erzogen werden. Der, den alten Seeleuten zur Wohnung dienende, Pallast zu Greenwich ist der Triumph der neuern Baukunst. Sehr beklagt sich übrigens der Verf. über die, den Reisenden allzubeschwerliche Schnelligkeit der englischen Posten, und die vielen Forderungen, die man an Fremde macht. In England herrscht das Mittel, reich zu werden und reich zu bleiben; Treue und Redlichkeit im Handel und Wandel; nur zwey Handelsartikel fangen an, an der vormaligen Güte und Dauerhaftigkeit zu verlieren, Tuch und Hüthe, woran der itzige hohe Preis der spanischen Wolle und der Biberfelle, seit dem Verlust der N. A. Kolonien, und die Begierde, alles, soviel möglich, aus vaterländischen Stoffen zu bereiten, Schuld seyn soll. Der Verf. versichert, in seinem ganzen Leben keinen so wilden Lärm und so ungestümes Toben gehört zu haben, als im Schauspiele zu Drurylane. Sehr dankenswerth sind die vollständigen Verzeichnisse von den mancherley milden Stiftungen und wohlthätigen Anstalten gegen das menschliche Elend. In Calais that es dem Verf. wohl, sich auf einmal unter feinen, artigen, gefälligen und theilnehmenden Menschen zu befinden, nachdem er in England der kalten, untheilnehmenden, finstern und mit stolzer Geringschätzung auf jeden Ausländer herabblickenden

Gesich-

Gesichter so viele gesehen hatte. Alles war hier anders; trocknere Luft, andere Sprache, Sitten, Gebräuche, ein anderer Glaube und Geschmack, andere Verfassung, Lebensart, Speisen und Getränke; der Boden minder grün, gleichsam versengt, das Laubwerk welk ꝛc. Selbst wenn man Grobheiten wechselt, geschieht es mit einer Art von Höflichkeit. In Amiens, wo der Verf. durchkam, und zu St. Denis, steht von der Hauptkirche nur noch das Gemäuer; alles Andere ist zerstört. Die reizenden Pracht- und Lustgebäude zu Chantilly sind nicht mehr. In Paris vermißte er, gegen London, die Reinlichkeit und Nettigkeit der Straßen und öffentlichen Plätze, und die reine Luft; Augen und Ohren wurden an jeder Mauer und in jedem Winkel durch entladene Unreinigkeiten beleidigt; er sah ärmlich gekleidete Leute von verkümmerter Gesichtsbildung. Jedoch von Ueberbleibseln schauderhafter Zerstörungen sah der Verf. nur höchstens 5 bis 6 leere Plätze, wo ehemals königliche Bildsäulen standen, und einige halb eingerissene Klöster und Kirchen. Im Ganzen aber fand er doch die Stimmung der Pariser ganz anders, als er sie vor 13 Jahren in den ersten heitern Zeiten der Revolution gefunden und bewundert hatte. Statt jener begeisterten kindlich fröhlichen Menschen, welche damals die Straßen erfüllten, sah er itzt fast lauter ernste, tiefe Trauer, oder verbissenen Unwillen ausdrückende Gesichter; statt der heißen Vaterlandsliebe und begeisterten Theilnahme an allem, was die öffentliche Sache betraf, von der damals Männer und Weiber, Greise und Kinder, Herren und Diener, bis zum Lastträger, berauscht waren, sah er überall die kälteste Gleichgültigkeit, nichtssagende Antworten mit abgewandten Gesichtern, wenn man das Gespräch darauf brachte, Spuren von Furchtsamkeit, Ueberdruß oder Verzweiflung an der Möglichkeit ehemaliger Erwartungen. Selbst in den Schauspielhäusern blieben Anspielungen mit einer Todtenstille unbeklatscht, wo sonst das Haus von donnerndem Beyfallrufen zitterte. Nur in Landhäusern, in freundschaftlichen Zirkeln bricht zuweilen die vormalige französische Fröhlichkeit aus. Bey Allen, deren Glück nicht vom Hofe abhängt, ist Bonaparte gehaßt, obgleich alles sich unter die von ihm eingeführten Moden bequemt. Das schöne wohlthätige Erziehungshaus für Blinde, das selbst unter Robespierre erhalten wurde, ist unter Bonaparte, aus Ersparungsgrundsätzen, zerstört

wor-

worden. Eigen ist dem Verf. die Reduktion der verschiedenen Züge des französischen Nationalcharakters auf Kindlichkeit ihrer Gemüthsart, der auf den Satz: daß die Franzosen, an Herz und Empfindung, große Kinder sind, die gereizt und ins Feuer gesetzt auch als Männer handeln können. Gleich Kindern werden sie nur von dem Gegenwärtigen gerührt, vergessen das Vergangene schnell, lassen sich das Künftige nicht kümmern; haben stets offene Sinne und Herzen für jeden neuen Eindruck, können leicht und schnell von dem einen Aeußersten zum andern, von der tiefsten Betrübniß zur Freude, von ernsten Betrachtungen zum Leichtsinn, von Mitleid und Sanftmuth zu barbarischer Grausamkeit übergehen. Gleich Kindern sind sie genügsam, und brauchen, um von Herzen froh zu werden, nur wenigere Zurüstungen; wollen immer in Bewegung seyn, immer etwas Neues sehen, hören und empfinden. Daher der unersättliche Hang nach Schauspielen — immer aus einem Zustand in den andern, auch wohl schlechtern, übergehen; sind des zartesten Mitleids und der kältesten Grausamkeit fähig, nicht aus Neigung, und auf die Dauer; sondern weil der gegenwärtige Augenblick sie darzu stimmt; behandeln wichtige Dinge mit Leichtsinn, und Kleinigkeiten mit Ernst und Eifer; verstehen nicht, sich selbst zu führen, sondern bedürfen immer eines Hofmeisters; sind bald sanft, bescheiden und lenksam, bald wieder wild, übermüthig und trotzig; können eben so wenig Freyheit als Macht vertragen — daher die Härte und der Uebermuth, mit dem französische Machthaber ihre deutschgewesenen Mitbürger behandeln. Seitdem ich diesen Hauptzug gefaßt habe, fährt Hr. C. fort, ist für mich der Franzose kein Proteus mehr: alle Auftritte der letztverflossenen 13 Jahre sind mir nun vollkommen begreiflich, und es soll mich nicht befremden, wenn ein andrer Reisender nach mir Alles hier ganz anders findet.

Merkwürdig und neu zum Theil sind die Nachrichten, die der V. von den immer regen Bemühungen der französischen Priesterschaft, ihre Herrschaft und den Geist des Papstthums, wie zuvor, zu verbreiten, und von der ganz unbegreiflichen Nachsicht der Regierung gegen diese Vorschritte, mittheilt. Schul- und Erziehungswesen ist in der elendesten Verfassung, und die neuen Einrichtungen sind nicht geeignet große Erwartungen zu erregen. Bonaparte nimmt Schmeicheleyen an, die selbst zur Zeit der kontalischen

chen Regierung nicht gehört wurden. In der nunmehr einzigen Antikensammlung besah der Verf. auch den nun dahin verpflanzten berühmten Laokoon. Er wurde gleichfalls von diesem unübertrefflichen Meisterwerk bezaubert; hat aber von dem Augenblick des Leidenden, den der Künstler eigentlich habe ausdrücken wollen, eine andere Vorstellung, als Lessing und Göthe. Er glaubt nämlich, daß Laokoon sich gerade in dem Augenblick befinde, der auf dem des höchsten Schmerzens unmittelbar folgt; er hat den Biß schon empfangen; und obgleich die Schlange zu beißen fortfährt: so haben doch langer Kampf, die Qualen des Schreckens und der Angst, verbunden mit dem Schmerz der Wunde und den Wirkungen des Giftes, seine Kraft gelähmt; die Hoffnung, sich und die Seinigen retten zu können, verschwindet, sein Kopf sinkt, wie bey anfangender Ohnmacht, matt zurück auf die linke Schulter, seine Knie sind gebogen, seine Zehen nicht an dem Boden angestemmt, sondern berühren nur die Erde; er selbst hat eine sitzende Stellung, in die er nur nach Kampf und Schmerz hinsinken konnte. Dieser sehr wahrscheinlich angenommene Gesichtspunkt würde nun die künstliche Erklärungsweise Lessings, warum der Künstler den leidenden Laokoon nicht auf dem höchsten Grad des körperlichen Schmerzens habe vorstellen dürfen, ganz unnöthig machen.

Jedoch wir hören auf, mehr aus einer Reisebeschreibung auszuziehen, die ohnedieß kein neugieriger Leser ungelesen lassen wird. Das brauchen wir von einer Campischen Schrift nicht erst zu erwähnen, daß sie in einer edeln und durchaus reinen Schreibart; aber auch mit Vorsicht und Behutsamkeit, geschrieben ist. Freylich sind viele Gegenstände unberührt geblieben, über die man gerne Hrn. C. Urtheile oder Bemerkungen gelesen hätte. Ob er den ersten Konsul, oder, wie er hier heißt, den obersten Volksberather, selbst gesehen oder ihm vorgestellt worden sey, sagt er nicht, nichts von seinem glänzenden Hof und Aufenthalt. Des von deutschen Gelehrten so sehr geschätzten, und deutsches Verdienst selbst schätzenden Lalande, und seines deutschen Mitarbeiters, so wie andrer deutschen, in Paris lebenden Gelehrten, wird ebenfalls nicht erwähnt; nur sagt uns Hr. C., daß französische Gelehrten ihm viele Artigkeiten erwiesen haben. Daß der Verf. auch hier manche neue

Ver-

Verdeutschungen fremdartiger Wörter werde angebracht haben, wird der Leser von selbst erwarten, unter welchen Pfarch für Park, Landesbücherey für Nationalbibliothek, Geisterknaben st. Genien, Köpframme st. Guillotine und einige andre, die sonderbarsten sind.

Gi.

1. Silv. Meinrad Xavier Golberry's Reise durch das westliche Afrika, in den Jahren 1785, 1786 und 1787. Aus dem Französischen mit Anmerkungen übersetzt von F. A. Bergk. Erster Theil. Mit Kupfern. XII. und 307 Seiten. Zweyter und letzter Theil. Mit Kupfern. XX. u. 346 S. gr. 8. Leipzig, bey Rein. 1803. 2 Rk. 16 gr.

2. John Jacksons, Esq., Tagebuch einer, im Jahre 1797 unternommenen, Landreise aus Ostindien nach Europa, auf einem wenig besuchten und wenig bekannten Wege, durch die asiatische und europäische Türkey, Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland. Mit einer Reise-Charte. Aus dem Englischen Auszugsweise übersetzt. Weimar, im Landes-Industrie-Komptoir. 1803. XIV. u. 188 S. gr. 8. 1 Rk.

Nr. 1 enthält zwar nur Bruchstücke aus einem ausführlichern Werke, in welchem der Verf. seine Reise beschreiben will; giebt aber manche Aufschlüsse über ein Land, das in den neuesten Zeiten mit vieler Sorgfalt beleuchtet worden ist, namentlich von Bruce, Browne, Barrow, Heeren, Hornemann, Mungo-Park, Rennel, Hartmann, u. a. m. Das Original erschien im vorigen Jahre unter dem Titel: Fragmens d'un Voyage en Afrique, fait pendant les années 1785, 1786 et 1787 dans les Contrées occidentales de ce Continent, comprises entre le cap Blanc de Barbarie, par 20 degrés 50 minutes et le

le cap de Palmes par 4 degrés 30 minutes latitude boréale. Avec une carte générale d'Afrique, rédigée d'après les observations les plus authentiques et les découvertes les plus récentes et des plans et dessins gravés en taille douce. Par *S. M. X. Golberry.* Paris; bey Treuttel und Würz. 2 Bände. 8. Der Verf., welcher den im Jahre 1785 zum Gouverneur von Senegal ernannten Herrn von Boufflers als erster Adjutant begleitete, würde sein Buch früher herausgegeben haben, wenn er nicht durch die französische Revolution an der Bearbeitung desselben gehindert worden wäre. Da er als Oberingenieur alle Länder des gedachten Gouvernements selbst untersucht, und, was er nicht selbst beobachten konnte, aus guten Quellen geschöpft hat, so daß man sich auf seine Nachrichten verlassen, die nicht nur die Topographie; sondern auch die Menschenkunde, die Naturgeschichte und den Handel betreffen. Namentlich findet man hier Aufklärungen über die Mauren der Sahara (im 7ten Kapitel,) über das Land Bambuk und seine Goldgruben (im 10ten und 11ten Kapitel), und über das Klima in den westlichen Ländern von Afrika (im 25sten Kapitel.) Rec. hat diese Reise nicht ohne besonderes Interesse gelesen; ob er gleich sehr Vieles fand, was ihm längst aus andern Reisebeschreibungen schon bekannt war. Ein Auszug läßt sich nicht mittheilen; aber von der Uebersetzung muß Rec. noch Etwas erwähnen. Sie läßt sich gut lesen, ob sie gleich, wie die frühern Uebersetzungen des Herrn B., die Feile an mehreren Stellen verträgt, wo sie nicht geschmeidig genug ist, wo der Uebersetzer geeilt, und sie nicht noch einmal revidirt hat. Nur zu oft wird man daran erinnert, daß man eine Uebersetzung aus dem Französischen liest. Das Original ist zwar nicht ganz wiedergegeben; allein dieß ist für den deutschen Leser eher Gewinn als Verlust. Denn theils kommen manche Bemerkungen im Originale vor, die jenen wenig oder gar nicht interessiren können, theils ist der Vortrag oft weitschweifig. Der Uebersetzer hat daher Manches mit Recht weggelassen oder abgekürzt, wie man schon aus der Vergleichung der Seitenzahlen des Originals ersehen kann. Doch hätte dieß noch öfterer geschehen sollen. Der erste Theil desselben ist 512, der zweyte 522 Seiten stark. Das Ganze zerfällt in 27 Kapitel, die 11 ersten sind im ersten, die übrigen im zweyten Theile übersetzt. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind nicht sehr zahl-

 reich,

reich, und theils anthropologischen, theils topographischen und naturhistorischen Inhalts, bey den letztern ist die Quelle, aus welche er schöpfte, meist angegeben worden. Da bey der Charte des Originals nicht alle Entdeckungen von Afrika benutzt sind: so ist sie mit Recht weggeblieben, sie würde das Buch ohne Noth vertheuert haben. Die drey Kupfer, welche beygelegt sind, gehören zum zweyten Theile, und stellen vor einen freyen Neger, welcher seinen Sklaven auf einen Palmbaum steigen läßt, um eine Calabasse mit Palmwein herunterzuholen; eine junge Negerinn, welche über das Uri-Spiel nachsinnt, und einen Fellup- und Mandingo-Neger. Der Druck ist nicht ökonomisch, und auch nicht ganz korrekt. Es wird gar zu oft ohne Noth abgesetzt, was hinter einander fortgedruckt werden konnte.

Nr. 2. erschien in der Ursprache schon im J. 1799, und ist theils wegen den Nachrichten von wenig bekannten Gegenden der asiatischen Türkey, theils wegen der zwar oft gemachten, aber noch nicht beschriebenen, sehr kostspieligen, obgleich am schnellsten nach Europa führenden Reiseroute interessant, vorzüglich für den, der Lust hat, diese Reise selbst zu unternehmen. Sie sind zwar etwas flüchtig hingeworfen, und waren auch nicht für den Druck bestimmt; indessen werden sie doch dem Leser eine angenehme Unterhaltung gewähren. Uebrigens ist auch diese Uebersetzung nicht vollständig; sondern wie schon aus dem Titel erhellt, ein gedrängter Auszug aus dem Originale, in welchem jedoch der Uebersetzer, Herr Ehrmann, nichts Merkwürdiges weggelassen hat. Aber auch ihr möchte man mehr Geschmeidigkeit und Korrektheit an manchen Stellen wünschen. S. 11 heißt es: Der bloße Fuß eines Europäers würde (wegen der unsäglichen Hitze in der Wüste) in einer Minute voller Blasen seyn, und ich empfand sogar durch meine paar starke Stiefeln einige Ungelegenheiten davon. S. 13 Ihr Brodt ist in Fladen-Form. Der Ausdruck davon reiten (S. 14) hat einen andern Sinn in unserer Sprache, als hier der Zusammenhang fordert. S. 15 folgt kurz hinter einander: Wir sahen — — auch sahen wir — auch die arabische Seite sah — — x. Dergleichen Dissonanzen kommen oft vor. Z. B. S. 17. 18 Was sind harte Gesichtszüge S. 16? Der ungeübtere Leser wird auch nicht wissen, was Leiken sind! S. 17 heißt es: Wir fanden Gewächse —

— in

— in vieler Mannichfaltigkeit. S. 21 Die überaus dicken Mauern, und diese plumpen Balken geben ein sehr sonderbares Stück von Baukunst. Wo sonst, als im Erdgeschoß (S. 22) sollen die Pferde seyn? Doch nicht im ersten oder zweyten Gestock? S. 28 Man hat hier viele Beyspiele von Schiffen, welche Silber in Barron und Münze, bis zu einem Belaufe von 20 Lacks Rupien ausführen. S. 60 In ihren Vorurtheilen und Neigungen hat nicht die mindeste Aenderung Platz gegriffen, da hingegen fast jede andre Nation — — — eine völlige Revolution in allen Stücken überstanden haben. Warum der fremdartige Ausdruck Fundamente von Gebäuden (S. 58)? — Anmerkungen hat der Uebersetzer nicht beygefügt. Nur S. 58 macht er künftige Reisende auf die großen irdenen Krüge aufmerksam, welche an den östlichen Ufern bey den Trümmern des ehemaligen Ktesiphon in Menge sich befinden. Die beygelegte Charte enthält die Reiseroute von Basra in Asien nach Hermannstadt in Siebenbürgen. Doch ist die auf der Originalcharte beybehaltene englische Manier die orientalischen Namen zu schreiben, so wie im Buche, größtentheils mit der richtigern abgeändert worden.

Kh.

Johann Wilhelm Möllers, Doktors der Arzneykunde — Reise von Volhynien nach Cherson in Rußland im Jahre 1787. Mit Kupfern und einer Landcharte. Hamburg, bey Campe. 1802. XVI und 168 Seit. gr. 8. 1 Rß. 3 ℳ.

Der Verf., der mehrere Jahre als Arzt in Polen gelebt hat, machte diese Reise seiner Gesundheit wegen auf einem Floß. Schon dieser Umstand läßt eben nicht eine Menge interessanter Beobachtungen erwarten, und bey Durchlesung des Buchs findet man auch nur theils unbedeutende Vorfälle, welche sich bey dieser Floßfahrt ereigneten, theils was der Verf. in den Städten und Dörfern bey seiner kurzen Anwesenheit — mehr, was die Gegend, den Boden und dessen Anbau, das Pflanzen- und Mineralreich, als was die Einwohner selbst, und die Verfassung des Landes betrifft —

zu bemerken oder zu erfahren Gelegenheit hatte. Dem Geographen kann aber diese Reisebeschreibung in der Rücksicht sehr nützlich seyn, da er die Oerter, welche an den Flüssen, auf welchen die Floßfahrt unternommen wurde, liegen, nach ihrer Lage und Entfernung beschreibt; auch der Minerolog und Botaniker wird manche gute Bemerkung finden, und der Arzt manches Mittel, welches in jener Gegend für diese oder jene Krankheit gebraucht wird, kennen lernen. Von der Stadt Cherson sind auch die Nachrichten wenig befriedigend. Am Ende befindet sich noch eine ausführliche Beschreibung des Elendthieres, nebst einer Abbildung. Der Verf. leitet den deutschen Namen des Thiers vom polnischen Worte Jelen, das einen Hirsch bedeutet, her. Die Charte bezeichnet die Kanäle in Litthauen; ungern vermißt man aber eine Beschreibung derselben. Der Verf. fällt das Urtheil, daß der Charakter der Polen sich mehr dem der Franzosen, und der Charakter der Russen mehr dem der Holländer nähere. Wenn Rec. diese Bemerkung auch für richtig halten wollte: so kann er doch der Vermuthung, daß Peter des Großen Aufenthalt in Holland, und daß ein französischer Prinz eine Zeit lang Polen beherrscht hat, zur Bildung des Charakters beyder Nationen etwas beygetragen habe, seinen Beyfall nicht geben; unmöglich können beyde vorübergehende Ursachen auf den Charakter eines Volks einen so großen Einfluß gehabt haben.

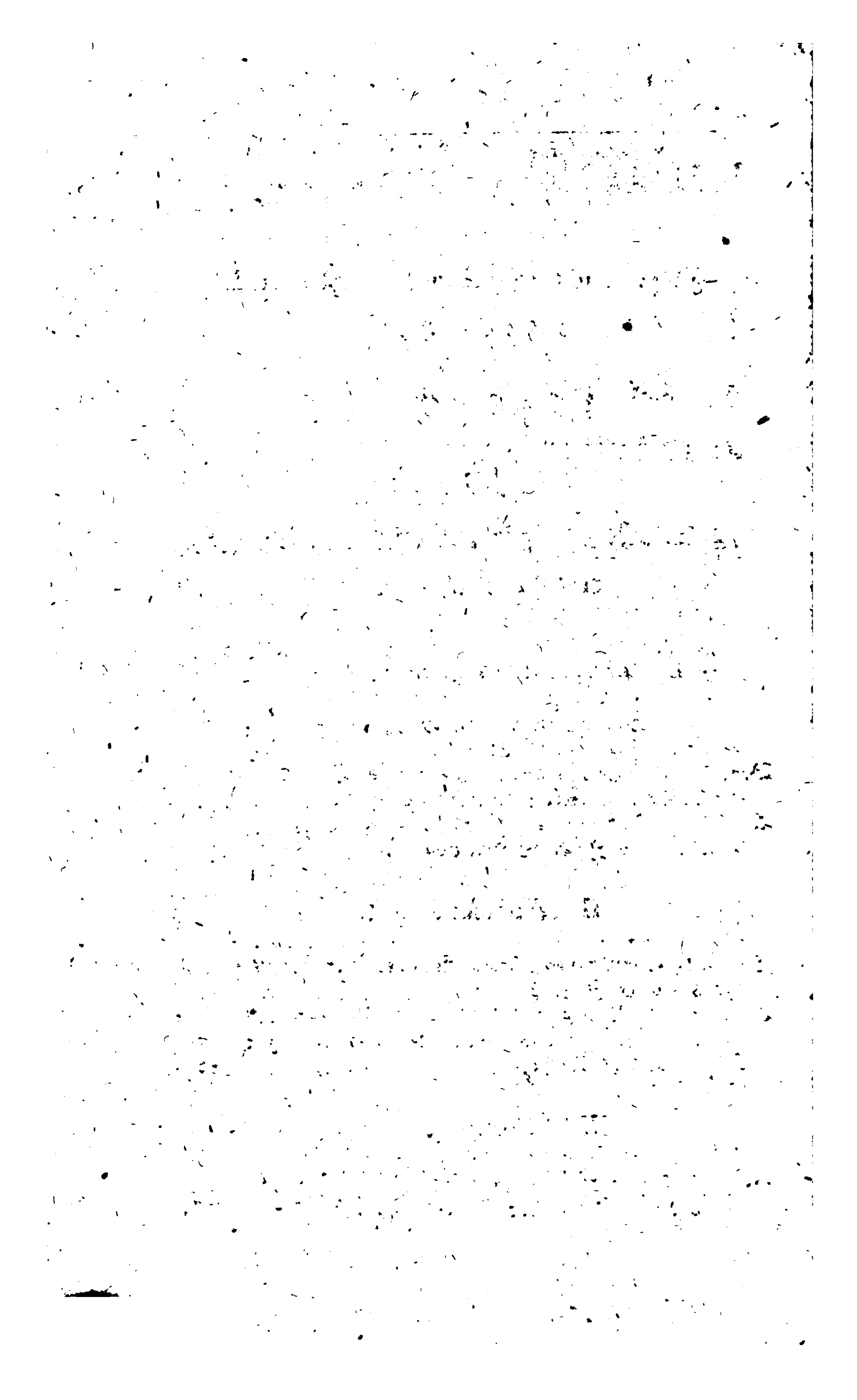
Mn.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXV. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.



Verzeichniß

der

im 2. Stücke des fünf und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

V. Romane.

Cäsar

VI. Theater.

VII. Weltweisheit.

 Ein

VIII. Mathematik.

IX. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

X. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Tabel-

XI. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

XII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

 Abukir,

Auch unter dem Titel:

Auch unter dem Titel:

Reiſe

XIII. Gelehrtengeschichte.

XIV. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

XV. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XVII. Finanz - Kameral - und Policeywissenschaft.

XVIII. Technologie.

XIX. Vermischte Schriften.

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des fünf und achtzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Berichtigungen.

*

3. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

4. Todesfälle.

5. Chronik deutscher Universitäten.

6. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

7. Anzeige kleiner Schriften.

Mar's

8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Fünf und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Exegetisches Handbuch für die biblischen Beweisstellen in der Dogmatik. Zweyten Theils, erste Abtheilung. Leipzig, bey Graffe. 1802. 1 Alph. 7 Bog. 8. 1 Rg. 12 gr.

Von dem ersten, schon sechs Jahre früher erschienenen Theile, s. Anhang III. zur N. A. D. B. vom B. I — XXVIII. S. 19. Der Verf. dieses zweyten ist ein Anderer, nämlich Herr W. D. Fuhrmann, Prediger in Mark, bey Hamm. Er hat die Vorarbeiten von Hufnagel, Ammon, Bauer, u. a., mit eigner, guter Einsicht benutzt, und zuerst die Beleuchtung der Bibelstellen von Gottes Eigenschaften, in welchen der erste Theil abgebrochen war, vollendet; dann die von der Dreyeinigkeit, oder (wie er in der Ueberschrift, nicht sehr genau, hinzusetzt) von der Personifikation Gottes, als Vater, Sohn und Geist, vorgenommen. Allerdings hätte auch er kürzer abkommen können, wenn er nicht hätte von allem Alles sagen, und sich auf Ausfindung des historischen Sinns und des dogmatischen Gehalts der Schriftstellen beschränken, ohne überall erstlich mit dem kirchlichen Lehrsysteme zu rechten, und zweytens die von Andern vorgebrachten Auslegungen oder Folgerungen umständlich zu prüfen. Aber so geschieht es eben, daß zu unsern Zeiten die Bücher, auch die nicht ungern, mit

unendliche vermehrt werden. So ist es wahrer Ueberfluß, wenn in der Lehre von der Dreyeinigkeit alle vormals aus dem A. T. dahin gezogene Sprüche durchgegangen werden. Desgleichen in der Lehre von der Gottheit Christi und des heil. Geistes fast jede Stelle, die irgend in der alten Dogmatik für beweisend geachtet wurde, so daß der Verf. oft streitet, ohne Gegner zu haben. Oft aber dürfte er auch gelehrten Lesern wenig Genüge thun. S. 265 rechnet er unter die Gründe der Unächtheit von 1 Joh. 5, 7. auch dieß, daß das Mascul. τρεις μαρτυρȣντες gebraucht werde, da doch πνευμα, ὕδωρ und αἷμα generis neutrius sind; allein da vergißt er offenbar, von welcher Wortunechtheit eigentlich die Rede sey. S. 297 lesen wir: »hätte Johannes geahndet, daß »man in den Worten von Thomas: Mein Herr und mein »Gott! ein Bekenntniß: Jesus ist Gott, gesucht hätte: so »würde er gewiß bloß λεγει, statt ειπεν αυτῳ geschrieben »haben.« Wunderlich! denn mit größerm Rechte kann man sagen: da Johannes ειπεν αυτῳ schreibt: so will er dieß Bekenntniß gewiß auf Jesus bezogen wissen. — S. 299: »Statt τȣ Θεȣ lesen Apostelgesch. 20, 28. viele Kir»chenväter, z. B. Evagrius, Sedulius, Alcimus und »noch A. Birch τȣ κυριȣ.« Das sind mir Kirchenväter! Wer ist dieser Evagrius? Antwort: Hieron. ad Evagr. beym Griesbach. Und der Kritiker Birch, wie kommt er in diese Gesellschaft? Vermuthlich soll es heißen: nach Birch auch einige codd. etc. Unter den Zeugen der zweyten Lesart wird auch die spätere griechische Uebersetzung angeführt. Die Siglen in seinem Griesbach scheint der Verf. nicht recht zu verstehen. — Zu Widersprüchen, Zweifeln und Gegengründen bieten fast alle Seiten einigen Stoff; und doch wird das Buch, als Zusammenstellung vieler von den besten Auslegern der neuern Zeiten erborgter Bemerkungen zu den Beweissprüchen in der Dogmatik, denen, welche diese Ausleger nicht selbst zur Hand haben, einen vielfachen Dienst gewähren.

Ja.

Beyträge zur Beförderung der Werthschätzung des Christenthums und religiöser Sittlichkeit. Von J.

J. S. Bail, Oberkonsistorialrath. Leipzig, bey Rein. 1803. 115 Seit. 8. 8 gr.

Diese kleine Schrift enthält sieben Predigten, die mit vieler Gründlichkeit ausgearbeitet sind. — Neben diesem Urtheile der Wahrheit, erlaube uns der Verfasser folgende, eben so gegründeten Bemerkungen. Der Verfasser schickt seinen Predigten einen doppelten, zuweilen gar einen dreyfachen Eingang voran. Dieß ist mit Recht zu tadeln; da nach den Regeln einer vernünftigen Homiletik für Eine Predigt Ein Eingang reichlich genug ist; ja da es in manchen Fällen gar keines Einganges bedarf. Auch macht er bey der Ausführung der einzelnen Theile öfters erst noch eine Einleitung oder Vorbereitung, wodurch das Ganze gleichfalls noch weitläufiger wird. In der dritten Predigt, die von den Versuchungen zum Abfall vom Christenthum, die vornehmlich unserm Zeitalter eigen sind, handelt; entwickelt er die Ursachen hiervon nur historisch. Unsrer Meynung nach wäre es gerade das Wichtigste gewesen, bey jeden einzelnen Ursach auch zugleich eine eindringliche Ermahnung und Warnung hinzuzufügen, diese Quelle des Uebels zu verstopfen und zu vernichten. — Hin und wieder kommen kleine Nachlässigkeiten im Styl vor, z. B. »Gerochen,« statt gerächet; — »das Wasser, womit wir benetzt werden, ist sie (es) nicht ein Sinnbild der Unschuld?« — »was die Menschen von der Gottheit glauben, wie er »(sie) gesinnet sey (seyn) und handeln müsse, (müssen) um »ihr zu gefallen,« u. dgl. m.

Gtp.

Auserlesene Schriften religiösen Inhalts, zu allgemeiner Erbauung. Von Joh. Ge. Schultheß, Helfer am St. Peter, Mitgliede des Kirchenraths, der Hülfsgesellschaft, Präsidenten der asketischen Gesellschaft in Zürich. Nach dessen Hinscheiden von seinen Freunden herausgegeben. Erster Theil. Winterthur, bey Steiner. 1803. 412 Seit. 8.

Deutschlands nicht sehr häufig antrifft: »Der Lehrvortrag »wird,« wie der Verfasser §. 10. sehr richtig bemerkt, »ver»unstaltet, entehrt die Wissenschaft, durch Parteys und Sekȝ»tengeist; durch Vorurtheile und Hypothesensucht; durch »Mißbrauch des allgemeinen Staatsrechts, des Völkerrechts »und der fremden Rechte, insonderheit des römischen. Da»gegen gewinnen beyde durch echt philosophische und zweck»mäßige historische Bearbeitung, durch die Unbefangenheit »und Nüchternheit im Urtheile, durch anständige, vernünf»tige, edle Freymüthigkeit. Ein weises Mißtrauen muß im »Felde so praktisch wichtiger Untersuchungen, mit der Fe»stigkeit im Fortschreiten immer gepaart seyn, und der Wi»derstand gegen Andersdenkende darf nie die Gesetze der Hu»manität verletzen.«

Hß.

Anleitung, die Prozeßtabellen richtig zu verfertigen, aus dießfalls ergangenen höchsten Reskripten gezogen. Für angehende kursächsische Advokaten. Meissen, bey Erbstein. 1803. 8. 6 gr.

Der Verfasser, der sich unter der Vorrede Manko unterschrieben hat, hat seiner Schrift mit Unrecht vorstehenden Titel gegeben, da sie viel mehr als die bloße Fertigung der Prozeßtabellen enthält, auch mehr für angehende Richter (denn nur diese haben dergleichen Tabellen zu entwerfen) geeignet ist, als für angehende Advokaten. Sein Unternehmen, die bey Abfassung der nach dem Generale vom 27sten Sept. 1777 eingeführten Prozeßtabellen, zu beobachtenden Regeln im Zusammenhange darzustellen, verdient an sich Beyfall; allein die Art, wie es ausgeführt worden ist, verdient es weniger; weil der Verf. seiner Schrift weder eine systematische Form, noch die gehörige Deutlichkeit zu verschaffen gewußt hat. Statt aus den mancherley zur Quelle dienenden Reskripten die Resultate herauszuziehen, und mit den Reskripten etwa in den Anmerkungen zu belegen, hat er bloß in beliebiger Ordnung an einander gereihte Sätze aufgestellt. Daher kommt es, daß man ganz fremdartige Bemerkungen findet, z. B. S. 63 über die Kommunikation der Akten und deren ungebührliches Aufhalten,

über

über die durch das Generale v. 17ten Jan. 1781 angeord-neten, von den Forstämtern zum geheimen Finanz-Kolle-gio einzusendenden Tabellen; denn da hier von Prozeßta-bellen die Rede seyn soll; so gehören jene auch nicht einmal in sofern hieher, in wiefern sie sich nach S. 20 auch auf die in Jagd- und Forstsachen anhängigen Civilsachen beziehen, da sie nach S. 22 mehr den Zweck einer Privatnotiz haben. Uebrigens ist der Inhalt der Schrift folgender: Die Ein-leitung S. 9. und f. handelt von dem Zwecke der Prozeßta-bellen und dem Inhalte der ihrer Einsendung wegen er-gangenen Generalien von 1777 v. 16ten Sept. 1782, (in Rücksicht der Vormundschaftssachen) und vom 3ten Oktbr. 1795 (über die Kommissionsweise anhängigen Prozeßsachen). — S. 25 — 31 folgen die den Generalien beygefügten Schemata selbst, auch S. 33 u. f. Schemata zu den bey dem geheimen Finanz-Kollegium einzureichenden Tabellen. — Hierauf macht der Verf. S. 37 — 60 allgemeine Erin-nerungen in drey Paragraphen. insbesondere, 1) über die Einreichungsfrist der Prozeßtabellen (die für die Beam-ten, der 31ste Jan. für Amtssassen und andere S. 38 ge-nannte Behörden, der 14te Februar jedes Jahres bey 20 Thlr. Strafe ist.); 2) über Excitatoria. Die Bemerkun-gen unter, b) S. 54 u. f. stehen am unrechten Orte, da sie sich nicht auf die Fertigung der Prozeßtabellen; sondern auf die Einreichung der rechtlichen Sätze, Vertheidigungsschrif-ten, u. s. w. beziehen. — S. 61 u. f. besondere Erinne-rungen, die in einzelnen Bemerkungen über die vorgeschrie-benen Schemata zu den Tabellen bestehen. Hauptsächlich zeigt der Verf., welchen Ausstellungen man bey Abfassung der Tabellen zu begegnen habe. Bey Beschreibung der Art, auf welche Denunciations- und Untersuchungssachen für beendigt anzusehen sind, hat der Verf. den Tod und die Entbindung des Angeschuldigten durch ein Urthel anzuzeigen vergessen. S. 79 schließt der Verf. mit Bemerkungen über die Einrichtung der Tabellen von amtsässigen Gerichten.

Ag.

Arzneygelahrheit.

Annalen des medicinisch-chirurgischen, klinischen Instituts zu Göttingen. Herausgegeben von *J. Arneman. Erstes Stück.* Mit einer Kupfertafel. Göttingen, bey Vandenhoeck. 1801. 278 Seit. gr. 8. geh. 1 Rt.

Herr A. erinnert in der Vorrede, daß er keine seltne und außerordentliche Beobachtungen; sondern solche zur Rückerinnerung für seine Herren Zuhörer liefern wolle, wie sie jedes halbe Jahr im Institute sich zutrügen. Er huldige keinem Systeme ausschließlich, und liefere reine Resultate der Erfahrungen. Nach der Vorrede folgt eine kurze Uebersicht der Einrichtung des klinischen Instituts. »Erste Abtheilung. A. Fieberkrankheiten. I. Maserzufälle und Folgen derselben. Zweyte Abtheilung. B. Chronische Krankheiten. Dritte Abtheilung. C. Chirurgische Krankheiten.« Rec. bemerkt, daß man die meisten gangbaren Krankheiten hier verzeichnet findet. Dieß ist für den Zweck, wozu diese Beobachtungen geschrieben sind, sehr gut. Auch bedient sich der Verf. meistens der incitirenden Heilart; handelt also mehr der That, als dem Namen nach. Weniger lobenswerth werden die Leser die allzugroße Kürze finden, womit Herr A. seine Krankheitsgeschichten vorträgt. Der Name der Krankheit, das Alter und Geschlecht des Kranken, und einige hervorstechende Zufälle, machen doch nicht alles aus, worauf es Anfängern in der Ausübung ankömmt. Bemerkungen und Gründe, warum so und nicht anders gehandelt wurde, vermißt man ganz, und das geschiehet doch zum Schaden derer, die des Hrn. A. Schüler nicht waren. Manche Beobachtungen verfehlen ganz ihres Zweckes, weil sie neben der unterrichtsleeren Kürze abgebrochen sind, zu welcher Behauptung die Geschichten S. 78. No. 4. S. 82. No. 1. S. 139. No. 1. S. 140. No. 2. S. 141. No. 1. S. 142. No. 1. S. 245. No. 5. u. s. w., Belege liefern. So wie sich der V. durch den glücklichen Gebrauch der einfachen und meistens wohlfeilern inländischen Arzneyen um das Institut und die Bildung seiner Zuhörer Verdienste erwarb; so kann es Rec. in vielen Fällen nicht loben, daß er

theils

theils zu starke Dosen von Mitteln gab, theils die kranken Kinder mit Arzneyen so überhäufte, daß sie das Verordnete unmöglich nach Vorschrisi nehmen. Was Rec. über die unzweckmäßige Kürze bey manchen der innerlichen Krankheiten bemerkte, muß er auch von manchen der chirurgischen sagen. Wer wird z. B. S. 174 die 4te Geschichte lehrreich finden: »Den 26sten Aug. Q. 8 Jahre alt. Hat nach der »Maserkrankheit seit mehreren Monaten eine Augenentzündung. Die Cornea ist trübe. Erhielt ein Augenwas»ser von Vitriolum album. Den 14ten Sept. Besser.« Dieser Art folgen noch viele, woraus für den Leser nicht der mindeste Nutzen zu ziehen ist. Merkwürdig ist die Operation eines grauen Staars, mit in die Höhe gehobener und verwachsener Pupille, wobey Hr. A. neben der Operation des Staars, mit Glück eine künstliche Pupille durch einen Cirkelschnitt machte. Noch sind zwey Fälle, Glaßstern benannt, bemerkungswerth, die jedoch nicht eine und dieselbe Krankheit sind.

Ba.

1. Darstellung der neuen, auf Untersuchungen der Verrichtungen des Gehirns gegründeten Theorie der Physiognomik des Hrn. Dr. Gall in Wien. Mit 1 Kupfer. Weimar, im Industrie-Komtoir. 1801. 58 Seit. 8.

2. Derselben Schrift dritte sehr vermehrte Auflage. Wien, bey Hahlnitter. 1802. 91 Seit. 8.

3. Abhandlung über Physiognomik. Von Horstig. Minden, bey Körber. 1801. 48 Seit. 8. 5 gr.

4. Etwas über die Physiognomik, als Beytrag zu der neuen etc. Theorie derselben des Herrn Dr. Gall zu Wien. Herausgegeben von F. H. Martens, der Arzn. und W. A. Dr., prakt. Ärzte u. Geburtshelfer zu Leipzig etc. Leipzig, bey Supprian. 1802. 60 Seit. 8. 8 gr.

5. Kritische Darstellung der Gallschen anatomisch-physiologischen Untersuchungen des Gehirn- und Schädelbaues. Mit beygefügten historischen Notizen über Herrn Dr. Gall und dessen neueste Schicksale in Wien. Von W — r. Zürich, bey Ziegler. 1802. 182 Seit. 8. 20 gr.

6. Dr. Galls Darstellung des Gehirns, als Organs der Seelenfähigkeiten und Gemüthseigenschaften ꝛc. Ein Schreiben Villers an Cuvier. Uebersetzt, mit Zusätzen ꝛc. vermehrt, von einem Schüler Galls. Wien und Leipzig, bey Schingg. 1802. 124 Seit. 8. 14 gr.

7. Entwickelung der Gallschen Theorie über das Gehirn, vorzüglich betrachtet als ein Inbegriff der Organe unserer intellektuellen und moralischen Eigenschaften. Von J. C. F. Leune, der Weltw. Arzn. und Wundarzneyk. Dr. und akadem. Lehrer zu Leipzig. Mit Kupfern. Leipzig, bey Hinrichs, 1803. 240 Seit. 8. 1 Rh. 12 gr.

So viel Aufsehen die neue Gallsche Hirnlehre oder Encephalognomik auch schon gemacht hat: so ist es doch nur wenig, was Hr. Gall selbst bisher in Schriften davon öffentlich mittheilte. Andere haben es daher übernommen, uns hierüber zu belehren, und aus Galls mündlichen Vorträgen seine neue Lehre darzustellen. Nach dem, was in den obigen Schriften davon enthalten ist, zu urtheilen, kann man nicht verkennen, daß der Scharfsinn ihres Urhebers dieser Theorie eine sehr plausible und sehr anziehende Seite zu geben wußte; aber nicht weniger, daß ihr auch noch einige wichtige Zweifel entgegenstehen. Es ist sehr zu wünschen, daß Herr Gall selbst mit seinem angekündigten Werke bald hervortrete, oder daß er nicht weiter gehindert werden möge, damit hervorzutreten, um jene Zweifel befriedigend zu lösen, und damit seine Theorie mehr zu begründen; bis dahin werden wir billig un-

ser

ser Urtheil über das Ganze noch zurückhalten müssen. Indessen werden wir uns von der Sache selbst aus den obigen Schriften vorläufig einen ziemlich richtigen Begriff machen können?

Nr. 1. und 2. ist des Hrn. Dr. Frorieps Darstellung der Gallschen Encephalognomik, welche zuerst in Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, II. Bds. 3s St., erschien. Sie beschäfftigt sich, nach dieser ersten gedrängten Uebersicht, hauptsächlich damit: 1) die Verrichtungen des Gehirns überhaupt und seiner einzelnen Theile kennen zu lernen und zu bestimmen; 2) zu beweisen, daß man mehrere Fähigkeiten und Neigungen aus den Wölbungen der Knochen des Schädels erkennen, und so weiter auf den Charakter des Menschen schließen könne. Der Hauptgegenstand ist also das Gehirn, und der Schädel kommt nur in Betracht, als getreuer Abdruck der äußern Oberfläche des Hirns, mithin auch nur so weit, als er mit diesem in Berührung ist. Die Hauptsätze, worauf Gall seine Theorie gründet, und welche er nur auf dem Wege der Erfahrung suchte, sind folgende: Geistes- und Gemüthseigenschaften oder Fähigkeiten und Neigungen haben Organe, in welchen sie sich äußern; diese haben ihren Sitz im Gehirne. Fähigkeiten und Neigungen sind mit ihren Organen angeboren, nicht erst durch Erziehung hervorgebracht; die Fähigkeiten (Geisteseigenschaften) sind deutlich und wesentlich von den Neigungen (Gemüthseigenschaften) verschieden und unabhängig; eben so die einzelnen Fähigkeiten und Neigungen, und haben sie mittelst ihrer Organe ihren Sitz in verschiedenen und unabhängigen Theilen des Gehirns; durch das Angebornseyn muß auch gleich Anfangs die Form des Gehirns, wo alle diese Organe sich befinden, bestimmt werden; die Stärke einer Anlage steht im beständigen Verhältnisse zu dem Volumen des dieser Anlage zum Grunde liegenden Organs; die Form des Gehirns drückt sich in dem Schädel ab; so daß die innere Fläche des Schädels ganz durch das Gehirn geformt wird; so lange daher die äußere Fläche des Schädels der innern gleich bleibt, kann man mit Sicherheit aus der Form des Schädels auf die Form des Gehirns schließen. Die Erfahrungen und Beobachtungen, womit Gall diese Sätze zu beweisen sucht,

und

und die Hülfsmittel und Methoden, die er bey seinen Entdeckungen anwendet, sind überall beygebracht, und endlich sind die von Gall sonach angenommenen Organe in einer Stufenleiter der Veredlung der Thiere aufgeführt. — Eine summarische Angabe dieser Organe soll unter Nr. 5. folgen. — Die Kupfertafel zeigt den Knochenkopf von vier Seiten im Umrissen, und darin die Stellen, wo die verschiedenen Organe sitzen sollen. Der neuen Auflage Nr. 2. ist noch aus dem deutschen Merkur angehängt: das bekannte französische Gedicht oder Kodicill des Fürsten von Ligne und Kotzebue's Antwort; dann Galls eignes Schreiben über seinen geendigten Prodromus an den Freyherrn von Retzer und dessen Antwort.

Nr. 3. hat mit den vorigen nur wenige Berührungspunkte, indem der Verf. auf die einzelnen Theile, die in der Physiognomik angewendet werden könnten, nicht eingeht; sondern überall mehr auf den Totaleindruck sieht, und überhaupt sich mehr mit dem Unterschiede zwischen Mimik und Physiognomik beschäfftigt, worüber er seine Leser ganz angenehm unterhält.

Nr 4. Keine eigentliche Kritik der Gallschen Theorie; sondern nur Wünsche, Bemerkungen und Zweifel darüber, die zum Theile wohl beherzigt zu werden verdienen! Hr. M. wünscht, außer einer gewissen Verbindung der Gallschen und Lavaterschen Theorie, besonders die Aufstellung eines Systems der Geistes- und Gemüthseigenschaften, nach welchen die Erfahrungen anzustellen wären — und wohl ist noch die Frage, ob denn nur, der übrigen nicht zu gedenken, für jede einzelne, von Gall bisher aufgestellte Geistes- und Gemüthseigenschaft durchaus ein eigenes Organ erforderlich und vorhanden sey? — Unter andern äußert der Verf. seinen Zweifel darüber, daß die Stärke einer Anlage im beständigen Verhältnisse zu dem Umfange des dieser Anlage zum Grunde liegenden Organs stehe; und meint, daß das doch auch noch auf andern Bedingnissen beruhen könne, als auf dem bloßen Umfange des Organs? Nicht weniger bezweifelt er einen andern Hauptsatz in der Gallschen Theorie, daß nämlich die beyden Knochenplatten des Schädels sich einander selbst und der Oberfläche des Hirns parallel liegen sollen. Er habe, sagt er, z. B. die Wände der Stirnhöhlen nie parallel gefunden, auch könne er nicht einsehen, wie ein

ein Druck des Hirns auf die innere Knochenplatte auch auf die äußere wirken soll? — Etwas auffallend ist es auch, daß Gall den Sitz gewisser Anlagen an solche Stellen des Schädels verlegt hat, hinter welchen eine Schleimhöhle, ein Fortsatz der festen Hirnhaut, ein Blutbehälter, aber kein besonders vorstehender Hirntheil gelegen ist. — Wegen solcher Schwierigkeiten bestimmt sich der Verf. lieber für die unmittelbare Untersuchung des Hirns selbst, oder wenigstens der innern Fläche des Schädels: so wie er auch zu dieser Absicht in der Vorrede eine Kopie des Gehirns ankündigt, die er und Herr Tilenius in Gyps zu verfertigen und zu liefern gedenken.

Nr. 5. Diese Schrift hat Herr Gall in einem Briefe, wovon ein Auszug in die Neuen Würzburg. gelehrte Anzeigen, Nr. 38 — 41. 1802. S. 127. eingerückt ist, selbst als diejenige empfohlen, »die man so lange zur Basis »eines Urtheils über diesen Gegenstand nehmen könne, bis »er selbst durch Herausgabe seines Werks näheres Licht über »das Detail seiner Lehre verbreiten werde. Man finde »darin eine treue und richtig gefaßte Darstellung seiner Ge»hirn- und Schädellehre, welche sich unter der Menge »größerer und kleinerer Schriften, in denen seine Grund»sätze theils mangelhaft, theils außer allem wissenschaftli»chen Zusammenhange vorgetragen würden, vortheilhaft »auszeichnet. Sowohl die allgemeinen Ansichten des Sy»stems, als die Bestimmung der Sätze einzelner Organe, »seyen durchaus richtig und zuverlässig angegeben; so wie »auch der historische Theil dieser Abhandlung die Aufeinan»derfolge der neuesten Ereignisse und Verfügungen in seiner »Sache genau darstelle. Nur wäre zu wünschen, daß der »Verfasser eine verständlichere Schreibart gewählt, und sich »der Terminologie der kritischen Schule hätte enthalten wol»len.« Hr. W — r gesteht auch S. 14 selbst, daß er nicht die Sprache führe, in welcher Gall sich auszudrücken pflege; aber seine Ansicht sey gewiß dieselbe. Er giebt dann zuerst eine naturphilosophische Würdigung der Gallschen Untersuchungen, durch welche das Problem gelöst werden soll, »zu der als konstituirendes Glied in der Kette der vitalen »Erscheinungen enthaltenen Denkfunktion das ihr entspre»chende Organ zu finden.« Ein Versuch, diese Aufgabe zu lösen, führe nicht mehr und nicht weniger zum Materialismus,

sind;

mus, als die Auflösung jeder physiologischen Aufgabe, auch die Idee der Willensfreyheit werde damit keineswegs aufgegeben. Ueber den Erregungsakt des Gehirns, folglich über die Aufgabe selbst, werden folgende, überall mit den nöthigen Erläuterungen versehene, allgemeine Reflexionspunkte aufgestellt: Das Volumen und Gewicht der Gehirnmasse steht mit der Summe und Intensität der in diesem Organe ausgeübten Verrichtungen im geraden Verhältnisse. Die räumliche Größe des Gehirns ist nicht der einzige Faktor seiner zu einem vorzüglich hohem Grade gesteigerten Wirksamkeit. So wie bey jedem andern Organe kommt es auch hier nicht bloß auf die Form, sondern auch auf die Mischung der organischen Materie, und die zweckmäßige Einwirkung der äußern sie erregenden Einflüsse an. Zwischen den Aktionen des Gehirns und Nervensystems herrscht ein kontinuirlicher Antagonismus. Die Verrichtungen bestimmter Gehirntheile sind von einander numerisch verschieden, und behaupten sich in wechselseitiger Unabhängigkeit; so wie auch die ihnen vorgesetzten Hirntheile selbst durch bestimmte eigenthümliche Formen sich unterscheiden. Bey der Konstruktion des Gehirns folgte die Natur dem Gesetze des Dualismus, und überdem 1) geschieht der Ansatz von Gehirnmasse bey der Veredlung der Thiere und dem Hervortreten neuer Fähigkeiten und Neigungen nach oben und außen; 2) erregen organische Gebilde, welche einander nachbarlich liegen, sich wechselseitig zu größerer Thätigkeit. Die äußere Schädelbildung ist beynahe in allen Umrissen der Entwickelung der Gehirnoberfläche parallel, bis auf wenige Punkte, wo beyde Knochenplatten von einander abweichen. Daher schadet allerdings ein lang anhaltender, und der expansiven Kraft des Gehirns geradezu widerlaufender Druck auf die Schädelknochen der freyen Entwickelung der Organe, wogegen man an Schädeln solcher Menschen, bey welchen einzelne Fähigkeiten und Neigungen zu vorzüglicher und übergroßer Entwickelung gediehen sind, beträchtliche Hervorragungen einzelner Schädelstellen findet, u. s. w. Zur richtigen Ansicht der auf diese Sätze gebauten Hirnlehre, wird erfordert: ein genaues Studium der Anthropologie in ihrem ganzen Umfange; häufige Zergliederungen von Gehirnen der Menschen und Thiere; fleißige Untersuchung der Schädelbildung an Lebenden, und Vergleichung mit den vorzüglich in ihrem Gemüthe entwickelten Fähigkeiten und Neigun-

zungen; die komparative Hirn- und Schädellehre, und eine gewisse Gewandheit in Untersuchungen dieser Art; die genaueste Verbindung der Physiologie der Verrichtungen des Hirns mit der pathologischen Anatomie dieses Eingeweides, auch die Mimik. Hierauf werden die von Gall wirklich entdeckten oder doch vermutheten Organe, oder vielmehr ihre Wohnplätze im Schädel einzeln angegeben; nämlich: 1ste Provinz, am untersten Theile des Schädels, darin Organ der Lebenskraft, d. i. Mittelpunkt des sensiblen Systems; Organ des Geschlechtstriebes, des Mord- oder Würgesinns; des Nahrungs- und Lebenstriebes. 2te Provinz für die schon länger bekannten Organe der Sinnenempfindungen; 3te Provinz in den einzelnen Theilen des verlängerten Markes, als den Oliven-Pyramiden-Körpern, der Schreibfeder, für die noch zweifelhaft aufgestellten Organe der Freude, Traurigkeit, Eifersucht; des Zorns. Die 4te Provinz, und wichtigste für die Gallschen Untersuchungen, ist das große Gehirn mit seinen Wölbungen, Einschnitten, Höhlen ꝛc. In diesen werden nachgewiesen die Organe der Gedächtnisse, als des Sachgedächtnisses, Ortsinns, Wortgedächtnisses, Tonsinns, Zahlensinns, Farbensinns, Personensinns, der Freygebigkeit, des Beobachtungsgeistes, der philosophischen Spekulation, des Witzes, der Gutmüthigkeit, Theosophie, Beharrlichkeit, des Kunstsinns; der Schlauheit, Vorsicht; des Muthes; der freundschaftlichen Anhänglichkeit, des Emporstrebens. Die Stellen am Schädel, hinter welchen diese Organe liegen sollen, werden zwar nicht durch Kupfer anschaulich gemacht; aber durch Beschreibung genauer angegeben, als es bisher von Andern geschah. Der Verf. macht dann noch Bemerkungen über die Veränderungen, welche diese Theile in verschiedenen Altern durchgehen; über den Einfluß davon auf das Gemüth des Menschen; über Verschiedenheit im männlichen und weiblichen Schädel; über Anwendung dieses Systems auf Erziehung. Die historischen Notizen am Schlusse, liest man mit vielem Interesse.

Nr. 6. Auch eine faßliche und unterhaltende Darstellung der Gallschen Lehre, die im wesentlichen von den vorigen, besonders Nr. 1. 2., wenig abweicht. Nur hat V. die Hauptsätze weniger detaillirt, sondern sie in eine allgemeine Vorerinnerung zusammengefaßt, und dann die einzelnen

zel-

zelnen Organe durchgegangen, wo jedoch der Uebersetzer zu Anmerkungen Gelegenheit fand. Galls Schreiben über seinen geendigten Prodromus, ist auch hier angehängt. Villers Umrisse des Knochenkopfes sind ziemlich flüchtig gezeichnet und beziffert, und denen bey Nr. 1. 2. ähnlich.

Nr. 7. In der 98 Seiten langen Vorrede nimmt Herr L. Galls Lehre gegen den Vorwurf in den Schutz, als ob sie zum Materialismus führe, und dadurch dem Staate selbst gefährlich werden könne. Er zeigt, wie wenig sie in dieser Rücksicht zu fürchten sey, und wie sehr ihre Ausbreitung vielmehr befördert zu werden verdiene. In der Entwicklung der Gallschen Theorie selbst, sagt Herr L., habe er die obigen Schriften benutzt; aber besonders habe er bey der Aufstellung der Organe, die den intellektuellen Fähigkeiten und Gemüthseigenschaften des Menschen gewidmet seyn sollen, einen Standpunkt gewählt, von welchem aus der Gründer dieser Theorie die Sache nicht genug betrachtet zu haben scheine. Die allermeisten Fähigkeiten und Neigungen, welchen Gall bestimmte Theile des Gehirns als Organe anweist, seyen ja seine selbstständigen; ob er gleich nur für solche eigene Organe voraussetze. Herr L. hat sich daher bemüht, so viel als möglich, aus der Natur und dem Wesen der verschiedenen Fähigkeiten und Neigungen unserer Seele selbst die Bestimmungsgründe, warum ihnen besondere Theile im Gehirne als Organe anzuweisen seyen, herzuleiten ꝛc. Wirklich sollten von diesem Standpunkte aus, außer Herrn L. doch auch andere Psychologen ein Wort mit einreden! Das Kupfer ist das von Villers.

S. Th. Soemmering Abbildungen des menschlichen Auges. Frankf. a. M., bey Varrentrapp. 1801. 110 Seit. Text, und 10 Seit. Vorrede. Fol. 24 Rt.

Dieß wirklich vortreffliche Werk entstand, wie der Verf. in der Vorrede erzählt, aus Zeichnungen, die er zu seiner Privatbenutzung, theils nach eigenen Entwürfen, theils nach Originalien hatte ausarbeiten lassen, und die er hier, nachdem er den Aufforderungen zu ihrer öffentlichen Bekanntmachung Gehör gab, auf acht Tafeln gebracht hat.

Die

Die zweckmäßige Anordnung derselben, und damit die hier vorkommenden Gegenstände selbst, wird man aus folgender Anzeige ersehen. 1ste Tafel. Das Aeußere eines vollkommenen, gutbeschaffenen, ausgewachsenen Auges, wie es im Leben, wachend und schlafend erscheint, nach der auffallendsten Verschiedenheit des Geschlechts und der Extreme seines Verhältnisses zu den Lichtstrahlen. 2te Tafel. Augenlieder, ihre Schließmuskel, Nerven, Arterien, Venen, Drüsen, Häute und Thränengeräthschaft. 3te Tafel. Muskeln des obern Augenliedes und des Augapfels mit ihren Nerven. Die Augenhöhle, in Bezug auf die Lage und Befestigung der Muskeln, als Spielraum der Bewegung des Augapfels. 4te Tafel. Nähere Darstellung der beweglichen Enden dieser Muskeln und ihres Verhältnisses, sowohl zum Augapfel als gegen einander. Blutgefäße dieser Muskeln und der Augenhöhle überhaupt. 5te Tafel. Der Augapfel selbst, sowohl nach senkrecht entgegengesetzten Durchschnitten im Ganzen, als auch nach Zerlegung in einzelnen Theilen. 6te Tafel. Die merkwürdigsten Netze der Blutgefäße des Augapfels unter dem Vergrößerungsglase. 7te Tafel. Die Augenhöhle in waage- und senkrechten Durchschnitten und von vorn. 8te Tafel. Das ganze Gesichtsorgan mit allen seinen Theilen wieder zusammengefaßt in senkrechten Durchschnitten. Die meisterhaften Zeichnungen von Köck sind von verschiedenen Künstlern mit ausnehmender Feinheit und Deutlichkeit ausgeführt, und einige Figuren zu noch mehrerer Versinnlichung auch gemalt. So findet man daher die ganze 5te Tafel dreymal, linearisch, schwarz schattirt und gemalt. Auch die beyden neuen Darstellungen des ganzen Gesichtsorgans im senkrechten Durchschnitten der 8ten Tafel, sind gemalt. Dadurch sind diese Figuren zwar zum Theile etwas idealisirt, aber sehr instruktiv geworden. Nur muß man hie und da, bey Aufsuchung der feinern Theile, linearische, schattirte und gemalte Figuren vergleichen, um einen ganz vollständigen Begriff zu erlangen. So giebt z. B. die 3te Figur der 5ten Tafel schwarz kein so richtiges Bild, als gemalt und selbst linearisch, und umgekehrt verhält sichs mit der 7ten Figur, in Rücksicht der innern langen Blendungsarterie und Vene und der längern und kürzern Arterien der Gefäßehaut. Ohne Zweifel wollte Hr. S. die Tafeln nicht vermehren, sonst würde wohl noch Einiges, z. B. der bestimmtere Eintritt der Ge-

 fäße

fäße und Nerven in die Augenhöhle, der Glaskörper einzeln, sein innerer Bau, der Kreis des Petit u. dgl., eine Stelle gefunden haben, wenn nicht der Verf. diese Gegenstände als außer seinem Plane liegend geflissentlich ausgeschlossen hat? Der Text ist ausführliche und buchstäbliche Erklärung der Tafeln. Da aber dieß Werk auch für den Liebhaber bestimmt seyn soll: so hat der Verf. überall eine allgemeine unterhaltende Erklärung jener buchstäblichen vorausgeschickt. Auf seine Vorarbeiter hat der Verf. wenig Rücksicht genommen, und, wie er sagt, ihre Irrthümer mit Stillschweigen übergangen. Hoffentlich hat er mit eben dem Stillschweigen doch auch ihr Gutes anerkannt? Denn bey allen Vorzügen, die kein Sachverständiger diesem Werke absprechen kann, ist doch gewiß unter andern das Zinnsche auch nicht zu verachten! Von dem Verf. konnte man nicht anders erwarten, als daß er allerdings Manches berichtigt haben werde. Sollten ihn seine scharfen Untersuchungen nicht auch auf die Saugadern des Auges geführt haben? Wir hofften hier Etwas davon zu finden! Einige Verwechslungen der Tafeln können Manchen, der nicht schon mit dem Gegenstande vertraut ist, verwirren, und hätten wenigstens in den Erratis angemerkt werden sollen. So wird mehrmals auf die 7te Tafel verwiesen, wo die 8te gemeint ist, und auf eine 10te Figur der 7ten Tafel, die sich weder auf der 7ten noch 8ten Tafel findet. Eben so unrichtig scheint es zu seyn, daß die 4te Fig. der 2ten Tafel zur 3ten und 4ten der 3ten Tafel passen soll! Auch Seite 46 steht Fig. 6. statt Fig. 7.

Ph.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Thuiskon. Ein Heldengedicht in zwanzig Gesängen. Von *Bielefeld*. *Erster Band*. Leipzig, bey Wolf. 1802. 33 Bog. gr. 8.

Rec. gesteht, daß er an einer großen Sensation dieses Gedichtes auf die deutsche Lesewelt zweifelt; ja selbst bey den entschiedensten Liebhabern der Dichtkunst verspricht er ihm wenig Glück. Die Unbekanntschaft eines großen Theils dieser

dieser Liebhaber mit der hier zum Grunde liegenden Mythologie, und die daher entspringende Ungewißheit, sich für den daraus genommenen Stoff zu interessiren, wird einer günstigen Aufnahme dieser Dichtung sehr in den Weg treten. Noch haben die Bemühungen mehrerer unserer Dichter, diese alte Nationalgötterlehre — von der es überdem noch nicht erwiesen worden, daß sie wirklich deutsch ist — in unsre vaterländische Poesie einzuführen, wenig Glück gemacht. Obschon sie an und für sich poetisch genug ist, um unserer Phantasie Spielraum zu geben: so sind wir doch allzusehr von ihr entfremdet worden, als daß sie die moderne Phantasie — wenn Rec. so sagen darf — ganz ergreifen, und, bis zur Täuschung, erwärmen könnte. In einem Gedichte vollends, von einem so großen Umfange, wie das gegenwärtige, ermattet sie sogar die bereitwilligste Empfänglichkeit dafür. Zu wenig einheimisch in dem Gebiete, das seine Phantasie durchwandern muß, tappt der Leser, wie in der Dämmerung, keine Gestalt erscheint ihm deutlich, und Alles, was ihn der Dichter sehen läßt, sieht er nur, wie durch einen Flor. Das immer sich erst besinnen; welcher Gott, welche Göttinn eigentlich handelt oder spricht? Das immer erst hinblicken müssen auf die erläuternde Göttertafel, die, als Einleitung, vor jedem Gesange steht, kühlt die beschwingteste Phantasie nach und nach ab, und der aufmerksamste Leser bleibt fremd, von einem Nebel umfangen, in dem er bey aller Anstrengung nicht eigentlich weiß, woher und von wem die Stimmen kommen, die er vernimmt; wodurch und wie er sich den Glauben an diese ihm fremde Götterwelt abgewinnen soll? So erlahmen die Schwingen seiner Phantasie, und mit ihnen sinkt die Theilnahme für die unbekannte, sein Gemüth durchaus nicht bewegende Götter- und Geisterwelt. Die unausbleibliche Folge davon ist, daß das nicht zu läugnende Talent des Dichters, und so manches Schöne, das sein Werk enthält, entweder gar nicht erkannt, oder doch nicht nach Würden geschätzt wird. Dazu kommt, daß der Dichter dieser bloßen Phantasie-Religion, diesen rohen, unausgebildeten Mythen, reine, nicht in das Kostüm dieser Götterwelt passende Vernunftideen unterschiebt, und uns also aus einem frühern Zeitalter in ein späteres hinüberzieht, das mit jenem im Widerspruche steht, folglich unsere Phantasie auf einen doppelten Standpunkt stellt, auf dem

ße nun, wie zwischen Seyn und Nichtseyn schwankt, und dadurch abermals unfähig gemacht wird, sich Wärme und Interesse abzugewinnen.

Die Tendenz seines Epos kündigt der Dichter einfach und kurz in folgenden Zeilen an: (Erster Gesang. S. 9.)

Sing, o Braga den Kampf des erhabnen Helden Thuiskon,
Wie er, dem Laster feind, und gehorsam dem winkenden Wodan,
Asiens Fluren verließ, und ein Greis nach Germaniens Wäldern
Wanderte, sich und sein Volk zu retten vom drohenden Abgrund.
Ob ihn die Wog' umbraust, und Thor den flammenden Blitzstrahl
Schleudert herab auf sein Haupt; ob Eisgebirge voll Schrecken,
Und die empörte Natur, und alle Höllen des Todes
Niederstürzen auf ihn ... er kommt in das Land der Teutonen.

Noch näher bestimmt sie Thuiskon selbst im vierten Gesange, Seite 195, wo er den versammelten Fürsten und dem Druiden, Brennus, die ihm gewordne göttliche Offenbarung erzählt:

— — — — Feurig im Blitzglanz
Schwebte herab Hermod', und es rief der geflügelte Bothe:
Wandre, Woden befiehlts; durch alle Höllen des Todes
Dringe hindurch und erkämpfe Teutonien! —

Und Seite 198:

Wandre, rief mir Hermod', und der nächtliche Schleier der Zukunft
Sank, und ich strömte dahin nach Teutonien; donnernd umbrauste
Mich die baltische Fluth; da stürzte Walhalla Ruin hin
Und der erbebende Thron des Hocherhabnen; es stürzte
Wodan mit ihm, er sank ins Grab .... Doch zum heiligen Lichtreich,
Schwang Allvater sich auf; die Friedenssonne von Gimle
Schien auf die Erde herab, und die bergansteigende Woge
Hügelte nieder sich und ich landete glücklich in Holstein.

Dieser

Dieser Tendenz arbeitet der Dichter nun mit einer reichen, fruchtbaren Phantasie entgegen. Eine Reihe von Göttererscheinungen, von Opfern, Götter- und Heldenfesten, von Natur- und Charakterschilderungen bereichern und erweitern seinen Stoff, und würden die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Lesers hinlänglich beschäfftigen, wenn nicht, wie gesagt, die Fabel- und Götterwelt, in der die Handlung sich anspinnt und entwickelt, ihm allzufern läge, ihm nicht gar zu fremd wäre. So verwirrt gerade dieser nimmerendende Wechsel von Göttern und Göttinnen, die er nicht kennt, seine Phantasie, und ermüdet seine Aufmerksamkeit. In einem einzigen Gesange, — dem sechsten — erscheinen allein an sechs und zwanzig Gottheiten, um deren Natur, Geschäfft und Bedeutung der Leser immer erst den voranstehenden Index befragen muß. Wie ist da volles, warmes Interesse möglich?

Nur in den Familienscenen, die der Dichter giebt, nur in den Darstellungen der Helden- und Menschencharaktere, deren einige sehr gelungen sind, nur in den Naturgemälden, durch die er seine Dichtung belebt, wird des Lesers Theilnahme erwärmt und lebendig erhalten werden. Rec. hat sich mehrere Stellen dieser Art angezeichnet. Sie sind aber zur Mittheilung zu lang. Er giebt also, statt ihrer, folgende Schilderung zur Probe, die die Wirkungen beschreibt, die aus der Begeisterung der Natur, des Guten und Schönen entspringen. Der Begeisterte

— — — — nimmt den feurigen Griffel
In die bildende Hand; der Morgenröthe Gestalten
Mit dem Frühling voll Gold, die zaubert er hell an die Wand hin,
Und empfindende Wesen, so zart, wie der Reif an der Blume,
Gehen beseelt hervor; ein dämmerndes Rosengewölk schwebt
Um die Lilienhülle; sie athmen und sehn sich erstaunt an,
Und ihr Auge das glänzt wie der Morgenstern auf der Lenzflur.
Bald ergreift er die Laute; die sanft, wie ein einsamer Mondquell
Rauscht in der Sternennacht; wie feyerlich wird sie, die Seele,
Aufgehoben zu Gott; in ihrer innersten Tiefe

Wird sie voll Glut bewegt; wer spricht die hehre Entzückung
Aus, die sein Herz durchströmt! izt sinket die Silberlaute,
Well' auf Welle, dahin; jetzt, wie der geflügelte Donner,
Stürmt sie daher, ein Orkan! Noch nie empfundne Gefühle,
Wie nur der Himmel sie hat, erwachen in dir und die Thräne
Strömt aus dem hellen Auge die Seligkeit die du empfindest.

Solcher Stellen hat das Gedicht mehr, und Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen. Vorzüglich sind dem Dichter die Charakter- und Naturschilderungen geglückt, nur vielleicht, hie und da, allzu ausgesponnen und wortreich. Die Mythologie aber dünkt Rec. — wie er schon erinnerte — nicht immer ihrem altnordischen Charakter treu gehalten; sondern mehr, als einmal, nach hellern, höhern Vernunftbegriffen modernisirt und gemodelt. So heißt es im dritten Gesange, Seite 121, vom Wodan:

Er, dem der Mond und die Erd', und der unermessliche Himmel,
Ein Gedanke nur ist, der, als Allvater erhaben,
Ueber Schicksal, in ewig ruhiger Hoheit
Sass mit sich selbst allein. —

Und im vierten Gesang, Seite 195:

Einer ist da, dem der Pol erbebt, wenn er zu Walhalla
Spricht: Vergeh! er gebot und Sonne wandelt der Staub hin.
Betet alle ihn an; er ist Allvater, der erste!
Der nicht begann und enden nicht wird, ob auch der Polarstern
Stürzet Ruin; er ist der *S*eelenschaffer im Lichtreich.

Wahrlich, dieser Wodan ist nicht der alt-nordische, und paßt nicht sehr schicklich zu allen den Neben- und Untergöttern Walhalla's, die Macht und Herrschaft über Welt und Menschen mit ihm theilen. Ein Widerspruch, der eben nicht dazu beyträgt, uns zum Glauben an die in diesem Gedichte herrschende Götter- und Fabelwelt hinzutäuschen.

Gedichte von Wenzl Johann Roth. Prag, bey Widtmann. 1802. 12 Bogen. 8. 1 Rt.

In

In der langen Vorrede zu diesen Gedichten, theilt uns der Verfasser seine Gedanken über alles das höchste mit, was sich von Gott und über Unsterblichkeit denken läßt; dann folgen die Gedichte selbst, die jene Wahrheiten enthüllen, und stete Zufriedenheit bey frohem Muthe und ächter Güte begründen sollen. Man sieht, beyde die Vorrede und die Gedichte, haben eine sehr ehrwürdige Tendenz. Auch enthält die erste manches Gute über diese, jedem denkenden Menschen wichtige Angelegenheiten, nur eben nicht viel Neues; und was ja neu ist, hat nicht immer die gehörige Gründlichkeit und Bestimmtheit. In der Rüge dieses nicht völlig bestimmten und begründeten Raisonnements sind andere Recensenten uns bereits zuvorgekommen. Wir ersparen uns also eine Wiederholung, und fügen nur noch ein paar Worte über die Gedichte hinzu.

Der Dichter charakterisirt — obschon wahrscheinlich, ohn' es zu wollen — sie selbst sehr glücklich, in einem Gedichte, Seite 77, Singenswert überschrieben, wo er seinen Gesang einen Zeitvertreib in langer Weile nennt. Diesem Charakter entsprechen seine Verslein größtentheils. Z. B. Seite 84:

Mit früher Furcht sich gwälen,
Auf keine Vorsicht zählen,
Unüberlegtes wählen,
Stolz sein bei guter Zeit,
Im Unglück Kleinmuth nähren,
Vernunft und Rath nicht hören,
Bei jedem Unfall zagen,
Daraus entspringen Klagen,
Und düstre Traurigkeit.

Seite 94:

Vom Zwang und Aeffen sat,
Meid' ich sehr gern die Stadt,
Wo Thorheit, Trug und List
Und Laster, so wie Mist,
Gehäuft zu finden ist.

Seite 99:

Verruchtes Wünschen, Schöpferin der Hölle
Des Reiches Gottes ärgste Gegnerin!
Die Jugend und das Vih, das dein Gebelle
Nicht weckt, lebt seine Tage fröhlich hin.

Und Seite 170 die Fabel: Wahrheitsforscher.

In einem vile Meilen breiten See
Aus dessen tiefen Schlünden Ach und Weh
Das Jauchzen auf der Oberfläche überschreit,
Treibt sich ein Heer, troz Sturm und Unbesonnenheit,
Herum, und sucht das Ding (?) der Seeligkeit.
Vom Himmel kömts, so heißt es weit und breit;
Nun schiler jeder, hascht in schwanker Höh'
Hir eine Müke, dort ein Maulvoll (?) See,
Und würgt den aufgefangnen Wust herab.
Nun glaubt bei Lehrerlob ein bikker Knab
Sich hochbeglükt; doch kaum fängt die Verdauung an,
Da wird ihm übel, und vor bangen Schwindel kann
Er sich nicht mehr im Strom erhalten; sucht
Was festes, und in einer nahen Bucht
Kömt er zu seinem Glük auf einen Fels, der wi
Ein Demant strahlt, hir bricht (?) und hält er sich mit
Müh.
Als endlich alles glüklich von ihm ging,
Sah' er, daß von dem Fels, an dem er hing,
Ein schmaler Streif von solchen Felsen, di mitsam
So nah verbunden sind, daß jeder der nicht lahm
Noch blind ist, ohne Sprung fortschreiten kann,
Weit durch den See hinführt, wo Himmelan
Ein Berg mit unzählbaren Stufen sich erhebt,
Auf dessen hohem Haupt, das ni ein Dunst umschwebt,
Das (der) ewig grüne Lorber schön umkränzt,
Der Wahrheit Licht di Sonne überglänzt.
Erreichen solche Seher nicht der Wahrheit Höhn,
So sicher di auch nicht, die auf den Grund nicht sehn.

Wahrlich, solche Gedichte können es nicht verläugnen, daß sie Produkte der Langeweile sind. Jeder, der sie liest, empfindet es, und, wer sie vollends abschreibt, kann von Glück sagen, wenn er nicht darüber einschläft.

Noch muß Rec. erinnern, daß der Verf. eine höchst sonderbare Orthographie hat. Proben davon geben die in den angeführten Versen unterstrichnen Wörter. Hier sind noch einige: Wüderspruch, Pflichtbegrife, deütlich, Lüke, Wüderstreit, Glider, fil (statt fiel).

Rf.

Joh. Ludw. Am Bühls Gedichte. Nach des Verfassers eigner Auswahl zum Drucke befördert. Nebst

Nebst dessen Biographie und Bildniß. (Letzteres von einem J. S. in punktirter Manier und nicht schlecht gestochen.) St. Gallen und Leipzig, in Kommission bey Hausknecht und Supprians Wittwe. 1803. 112 und 176 Seit. 8. 1 Rk. 12 K.

Ohne die, wie man sieht, nicht kurze Lebensbeschreibung des Verfassers, würden seine ihr angehängten Gedichte, außerhalb der Schweiz wenigstens, schwerlich Aufmerksamkeit erregt haben. Jene indeß, ein gewiß seltner Fall! ist so anziehend und zugleich befriedigend, daß man am Ende nicht wohl umhin kann, auch in den Poesien des bis an seinen Tod unerschüttert gebliebnen Natursohnes sich ein wenig umzusehn. Hier nur der äußerste Umriß einer zwar von Freundeshand niedergeschriebnen Biographie, deren Durchblätterung aber jedem Beobachter des Herzens, und sich entwickelnder Fähigkeiten Antheil abgewinnen wird.

Am Bühl ward 1750 zu Wattweil, einem Dorfe im Toggenburg, geboren, wo sein Vater, kein ganz ungeschickter Mann, als Schulmeister kümmerlich lebte; dessen Unterricht er auch die nothdürftigsten ersten Kenntnisse zu danken gehabt. Noch verdienter um ihn machte sich die Mutter, als welche den früh sich zeigenden Starrsinn des Kindes so geschickt zu behandeln wußte, daß seine andern guten Anlagen keineswegs darunter litten. Diese entfalteten sich so zeitig, und wurden von dem eignen Fleiße des Knabens dermaaßen benutzt, daß ihn sein Vater im 12ten Jahre schon als Schulgehülfen brauchen konnte. Freylich war so übereilte Anwendung etwaniger Kenntnisse dem Erwerbe höherer nachtheilig; dieß aber ließ sich nicht ändern, denn der arme Vater wurde so gut als blind, und hatte für noch ein paar andre Kinder zu sorgen; der Nebenverdienst der guten Mutter gerieth ebenfalls ins Stocken, und die nothleidende Familie hatte noch von Glück zu sagen, daß man den kaum zum Knaben erwachsnen Substitut sich gefallen ließ. Ungeachtet nun diesem tagtäglich sechs bis sieben Stunden durchs Schulhalten entzogen wurden, wußte sein guter Kopf und beharrlicher Fleiß doch bis ins 18te Lebensjahr

 jeden

jeden übrig bleibenden Augenblick so emsig zu verwenden, daß er ohne fremden Unterricht mehrere Instrumente spielen lernte, auf dem Klavier aber es weit genug brachte. Naturgeschichte, Mathematik, lateinische Sprache, weiterhin auch die französische und italiänische, beschäfftigten ihn nicht weniger; die Produkte deutscher Rede- und Verskunst aber so innig, daß er zeitig den eignen Flügel versuchen, und auf Ermunterung in jener Gegend rechnen durfte. Mehr werth indeß als dieß alles, war die ungemeine Selbstständigkeit und Ordnungsliebe, wozu Temperament sowohl, als das ganz Eigne seiner Lage sehr früh ihm verhalfen; und von welchen unterstützt er Vieles leicht fand, was tausend Andern unerträglich geworden wäre. Daß nur ein hoher Grad von Mäßigkeit, die strengste Sparsamkeit; womit es jedoch nie bis zum Geize gedieh, und ein durchaus unbescholtner Lebenswandel diese stoische Unabhängigkeit ihm konnten behaupten helfen, ergiebt sich von selbst. Mit der Dorfgemeine, als die seinen unermüdeten Fleiß doch anerkennen mußte, war bald fertig zu werden; schwerer schon mit seinem Vorgesetzten, dem neuen Pfarrer; denn der frühere, anderswohin versetzte, hatte des jungen Menschen sich mit Rath und That angenommen; da dieser hingegen den neu angelangten wirklich schon übersah; wovon die Lebensbeschreibung mehr als ein lustiges Pröbchen liefert. Im 18ten Jahre verlor er seine Mutter, und im 23sten den Vater. Beyde hinterließen Schulden, die der oft wochenlang nur von Erdäpfeln sich nährende Sohn gewissenhaft abtrug, und mit eiserner Rechtschaffenheit seinem Posten geduldig vorzustehn fortfuhr, ohne nach einer Verbesserung von außen im Ernste sich umzusehn. Was seine unbedeutende Schriftstellerey von 1776 an als Nebenverdienst etwan abwarf, ward zu kleinen Erholungsreisen in benachbarte Gegenden verwandt; und außer dem täglichen Umgange mit Natur und Büchern, ein dergleichen kurzer Abstecher sein einziges Labsal.

Schon 33 Jahre zählte der in äußerer Kultur, wie man denken kann, zwar nicht gleichen Schritt haltende, immer jedoch achtungwerth bleibende, und auch sonst nicht zurückschreckende Mann, als seine Freunde, deren er weit mehr haben konnte, als ihm nöthig schien, für so manche rühmlich bestandne Prüfung ihn endlich, und fast wider seinen

Willen,

Willen, zu entschädigen wußten. Dadurch nämlich, daß sie ihn in das Haus eines reichen Mitbürgers, Herrn Custer lockten, der in der Nähe Landgüter besaß, und für seine siebenjährige Stieftochter einen Hauslehrer suchte, auch glücklicher Weise ein so guter Menschenkenner war, daß der innere Werth des Empfohlnen seinem Scharfblicke keinesweges entgieng. Hier fand der bisher so arm gebliebne Musensohn sich auf einmal mitten im Ueberfluß; scheiterte an dieser Klippe aber so wenig, daß vielmehr sein Eifer fürs Gute sich verdoppelte, und der würdige C. gar kein Bedenken trug, ihn seiner Tochter als speciellen Aufseher mitzugeben, als das zwölfjährige Mädchen, eine der reichsten Erbinnen in der Schweiz, zu Straßburg und Genf sich weiter ausbilden sollte. Auch hier that A. B. dem Auftrage dergestalt Genüge, daß die Aeltern es nur sehr ungern sahen, als er nach dreyjähriger Abwesenheit auf seinen Zurückruf bestand; vermuthlich, weil das Aufseheramt bey einem der Reife sich nähernden Frauenzimmer ihm am Ende doch zu lästig fallen, oder wohl gar bedenklich scheinen mochte. Rousseau würde hier ganz anders gehandelt, in den Zögling sich erst verliebt, hinterher aber feine psychologische Bemerkungen uns darüber zum Besten gegeben haben! — Beyde Plätze, und Genf ganz besonders, standen gerade damals (1786 — 89) auf einer hohen Stufe von Geistes- und Sittenkultur; auch gefiel es dem Alles aus ihm eignen Gesichtspunkt beurtheilenden Schweizer in ihren Ringmauern nicht eben schlecht; er selbst aber war und blieb der Alte, und von einem mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde, ließ bey seiner Nachhausekunft nicht die mindeste Spur sich entdecken. Kurz darauf ward ihm das Vergnügen, seinen Gönner auf einer lehrreichen Reise durch ganz Italien zu begleiten, der auch weiterhin ihn aufs edelste zu behandeln fortfuhr; und als A. B. endlich Lust bezeigte, sich anderwärts anzusiedeln, ihn aufs freygebigste in den Stand setzte, dieses nach Belieben zu thun. Daß ein so wenig weltklug gewordner Kopf, und der durch nichts sich in seinen Grundsätzen irre machen ließ, von der Revolution Frankreichs für Menschenwohl und Vernunft sich Wunderdinge versprechen würde, war zu erwarten. So lange indeß das Ungewitter nur in der Ferne brauste, scheint er ganz weislich bloß beym Spekuliren und Idealisiren es haben bewenden zu lassen; als aber sein bisher so glücklich

gewe-

gewesenes Vaterland selbst in den Wirbel gerissen ward, stand er keinen Augenblick an, selber Hand anzulegen, um aus der Gährung sich widerstrebender Kräfte wo möglich doch irgend etwas Ersprießliche fürs Gemeinbeste zu ziehn. Auch also als Staatsbeamten, nämlich zum Distriktsstatthalter im Oberrheinthal ließ er sich anstellen, und that in diesem Posten Alles, was von seiner längst anerkannten Rechtschaffenheit und Arbeitslust nur immer gefordert werden konnte; mit so geringem Erfolg indeß, daß auch er unter dem Wagstücke der politischen Wiedergeburt erlag, seine sonst feste Gesundheit dabey verlor, und an Leberverhärtung, nur zwey Monat über 50 Jahre alt, (unverheyrathet) am 22sten April 1800, sterben mußte.

Nicht weniger als sechs volle Bogen füllt die eigentliche Lebensbeschreibung, und das ohne den Leser im mindesten zu ermüden. Nur ein paar Hauptdata ließen sich ausheben; wer also über die erste und letzte Liebe des auch hier originalen Mannes, seine erste und letzte Jagd, seine Haus- und Gesellschafts-Verhältnisse, Art und Weise zu studieren und zu schreiben: so wie über eine Menge ihm eigen gebliebner Charakterzüge, (z. B.: so arm er war, wurden doch keine Nachdrücke von ihm gekauft) Auskunft verlangt, wird nach der Biographie selbst greiffen müssen. Daß ein noch immer warmer Freund des lange von ihm gekannten Verstorbnen solche schrieb, ist bereits gesagt. Seine Schwächen und Fehler indeß werden auch nicht verschwiegen, und dieß macht den Aufsatz noch lehrreicher. Nur sehr selten wird man durch schweizerische Sprachhärten oder Idiotisme einen Augenblick gestört, und auch der Vortrag also verdient Lob. Mit Recht ist das Ganze dem so ehrenwerthen Wohlthäter, Herrn Custer, zugeeignet, der am Ende das Andenken des Verstorbnen gleichfalls mit dem Zeugnisse krönt, ein wahrhaft tugendhafter Mann und sichrer Freund gewesen zu seyn. Gregorius Grob, ist diese Zeichnung des Herausgebers unterschrieben. Ein Geistlicher vermuthlich, und vielleicht Nachkomme des Appenzeller Dichters, Johann G., dessen Epigramme zu Anfange des verwichnen Jahrhunderts auch im nordlichen Deutschland mit Beyfall gelesen wurden. — Was die Schriftstellerey des guten Art Bühl betrifft: so enthält seine Biographie, wie natürlich, auch die Geschichte derselben. Fünf dramatische Darstellun-

gen,

gen, insgesammt aus vaterländischen Ereignissen entlehnt; mehrere Sammlungen von ihm gedichteter Schweizerlieder, Beyträge zu dasigen Blumenlesen, moralische Aufsätze, und kleine Reisebeschreibungen, die aber nicht über Helvetien hinausgehn, sind der Ertrag seines Schreibepults; worin man noch ein paar Romane suchte, die aber nach seinem Tode sich nicht mehr vorfanden; sondern nur zerstreute Reisebemerkungen, und eine sorgfältig von ihm ausgearbeitete Geschichte des Rheinthals, die sich itzt in den Händen des Herrn Custer befindet, als dem zu Gefallen sie ursprünglich geschrieben worden, und der auch für genaue Charten des angenehmen Ländchens gesorgt hatte.

Ueber den Werth aller dieser Geistesprodukte sich zu erklären, fehlt hier der nöthige Raum; denn von seinen lyrischen Gedichten, die man nach letzter ihnen gewordner Feile nunmehr vor sich liegen hat, muß doch auch noch ein und anderes gesagt werden. Und selbst dieß kann Rec. nicht einmal thun, ohne vorher zu erwähnen, daß Hr. Gr. zwar in der Lebensbeschreibung hie und da beyläufig ihrer gedenkt; es aber doch rathsamer fand, die genauere Würdigung, aus ästhetischem Gesichtspunkte nämlich, einem Dritten zu überlassen. Dieß nun ist ein Herr Hartmann, Kunstmaler zu St. Gallen, bekannt aus schweizerischen Blumenlesen, der in eignem, der Sammlung vorangeschicktem Aufsatze, nicht ohne Geschmack und Gradsinn, solche beurtheilt, am Ende jedoch eine Hauptbedingung hinwirft, wodurch die freye Beurtheilung wieder sehr erschwert wird. Nirgends nämlich solle man aus der Acht lassen, daß Alles von einem Schweizer und für Schweizer geschrieben worden; ein hoher Grad von Schwung und Korrektheit hier also nicht zu erwarten sey. Es habe mit dieser Einschränkung was für Bewandtniß es will; da der wackre A. B., wie in seiner Lebensbeschreibung mehrmals vorkommt, sichs zum Grundsatz gemacht, nur dann nach der Feder zu greifen, wenn er sich recht aufgelegt dazu fühlen werde: so wäre man doch wirklich berechtigt, die Brauchbarkeit der Maxime aus seinen Geistesgeburten öfter zurückspiegeln zu sehn. Allerdings mag er in einer so poetischen Stimmung sich gefühlt haben, als folgende Zeilen seinem Herzen entquollen:

Wohl mir, o Muse! daß ich früh dich hörte,
Früh deinen leisen Wink verstand,

Zurück

Zurück auf stille Fluren kehrte
Wo ich manch liebes Blümchen fand,
Das ich bald aus Dornen, die der Sturm zerknickte,
Bald am Fußweg neben Quellen pflückte,
Und zum Kranz um meine Laute wand!

Nimm ihn hin für all' die frohen Stunden,
Die mein Herz so oft durch dich gefunden,
Und sey ferner Freundinn! — wenn auch alles weicht,
Bleibst Du nur, bin ich schon zufrieden,
Wird mir jede Pflicht und Sorge leicht,
Und auch unter Menschen leb' ich gern hienieden —
Aber wenn die Freude tobt und lärmt,
Welt und Thorheit wilder mich umschwärmt,
O dann winke mir zu deiner Feyer,
Schwinge über mich den Rosenschleier,
Zaubre mich in deine stille Welt!

Oder nachstehendes aus dem Schweizer Freyheits-Gesange, Seite 119 und f., der auch der Stellen mehr hat, wo der Dichter sich etwas höher hob, als ihn sonst die Lust dazu anwandelte:

Schön bist du mit deinen Alpenhöhen,
Die da groß in Morgenwolken stehen,
Und der Freyheit sichre Gränzen zieh'n!
Schön bist du mit deinen Sonnenhügeln,
Die hinab in blauen See sich spiegeln
Und wie junge Rosengärten blüh'n!
Friede herrscht in Thälern, sanfter Friede;
Freyheit, braus't der Strohm von Felsenwand,
Freyheit, jubeln wir im frohen Liede!
Sey gesegnet, theures Vaterland!

Tyrannen drängten sich hervor,
Mit Tigerblick und Wuth;
Ihr eh'rner Zepter klang empor
Und unter ihm floß Blut.

Zertrümmert lag im Feld der Pflug,
Und Fesseln drückten schwer;
Da scholl's: genug; es ist genug! —
Im Waldgebirg umher.

Da hingegen es der Strophen zu Hunderten giebt, die nichts stärker gefühltes, oder anziehender gesagtes, als z. B. in dem Liede in freyer Linde zu singen:

Da sitzen wir auf grüner Flur,
Umweht von Blumenduft, (Umhaucht?)
Voll deines Lebens, o Natur!
Und athmen frische Luft. — —

Oder,

Oder, um seinen ältesten Versuch, nämlich aus dem Jahr 1773, zu wählen; denn die Geburtsstunde ist überall beygemerkt; aus dem Spinnerliede:

Liebe, allerliebste Mädchen!
Laßt uns unsre kleine Rädchen
Hurtig, hurtig dreh'n!
Sollten wir so müßig sitzen,
Und wie Jüngferchen nichts nützen?
Nein, das ließ' uns gar nicht schön. — —

Dergleichen Lieder und Liedchen, die auch wohl zu Rundgesängen und Balladen sich ausdehnen (wo der gute A. B. aber weit hinter Bürgern bleibt, und überhaupt nur auf das Verdienst Anspruch machen zu dürfen scheint, unter seinen Landsleuten es in der leichtern Gattung am ersten versucht zu haben) ferner kleine Gelegenheits-Gedichte, und ganz kurze Ejakulationen; alles mit Reim ausgestattet, der ihm auch unentbehrlich war, erwachsen hier zu einer Sammlung von 105 Stück. Aus dem Ganzen ergiebt sich, daß der Dichter schon im 23sten Lebensjahre sein Non plus ultra erreicht hatte, sich zu Nachahmungen zwar in der Folge selten oder gar nicht herabließ; eben so wenig aber auch über das Mittelmäßige hinausdrang; und wenn seine Poesien noch immer im Vaterlande einen Beyfall fanden, den man ihnen auswärts schwerlich zugestehen wird, er, wie gesagt, ihn bloß der Leichtigkeit zu danken gehabt, womit, obgleich hochdeutsch, Alles sich anhören ließ; was in der guten Schweiz bis dahin freylich nur äußerst selten der Fall mochte gewesen seyn! Einige der übriggebliebenen, und auffallendsten Idiotisme werden von Herrn Hartmann im Vorbericht erklärt; bey ungleich mehrern aber unterblieb dieses, und es hier nachzuholen, wird man uns hoffentlich gern erlassen. Aus den kleinen Stücken doch eines noch; den Ausdruck nämlich seines Gefühls, als er im Jahre 1794 vor Salomon Geßners Denkmahl in Zürich stand:

Auch ich kannte dich: — Und schwieg,
Da dein Geist der Welt entschwand? —
Da dein Genius herniederstieg
Und den Flor um deine Urne wand? —
Guter! Edler! still und leise
Tret' ich jetzt noch vor dich hin;
Jeder fühlt auf seine Weise:
Viele sangen deinen Tod;
Ich beweinte ihn. —

So

So wie aus den längern, das letzte von allen, und mit der Strophe sich anhebende:

> Vorüber murmeln Quell und Bach,
> Vorüber fliegt der Mai;
> Der schöne Traum des Lebens — ach!
> Wie bald schwand er vorbey!
> Der Stunden schnellen Flügelschlag
> Hemmt keines Schicksals Macht:
> Die Aehre reift und sinkt; dem Tag
> Folgt eine stille Nacht. — — —

als welches nicht allein durchaus korrekt geschrieben ist, sondern auch rührende Stellen in Menge aufweist.

XI.

Phantasieen, von *Siegfried Schmid*. Erlangen, bey Schubart. 1803. 19 Bog. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Phantasieen, denen nichts Kleineres fehlt, als Phantasie. Einen prosaischen Geist der Dichtung, als er hier sich offenbart, kann es wenigstens nicht leicht geben. Es braucht nicht viel, sich davon zu überzeugen; er bestätigt sich, wo man das Buch aufschlägt, im Anfang, Mitte und Ende. Da präsentirt sich 1) eine Saalbaderey in Briefen, die einen Roman vorstellen soll, genannt Lothario; oder Liebe löst den Widerstreit; in der aber, weder von Liebe, noch von Widerstreit etwas zu vernehmen ist. Eine langweilige Lektüre, viel Worte und Phrasen; aber wenig Sinn und Inhalt! Zwar giebt der Schreiber sich ganz erstaunend viel Mühe, Ideen zu haben, es glückt ihm aber nicht; will immer etwas sagen, sagt aber nichts, oder etwas sehr Alltägliches. Dabey herrscht in seinen Erzählungen eine unerträgliche Umständlichkeit, und in seinen Bemerkungen eine unaussprechliche Unbedeutsamkeit. Er affektirt, sobald er sich einbildet, verliebt zu seyn — denn, daß er es wirklich ist, wie schon erinnert worden, vermerkt man nicht — eine Sprache, die leidenschaftlich seyn soll; es ergiebt sich aber aus jeder Zeile, daß er sich darauf eben so wenig versteht, wie auf das Schreiben überhaupt. Höchst alltäglich ist vollends, was in diesem seyn sollenden Romane vorgeht. Den Knoten, den der Titel verspricht, sucht man vergebens. Eine Entführung von ganz gewöhnlichem

Schla-

Schlage macht dem langweiligen Lied' ein Ende. Nr. 2, Antonio, der Knabe übertrifft, wo möglich, seinen Vorgänger noch an Aermlichkeit, ein albernes Feenmährchen mit einer höchst trivialen Pointe. Die Verwandten, Nr. 3, stellen Poesien vor, die alle gleich unpoetisch und dürftig sind, daher auch wohl ihre Titel, Verwandte. Von ihnen ein Pröbchen, S. 267:

Der Empfindsame.

Ein Veilchen herzt ich,
Ein Mädchen liebt' ich,
Blüht mir beyde recht schön!
Wer schon Blumen an das Herz gedrückt,
Den hat schon ein Mädchen hoch entzückt,
Der kann Liebesworte verstehn.

Blumen welken,
Mädchen sterben,
Stürme die Spuren verwehn.
Du hast Blumen ans Herz gedrückt,
Dich hat schon ein Mädchen hoch entzückt,
Du kannst meine Klagen verstehn.

Pl.

Romane.

Die Ignoranten. Ein komischer Roman, vom Verfasser des Weibes, wie es ist. Pirna, bey Arnold. 1803. Drey Theile von 19, 18 und 17 Bogen, nebst 1 Titelkupfer. 4 Rg.

Wenn es auch der Titel nicht sagte; so würde doch schon der ganze Zuschnitt des Romans, die Originalität und Wahrheit der abstechenden, gruppirten Charaktere, die Gedrungenheit des schönsten Dialogs, die edle, gewählte, und ohne daß sie es seyn will, oft rhytmische Sprache, und die durchgehends sichtbare Kenntniß des feinern Tons gesitteter Stände, jeden Leser überzeugen, daß er einen Roman von Gustav Schilling in Händen habe, und er wird sich desto besser an-

bey befinden, wenn er eben von den Armseligkeiten eines Cramerschen Romans, oder von den in Bombast schwimmenden Sentenzen Jean Pauls zurückgekommen seyn sollte. Die Ignoranten, die Helden des Romans, sind ein Baron Gustav Rosenwall, und seine angebliche Zwillingsschwester Auguste, die von ihrem Vater, der sich von dem Hof entfernt hatte, und einer Tante, an der nördlichsten Gränze von Schweden, auf dem Lande, fern von aller menschlichen Gesellschaft erzogen werden. Vater und Tante sterben, und die Zwillinge, im Besitz einer geerbten ansehnlichen Baarschaft, bekommen Lust, die Welt und andre Menschen kennen zu lernen, von denen ihr alter Bedienter Karl, den sie mitnehmen, so Vieles erzählt hatte. Bey der Ueberfahrt über die Ostsee ist Auguste in Gefahr, bey einem Sturm ins Meer zu stürzen. Ein auf dem Schiff befindlicher Officier rettet sie: in seinen Armen aus der Ohnmacht erwachend, hält sie ihn für ihren Reiseengel: er sagt ihr die Artigkeit, daß nicht dem Mittelmeere Adonide sich entwunden habe; sondern daß das Baltische Meer ihm diese Göttinn an seine Brust getragen habe. „Er ist ein Heide“ schreit Auguste, er hat andere Götter neben Ihm, und entzieht sich den Armen ihres Schutzgeistes. Als sie an das Land steigen, und in den nächsten Gasthof kommen, reitet der Fremde davon, mit dem Versprechen, sie bald wieder zu sehen. Auguste wiederholt es: das ist mein Reiseengel. Der Bruder: Wie du auch schwatzest. Reiter nicht? Und steht wohl ein Wort in der Bibel von reitenden Engeln? Selbst unser Herr nahm mit einem Esel vorlieb. Es ist der Böse. Glaube mir. Kommt er wieder: so verschlingt er dich! Wir haben diesen Anfang abgeschrieben, damit der Leser aus dieser Probe selbst sehe, wie unsre Ignoranten in der wirklichen Welt, in die sie eintreten, sich ohngefähr benehmen werden. Fromm, aber nach höchst eingeschränkten Religionsbegriffen erzogen, unbekannt mit Menschen, ihren Intriguen, und den unter ihnen angenommenen Konvenienzen, mit keinem Buch, als mit der Bibel, bekannt, ohne allen Unterricht, und ohne eigne Erfahrung, treten denn diese unverdorbnen Naturmenschen in der menschlichen Gesellschaft auf; drehen sich in dem engen Kreis ihrer wenigen Begriffe und Erfahrungen herum, vergleichen damit jeden neuen Gegenstand, verstoßen jeden Augenblick gegen Wohlstand und Klugheit, können, wie Kinder, sich nicht zu abstrakten Begriffen erheben; sondern

be-

benennen Alles mit dem Namen der ersten Erfahrung, z. B. eine Buhlerinn, Suschen; ein untreues Weib, Rosemunde; weil Gustav beyde unter diesen Namen hatte kennen lernen. Besonders ist dieser weit öfterer in dem Fall anzustoßen, und seinen Naturstand zu verrathen, als seine Schwester, die sich bey aller Unbefangenheit ihrer Aeußerungen, doch weit besser zu benehmen weiß; jener hingegen trägt allenthalben sein Herz auf der Zunge, bietet seine Liebe einer Dame nach der andern an, wird ausgelacht und geprellt. Am widerlichsten sind seine ewigen Anspielungen auf den Don Karlos, welches Trauerspiel als das erste Buch nach der Bibel, er zu lesen Gelegenheit bekommt. Der vorhin erwähnte Reisengel, Graf Welling, holt unsre Ignoranten aus dem Gasthof in das benachbarte Gut seiner Mutter ab: sie werden von derselben und ihren dreyen Töchtern mit vieler Erwartung empfangen; bald aber theils verspottet, theils verwünscht; denn ihre Gegenwart richtet nichts als Unheil in der Familie an. Gustav, ein schöner, blühender, und zugleich reicher Jüngling, verrückt den Töchtern den Kopf, und will eine nach der andern heyrathen: und der junge Graf erklärt sich unter mütterlichem Fluch, nicht von Augusten lassen zu wollen. Der Kürze wegen, erlauben wir uns nicht, den Roman durch alle Scenen und Verwickelungen, die der Verf. um ihn zu verlängern, etwas freygebig angebracht hat, zu verfolgen, und der vielen Nebenpersonen zu erwähnen, die der Verf. in die Geschichte verflochten hat. Die Charaktere der meisten von ihnen, z. B. des alten, prahlhaften Generals, seiner häßlichen, aber edlen Tochter, und der liebenswürdigen Fürstinn Maria, sind mit so vieler Individualität und Wahrheit gezeichnet, daß man mit Vergnügen in ihrer Gesellschaft verweilet. Der alte Bediente, Karl, stirbt, und sagt vor seinem Tode, als ein ihn drückendes Geheimniß, aus, daß Auguste nicht Gustavs Schwester; sondern in Unehren erzeugt, und von einem Verwandten in Stockholm darüber weitere Auskunft zu erfahren sey. Der kindisch schwatzhafte Ignorante plaudert dieß in allen Gesellschaften aus, und bestimmt dadurch den Grafen, die selbst am Hof geschätzte Schwester Gustavs zu verstoßen. Inzwischen laufen die lang erwarteten, aufklärenden Nachrichten aus Stockholm ein. Ein gewisser Herr von Seeström bekennt sich selbst zu Augustens Vater, die er mit des alten Rosenwalls Schwester gezeugt hatte. Man hatte sie ihm aus Familien-

haß zur Gattinn versagt: er ließ sich heimlich mit ihr trauen, und Rosenwalls Mutter, die in der Abwesenheit ihres Mannes zu eben der Zeit einen Sohn gebar, ließ es sich gefallen, Augustens wahre Herkunft dadurch zu verbergen, daß sie solche als Zwillingstochter aufnahm. (Das konnte doch nicht wohl ohne Vorwissen anderer bey der Entbindung beschäfftigten Personen geschehen: und der Verf. muß sehr viel auf deren Verschwiegenheit rechnen, wenn er das Geheimniß, auch nach dem Tode der Baroninn verschwiegen bleiben läßt.) Ihre Verschwindung aus Herjadalen hatte es ihm unmöglich gemacht, ihnen diese Entdeckung von ihrem wahren Verhältniß selbst zu machen. Er wünscht also nun, sie als Tochter in seine Arme zu schließen. Gustav, der schon oft in seiner Einfalt, seine Schwester heyrathen zu wollen erklärt, und durch diese Aeußerung manchen Anstoß veranlaßt hatte, rückt nunmehr mit Ernst seinem Ziele näher. Der Graf, der mit der Reue eines armen Sünders, sein verstoßenes Kleinod wieder zu erhalten wünscht, wird abgewiesen, und vergnügt eilen die Ignoranten in die Arme ihres neuen Vaters, Gustav zwar, nur mit einigen Erfahrungen von Weiberuntreue, und Mißbrauch übereilter Gutmüthigkeit bereichert; Auguste hingegen als ein gebildetes, liebenswürdiges Weib, nach Schweden zurück.

Als Beyspiele vorzüglich schöner Behandlung bemerken wir noch die feine Art der Verabschiedung des vor Hofgunst trunknen Grafen, der, nach Verstoßung seiner unschuldigen Gemahlinn, ferner der Günstling seiner verwirrweten schönen Fürstinn zu bleiben gedachte; und dann Augustens und ihres Verlobten Abschied von dieser guten Fürstinn, eine der rührendsten Abschiedsscene, die wir uns in einem Roman gelesen zu haben erinnern können. Doch, glauben wir, nimmt der Verf. öfter, als es bey der Fruchtbarkeit seiner Erfindungsgabe nöthig war, zu den gewöhnlichen Hülfemitteln plötzlicher Todesfälle, oder des unvermutheten Zusammentreffens, seine Zuflucht. Was wir oben im Allgemeinen von der harmonischen und rhytmischen Prosa des Verf. sagten, müssen wir noch mit einem Beyspiel belegen. Wir wählen dazu, aus vielen andern schönen Stellen, ein Fragment aus einer Unterredung Mariens mit dem Gr. Walling, das man, wenn man will, ganz in Hendekasyllaben zerschneiden kann.

M. Schon ward ein edles Weib der Selbstsucht Opfer.
Dem zweyten also fiel ein gleiches Loos?

W. Vermag ich meinem Herzen zu gebieten?

M. Gewiß, denn ich, ein schwaches Weib, vermags!

W. Zu sterben kann Maria mir befehlen,
Jedoch zu lieben nicht! M. Sie kennen meinen Willen!?

W. Der mich erniedrigt, mich verdammt! M. Wie ungerecht!
Mit sanfter Hand führt' ich Sie von dem Abgrund weg,
Zu dem der Freund mich schmeichelnd lockte,
Zurück zur schmalen Mittelbahn. W. Maria!

M. Ja, auch Maria hat gefehlt, und gern gestehe sie das ꝛc.

Ein andres Beyspiel der Kunst, die der Verf. auf seinen Ausdruck wendet, ist, daß er, nach Art der klassischen lateinischen Schriftsteller, gern Participia statt des Pronomens braucht, z. B. — antwortete der tröstende — erwiederte die erheiterte, entgegnete der erstaunte — er ergriff die gleitende, holdselig lächelte die betrachtete, u. s. w.

Dr.

1. Titan, von Jean Paul. Berlin, bey Matzdorf. 1803. Vierter Band. 1 Alphab. 13 Bog. 8. 2 Rk.

2. Das goldne Kalb. Eine Biographie. Gotha, bey Becker. Dritter Band. 20 Bog. Vierter Band. 22 Bog. 1 Rk. 16 Gr.

Von den Tugenden und Fehlern beyder Werke, die nunmehr geschlossen sind, ist in unsrer Bibliothek, bey Erscheinung der erstern Theile, umständlich gesprochen worden. Den Verf. des goldnen Kalbes müssen wir, auch nach Durchlesung der letzten Bände, für einen trefflichen Kopf erkennen, in dem ein Reichthum von Witz und Weltkenntniß sich verei-

 nigt;

zigt; aber zugleich bedauern, daß dieser Reichthum mehr unordentlich über und unter einander geworfen, als gehörig vertheilt und benutzt ist. Zu welchen Abschweifungen giebt nicht oft ein einziges unbedeutendes Wort Veranlassung, und wie unangenehm ist es, sich unaufhörlich durch seitenlange Tiraden, die weder belehren noch vergnügen, aufgehalten, und in dem reinen Genusse des Schönen, den dieß Werk in so vorzüglichem Maaße darbietet, gestört zu sehn!

Ob Jean Paul (man sehe die Vorrede) „unter den „gewöhnlichen gelehrten Urtheilen über den Titan, die man „für die ordentlichen komischen Anhänge zum Werke nehmen „könne," auch das in unserer Bibliothek gefällte begreife, wissen wir nicht; aber lieb würde es uns seyn, wenn dem so wäre. Wir hätten auf diese Weise zwey sehr verschiedene Zwecke erreicht, — ein gelehrtes, das heißt hoffentlich, vernünftiges Urtheil gesprochen, und zugleich den Verfasser des Titans auf eine uns ganz unerwartete Weise durch die Vernünftigkeit des Urtheils belustigt.

Bb.

Miß Glamour, oder die gefährlichen Männer. Nach dem Englischen. Altenburg, bey Petersen. Erster Band. 13 Bog. Zweyter Band. 12 Bog. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Nicht aus dem Originale; sondern aus einer französischen Uebersetzung des Originals gedolmetscht. Wahrscheinlich genug; aber nicht zum Vortheile des Buchs in seiner Ursprache. Demungeachtet liest es sich auch so ganz leidlich. Der Gang der Geschichte ist ganz einfach, die darin auftretenden Charaktere sind nicht aus der Luft gegriffen; sondern mit Glück aus der wirklichen Welt genommen. Besondere Kunst sticht in der Darstellung eben nicht hervor, und von einem glänzenden Dichtertalent zeugt das Büchlein gerade nicht. Aber man sieht doch überall Menschenleben und Menschensitte darin, und so läßt es nicht ohne Theilnahme. Der Uebersetzer hat daher, durch die Uebertragung desselben in's Deutsche, für die Unterhaltung suchende Lesewelt auf jeden Fall besser gesorgt,

sorgt, als der Zeit und Geschmack verderbende Troß unsrer Räuber- und Mordgeschichtenkrämer, deren schaale Machwerke eben so sehr an gesundem Menschenverstande, als Welt- und Sittenkunde darben.

Karl Freising. Ein Spektakelstück auf dem Theater der großen Welt. Dem Volke Gottes gewidmet, Berlin, bey Quien. 1803. Erster Theil. 25 Bog. Zweyter Theil. 23 Bog. 2 Rk.

Ein Roman, wie es viele giebt, des Lesers Geduld schleppt sich so eben durch. Die menschliche Natur wird darin nicht geradezu auf den Kopf gestellt; aber, besonders mit ihr vertraut ist der Verf. auch nicht; und es geht denn doch Manches vor, wobey der, der sich in der Welt ein Wenig umgesehen hat, nicht unterlassen kann, die Achseln zu zücken. Mit dem Vortrage steht es so, so. Ohne weitschweifig und langweilig zu seyn, hat er doch wenig Kraft und Präcision, und so halten das Erfindungs- und das Darstellungsvermögen des Schreibers sich vollkommen die Wage. Beyde sind nicht weit her; aber bey einem großen Theile seiner Kollegen bedeuten sie noch weit weniger.

Cäsar Castarelli, Graf von Casara, der kühne Räuber-Herzog, von Heinrich Frohreich. Posen, und Leipzig, bey Kühn. 1803. Erster Theil. 24 Bog. Zweyter Theil. 21 Bog. 8. 2 Rk. 16 gr.

Gewiß unter allen Räubergeschichten, die unsre deutschen Meister Fingerfixe bisher ausgeheckt haben, die vorzüglichste. Ein ganz anderer Mann als Herr Vulpius und Konsorten, schildert hier Räubercharaktere, Räuberthaten und Räuberlebensweise. Hier sind Erfindungsgeist, Phantasie, Welt- und Menschenkenntniß, und ein Kopf thätig, der wohl noch etwas Anders, als einen Räuberroman hätte schreiben können; nicht so eine Armesünderfeder, wie die zu Weimar, die nur Dinte und Papier braucht, um ganze Frachtwagen

mit Räuberlegenden und Gespensterspuk für die Leipziger Messe vollzuladen. Wirklich fand sich Rec. angenehm überrascht, einmal auf Räuberdarstellungen zu stoßen, die zugleich Menschen- und Lebensdarstellungen waren. Der Stoff des Buches ist mit Glück ersonnen, und mit Lebhaftigkeit ausgeführt; die Charaktere sind gut angelegt und behaupten sich; selbst der Styl ist gebildeter und korrekter, als man ihn in Werken dieser Art gewohnt ist. Daß es in einem Romane dieser Gattung etwas bunt und abentheuerlich zugeht, läßt sich erwarten; es fehlt denn auch hier nicht; aber man kann doch nicht sagen, daß es toll und unvernünftig geschehe. Flösse des Blutes nicht so viel; wäre der Charakter des Haupthelden von dem Laster des Meuchelmords — und des Ehebruchs rein erhalten worden: so hätte das Buch noch unstreitig an Interesse gewonnen. Aber dieß widrige Abschlachten, dieß tückische Beschleichen eines fürstlichen Ehebettes, dieß nächtliche Niederstoßen eines wehrlosen Mannes auf dem Wege zu den Freuden der Liebe, empören und erkälten die bis dahin erhaltne Theilnahme des Lesers. Schade, daß den Vf. hier sein besserer Genius verließ, und er dem Greuel-Blut- und Mordskribler zu Weimar in sein Handwerk fiel. Hoffentlich wird er es nicht wieder, und ihn von seinen glücklichen Schriftstellertalenten auch künftig eine glücklichere Anwendung machen lassen. Warum überhaupt eine Räubergeschichte? Das Publikum ist mit diesem Unfuge so überfüllt worden, daß auch die gelungenste Arbeit dieser Gattung seinen Appetit dennoch nicht sonderlich mehr reizen kann.

Die Geisterinsel. Eine Dichtung über Menschen und Menschenschicksal. Herausgegeben von Ernst Moriz. Leipzig, bey Steinacker. 1803. 14½ Bog. kl. 8. Mit einem Titelkupfer. 21 gr.

Uebersetzung oder Bearbeitung eines französischen Werkes, das in der ersten Hälfte des verfloßnen Jahrhunderts unter dem Titel: Giphantie erschien, und 1800 unter dem erneuerten Titel: Voyage à Giphantie, zu Paris wieder aufgelegt wurde. Der Verf. ist unbekannt. Eine angenehme, gefällige und unterhaltende Dichtung, die der Verdeutschung wohl werth wahr. Wirklich findet man hier auf wenigen

nigen Bogen mehr gesunden Menschenverstand, Welt- und Sittenkunde, mehr Scharfsinn und Witz, als in einem Dutzend unserer bändereichen Zeit und Papier verkümmernden Romane. Mit großer Wahrheit giebt sie ein Gemälde von den bunt durch einander, oft sich schnurstraks entgegenstreitenden Meinungen, Vorstellungen und Wünschen des Menschengeschlechtes, von den mannichfachen Verstandesverirrungen, dem Spiele der Leidenschaften, der Oberherrschaft der Vorurtheile im Menschenleben, vom Throne bis zur Hütte. Der deutsche Bearbeiter hat daher für die Uebertragung derselben in unsere Sprache alle Ansprüche auf des Lesers Dank, und, obgleich die meisten darin gerügten Thorheiten eine französische Physiognomie haben, so paßt doch das bekannte: c'est tout comme chez nous, auch bey ihnen; wodurch sie denn für uns gleichfalls zu einem sehr heilsamen Spiegel unsres eignen Selbstes werden; zumal, da Herr Moriz in das Gemälde fremder Thorheiten sehr geschickt Züge einheimischer Verstandes- und Sittenverirrungen gemischt hat. Auch ist die Diktion des deutschen Bearbeiters leicht und gewandt. Recht sehr wünscht daher Rec. dem Büchlein, zu ihrer eignen Belehrung, recht viel Leser, damit der Uebersetzer zu ähnlichen, in jeder Rücksicht ersprießlichen Arbeiten ausgemuntert werde.

Pf.

Adolph Strahlberg und Julie von Thusgal, oder Liebe und Tugend. Eine Geschichte in Briefen, aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Gotha, bey Ettinger. 1802. Erster Theil. 18 Bogen.

Ueber Anlage und Verwickelung hat sich der Verf. den Kopf nicht sehr zerbrochen. Gleich mit dem ersten Blatt spinnt sich die Liebe der beyden Helden an, und der Roman nimmt darauf seinen gewöhnlichen Gang. Adolph und Julie, zwey ganz außerordentliche Menschen, jeder das Ideal seines Geschlechts, und bisher unzugänglich für die Liebe, sehen einander zufälligerweise bey einem Koncert, und werden beyde,

ohne sich zu kennen, durch den ersten Anblick, wie durch einen elektrischen Schlag gerührt: dieses berichten beyde ihren Vertrauten. Nachher begegnen sie sich wieder auf einer Redoute, werden vertraut, und erregen durch ihre Unzertrennlichkeit die Aufmerksamkeit von Juliens Verwandten. Einer ihrer unbegünstigten, aber von der Familie unterstützten, Freyer, Kap. von Ortawar, schickt ihm wegen dieses Schimpfs, den er als bürgerlicher einer adelichen Familie dadurch erwiesen habe, (?) ein Cartel zu. Adolph verwundet seinen Gegner, muß sich also entfernen, trennt sich von seiner Julie nach einem nächtlichen Besuch, und nimmt durch Kuß und Schwur die Versicherung ewiger Liebe mit weg. Und nun überlassen sich beyde in schwärmerischen Briefen einer enthusiastischen Liebe. Einer von Adolphs Briefen wird Julien durch ihren Bruder entwandt, und dadurch ihr Geheimniß verrathen, und sie aus dem väterlichen Hause zu einer Tante verbannt, die sie beobachten soll; die aber von Ortawar erkauft, dessen Zudringlichkeiten begünstigt. Nun nimmt der Verf. zu wahren Armseligkeiten seine Zuflucht: mit nachgemachter väterlichen Hand wird Julie mit dem Fluch bedroht, und ihre Gewissenhaftigkeit durch einen Kerl erweckt, der, in ihre Schlafkammer eingelassen, ihr als Gespenst nicht erscheint; sondern mit lauter, hörbarer Stimme zuruft, sich in den väterlichen Willen zu fügen: und die sonst so gebildete Julie glaubt den einfältigen Betrug! Den letzten Stoß aber giebt ihrer Standhaftigkeit ein Brief eines unbekannten Mädchens an Juliens Vater, worin sie Adolphen als den Räuber ihrer Unschuld anklagt, und ihn warnt, seine Tochter, durch ihn unglücklich zu machen. Um auf diese Wendung vorzubereiten, meldet ein vorhergehender Brief Adolphs an seinen Freund aus seinem Exil, daß er von einem unbekannten Frauenzimmer zu einem nächtlichen Besuch eingeladen worden sey, wo er verführerisch empfangen; aber doch ohne Verletzung seiner Ehre davon gekommen sey. Nun entschließt sich also Julie, Adolphen, von dessen Aufenthalt und Gesinnung sie ohnedem nichts weiß, zu verabschieden, und dem väterlichen Willen das Opfer zu bringen, einen Mann zu heyrathen, den sie verachtet. So weit der erste Theil: im folgenden wird also der Knoten aufgelöst oder zerhauen werden.

Dr.

Moritzens Liebschaften und Schwänke. Roman von Gustav Schmidt. Penig, bey Dienemann. 1803. 30 Bog. kl. 8. 1 Rt. 8 gr.

Dieses saubre Machwerk durch sich selbst zu charakterisiren, darf Rec. nur den Inhalt der beyden ersten Kapitel andeuten, und einige Stellen daraus mit des Verf. eignen Worten hersetzen. Gleich mit dem Beginne des Buches, fällt der Held desselben, im eigentlichen Sinne des Wortes, seiner Geliebten ins Haus. Berauscht, bis zum Erbrechen, taumelt er auf Julchens Sopha, stammelt unverständliche Worte, schläft ein, erwacht in einem fremden Zimmer, überströmt von den Ergießungen seines überfüllten Magens, kriecht aus seinem Bette hervor, und wird vom Vater seines Liebchens (wohlverdient!) für seine Tapferkeit unter Bachus Fahne mit einer Hetzpeitsche belohnt.

„Moritz — der Verf. spricht nun selbst — war nicht „faul; denn sein Körper konnte dergleichen Willkommen „nicht vertragen. Julchens Vater war ein zusammengedorr„tes Männchen, dem der heilige Ehestand nichts, als Haut „und Knochen, übrig gelassen hatte. Ich besann mich daher „auf's Vergeltungsrecht, und haute, gleich dem schönsten „Zuchtmeister, dem Alten seine Peitsche dermaaßen um den „Kopf, daß ihm die rothe Suppe zu Maul, Nase, „Augen und Ohren herausfloß!!! Als ich müde war, „zog ich meine Stiefeln und lieblich düftenden Kleider an, „überstrich meinen Huth, in Ermangelung einer Bürste, mit „dem Ellenbogen, vermißte mein Geld, meinen Stock, mei„ne Pfeife, mein Taschentuch, ließ den Alten in seiner Ohn„macht liegen, und sprang nun zur Thür hinaus."

Im zweyten Kapitel verläßt er, die Folgen seiner Heldenthat fürchtend, — denn er hat den Amtmann des Ortes so zerprügelt — seinen bisherigen Aufenthalte. Während der Flucht, erinnert er sich seiner schlechten Streiche recht lebhaft, und beginnt nun gegen sich selbst zu wüthen. „Ich „fuhr, erzählt er, mit den Händen hinter die Ohren, um „einen guten Entschluß herauszukratzen; aber, du lie„ber Gott! ich schund und schund, wie der beste „Schinderknecht, so daß mir's Blut am Halse herun„ter-

„terströmte, doch immer besann ich mich nur auf's Verge-
„gessene."

In diesem Tone, — so weit Rec. zu lesen vermochte und weiter, als bis zum zwanzigsten Kapitel, war es ihm nicht möglich — geht es immer fort. Mit jedem Blatte wird Inhalt und Darstellung pöbelhafter, platter und Ekelerregender. Und solch ein Product in das Publikum zu bringen, kann man die Frechheit haben! Schon, so Etwas schreiben, verräth eine Verworfenheit, vor der man erschrickt; aber es gedruckt vervielfältigen, zeugt von einer Unverschämtheit im Superlativ.

Be.

Schattirungen, von Heinrich Zschokke. Basel, bey Flick. 1803. 25½ Bog. 12. 1 Rg. 12 gr.

Mittelgut, zu dessen Lob und Tadel sich nicht Viel sagen läßt; ein Bändchen kleiner Erzählungen, bey deren Lektüre man nicht gerade das Opfer der Langeweile wird; aber sich doch auch durchaus von keiner lebhaften Theilnahme geregt fühlt. Weder im Guten, noch im Bösen, zeichnen sie sich besonders aus; fodern weder durch Inhalt, noch Vortrag, die Kritik auffallend heraus, und reizen, weder Behagen, noch Unbehagen, hervorstechend. Possierlichkeiten giebt es mit unter, die man nicht ohne Lachen lesen kann; die aber der Verf. wohl schwerlich beabsichtete. Da tritt, zum Beyspiele, in der zweyten Erzählung: Justinens Meisterstück, ein Kopenhagner Seifensieder auf, der eine Sprache führt, wie sie wohl nie ein Seifensieder geführt, und sich mit einem Pathos producirt, der in der tragischsten Heldentragödie mit Ehren figuriren würde. Hier ist ein Pröbchen. Meister Feuerstein hält seine Justine für untreu. In der Wuth seiner Eifersucht ist er auf dem Wege, seinen Nebenbuhler mit einem Brodtmesser aus der Welt zu schaffen. Bald aber kehrt er die Mordlust gegen sich selbst. Er geht sich zu ersäufen, und zwar mit folgendem Monologe:

„Unseliges Leben! Ists am Ende auch nur der Mühe
„werth, dich gehabt zu haben? Unsere schönsten Wünsche
„wer-

„werden immer am gräßlichsten gestört; unsere heiligsten „Freuden verblühen am schnellsten. Wir schleppen uns „mühsam von der Stunde zum Tage, von der Woche zum „Monat, und jagen dem stillen Glücke nach, und erreichen „es nimmer. Wir betrügen und werden betrogen, und nen„nen es Klugheit; wir lächeln, während die Natter am Her„zen frißt, und jauchzen, damit wir nicht heulen — das „heißt denn männliche Fassung. O könnt' ich's nur wegwi„schen, hier, hier! O könnt' ich nur Alles vergessen, nichts „mehr haben, nichts mehr wissen, nichts mehr seyn! Nichts „mehr? das ist ja wohlfeil! Fort, fort! und, du Justine, „höre meinen Tod, du Treulose, du treibst mich in das „Grab!"

Wahrlich! so sprechen die Seifensieder nur in Kopenhagen oder nirgends.

Eintagsfliegen für den großen Frosch. Ein Roman ohne häusliche Glückseligkeit. Ronneburg und Leipzig, bey Schumann. 1803. 15 Bog. 8. 18 gr.

Eigentlich nur eine, und noch dazu nur eine ephemera horaria; denn höher, als auf eine Stunde, dürfte sie schwerlich ihr Leben bringen. Wenn der große Frosch, für den sie bestimmt ist, das Publikum seyn soll: so ist sie, jetzt, da Rec. ihr Daseyn anzeigt, wahrscheinlich schon auf ewig von ihm verschlungen, sammt ihres Namens Gedächtniß. Dieser Roman, ohne häusliche Glückseligkeit, richtiger, ohne Menschenverstand, Jeanpaulisirt auf eine höchst verunglückte Weise, regt durch poetisch-prosaischen Schwindel, Kopfweh, und durch die traurigste Geistesarmuth Langeweile zum Erschrecken. Nach Inhalt muß man gar nicht fragen, er giebt nur Worte und Phrasen. Ueber alle Beschreibung dürftig sind die darin verstreuten Verse; aber sonst ganz im neuesten Geschmacke, reine Poesie, Poesie ohne Poesie. So liest man Seite 68:

Wo schimmert meiner Liebe Stern?
Fern, fern?

Hallt's leise verhallend zurück!
Geistertöne!
Lebensblüthen schöne
Lockt mit zauberischem Laut,
Wie Silberstimme der süßen Braut.

Dunkel liegt vor meinem Blick,
Und gestrandet ist mein Glück.
Deine Stimme, der Geliebten,
Der Liebenden süße Stimme,
Mein Ohr vernimmt sie nicht mehr;
Für mich auf ewig dein Auge verblühet; (?)
Deiner Wangen Rosengluth verglüht.

Und der locken Hyacinth'ne (?) Wellen
Schatten (?) mir nicht mehr! u. s. w.

Verse, wie diese, wären vortreffliche Beyträge für einen Musenalmanach von Vermehren, um — man erlaube Rec., sich einmal Schleglischwitzig auszudrücken — die poetische Poesie desselben glorreich zu vermehren.

Wr.

1. Gräfinn Ottilie. Ein Beytrag zur weiblichen Vollkommenheit. Leipzig, bey Kleefeld. 1803. 406 Seit. 8. 1 Rthl. 12 gr.

2. Entschlossenheit und Liebe. Eine abentheuerliche Geschichte, vom Verfasser des Franz von Werden. Penig, bey Dienemann. 1803. 108 Seit. 8. 12 gr.

3. Juliano Kampanini, oder frappante Scenen aus dem Mönchsthum des südlichen Europa vorigen Jahrhunderts. Breslau, bey Korn. 1803. 478 Seit. 8. 1 Rthl. 12 gr.

4. Die schöne Blandine und ihre Freyer. Leipzig, bey Gräf. 264 Seit. 8. Mit einem Kupfer von Penzel. 1 Rthl.

Nr. 1.

Nr. 1. Ein Roman für Kopf und Herz geschrieben, der Jünglingen und Mädchen ohne Bedenken kann in die Hände gegeben werden. Von wie vielen Geistesprodukten auch unserer beliebtesten Romandichter kann dieß wohl gesagt werden?

Nr. 2. In der That eine abentheuerliche Geschichte, in einer eben so abentheuerlichen Schreibart erzählt. Der Held des Verf. „war von der Natur mit einer gastlichen „Gestalt beschenkt worden."

„Bey ihm ist der Moment, in welchem zwey edle Herzen „den schönen Bund der Liebe knüpfen, der Silberblick des „ganzen Daseyns; und tausend Freuden sprossen aus ihm her„vor, wie aus dem Schöpfungswort des ewigen Gottes, das „süße Leben in unzähligen Gestalten floß; Abgründe, in denen „die ewige Nacht mit dem alten Chaos buhlt, gähnen seine „Wanderer an," u. s. w.

Das Beste am ganzen Werkchen, und wofür ihm auch Rec. vielen Dank sagt, ist — daß es nur 6½ Bogen stark ist.

Nr. 3. Schiffbrüche, Robinsonjaden, Mönchsgeschichten, Banditenstreiche, u. dergl. sind die Ingredienzien, welche der Verf. mit einem wässerigen Raisonnement über Religion, Kirchengeschichte und Politik zu einer olla potrida zubereitet hat, die jedem gesunden Gaumen Ekel erwecken wird.

Nr. 4. Der Verf. hat gezeigt, daß er durch seine Darstellungen gewöhnlicher Ereignisse zu unterhalten versteht. Besonders hat er dieses in der eingeschalteten Geschichte Eleonorens, welche weit angenehmer und interessanter als das Ganze ist, bewiesen.

Rc.

Magister Skriblerus. Ein komischer Roman. Leipzig, bey Wolf. 1803. 358 Seit. 8. 1 Rl.

Nicht ab ovo angefangen, sondern uns gleich in seine Studentenjahre versetzt zu haben, ist eine Mäßigung, wofür man

man dem sonst keinesweges wortkargen Skriblerus Dank wissen muß. Der Vater desselben war ein als Dorfschulmeister zur Ruhe gesetzter Schaafhirt, der aus dem Sohne einen Gelehrten erzwingen wollte. Auf Schulen machte dieser in der löblichen Verskunst die meisten Fortschritte; was auf der Universität selbst aber ihn gegen den Hungertod schwerlich würde gesichert haben, wenn ein gutdenkender Mann ihn nicht zum Informator seiner Kinder daselbst angenommen hätte. Uebermuth und Reimkitzel brachten ihn zeitig genug um dieses Brodt, und Gelegenheitsgedichte mußten für's erste wieder aus der Noth helfen. Hundert Thaler, die eine Satyre gegen den Minister ihm eingebracht, werden von dem zum Magister indeß kreirten Musensohne eben so leichtsinnig verschleudert, und nöthigen ihn, es mit der Schriftstellerey im Größern zu versuchen. Für das Honorar von zwey Thalern den Bogen, erscheinen also seine Gedichte unter dem anlockenden Titel: Geistesblüthen, gesammelt in einer poetischen Plunderkammer, und vermodern, wie natürlich, im Buchladen. Etwas besser glückte es mit den ersten drey Bänden eines Banditen-Romans, der Pamphilino Pamphilini getauft ward, und außer einem Sonntags Freytische beym Verleger, doch baare hundert Thaler einbrachte. Diese sind bald verzehrt, und andre Hülfsmittel wollen aufgesucht seyn. Mit einem Journal, und ihm angehängten kritisirenden Blatte, wollt' es auf keine Weise vorwärts; das Ediren alter Klassiker, und eine neue Uebersetzungsfabrik stießen gleichsfalls auf unerwartete Schwierigkeiten. Skriblerus gerieth daher auf den Einfall, sich in's Feld spekulativer Philosophie zu werfen; und siehe da! eine neue, von ihm zu Tage geförderte Wissenschaftslehre — denn bekanntlich soll unser Wissen noch erst gefunden werden — fand so ungeheuern Beyfall, daß ihr Entdecker auf immer geborgen schien. Ein einziger Mißgriff bringt ihn um Alles. Indem er nämlich auch sein häusliches Glück setzen will, geräth er an eine schmutzige Gassendirne, die als eheliche Hausfrau dem Lehrer des Menschengeschlechts so übel mitspielt, daß er sein schon weit vorgerücktes Naturrecht im Stiche lassen, und das Freye suchen muß.

Hier hilft sein berühmter Banditenroman ihm aus den Klauen eines Zigeunerhaufens, die dem Verf. des Pamphilino den schuldigen Respekt erweisen. Kurz darauf führt sein

Glücksstern ihn in ein Städtchen, das für den Mittelpunkt rein deutschen Geschmacks gilt; und Matadors jeder Art beherbergt. In so herrlicher Gesellschaft bekommt sein Hang zu schönen Redekünsten wieder das Uebergewicht, und ein heroisches Trauerspiel, das Weltende betitelt, ist die Folge davon. Daß bey öffentlicher Darstellung desselben der Autor herausgerufen wird, und dieser einen so glänzenden Erfolg nicht unbenutzt läßt, uns mit dem Bogenlangen Entwurfe des Meisterwerks zu bedienen, sind Dinge, die sich von selbst verstehn. Auch die Ehre in einen Xenien-Klub aufgenommen zu werden widerfährt ihm; und seine Geschicklichkeit in dergleichen beurkundet er auf der Stelle. Dieß Alles indeß sichert ihn wenig gegen die Bedürfnisse der Zukunft; er zieht also in seinen ehemaligen Tummelplatz sich zurück, wird da des im Philosophaster-Schwindel geheyratheten Weibsbildes durch endliche Dazwischenkunft des Zuchthauses loß, und trifft einen Menschenfreund an, der ihm auf sein ehrliches Gesicht hie Geld vorstreckt. Mit diesem versucht er den Buchhandel, und weiß dem Zeitgeiste so gut sich zu fügen, daß Alles nach Wunsch geht, auch die Tochter seines Wohlthäters und ein Rittergut obenein ihm zu Theil werden.

Dieß der äußerste Umriß einer satyrischen Lebensbeschreibung, den ihr Verfasser in 26, nicht kurzen Kapiteln mehr als zu umständlich ausgeführt, und mit Possierlichkeiten aller Art verbrämt hat. Im Durchschnitt kann das Ding für erträglich genug geschrieben gelten, ohne deßhalb auf Lob musterhafter, oder auch nur durchgehends witziger Darstellung Anspruch machen zu dürfen. Von Anfang bis Ende sich selbst lächerlich machen, und nach jeder begangnen Albernheit ganz vernünftige Betrachtungen darüber anstellen, setzt so geringen Aufwand von Humor und Erfindung voraus, daß eine dergleichen Procedur vielmehr sehr bald langweilig, oft auch widerlich wird. Zwar giebt der, als solchen sich selbst ankündigende, Spaßvogel, die Schriftsteller; Sosier und Institute, woran sein Witz sich vorzüglich reibt, nirgends namentlich an; macht sie aber doch so kenntlich, daß, wer mit der Schattenseite unsrer Literatur auch nur obenhin bekannt ist, sogleich erräth, wem der Ausfall gelten soll. Vieles artet mithin in Persönlichkeiten aus, die auf keine Weise zu loben sind. Auch in der Geschichte seiner ersten Verheyrathung

läuft es nicht ohne Verstoß gegen Sittlichkeit und Zartgefühl ab; die doch selbst im komischen Roman nie beleidigt werden, ohne auf die Denkungsart des Verf., oder wenigstens seine Sitten, ein zweydeutiges Licht zu werfen. Bald ernsthafte, bald wie alles Uebrige spaßhafte Digressionen endlich über den Gang der Schriftstellerey und des Buchhandels, den Nachdruck, Selbstverlag, u. s. w. sind von der Beschaffenheit, daß nur Geschäfftsmänner von langer Erfahrung hier urtheilen können, ob der Ungenannte von dieser Seite Beyfall verdient? Mit einem Wort: wer aus leidiger langer Weile lies't, wird bey diesem jüngsten Skriblerus vielleicht seine Rechnung finden; ungleich weniger der, dem diese Muße sparsamer zugemessen ist. Einem solchen wird das Gedehnte (da es doch so manches Andre noch in der Schreibewelt zu belachen gab!) schlecht Ausgesonnene, mit unter viel zu schwach Motivirte, nur um die Oberfläche Spielende; dann wieder Uebertriebne, Grobabentheuerliche, und nicht selten Geschmackwidrige, als wozu es der Belege hier in Menge giebt, die ganze Leserey zeitig genug verleiden. Witz, Phantasie und Verstand im Gleichgewichte zu halten, und die Darstellung des Gedachten der gefälligsten Form anzupassen, ist gar nicht so leicht, wie unsre Humoristen, die doch wahrlich oft alt genug sind, sich einbilden.

Hm.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Taufbuch für christliche Religionsverwandte, oder auf Beobachtungen und Gesetze gegründeter Unterricht über alle Gegenstände, welche die Taufhandlung sowohl in kirchlicher als auch bürgerlicher Hinsicht betreffen, und den Verehlichten zu wissen nöthig sind. Nebst den Taufritualen der christlichen Hauptkirchen, und einem alphabetischen Verzeichnisse von mehreren, besonders deutschen Vornamen und kurzer Erklärung derselben, von W. Schenck, Diakonus in Ilmenau. 8. Weimar 1803, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 fl. 18 Kr.

Dieß überaus reichhaltige Werk ist das erste, welches diesen Gegenstand ganz umfaßt; der Inhalt desselben ist folgender:

Erster Abschnitt.

Kurze Geschichte der bey der christlichen Taufe üblichen Gebräuche.

I. Von den Spuren der Taufe vor Christo. 1. Bey Heidnischen Völkern. 2. Bey den Juden. 3. Taufe Johannis.

II. Von der Taufe Jesu durch seine Jünger.

III. Geschichte der Taufgebräuche nach den Zeiten der Apostel. 1. Geschichte derselben nach ihrer allmähligen Entstehung im Laufe mehrerer Jahrhunderte. 2. Genauere Beschreibung derselben. a. Von den Katechumenen. b. Von der Art der Taufe selbst und den mit ihr verbundenen Zeremonien. c. Von dem bey der Taufe üblichen Exorcismus, und der Entsagung des Teufels. d. Von der Konfirmation der Getauften. e. Von der Person des Täufers. f. Von dem Taufplatze. g. Von den Taufzeugen. h. Von denen, die nach der Meinung der alten Kirchen nicht fähig waren, getauft zu werden.

IV. Von den jetzt üblichen Taufgebräuchen der christlichen Hauptkirchen. 1. Der Lutherischen. 2. Der Reformirten. 3. Der Römisch-Katholischen. 4. Der Griechischen. 5. Der Baptißen.

Zweyter Abschnitt.

Untersuchung und Erörterung verschiedener, bey der christlichen Taufhandlung noch jetzt, wichtiger Punkte.

I. Ists recht, auch jetzt noch Kinder zu taufen?

II. Von der zur Taufe eines Kindes schicklichen Zeit, und dem zur Taufe schicklichen Orte.

III. Von der sogenannten Nothtaufe.

IV. Von den Pathen, oder Taufzeugen und Gevattern und den Pathengeschenken.

V. Von den Unkosten bey der Taufe, als Taufgebühren u. s. w.

VI. Vom Taufschmause.

VII. Von dem sogenannten Kirchgange der Wöchnerinn.

VIII. Einige praktische und kasuistische, die Taufhandlung überhaupt betreffende Bemerkungen. A. Den Täufer betreffende Bemerkungen. 1. Soll man den Predigern das Recht zu taufen nehmen? 2. Darf ein Geistlicher, dem die Taufe nicht zukommt, oder auch ein Fremder, die Taufhandlung in der Parochie eines anderen Geistlichen, ohne

ohne dessen Einwilligung verrichten? 3. Darf ein Lutheraner im Nothfalle sein Kind von einem katholischen Geistlichen taufen lassen? 4. Was ist Rechtens, wenn die Aeltern eines zu taufenden Kindes verschiedenen Konfessionen zugethan sind? B. Bemerkungen, die Art und Vollziehung der Taufhandlung selbst betreffend. 1. Ist die Taufe auch dann gültig, wenn sie aus Versehen nur durch einmalige Besprengung oder Begießung des Täuflings mit Wasser geschehen wäre? 2. Ist die Taufe gültig, wenn der Täufer aus Versehen den Namen des Kindes vergessen, oder ihm anstatt des bestimmten einen andern gegeben, oder wohl gar das Geschlecht desselben verwechselt hat? 3. Ist die Taufe gültig, wenn der Täufer aus Versehen bloß im Namen der Dreyeinigkeit oder Christi getauft hat? 4. Ist die Taufe gültig, wenn sie nicht mit Wasser geschehen ist? C. Bemerkungen die Täuflinge betreffend. 1. Können die Aeltern gezwungen werden, ihre Kinder taufen zu lassen? 2. Wie soll man sich in Ansehung der Taufe bey ausgesetzt gefundenen Kindern verhalten? 3. Dürfen zu früh geborne Kinder getauft werden? 4. Dürfen Mißgeburten getauft werden? 5. Dürfen Zigeuner-Kinder u. dergl. auf Verlangen der Aeltern getauft werden? 6. Darf ein lutherischer Geistlicher das Kind eines reformirten oder katholischen Vaters taufen, wenn es dieser verlangt? 7. Wie sollen Kinder, aus Ehen zur linken Hand erzeugt, getauft werden, auf den Namen des Vaters oder der Mutter? 8. Auf wessen Namen sollen unehelich geborne Kinder getauft werden? 9. Soll ein zum Judenthum übergegangener Christ, oder ein wieder zur väterlichen Religion übergetretener Jude, wieder getauft werden, wenn sie sich wieder zum Christenthum bekennen wollen? D. Bemerkungen die Taufe der Proselyten betreffend. E. Bemerkungen das Taufregister betreffend. F. Bemerkungen den bey der Kindertaufe häufig vorkommenden Aberglauben betreffend.

Dritter Abschnitt.

Bemerkungen, die Namen und besonders die Taufnamen betreffend.

1. Von den Namen überhaupt und den Taufnamen insbesondere, und von deren Nothwendigkeit und Absicht. 2. Was

Was verordnet das gemeine Recht über den Gebrauch der Namen? 3. Vorsichtsregeln, die Wahl und den Gebrauch der Taufnamen betreffend. 4. Verzeichniß und Erklärung von mehreren männlichen und weiblichen Vornamen.

Apparate von Instrumenten zur Papparbeit.

Da ich Gelegenheit habe, die zur Papparbeit nöthigen Instrumente in vorzüglicher Güte verfertigen zu lassen: so glaube ich denjenigen Aeltern, Erziehern und Freunden gehaltvoller mechanischer Beschäfftigungen, die sich meines Papparbeiters bedienen, oder noch bedienen werden, den Gebrauch desselben sehr erleichtern zu können, wenn ich ihnen Gelegenheit verschaffte, zu diesem Zwecke vorräthige Apparate zu kaufen. Ich bin bereits im Stande, solche Apparate gegen Portofrey eingesendete Vorausbezahlung an die Einsender zu erlassen. Das Exemplar kostet 9 Thlr. 8 Gr. Sächsisch oder 16 fl. 48 Kr. Rheinisch, wobey die Kosten für Emballage mit eingerechnet sind. Man wird diesen Preis billig finden, da Alles nicht nur äußerlich schön und mit vieler Akkuratesse; sondern auch in eben dem Grade haltbar verfertigt ist. Auch beschränkt sich das Unternehmen nicht etwa nur auf das Nöthigste; sondern es ist zugleich für Mancherley gesorgt, was die Bequemlichkeit und Geschwindigkeit im Arbeiten sehr befördern kann.

Schnepfenthal, den 4ten November 1803.

Blasche.

Der erste Unterricht in der Sittenlehre, für Kinder von 8 — 10 Jahren ist nun in Vieler Händen, und, wie ich aus den Recensionen, die mir davon zu Gesichte kamen, schließen muß, gut aufgenommen worden. Jetzt arbeite ich nun den ersten Religionsunterricht aus, in welchem ich den Sinn für Religion in den Kindern zu wecken, ihnen Vertrauen zu Gott und Ehrfurcht gegen seinen Willen einzuflößen suche. Er wird ebenfalls in eine Erzählung eingekleidet werden, und den Titel bekommen: Heinrich Gottschalk

in seiner Familie, oder erster Religionsunterricht für Kinder von 10 — 12 Jahren.

Wer auf dieses Buch vor Ablauf des Märzes 1804 vorausbezahlt, erhält das Exemplar, das im Buchladen mit 18 Gr. bezahlt wird, für 12 Gr. Sächsisch, und wer auf 6 Exemplare vorausbezahlt, erhält das 7te frey. Den Herren Buchhändlern, welche hierauf vorausbezahlen, werden noch besondere Vortheile zugestanden.

Die Gelder bitte ich an mich frey einzuschicken, und dabey zu bemerken, auf welchem Wege man die Exemplare zu erhalten wünscht.

Die Namen der Pränumeranten werden im Bothen aus Thüringen *) abgedruckt.

Schnepfenthal, im Oktober 1803.

C. G. Salzmann.

In der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Première Instruction dans la Morale pour les enfans de 8 à 10 ans. Traduit de l'allemand de Mr. le Professeur Salzmann par J. V. le Roux-Laserre. 8. 18 Gr.

Diese Uebersetzung wird gewiß jedem Lehrer der französischen Sprache, der Kinder von jenem Alter zu unterrichten hat, sehr willkommen seyn: da der Uebersetzer, ein geborner Franzose, zwölf Jahre lang in hiesiger Erziehungsanstalt die französische Sprache lehrte, und sich bey dieser Gelegenheit eine solche Fertigkeit erwarb, aus dem Deutschen in das Französische zu übersetzen, daß seine Uebersetzung als ein

*) Diese Zeitschrift, die monatlich oder vierteljährig mit oder ohne Zeitungsnachrichten in allen Buchhandlungen zu haben ist, und die Belehrung der niedern Stände durch Erzählungen zur Absicht hat, wird im künftigen Jahre von mir fortgesetzt werden.

ein Original gelesen werden kann. Mehrere Winke zum nützlichen Gebrauche derselben, giebt er in der beygefügten Vorrede.

Bey Wilhelm Webel in Zeitz ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Encyklopädisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller Wörter aus fremden Sprachen, die im Deutschen angenommen sind, wie auch aller in den Wissenschaften, bey den Künsten und Handwerken üblichen Kunstausdrücke. 9ter und 10ter Band, welche die Buchstaben Ste bis Z in sich fassen.

Schon viele gelehrte Blätter haben den innern Werth dieses trefflichen Hülfsbuchs, und dessen äusserst wohlfeilen Preis erkannt. — Es giebt in allen fast erdenklichen Fällen Auskunft, und formirt beynahe eine eigene Bibliothek der interessantesten Denkwürdigkeiten. — Der Preis ist 1 Thlr. und alle 10 Theile zusammen 9 Thlr. 12 Gr.

Berichtigungen.

Letztes Wort über Herrn Tm.

Da Herr Tm., Beurtheiler meiner Uebersetzungen des Tristram Shandy und der empfindsamen Reise, im 73. und 79. Bd. der N. A. D. Bibl. — gleich einem schimpfenden Buben, der, je derber er die Ruthe bekommt, nur desto hartnäckiger dieselben Schmähungen wiederholt — Trotz der in meinen Vorreden und in meiner Zurechtweisung enthaltenen, für jeden nur halb Ehrlichen und Vernünftigen befriedigenden Widerlegung auf meine letzte Erklärung darüber noch immer keck zu behaupten fortfährt, „daß ich Bodens Uebersetzungen mit wenigen Veränderungen wörtlich abgeschrieben habe;" so leidet es nun wohl keinen Zweifel, daß es mit besagtem Herrn Tm. ent-

entweder im Herzen oder im Kopfe nicht recht richtig sey. Zu seiner Ehre glaub' ich das Letztere um so mehr, da dieß auch durch die vielen andern Ungereimtheiten, von denen seine platten Machwerke, Recensionen genannt, wimmeln, und zuletzt noch durch die unsinnige Aeusserung, daß es, auf seine hämische Insinuation, nicht zur Sache gehöre, was ich sonst schon übersetzt habe, oder noch übersetzen werde, so sehr wahrscheinlich wird. Wernigerode, den 28sten November 1803.

Benzler.

Die Recensionen der Uebersetzungen des Tristram Shandy und der empfindsamen Reise sprechen für sich selbst. Die dort angeführten Beyspiele zeigen sehr deutlich, wie glücklich Herr Benzler Bodens Uebersetzungen mit wenigen Veränderungen abschreiben kann. Die Expedition der N. D. Bibl. wollte demselben nicht abschlagen, sein obiges sogenanntes letztes Wort einzurücken, so unanständig es ist; er hätte sonst sagen mögen, man wolle parteyisch gegen ihn verfahren. Der Recensent bedauert aber herzlich den Mann, der so tief sinken konnte; denn so pöbelhaft schreiben ist noch schlimmer, als zwey alte sehr treffliche Uebersetzungen beynahe ganz abschreiben, und sich einbilden, man habe zwey neue gemacht.

Tm.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der durch die Uebersetzungen des Vitruvs und andere Schriften rühmlich bekannte Herr Kabinetsrath Rode zu Dessau, ist vom Könige von Preußen in den Adelstand erhoben worden.

Die durch Carpzov's Tod erledigte Abtey des Kaiserl. freyen Stifts Königslutter, als die erste Prälatur und Landstandschaft des Herzogthums Braunschweig, hat der Herzog dem berühmten Herrn Abt Dr. und Professor Henke verliehen,

ben, der dagegen die Abtey Michaelstein resignirt hat: Diese wird der Generalsuperintendent Herr Dr. Lichtenstein erhalten, auch zugleich zum Professor der griechischen Literatur ernannt werden; sein Predigtamt aber, jedoch mit Beybehaltung der Generalsuperintendentur, niederlegen.

Herr Bosse, Verfasser einer Abhandlung über das Majestäts-Verbrechen, (Göttingen, 1802) ist Geheimer Kanzleysekretair zu Braunschweig geworden. Wir haben ehestens von ihm eine Geschichte des Finanzwesens der alten Römer zu erwarten.

Der bisherige Rektor des Gymnasium zu Cleve, Herr Wachter, ist Direktor des Gymnasiums in Hamm in der Grafschaft Mark geworden.

Der wirkliche Konsistorialrath und Archidiakonus an der Stadtkirche zu Baireuth Herr W. F. Löw, hat auf sein Gesuch, die sehr einträgliche Pfarrey Drossenfeld erhalten. Seine dadurch erledigte Stelle ist durch den bisherigen Syn-Diakonus Herrn Rapp wieder besetzt worden, der den bisherigen Sub-Diakonus Herrn J. A. Beyerlein, und dieser dem zeitherigen Pfarrer Herrn Ellrod, zum Nachfolger gehabt hat.

Der ehemalige Kurkölnisch-Münsterische Regierungsrath, auch durch verschiedene Gedichte bekannte Herr A. M. Sprickmann, ist zum Rath des Königl. Preuß. Oberappellations-Senats zu Münster, der vormalige Kurmainzische Regierungsrath zu Heiligenstadt Herr Geyert, zum Regierungsrath bey der daselbst neu konstituirten Königl. Preuß. Regierung ernannt worden.

Herr Professor J. F. Degen zu Baireuth, ist wirklicher Konsistoralrath beym 2ten Senat der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Ansbach geworden.

Der bisherige Hochfürstl. Oettingische Konsistorialrath und Pfarrer zu Harburg, Herr J. G. F. Rhöner, ist zum gemeinschaftlichen Generalsuperintendenten, erstem geistlichen Konsistorialrath und Stadtpfarrer bey St. Jakob in Oettingen, und der privative Konsistorialrath und Pfarrer zu Seegringen, Herr J. W. Schlegel, zum zweyten geistlichen Konsistorialrath, Specialsuperintendenten und Pfarrer zu Kirchheim befördert worden.

Die

Die medicinische Gesellschaft zu Montpellier hat den Herrn O. M. R. Klaproth, und Herrn Professor und Dr. Reich zu Berlin, zu auswärtigen Mitgliedern aufgenommen.

Der Forst-Kandidat Herr C. J. A. Rapp, ist von der physikalischen Gesellschaft in Göttingen, und von der Societät der Forst- und Jagdkunde in Sachsen-Meiningischen zum ordentlichen Mitgliede aufgenommen worden.

Todesfälle.

1803.

Am 16ten Oktober starb zu Leipzig Herr G. D. Jäger, Gelehrter daselbst, und Mitglied der ökonomischen Gesellschaft, 41 Jahre alt. Seine Schriften sind in Meusels gelehrtem Deutschland Bd. X. S. 10 verzeichnet.

Chronik deutscher Universitäten.

Halle. 1803.

Am 2ten Julius erhielt der Licentiat Herr D. M. Schmiz, die Doktorwürde in der Medicin. Seine Dissertation: de Respiratione Insectorum, ist noch nicht gedruckt.

Am 2ten September erhielt dieselbe Würde Herr J. Naumburg, nachdem er unter dem Vorsitze des Herrn O. B. R. Reil de pruritu senili, disputirt hatte.

Am 15ten September wurde diese Würde Herrn J. P. A. Eichelberg ertheilt, nachdem er unter demselben Präsidio, einige Theses vertheidigt hatte. Seine Dissertation wird de utilitate glandulae thymi, handeln.

Am 21sten September wurde diese Würde Herrn S. G. Oerthling, seines Fleißes und seiner Kenntnisse wegen, konferirt.

Am

Am 5ten Oktober erhielt dieselbe Würde Herr J. A. C. Karbe, nachdem er über einige Theses disputirt hatte. Seine Dissertation, welche de Inhalatione cutanea handeln wird, ist noch nicht erschienen.

Anzeige kleiner Schriften.

Principatus Wirceburgensis incunabula. Auctore Leonardo Neeser, Wirceburgi in Electorali Gymnasio Grammatices Professore. Bambergae et Wirceburgi, sumtibus librariae Goebhardtianae. 1803. 44 Seit. 8.

Der Verfasser will seinen Schülern, die er drey Jahre lang in der Geschichte der Römer und Griechen unterrichtet hatte, zum Abschiede eine kurze Skizze der Geschichte ihres Vaterlands in die Hand geben, und sie dadurch zum weitern Studium der vaterländischen Geschichte aufmuntern. Nach dieser Aeußerung würde die vaterländische Geschichte am Gymnasium zu Würzburg vernachlässiget, welches Rec. unbegreiflich findet. Herr Neeser liefert nur die erste Periode, die mit dem Jahre 1018 sich endigt; verspricht aber, die zweyte Periode ebenfalls zu liefern. Der Verf. nennt nirgends die Quelle, aus welcher seine Erzählung geschöpft ist, und bahnt daher seinen Schülern keinesweges den Weg zum weitern Fortschreiten. Was er über den Ursprung des Namens Würzburg S. 14 schreibt, ist eben so willkührlich, als die Meinung des Conradus Celtes über die Etymologie des Namens Herbipolis, die er lächerlich nennt: Magis ridendus est Conradus Celtes etc. Solche Ausdrücke kleiden den jungen Schriftsteller nicht wohl, und der berühmte, als erster deutscher Poet von Kaiserl. Händen gekrönter Konrad Pickel von Wipfeld in Franken, hätte von seinem Landsmanne mit mehr Ehrfurcht genannt zu werden verdient.

Auf die Feyer der ersten h. Kommunion der Durchl. Prinzessinn Charlotte von Baiern in der Kurfürstl. Hofkapelle den 17ten April 1803. München, bey Lentner. 2½ Bog. 8. mit einem Titelkupfer.

Der

Der Verfasser Herr Sambuga, geistlicher Lehrer der Kurfürstl. Jugend, besingt in reimlosen Jamben das Abendmahl Jesu. Die Sprache, in welcher der jungen Prinzessinn ihre Pflichten eingeschärft werden, ist zu erhaben. Man muß dem Verfasser Beyfall zollen, wenn er von der neuesten Schulphilosophie singt:

> Verbann' mich in die Wissenswüste nicht,
> Die Afrika's verbrannten Zonen gleicht,
> Deß Flächen weit ein glühend Sandmeer deckt,
> Wo Natterngift in wüsten Strecken fließt,
> Der Sümpfe Rohr die Krokodillen (e) birgt u. s. w.

Eine Prinzessinn aber, die keine Schulphilosophie studieren wird, brauchte nicht davor gewarnt zu werden. Vielleicht versteht sie nicht einmal, was der Verfasser sagen will, wenn er schreibt:

> Der Weisheit ohne Gott fehlt aller Grund:
> Sie ist für Menschen nicht, deß Geist nur ruht,
> Wenn er sich auf das Unbedingte stützt.

Den Aufsatz für die Kommunion der Prinzessinn Augusta (s. N. A. D. Bibl. LXXIII. Bd. S. 29) hat Rec. zweckmäßiger gefunden.

Ein Wort am rechten Ort, oder Beantwortung der Frage: Ist es vernünftig und nützlich, wenn edelmüthige Fürsten den Lehreifer der Nationaljugend, statt mit geschwind verschallendem Lob, mit wirklichen und bleibenden Belohnungen aufmuntern? Bey Gelegenheit der am 13ten Weinmonat 1803 gefeyerten Preis-Austheilung an die Zöglinge der Gesundheits- und Krankenwärterlehre, vorgetragen von ihrem Lehrer Franz Mai, Pfalzbair. Geheim Rath und öffentl. Lehrer der Heilkunde auf der hohen Schule zu Heidelberg. 26 Seit. 8.

Dr. Mai rechtfertigt und rühmt in dieser freymüthigen Rede die Fürstliche Wohlthätigkeit der verwittweten Markgräfinn von Baden, die unter die fleißigsten Zöglinge der Krankenwärterlehre silberne Denkmünzen vertheilen ließ.

Sie beginnt mit den Worten: „Wir leben zwar in einem „bis zur sonderbarsten Schwärmerey aufgeblasenen Zeitalter, „wo die Philosophiesucht sich von der Sinnenwelt völlig los„reißt, in einem leichten Luftballon, von übersinnlichen Be„griffen und entkörperten Geistes-Tendenzen überschwängert, „über die Gränzen des sinnlichen Menschen hinüberflattert, „den drolligsten Unsinn à la Fichte und Kompagnie, aus „ihrem träumerischen Parachute, wie Schneeflocken, auf „das rege Empfindungsvermögen der armen Evenskinder her„abschüttelt, und sogar von den annoch unreifen, bloß für „sittliche Muttermilch empfänglichen Schulkindern fordert, „ihr Lehreifer solle weder von Eigennutz und Belohnungshoff„nung, noch von phänomenischen Geschenken und glänzenden „Gaben der Fürsten; sondern von bloß metaphysischen reinen „Vernunftprincipien erwecket, geleitet und aufgemuntert „werden; da doch mancher bärtige, ins männliche Vernunft„alter übergetretene Staatsdiener eben so, wie ein Schul„knabe, durch den bloßen Metallglanz einer oft erschlichenen „Besoldungszulage, aus der Schlafsucht seiner vernachlässig„ten Pflichterfüllung erweckt werden kann." Man sieht leicht, wem diese Rüge gilt. Die vorige Specialkommission für die geistlichen Anliegen der katholischen Kirche zu Mannheim, hat die Bücher, die man sonst den fähigsten Studenten am Ende des Schuljahrs, als Preise, zu geben pflegte, in eine mention honorable im Zeitungsblatte verwandelt; wie es nun auch in Würzburg geschieht, wo die Primi defendentes des philosophischen Kursus in der Zeitung bekannt gemacht werden. Unter der Regierung des dasigen Fürstbischofs wurden sie mit goldenen Denkmünzen beschenkt, und durch eine Versorgung belohnt.

Animadversiones criticae in Taciti Agricolam, Graecarum Literarum Professionem Publ. Ord. in Academia patria Rostochiensi auspicaturus scripsit J. C. G. Dahl. Rostochii, literis Adlerianis. 1802. 28 Seit 4.

Nachdem der Verf. in einer kurzen Einleitung gezeigt hat, wie falsch und ungegründet die Meinung derjenigen sey, welche die Konjekturalkritik der einzelnen Wörter und Phrasen alter Schriftsteller als geringfügig verachten, theilt er kritische Bemerkungen über mehrere schwierige, und zum

Theil,

Theil, seines Dafürhaltens, interpolirte Stelle, in der vom Tacitus herrührenden Biographie des Agrikola mit, giebt sein Urtheil über mehrere von frühern Auslegern und Herausgebern des Tacitus in Vorschlag gebrachte Lesarten ab, und trägt auf einige Veränderungen im Texte seines Autors an, welche seinem kritischen Scharfsinne zur Ehre gereichen, und von künftigen Herausgebern und Bearbeitern des Tacitus benutzt zu werden verdienen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Privatvorlesungen, welche für das Winterhalbejahr 1803 bis 1804 in Berlin öffentlich angekündigt worden sind.

Außer den Mitgliedern des Königl. Preuß. Collegii-Medici-Chirurgici, und den bey der Königl. Bau-Akademie angestellten Lehrern, haben nachstehende Berlinische Gelehrte Vorlesungen angekündigt:

Herr Dr. Aronssohn: Anthropologie.
— Friedr. Benda, Königl. Kammermusiker: Ueber die Grundsätze der Harmonie, nach der Theorie von Türk und Kirnberger.
— L. Bendavid: Naturrecht und Theorie der schönen Künste.
— Astronom Bode: Astronomie:
— Professor Dittmar: Staatengeschichte von England und Frankreich.
— Augenarzt Flemming: Galls Schädel-Theorie.
— Dr. Grapengiesser: Augenkrankheiten.
— Professor Hartung: Brandenburg. Geschichte.
— Prediger Hauchecorne: Technologie.
— Dr. Herrmann: Mythologie der Griechen.
— Ober-Med. Rath Hermbstädt: Experimentalphysik.
— Professor Hobert: Arithmetik, Geometrie und ebene Trigonometrie.
— Geh. O. B. R. Karsten: Mineralogie.

Herr

Herr Professor Kiesewetter: Encyklopädie der Wissenschaften, reine Mathematik, Logik, Moral, Anfangsgründe der Philosophie für Damen.
— Ober-Med. Rath Klaproth: Experimentalchemie.
— Ober-F. R. Krause: Forstwissenschaft.
— Geh. Sekretair Menschner, deutsche Sprache, Styl und Rhetorik.
— Dr. Meyer: Anatomie und Physiologie.
— Professor Naumann: Pferdekenntniß, Hufbeschlag und Pferdekrankheiten.
— Professor Ribke: Entbindungskunst.
— Professor A. W. Schlegel: Geschichte und Charakteristik der romantischen Poesie.
— Dr. Tourte: Experimentalchemie.
— Dr. Zeune: Geographie.

Der Erbprinz von Nassau-Oranien, Fürst von Fulda, hat sich von dem Könige von Preußen den auch als Schriftsteller berühmten Herrn Geheimen Finanzrath von Göckingk ausgebeten, um durch ihn das Fürstenthum Fulda, die Stadt Dortmund, und die gewesene Abtey Weingarten auf preußischem Fuße neu organisiren zu lassen. Der König hat demselben dazu auf ein Jahr Urlaub gegeben, und seit dem Julius dieses Jahres befindet er sich deßhalb in Fulda. Wenn das Geschäfft geendigt ist, kehrt er nach Berlin zu seinem Posten zurück.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Fünf und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Theater.

Bianka Kapello. Drama von Soden. Mit Kupfern. Leipzig, bey Baumgärtner. (1802). 16 Bog. gr. 8. 1 Rh.

Das ernsthafte Drama hat unfehlbar in den neuesten Jahren durch Schillers dramatische Gedichte sehr gewonnen; da hingegen das Lust- und Singspiel durch den Unsinn einiger Operndichter zu wahren Plattheiten und Erbärmlichkeiten herabgesunken ist. Der Hr. Prof. Soden, der jetzt nicht zum erstenmal in diesem Felde der schönen Literatur arbeitet, schließt sich nicht ohne Glück an diesen großen Vorgänger an, und bearbeitet hier die aus Meißners Skizzen bekannte Geschichte der Bianka Kapello für das tragische Theater. Bianka Kapello, die einzige Tochter eines edeln Venetianers, entflieht mit einem Geliebten aus dem väterlichen Hause. — Dieß ist das Faktum, woraus der Verfasser durch seine Dichtungen und Anordnungen sein Drama geschaffen hat. Kassandra, gleichfalls eine edle Florentinerinn, und frühere Geliebte dieses Flüchtlings, eröffnet das Theater, Nachricht von dem Tode der Bianka, ihrer Nebenbuhlerinn, erwartend, zu deren Ermordung sie einen Banditen geschickt hatte: er kömmt mit unblutigem Dolch zurück, und der Nachricht, daß Bianka bereits mit ihrem Bonaventuri diese Nacht entflohen sey. Wüthend findet sie nach Bartolommeo, Bianka's Vater, dessen wehmüthigen Schmerz sie zur rächenden Verfolgung anfacht. Der Schauplatz ändert sich: die beyden Liebenden erscheinen

in einer einsamen wilden Gegend, eine Anhöhe hinaufstei-gend. Man erräth't, daß sie bereits getraut sind. Bona-venturi will ausruhen. Bianka warnt ihn:

Bedenkst du wohl
Wie nahe wir der Stadt noch sind? wie nahe
Der Mörder Dolchen? — Horche! furchtbar tönen
Venedigs Glocken in mein scheues Ohr! —

Er klagt, daß Blut von seinen Füßen triefe —

Sie.

Muth, mein Theurer!
Ich saug es aus; es ist ja des Geliebten
Kostbares Selbst! ich bade deine Wunden
In Thränen, heile sie mit diesem Hauche.
Ach! was ist heilsamer als Liebe?

Beschämt geht er weiter. Die Sonne geht auf; sie sehen von ferne in der Höhe eine Wohnung, der sie zueilen. Bianka bittet um Zuflucht.

Die Hirtinn.

Du? bist du ein Engel nicht?
Der Geister einer, die, wie meine Mutter
Mir oft erzählte, dorten im Gebirg
Dem armen irren Wanderer die Pfade
Mitleidig zeigen? die zerstreuten Ziegen
Uns wieder sammeln? — laß mich knien.

Mit vieler Naivität entdeckt sie bey dem Anblick zweyer Liebenden, daß auch sie einen Bräutigam, Josefo, habe, der eben darzu kommt, und die Wanderer in die Hütte nöthigt, wo sie der Ruhe nöthig haben. Inzwischen hatte des Mädchens Vater, Jeronimo, im Walde einen verirrten Wanderer gefunden, der ihm vertraut hatte, daß er seine entflohene Gebieterinn aufsuche. Jeronimo bringt ihn mit sich; Josefo eilt ihm mit der Nachricht entgegen, daß er zu Hause ein paar Liebende finde. Der Alte vermuthet sogleich, daß sein neuer Gast die frühern aufsuchen werde, und nimmt ihm den Eid ab, seine Freystatt nicht zu verletzen.

Martino.

Im Angesicht des Himmels schwör ich's Euch —
Ich liebe sie! ich schaukelte sie einst
Auf diesen Knieen; bring ihr Gutes, will
Ihr folgen bis ans End der Erde, will
Ihr dienen bis zum Tode!

Bian-

Bianka hätte ihm eine Anweisung zurückgelassen, ihr zu folgen, und erfährt nun von ihm, daß ihr Begleiter nicht, wie sie glaubte, Salviati, ein edler Venetianer, sondern sein Diener sey. Dieser bekennt selbst den Betrug; erhält aber von ihr Verzeihung, und die Erklärung, ihm demungeachtet zu folgen. Wie dieser Mißgriff möglich gewesen sey, darüber erhält der Leser keine Aufklärung, die der Dichter billig hätte geben lassen sollen. Aber auch Kassandra findet den Weg zu diesem Asyl. Bonaventuri findet sie, den Dolch in der Hand. Das Ende der Unterredung ist: daß sie die Geliebte, Bianka die Gattinn bleiben soll.

Zweyter Akt. Der Schauplatz in Florenz, in dem Hause der Aeltern des Bonaventuri, denen der Sohn seine nahe Ankunft, am Arme eines Engels von Weibe gemeldet hatte. Indem sie sich über das Letzte verwundern, stürzen beyde herein. Mit unbeschreiblicher Anmuth ergießen sich Mutter und Schwiegertochter in wechselsweiser Zärtlichkeit. Nur der Vater zürnt, daß sein Sohn ein Verführer und Räuber sey, und sein zwar armes, aber tugendhaftes Haus schände. Auf das Bekenntniß der Mutter, daß sie arm, sich mit ihrer Hände Arbeit nähre, versetzt Bianka:

Längst war es meine Lieblingshoffnung, euch die Last
Der Arbeit abzunehmen; euch zu pflegen;
Durch emsige Geschäfftigkeit vielleicht,
Den Abend eures Daseyns zu vergolden!
Was wär denn sonst der Aeltern Lohn? Was sonst
Der Kinder Freuden?

Mutter.

Ist diese zarte Hand zur Arbeit wohl
Gemacht? Und doch kann Thätigkeit allein
Uns gegen Mangel schützen.

Bianka.

Liebe Mutter;
Seht diese Stickerey —
Einst nur erlernt die Zeit zu tödten, jetzt
Mir werth, für mich sie zu benutzen.

Eine folgende Scene wird ein Gasthof in Florenz, wo Martino den alten Kapello (er vermuthete die Fliehenden in Florenz, dem Geburtsort des Entführers,) aufsucht, ihm zur Sanftmuth und Schonung räth, weil Bianka ihren Gatten nicht verlassen wolle, und zugleich dem Vater Bonaventuri anmeldet:

Ich bin's (spricht dieser), der Vater kommt zum Vater —
— Bianka nur kann wiederkehren!
Sie kann es, darf es, wenn sie will, ist frey!
Doch keinen Zwang, Signore, keine Drohung!
Und waget ihr's, Gewalt zu brauchen — Dann
Ist Bianka meine Tochter!

Kapello besucht seine Tochter — ein rührender Auftritt: sie erklärt ihm:

Er ist mein Gatte!
Ermordet mich, nur schonet, ehret ihn!

Der Vater geht wehmüthig ab, während dieser Unterredung hatte Bonaventuri, umsonst gewarnt von Martino, eine Einladung der Kassandra angenommen. Martino entdeckt der Bianka die Untreue ihres Gatten, und räth ihr an, die Verzeihung des Vaters zu nützen, und mit ihm zurück zu kehren —

Er verzeihet dir,
Und noch wankt Bianka? Bianka, die getäuschte,
Verrathene Gattinn? —

Sie will es nicht glauben, er führet sie ab, um sich davon zu überzeugen. Der Schauplatz verändert sich abermals in dem großherzoglichen Garten in Florenz, und damit beginnt eine neue Verwickelung. Der Großherzog Franz unterhält sich mit seinem Günstling dem Kammerherrn Mondragone, und beklagt sich über die Lästigkeit des Hofglanzes, und die Leere seines Herzens, weil er, in einer unglücklichen Ehe, nicht liebe, auch das Ideal, das sein Herz suche, noch nicht gefunden habe —

Ich liebe nicht. — Nicht lieben, heißt: nicht leben!
Null ist das Daseyn; Liebe ist die Zahl.

Sie weichen im Gebüsche einem sich unterredenden Paare aus: es war Kassandra und Bonaventuri: von einer andern Seite kommt Martino mit Bianka — Da sehet selbst — doch faßt euch! Bianka sinkt bey diesem Anblick hin: Franz eilt hinzu, und faßt sie auf, laut rufend: Sie ist's! Sie ist es!

Dritter Akt. Ihn eröffnen die Mutter Bonaventuri und Bianka. Jene verurtheilt ihren Sohn, daß er im Besitz der liebenswürdigsten der Mädchen, noch seiner alten Liebschaft nachgehen könne; Bianka entschuldigt ihn:

Ver-

Verzeihet ihm! — sie liebten sich
Als Kinder schon; der ersten Liebe Flamme —
So sagt man, leuchtet nach im Grabe —
Und er war meine erste Liebe.

Martino kommt dazu, und meldet der Bianka, daß sie durch einen Schluß des Raths (den hatte der beleidigende Stolz ihres Oheims, des Patriarchen, bewirkt) aus ihrem Vaterlande verbannt sey, und daß bezahlte Banditen auf sie lauerten. Sie fürchtet sich nicht, auf den Schutz der guten Engel trauend. Bonaventuri kommt nun aus dem Garten zurück: Bianka, ihm mit offnen Armen entgegen eilend: Mein Gemahl! Bianka weicht ihr aus:

Wie? schon zurück
Vom herzoglichen Garten?

Er häuft also seine Wankelmüthigkeit noch durch ungerechte Eifersucht, und beleidigt Martino und Bianka mit den kränkendsten Vorwürfen, die diese durch Thränen, jener durch eine männliche Rechtfertigung ihrer beyderseitigen Unschuld abweist:

Tugend fühlt
Des Greises Arm. — Wie? lebt man siebzig Jahre
In ihrem Himmel und für ihren Himmel,
Um ihn am Ziel für Schande zu verschachern?
Wißt? Satan war ein Jüngling, als er fiel.

Weder der Mutter noch der Gattinn wehmüthige Vorstellungen können den harten Menschen zur Reue bringen; aber freylich werden die Mißverständnisse, die ihn in dem Verdacht bestärken müssen, geflissentlich gehäuft. Mondragone sucht in Geschäfften des Großherzogs, in seiner Gegenwart, die Bianka auf — um ihr zu melden, daß man von Venedig aus, ihre Auslieferung verlange, und daß bereits die Thore zur Flucht gesperrt sind. Doch der Großherzog sey Willens, ihr seinen Schutz zu gewähren, wenn sie ihn darum bitten werde. Sie will ihn nur mit Einfluß ihres Gatten annehmen, und geht in Martino's Begleitung zu dem Fürsten. Franz erwartet sie mit Entzücken. Mondragone sagt ihm zu ihrem Lobe:

Sie nährt die Aeltern mit
Der zarten, Arbeit ungewohnter Hand.
O daß ihr in der stillen Glorie
Der Häuslichkeit sie sehen solltet! —
Am Rahmen sitzt die Heilige, verlassen,
Indeß ihr Gatte in Kassandra's Armen —

Z 3 Und

Und sie entschuldigt ihn, und nichts
Erschüttert ihre Liebe, ihre Treue.
Schwach war bis jezt, Ihr wißt es, Fürst! mein Glaube
An Weibertugend! doch nun ist er stark.

Inzwischen wird der Fürst zu wiederholten Malen an das Sterbebette seiner Gemahlinn gerufen; er hat aber keine Zeit zu kommen, und erwartet Bianka. Sie erscheint:

—— Bebend wag' ich's
Zu Eurem Throne zu treten —

Franz.

—— —— Er verschwand
Als ihr erschienet, und vor Engeln kniet
Der Fürst, wie jeder Sterbliche.

Bianka.

Ich bin
Bonaventuri's unglückseelige Gattinn!

Franz.

Unglücklich? Unglücklich, Bianka? Und
Von ihrem Blick, von ihrem Hauch empfängt
Die ganze Schöpfung doch erst Leben, Daseyn, Wonne?

Gern wünschten wir diese ganze seelenvolle Unterredung abzuschreiben, wo Bianka in der liebenswürdigsten Unschuld ihren Fehler, Liebe, bekennt, und nur um Schutz für ihren Gatten bittet, und auf der andern Seite Franz die Auswallungen seiner Inbrunst kaum zurück halten kann; er ergreift ihre Hand, sie reißt sich los — ich bin Bonaventur's Gattinn, ruft ihren Martino, in dessen Arm sie wegeilt. Ein Kammerherr meldet den Tod der Großherzoginn.

Vierter Akt. Der Schauplatz im großherzoglichen Schlosse. Franz in Trauer, doch nun frey, denkt nur an Bianka, und fertigt einen Edelknaben mit einem Billet an sie ab, hört von ihm, daß Hof und Stadt seine Liebe wisse, und klagt:

Ja der Empfindung schönste Folie,
So wie des Glücks: bescheidne Stille, ist
Dem Fürsten stets versagt — ich bin belauert.

Montragone warnt ihn. Der kaiserliche Hof, beleidigt durch die Vernachlässigung der Kaisertochter, lassen ihn beobachten; Mißvergnügte im Volk versammelten sich um seinen Bruder Fer-

Fernando, und selbst das Leben seiner Geliebten werde bedroht, und bittet ihn, seine Neigung wenigstens geheim zu halten; denn

> Ein offnes Glück ist nur Theaterspiel;
> Die Glücklichen sind hinter den Kulissen.

Bonaventuri, der Vater, erscheint, und verlangt Schutz für seinen Sohn, dessen Auslieferung man von Venedig aus verlangt hatte. Der Fürst verspricht, ihn an seinen Hof zu nehmen; an seiner Seite sey er sicher. Der Vater die Absicht des Fürsten errathend, geht trotzig ab:

> Der Tugend huldiget der freye Mensch,
> Wenn er am Throne kniet; verschwindet sie,
> Erhebt er sich erröthend — und entflieht.

Darauf fordert Ricci, ein edler Florentiner, und Bruder der Kassandra, mit Ungestüm und Drohung, die Verhaftung des nämlichen Menschen, der, beweibt, eine Liebschaft mit seiner Schwester unterhalten, und Schande auf sein Haus bringe. Der Fürst befragt nun den Mondragone, und dieser, der ihn vorher selbst gewarnt hatte, nichts zu thun, was die Unzufriedenheit vermehren, und seiner öffentliche Achtung nachtheilig seyn könnte, giebt ihm den ganz widersinnigen Rath, den Bonaventuri als Günstling an den Hof zu nehmen; schwindelnd würde er dann Kassandra vergessen: ihre Brüder würden sich dann beruhigen, und Bianka, deren Eitelkeit dadurch bestochen würde, ihn verachten! Nichts von allen dem würde erfolgt seyn! Wie konnte der Dichter seine Leute so inkonsequent handeln lassen! Der Schauplatz wird nun Kassandra's Zimmer, wo die Bianka in bettelhafter Demüth erscheint, mit der Bitte, daß sie den Vorzug der ersten Liebe gegen sie, edelmüthig benutze; sie soll ihn sehen, lieben; nur ihr soll er nicht, in Wermuthstropfen der Gegenwart Momente einzeln zuzählen, sie nicht durch Verdacht kränken. Indem sie vor der Buhlerinn Füssen liegt, stürzt Bonaventuri herein:

> Ich errathe! so
> Sucht die Treulose mir die letzte Freude
> Des Daseyns zu vernichten, deine Liebe!

Sie eilt ihm mit offnen Armen entgegen, er stößt sie zurück:

> Wie lange sollen denn des Hofes Diener
> Um des Geliebten Wohnung lauren? Eile!
> Mit Sehnsucht harrt der Fürst!

Der Vater kommt dazu, und dringt in den Sohn, um der Gefahr sowohl als seinen Verirrungen auszuweichen, an seinem Arm ins Exil zu gehen. Der Sohn kann sich dazu nicht entschließen; und Mondragone thut ihm den Vorschlag, sich in des Herzogs Schutz zu werfen, und seiner, ohnedieß vom ihm verlassenen Gattinn den Scheidebrief zu geben. Dieß thut er, und Mondragone versichert, daß der Herzog seine Liebe bloß in das Glück, sie zu sehen, einschränke. Die traurende Bianka selbst wird von dem Herzog in einem Garten überrascht, der ihr in einem beredten Enthusiasmus von Liebe, sein nun freyes Herz anträgt: er hält sie fest; ein Seufzer von ihr macht ihn glauben, daß sie ihn liebe.

Fünfter Akt. Die fromme Mutter verweißt es der duldenden Bianka, daß sie den ungetreuen Gatten, der ihrer Thränen nicht werth sey, noch lieben könne. Er kommt darzu; frägt nach dem Vater; die Mutter: „auf dem Sie„chebette, auf das ihn dein Betragen warf.“ Hierdurch gerührt, trägt er der Bianka Versöhnung an, und wünscht, daß er gegen ihre Liebe, die er durch seinen Scheidebrief selbst verscherzt habe, gern den Schimmer, der ihn jetzt am Hofe umgebe, vertauschen wolle. Bianka weiß von diesem allen nichts; sie hat keinen Brief erhalten, und erklärt nochmals: *Mein Herz war dein, ist dein! und ewig, einzig dein!* (Warum läßt der Dichter der Bianka den Brief nicht in die Hände kommen? doch wohl nur, um die fanatische Liebe der Schwärmerinn gegen den Unwürdigen, weniger unbegreiflich zu machen!) Der Kassandra Mädchen bringt diesem einen Brief, worin sie ihm (wie einst Kleopatra dem Antonius) den Zutritt verbietet, mit der Nachricht, daß sie abreisen werde. Mit neuer Wuth gegen die unschuldige Gattinn, rennt er fort, um sie zu sprechen. Er findet ihren Palast verschlossen, ruft ihr aber zu: ihm zum wenigsten den Trost zu gönnen, an ihrer Brust zu sterben. Sie eröffnet die Thüre, sinkt in seine Arme, und wird von einem vermummten Mörder, in dem sie sterbend ihren eignen Bruder erkennt, erstochen. Bonaventuri vertheidigt sich, und indem Bianka herbeyeilt, ihn zu retten, wird auch er niedergestoßen. Franz und Mondragone, ohne was von diesem Mord zu wissen, unterreden sich, in langen und schwülstigen Tiraden, über die Liebe des Fürsten; als die Nachricht von dem Mord kommt, scheint Mondragone den Fürsten deßwegen in

Ver-

Verdacht zu haben, wird aber von ihm beruhigt. Kapello fordert den Fürsten wegen seiner Tochter zur Rechenschaft. Dieser:

Mein Vater! Nimm mich auf als deinen Sohn!

Bianka stürzt herein, und fordert Gerechtigkeit und Rache für ihren ermordeten Gemahl. Der Vater umarmt sie: „Nun bist du wieder mein! Nie, nie entlaß ich dich aus diesen Armen!“ Der Fürst: „Nicht auf Toscanas Thron?“ Bianka aber sinkt nach einer Anwandelung von Wahnsinn, in Ohnmacht. Mondragone tröstet den Fürsten mit der kalten Reflexion:

Der Schmerz hat, gleich der Freude, seine Blüthen;
Der zarten Schonung reift die goldne Frucht.

Dieß ist der Schluß des Drama. Bianka's Loos bleibt also in demselben unentschieden. Ihre Erhebung auf den großherzoglichen Thron, wozu der Leser aus ihren bisherigen standhaften Weigerungen noch gar keine Hoffnung sieht, und ihr nachheriges trauriges Schicksal, scheint der Dichter, um die Einheit der Zeit zu schonen, wie Schiller mit der Geschichte Wallensteins that, einem zweyten Drama vorzubehalten, auf das wir bisher lange vergeblich gewartet, und daher unsre Anzeige des ersten aufgeschoben haben, aber nun nicht länger aufschieben wollten. Die Charaktere hat er, wie billig, beybehalten, wie er sie in der Geschichte fand; außer daß Mondragone in Meißners dramatischer Darstellung als ein beynahe unnatürlicher Bösewicht erscheint, dergleichen er hier nicht, und nur ein Rathgeber und Beförderer der, wie es scheint, anständigen Absichten seines Fürsten ist. Die Entstehung der Liebe der Bianka zu Bonaventuri, so wie das Räthsel, wie sie den Handelsdiener des Salviati, für den Herrn selbst habe halten können, findet bey Meißnern eine, obgleich nicht sehr genugthuende Aufklärung. Meißner läßt sie ihren Irrthum noch vor der Flucht, der Hr. Graf aber, bereits nach genommener Flucht erfahren, welches letzte allerdings für ihren Charakter schonender ist. Auch die Liebe des Bonaventuri zur Kassandra, ist hier mehr motivirt und wahrscheinlicher. In diesem Drama liebten sie sich schon in früher Jugend in ihrem Geburtsort, Florenz. Kassandra heyrathete hierauf, und Bonaventuri begab sich nach Venedig in das Handelshaus Salviati; Kassandra ward Wittwe, zog ihren ersten Liebhaber nach Venedig nach, und verfolgte

ihn eifersüchtig auf seiner Flucht. Bey Meißnern hingegen, ist diese Liebschaft bloß ein Werk der Intrigue des boshaften Mondragone. Auch die Bekanntschaft des Fürsten mit der Blanka, ist hier mit mehr Schicklichkeit und Anstand angelegt, als es Meißner uns glauben machen will. Da diese von dem Hrn. Grafen aufs neue dramatisirte Geschichte vermuthlich mehr für den Lesepult als für das Theater, beabsichtigt ist: so kann man sich die häufige Veränderung des Schauplatzes gefallen lassen. Die Sprache ist durchgehends edel, und des ernsthaftern Drama würdig, und artet nur zuweilen, selbst in dem Mund ungebildeter Personen, in preziöse und oft schwülstige Gemeinsprüche, über die Ewigkeit und Allgewalt der Liebe aus, die sie zuverlässig selbst nicht verstehen. Die Hendekasyllaben selbst, sind von Anfang bis zum Ende, korrekter, als in Schillers neuesten dramatischen Arbeiten.

Gl.

Die Söhne des Thales. Ein dramatisches Gedicht. Erster Theil. Die Templer auf Cypern. Berlin, bey Sander. 1803. 22 B. 8. 1 Rh. 8 gr.

Welches der Zweck dieses dramatisch-historischen, in Jamben abgefaßten Gedichtes sey, kann sich erst im zweyten Theile, der in Kurzem unter dem Titel: Die Kreutzfahrer, nachfolgen wird, entwickeln. So viel wir aus dem vor uns liegenden ersten ahnden können, scheint die Verfolgung und Ausrottung der Tempelherren unter, und zum Theil durch Philipp den vierten in Frankreich der Schlußstein des Ganzen werden zu sollen. Wenigstens sind am Ende dieses Bandes, die Ritter durch ein päpstliches Breve nach Poitiers beschieden, und der Ordensmeister Molay und sein Gefolg im Begriffe, sich einzuschiffen und abzusegeln. Auf die spätern Begebenheiten hat übrigens der Verf. bis jetzt, der ansehnlichen Bogenzahl ungeachtet, nur noch wenig vorbereitet. Bloß einige verhafteten, und ihrer Haft entrinnenden Ordensbrüder, und ein aus dem Orden gewiesener, aber edeldenkender junger Mann, Robert, lassen vermuthen, jene, daß sie als Verräther und Widersacher, dieser, daß er als Beschützer auftreten werde. Das Ganze muß daher vor der Hand mehr als allgemeine Einleitung betrachtet werden, —

als

als Versuch; uns theils mit den Charakteren Molay's und anderer Personen, die künftig wirken sollen, theils mit den Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen des Ordens näher bekannt zu machen. Fragt man, ob der Dichter wohl daran gethan habe, so weit auszuholen, und der Erreichung dieser Absicht einen ganzen Band zu widmen: so bekennen wir gern, daß wir hierauf nicht bejahend antworten können. Das Interesse, welches die Darstellung der einzelnen Personen erregt, ist äußerst schwach, die bis ins Kleinliche gehenden Schilderungen mancher Auftritte ermüdend, und verschiedene Gebräuche und Riten mehr historisch genau, als dichterisch schön wiedergegeben. Unsers Bedünkens hätte der Verf. da, wo er aufgehört hat, anfangen, und den Leser mit den Personen durch die Handlung selber bekannt machen, nicht durch unzusammenhängende und beziehungslose Situationen sie charakterisiren, und die Aufmerksamkeit, statt sie zu fesseln und auf einen Punkt hinzuleiten, vielfach beschäfftigen und vertheilen sollen.

V.

Neue Schauspiele von August von Kotzebue. Neunter Band. Leipzig, bey Kummer. 1803. 1 Alph. 18 B. 8. 1 Rg. 8 gr.

Dieser neunte Band enthält die Kreuzfahrer; die deutschen Kleinstädter; die französischen Kleinstädter, und den Wirrwarr.

Das erste Stück ist bekanntlich bey der Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Berlin gegeben worden; aber ohne Beyfall zu erhalten. Der Verf. ermangelt nicht, die Ursachen des Mißlingens in dem Vorberichte zu erörtern. „Das Publikum," sagt er, „richtete mehr Aufmerksamkeit „auf das neue Theater, als auf das Stück; überhörte Vieles, „und fand sich nicht immer in dem Zusammenhang. Die „Schauspieler waren an das große Theater noch nicht ge„wöhnt, und sprachen daher größtentheils zu leise. Die „Dekorationen waren prächtig, aber zum Theil unpassend; „und endlich war an dem Tage der Einweihung der Neid „der Schlegelschen Partey am wachsamsten; denn die Her„ren hatten gemeint, die Bühne müsse zum wenigsten mit

einem

„einem Akarkos eröffnet werden." Wir lassen es auf sich beruhen, wie viel oder wie wenig Einfluß diese äußern Ursachen in Berlin auf das Schicksal des Stücks gehabt haben: allein wenn der Verf. meint, daß seine Arbeit des in der Geschichte der deutschen Bühne ausgezeichneten Tages würdig, und den Erwartungen, die man an einem solchen Tage mitzubringen pflegt, gemäß war: so wird er sicher von seiner Eigenliebe getäuscht. Die Kreutzfahrer sind weiter nichts, als ein Prunk- und Spektakelstück, gut genug erfunden, um den Umfang einer Bühne und die Mannichfaltigkeit und Pracht ihrer Verzierungen zu entfalten; aber nicht geeignet, Verstand und Herz zu beschäfftigen. Um jenen zu fesseln, mußte der Dichter mehr innere Nothwendigkeit in die Handlung gelegt, um dieses zu bewegen, den Personen weniger von seiner eigenen Subjektivität geliehen, und von der theatralischen Ueberraschung seltner Gebrauch gemacht haben.

Die deutschen Kleinstädter sind nicht leer an ächt komischen Zügen; sie würden indeß noch eins so viel werth seyn, wenn man hinzusetzen könnte, und ganz frey von Plattheiten.

Die französischen Kleinstädter, sind eine Uebersetzung von Piccard's petite ville, — ein kleines niedliches Stück, das seine Wirkung nicht verfehlen kann, wenn es mit Feinheit gespielt wird.

Ueber den Wirrwarr hat der Verf. selbst sehr richtig geurtheilt. „Er ist," sagt er, „eine Posse, die ihren Zweck „erreicht hat, wenn sie Lachen erregt. Foderungen der „Kunst an ein solches Werk der Laune zu machen, heißt: „von einem Himbeerstrauch begehren, daß er wie ein Spa„lierbaum wachse." Rec. gesteht gern, daß das Stück auch ihm einen vergnügten Abend, aber freylich nicht mehr als einen, gemacht hat.

Bb.

1. Jon, ein Schauspiel von A. W. Schlegel. Hamburg, bey Perthes. 1803. 10 Bog. gr. 8. 1 Rh. 4 ℳ.

2. Lacri-

2, Lacrimas, ein Schauspiel, herausgegeben von A. W. Schlegel. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1803. 9 Bog. 16 gr. auf holländ. Pap. 20 gr. auf schweiz. Pap. 1 Rg. 8 gr.

Nr. 1. Wir haben den Jon nicht ohne Vergnügen gelesen. der Verf. hat seinen Euripides offenbar fleißig studiert, und ihn vorurtheilsfrey geprüft. Die Abänderung der griechischen Fabel zeugt von Ueberlegung und Einsicht in das Wesen der Kunst, und seine Sprache hat poetisches Verdienst. Aber damit sind auch die Vorzüge des Schauspiels ausgesprochen. Jenes allgemeine Interesse, das Göthe durch Vertilgung oder kluge Mäßigung des Nationellen in seine Iphigenia zu legen, und jene hohe Objektivität, die er seiner Darstellung zu geben gewußt hat, fehlen den Jon ganz. Jon ist in der deutschen Ueberarbeitung, was er im Original auch ist, ein Drama, dessen Anordnung und Entwickelung nicht bloß den griechischen Ursprung und Zuschnitt verräth; sondern ganz eigentlich für das alte Athen, nicht für das neue Berlin geschrieben zu seyn scheint, und der Dichter, ein Mann, der zwar seinen Vers zu ründen versteht und die Sprache besitzt; aber eben so wenig, wie Euripides, aus sich selbst herausund in einen fremden Charakter einzugehen weiß, sondern immer, nur unter einem veränderten Namen, auf der Bühne erscheint, und seine werthe Subjektivität, rhetorisirend und poetisirend, Schau trägt. Ein so hochgelahrter Kunstrichter, wie Hr. Schlegel, sollte doch vor allen Dingen bedenken, daß der dramatische Dichter immer noch wenig gethan hat, wenn er seinen Personen bloß nichts Unschickliches in den Mund legt; daß es vielmehr unerläßliche Pflicht für ihn ist, (eine Pflicht, die Lessing in seinem poetischen Rechenexempel, der Emilia Galotti, ziemlich gut erfüllt hat,) unter allen möglichen Wendungen und Aeußerungen, die der Sprechende und Handelnde wählen kann, gerade diejenige zu finden, die uns über seinen innern Zustand, und die verborgenen Empfindungen seines Herzens am währesten und eindringendsten belehrt. Von diesem eben so nöthigen als nützlichen Bestreben findet sich in dieser Reihe von Dialogen und Monologen (einer der letztern hält — sieben volle Seiten,) selten eine erfreuliche Spur. Dagegen offenbart sich überall eine große Wortfülle und Redseligkeit, die, statt der gegen

sich

sich strengen Kritiker, den nur zu nachsichtigen Dichter verkündigt, und den ernsten Leser wenig befriedigt, zumal wenn dieser, verführt durch die Lobrede, die Hr. Schlegel und seine Freunde bekanntlich nach allen Winden haben ausgehen lassen, auf etwas Vollendetes gerechnet hat.

Nr. 2. soll ein Schauspiel im Geschmacke des großen Aeschylos seyn; es ist aber nichts Anders, als ein Stück in der Manier des kleinen Alarkos, gemischt aus reimlosen und gereimten, in Jamben, Terzinen, Sonnetten und Assonanzen aller Art gefaßten Unsinn, und dem Publikum von Hr. Schlegel dem ältern, in einem Sonnette anempfohlen, in welchem er, wie ihn seines Freundes Dichtung gemuthe, in folgenden Worten zu Tage legt:

In jugendlicher Frühlingspracht verborgen
Hegt sie des fernen Himmelsstrichs Arome,
Hier duft'ges Abendland, dort glühnder Morgen;
Dazwischen hauchen Lüft' und Meere Fluthen
Hin und zurück mit linder Sehnsucht Strome.

Die Arome dürften, außer Hrn. Schlegel, wohl von Wenigen gerochen werden. Aber von Duft und Luft ist allerdings in dieser Dichtung oft die Rede; auch hat es mit dem Strome der Sehnsucht seine vollkommene Richtigkeit. Hier ein Beweis aus vielen. S. 22. läßt sich Ismene vernehmen, wie folget:

Am Himmel rothe Sehnsuchtwogen,
Der Sehnsucht Blumen aus den Bäumen,
Gewölk der Sehnsucht über Fluthen
Sanft kamen sie herauf gezogen,
Als auf dem Bett von Liebesträumen
Hier meine Abendschmerzen ruhten.
Die Wangen waren angeflogen,
Sehnsucht, von deiner Dämmerröthe;
Es waren meine Augen Auen,
Worin noch späte Thränen thauen,
Und Seufzen von dem Munde wehte.
So hatte mich der Schlaf getroffen,
Ich glaubte Ruh von ihm zu hoffen.

Doch kam er nur, auf stillem Bette
An Funken, welche leiser zünden
Mir neue Bande zu bereiten.
Mich mußt' ich in der goldnen Kette
Des Morgenstrahls erwachend finden,
Und sah sie wieder her mich leiten:
Roth find ich an derselben Stätte

Der

Der Sehnsucht Blumen auf den Zweigen.
Im Meer der Wogen Zaubersänge,
Und seh der Wolken Sehnsucht-Klänge
Roth in den goldnen Himmel steigen.
Von Blumen, Tönen, Farbenbogen
Werd' ich nach neuem Schmerz gezogen.

Muß ich heut alles wiederfinden,
So wie ich gestern es verlassen?
Und will sich jeder Schmerz erneuen?
Dem Frühroth möcht' ich mich verbinden
Um des Siciliers Flucht erblassen,
Am Schiffe hoffend mich erfreuen.
Ich sah durch diese Fluth sich winden
Zum Hafen gestern sein Geleise;
Da ruht es nun, doch meine Blicke,
Hin über dieser Wogen Brücke,
Beginnen heut die neue Reise
Bey Segeln, die im Hafen stehen,
O Lacrimas! dich aufzuspähen,

Würd' ich nicht gern im kleinsten Kahne
In Nacht und zwischen Felsenriffen,
Nur dich zu finden, von hier schiffen?

Als wir diese sehnsuchtsreiche Stelle gelesen hatten, ergriff uns eine so gewaltige Sehnsucht, das Schauspiel bey Seite zu legen, daß wir endlich dem wilden Strome der Empfindung wirklich nachgeben mußten. Der Verf. wird uns dieß hoffentlich zu gute halten. Er gehört offenbar unter die seltenen Geister, qui inter sanos furunt, inter graves ludunt et naviter ineptiunt, ut naviter irrideantur. Das Letztere haben wir in der That bis zu der angezogenen Stelle treulich gethan. Wenn wir es hierbey bewenden ließen: so lag die Ursache nicht in dem Mangel und in der Unzulänglichkeit des dargebotenen Stoffes; sondern an unserer schwachen, übersättigten Natur, die schlechterdings nicht mehr in sich aufzunehmen vermochte.

Q.

Ueber Karlo Gozzis dramatische Poësie, insonderheit über dessen Turandot und die Schillersche Bearbeitung dieses Schauspiels. In Briefen von *Franz Horn.* Penig, bey Dienemann und Komp. 1803. 8½ Bog. 8. 8 gr.

Ent-

Entsprechender dem Inhalte des Büchleins, hieße der Titel wohl: Ueber Gozzi's Turandot, und die Schillersche Bearbeitung dieses Schauspiels; denn, wie er da steht, erregt er Erwartungen, die er nicht befriedigt. Ueber Gozzi's dramatische Poesie schreiben, heißt doch wohl, den sie bezeichnenden, ihr eigenthümlichen Charakter aus seinen Werken entwickeln, veranschaulichen, darstellen, nicht bloß mit einem flüchtigen Fingerzeig andeuten, und das Nähere darüber für ein andermal versprechen, wie hier geschieht. Besser wird des Titels zweyter Theil erfüllt. Die Bemerkungen über Turandot und die Schillersche Bearbeitung berühren Manches, was zur Sache gehört, und geben den Charakter des beurtheilten Schauspiels hie und da mit wirklich zutreffenden Zügen. Indeß kommt doch nichts Hervorstechendes darin vor, nichts, was nicht jeder halbweggebildete Leser oder Zuschauer fühlen und erkennen wird, wenn er diese Turandot liest oder vorstellen sieht. Denn, welcher rechtliche Leser oder Zuschauer wird nicht die abgehackten, auf den Thoren von Peking prangenden Prinzenköpfe, als einen höchst ekelhaften, das Vergnügen, das die dramatische Kunst gewähren soll, gänzlich zerstörenden Anblick empfinden? Wem fiele nicht der undramatische Beginn des Stücks durch lauter Erzählung auf? Wem wäre nicht die Erscheinung des Scharfrichters mit einem neuen Prinzenkopf eine wahre Abscheulichkeit, und die unverantwortlichste Versündigung an Menschengefühl und Schönheitssinn? Wem wird Prinzessinn Turandot nicht verächtlich, nicht ein Greuel, wenn sie, da ihr Kopf Kalafs Räthsel nicht zu lösen vermag, es durch Bestechung und gezückte Dolche zu erpressen sucht, bloß die erbärmliche Eitelkeit, daß ihrem Scharfsinne nichts entgehe, bloß um die bisarre Grille ihrer Unabhängigkeit zu befriedigen, und einen Deckmantel für ihre Wortbrüchigkeit zu haben? Wer fühlt es nicht an dem Frosse, der ihn bey Timurs rührend seyn sollender Erscheinung überfällt, daß es mit dieser Rührung gar nicht fort will, daß das Pathos dieser Scene von der allerverunglücktesten Art ist? Wen ekeln die Selbst-komplimentirungen nicht an, mit denen diese tragische Prinzessinn ihrer eignen Geisteskraft und Seelengröße den Hof macht? Für wen gehört Adelma? nicht zu den abgeschmacktesten tragischen Karrikaturen, die je aus eines Dichters Kopf gekommen sind? Für wessen guten Geschmack endlich sinken Pantalons und Tartaglia's

Späße

Stücke nicht selten oft bis zur tiefsten Plattheit und Alltäglichkeit herab? Zu allen diesen Entdeckungen, so richtig sie übrigens sind, bedarf es keiner grossen Kennerey, und sie berechtigen durchaus zu der vornehmen Miene nicht, die sich Hr. F. Horn giebt, als hätt' er uns ganz ausserordentliche Schätze seines Scharfsinnes mitzutheilen; sie zu erfahren, hätte der vorgebliche Freund, an den seine Briefe gerichtet sind, nicht an ihn, als einen Mann zu appelliren gebraucht, der im Besitze ganz besonderer Offenbarungen über Gozzi und seine dramatische Poesie wäre; so viel erspäht Jeder, der seinen gesunden Verstand zur Lektüre oder Vorstellung dieses Schauspielmährchens bringt.

Sey Hr. F. Horn also immer (wie er sich sehr possierlich, S. 4. seines Büchleins, zu nennen beliebt,) „ein „Schriftsteller von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe," über diese Turandot hat seine Schriftstellerey nichts Erhebliches hervorgebracht. Weder, was davon zutrifft, noch, was dem Ziele vorbeygeht, ist sehr tief geschöpft; und nicht selten bedürfen sein Tadel, wie sein Lob, des Federstrichs oder doch der Beschränkung.

So erinnert er z. B., gegen Kalaf's Ausruf bey'm Anblick der Prinzenschädel:

— — — Grausenvoller Anblick!
Und bebt ein solcher Thor, der seinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu besitzen,

und gegen das gleich darauf folgende: „Irgend ein Weg!" S. 9, Folgendes:

„Diese Invektiven können, wie mich dünkt, um so „weniger gefallen, da Kalaf dadurch ein wenig aus dem „Kostum der romantischen Chevallerie tritt, deren „Geist es war, um der Frauen Willen, keine Bitte, auch „nicht die bizarreste, ihnen abzuschlagen, für sie in den Tod „zu gehn, um eine Haselnuß oder ein paar Barthaare Wil„len, wenn ihnen der Sinn darnach stand." Aber stehet denn dem Prinzen hier der Sinn nach dem Abentheuer Quixotis? Und, wie soll er es? Wird er dazu aufgefordert? durch die Dame dazu gereizt, oder befehligt? und wodurch soll er sich geneigt finden, um dieser Prinzessinn Willen, Hals und Kopf zu wagen? Alles, was sonst romantische Ritter bewegen konnte, Blut und Leben zu opfern, Ruhm-

sucht, Liebe, Grosmuth, Verpflichtung der Rittergesetze, dient hier, für Kalaf, durchaus zu keinem Bewegungsgrunde. Er kann's für keinen Ruhm halten, die Räthsel einer unweiblichen Thörinn zu lösen, die ihren Witz in abgehackten Prinzenköpfen zur Schau trägt. Er kann für eine Schönheit, die bloß beschrieben wird, in der er nichts, als ein Ungeheuer sieht, die ihren Triumph nur in Blutgerüsten und aufgestellten Menschenschädeln bewährt, unmöglich das Gelüst fühlen, auch seinen Schädel zu wagen, unmöglich, wenn es ihm auch glücken sollte, den seinen zu retten, und die blutdürstige Schöne davon zu tragen, den Besitz dieses Drachen für Gewinn schätzen; und kein Rittergesetz kann ihn verpflichten, ein Narr zu werden. Narrheit aber, unbeschreibliche Narrheit muß — wenn anders ein romantischer Ritter Menschenverstand haben darf — es ihm doch scheinen, diesem ungeheuren Blutdurste noch durch sein eignes, Nahrung zu geben, ohne einen andern Gewinn, als, wenn alles gut geht, die Erzwingung einer Hand, deren Besitzerinn, von aller Weiblichkeit entfremdet, unfähig ist, Liebe zu empfinden und Liebe zu geben. Wenn also ein romantischer Ritter — die allerneuste Aesthetik scheint es freylich zu fordern — nicht, wie ein Verrückter handeln soll, so drückt sich Kalaf über die Abentheurer, deren Köpfen er sich gegenüber sieht, völlig so aus, wie er sich ausdrücken muß, um der menschlichen Natur, die auch der romantischste Abentheurer, wenn er Menschen interessiren soll, nicht verläugnen darf, getreu zu bleiben. Wahrhaft lustig zu lesen ist der Machtspruch, der folgende Periode beschließt: „Freylich „gehört Kalaf zu den Chinesen, an denen man dergleichen phantastische Gesinnungen nicht eben will bemerkt haben; aber er fällt deßhalb doch in das Gebiet der Romantik, und hätte ihn auch Gozzi zum Prinzen von Abyssinien „oder Japan gemacht. Im Reich der Fabel giebt es „keinen Nationalcharakter, als den der Fabel." Ein Charakter der Fabel darf also in nichts und durch nichts erinnern, daß er zu dem Menschengeschlechte gehört, aus dem er genommen ist? er muß durchaus aus der natürlichen, bestehenden, wirklichen Welt herausgerückt, nichts gemein haben mit unsrer Natur, unsrer Denk- und Handlungsart? Demnach sind die homerischen Helden, die so bestimmt, entweder als Griechen oder Trojaner, sprechen und handeln, und Troz der Welt der Wunder, in der sie

wirken,

wirken, immer der menschlichen Natur getreu bleiben, wohl keine Charaktere der Fabel, und der alte Mäonide tritt in seiner Ilias aus dem Gebiete der Wunderepopee? Ein fabelhafter Charakter also muß auf dem Kopfe stehen, wenn er in der Welt der Fabel einheimisch seyn soll? Da haben wir die allerneuste Aesthetik! Nach ihr ist dieß gänzliche auf den Kopf Stellen der Natur die Basis aller Poesie. Daher sieht auch Hr. F. Horn (S. 51.) in Kalafs früherer „soge„nannten Selbstständigkeit, allein den Trotz des Jünglings, „der nur mit den Gewöhnlichkeiten des Lebens zu thun „gehabt hat, und sich auf den Kampf mit ihnen etwas zu „Gute thut;" findet erst „in dem Moment, der ihn für „Turandot entzündet, den Anfang seiner poetischen Exi„stens." Die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens, von denen hier die Rede ist, sind nämlich Kalafs Verlust seines Thrones und seiner Schätze, sein Kampf mit Hunger und Elend, seine Flucht in der Gesellschaft seiner unglücklichen Aeltern, sein Bettlerleben, seine Achterklärung, seine Knechtschaft in fremdem Dienste, seine Trennung von Vater und Mutter; alles allzunatürliche Unglücksplagen, nur dem neuästhetischen Kunstrichter für poetisch gelten zu können. Allzu menschlich ist dieses heroische Sichaufrechthalten in den höchsten Widerwärtigkeiten des Lebens, um seinem Begriffe des Romantischen zu entsprechen. Diesem zufolge, muß ein romantischer Charakter, nirgends, als in der verschrobenen Phantasie eines poetischen Poeten existirend, schlechterdings keinem Menschenbilde ähneln, folglich so ungereimt, sich selbst widersprechend und abentheuerlich seyn, als ein poetischer Poet ihn nur immer zu schildern vermag. Nun, dann sind die unglücklichen Bewohner eines Tollhauses die poetischen Charaktere, und die Ausgeburten ihres Wahnsinnes die reinsten Produkte der Poesie der Poesie.

Für diese Poesie der Poesie hat der poetische Poet, Hr. F. Horn, eine so zärtliche Vorliebe, daß er nicht selten mit Schillern uneins wird, wenn, nach seiner Meinung, Gozzi durch ihn darum gebracht wird. S. 63 läßt er sich vernehmen: „Warum aber hat Schiller nicht das Räthsel, um „welches sich das ganze Stück bewegt, ich meine Turandots „Männerhaß, unenträthselt gelassen? Er hat versucht ihn „klar zu machen, ihn zu motiviren, und darin hat er, mei„ner Meinung nach, gefehlt, weil dadurch das Mährchen

„fast Gefahr gelitten hat, aus seiner eigenthümlichen „Sphäre, der willkührlichen phantastischen, verrückt zu „werden. Turandot haßt die Männer, ohne daß wir fra„gen sollen, warum? Gerade weil es ein Mährchen ist, „wobey wir uns natürlich auf einige interessante Bizar„rerien gefaßt machen müssen, die den hauptsächlichsten „Reiz ausmachen. Das Mährchen wird inkonsequent; „wenn es also konsequent werden will, das heißt, wenn es „sich auf dergleichen einläßt; es verläßt zur Hälfte seine „Gattung, die sich eben in jener phantastischen Willkühr„lichkeit gefällt, und wird zur Hälfte Novelle. — Denken „mögen wir uns immer einen Grund von dem Männerhasse „der chinesischen Prinzessinn, wenn wir uns nun einmal nicht „dabey beruhigen wollen, daß dem so sey; aber wir sollen „nur nicht die Prätension an sie machen, sich deßhalb gegen „uns zu erklären." Vortrefflich! da sehen wir nun, was für ein unpoetischer Poet der ehrwürdige Schiller, wie ihn Hr. F. Horn an einer andern Stelle nennt, noch ist, weil er auch in ein Mährchen Konsequenz zu bringen sich bemüht, die phantastische Willkührlichkeit nicht genug respektirt, eine Ungereimtheit zu motiviren, und einem unnatürlichen Charakter wenigstens den Schein der Natürlichkeit zu geben sucht. Er hat sehr Unrecht gethan, daß er diesem unweiblichen Männerhasse den Willen zum Grunde giebt, das Sklavenjoch zu rächen, zu dem das stolze Männervolk in Asien ihr beleidigtes Geschlecht verdammt, ohne einen andern Vorzug, als den der rohen Stärke; sehr Unrecht, daß er ihre Männerfeindschaft dadurch zu rechtfertigen, sich bestrebt, wenn er sie glauben läßt, die weibliche Schönheit sey, wie die Sonne ein Quell des Lichts und der Freude für alle Augen, doch Keines Sklavinn und Leibeigenthum; sehr Unrecht, daß er wenigstens sein Möglichstes that, die höchste Unweiblichkeit der Weiblichkeit näher zu bringen; denn dadurch ist die eigenthümliche Sphäre des willkührlichen Phantastischen verrückt worden, das den hauptsächlichsten Reiz eines Mährchens ausmacht. Freylich hat Schiller mit diesen Bemühungen Turandots Charakter noch immer nicht aller seiner Ungereimtheit entkleidet; aber ihn doch um Vieles weniger ungereimt, um Vieles minder zurückstoßend vorgeführt, als Gozzi. Er beweist wenigstens, daß er das Poetische eines Mährchens nicht bloß in Bizarrerien und totalen Ungereimtheiten wittert, und es hingegen für so poetischer

tischer hält, je weniger das willkührlich-Phantastische seinen hauptsächlichsten Reiz ausmacht. Dafür ist er denn auch ein wirklicher Dichter, wenn Hr. H. und Konsorten nichts sind, und ewig nichts seyn werden, als poetische Poeten, das ist, Poeten ohne Poesie.

S. 90 ergießt sich Hrn. F. Horns poetisch-poetische Wuth in einer langen Invektive gegen das „vulgaire" Urtheil, als sey Turandot ein langweiliges und kaltes Stück. Die Urheber dieser Urtheile scheinen ihm die gewöhnlichen Menschen, die, innerlich höchst kalt, ihrem Frost im Theater entfliehen, und sich an den hitzigsten Leidenschaften, zu denen sie selbst durchaus kein Talent haben, weiden wollen; denen es Freude macht, hier die ungeheuersten Begebenheiten zu erblicken, die ihrem eignen Leben, das eben kein rechtes Leben seyn dürfte, abgehe; denen es nur um Heulen und Zähnklappen im Theater zu thun ist; die sich die Poesie, wie eine Flamme von gebranntem Wasser denken, und die Menschen, die dergleichen in sich spüren, beynahe (ist das nicht witzig?) wie Puter, die von dem sogenannten bösen Wesen ergriffen sind; denen es zwar einmal zu Ohren gekommen, daß die wahre Poesie sich nur immer in ruhiger Klarheit offenbare, mit reinem Anstand und ruhiger Anmuth, es aber, weil ihnen die ganze Sache lästig war, wieder vergessen haben. Daher denn auch ihre Urtheile über unsre ersten Dichter, (die Gebrüder Schlegel, Tieck und Horn wahrscheinlich!) besonders Göthe, den Ersten der Ersten! u. s. w.

Was doch diese poetischen Poeten für verwirrte Köpfe sind! Geschwätz und Deklamationen geben sie für Gründe, und Querfeherey für Urtheil; beschuldigen ihres eigenen Unfugs Andere; verdrehen, mißverstehen, und verkaufen Unwahrheit für Wahrheit! da wird das „vulgaire" Urtheil, Turandot sey ein langweiliges, kaltes Stück, aus Gründen hergeleitet, aus denen es durchaus nicht fließt. Nicht darum, weil es in dieser Turandot nicht toll, ungeheuer und abentheuerlich genug zugeht; nicht darum, weil Augen und Ohren zu wenig Greuel sehen und hören, zu wenig — mit Hrn. F. H. zu reden — puterähnlichen Ausdruck der Leidenschaft erblicken und vernehmen; nicht aus Mangel an grauerlichem und schauerlichem Spielwerke findet der Zuschauer, der mehr als schauen will, — denn zu schauen giebt es hier wahrlich genug — dieses undramatische Drama kalt und

langweilig. Gerade das Gegentheil. Eben weil es nichts als toll, ungeheuer und abentheuerlich ist, eben, weil Augen und Ohren so viel Greuel sehen und hören, und Altoum und Adelma, selbst Turandot, nicht selten sich recht eigentlich puterhaft in ihren leidenschaftlichen Scenen gebehrden, und die abgehackten Prinzenköpfe, sammt dem Scharfrichter über der Stadtmauer, noch etwas mehr, als grauerlich und schauerlich, ekelhaft sind, kann kein Mensch von gesundem Verstand und Geschmacke sich für Gozzi's ungereimtes Mährchen interessiren. Ferner, nicht weil die Kunstrichter von ächtem Schrot und Korn es vergessen haben, daß die wahre Poesie sich immer nur in ruhiger Klarheit offenbare, u. s. w. sondern weil sie, dessen eingedenk, diese ruhige Klarheit, diesen reinen Anstand, diese ruhige Anmuth, in den sogenannten Geistesprodukten der poetischen Poeten vermissen, erheben sie ihre Stimme gegen diese Bedlams oder Wasserzeugnisse; und es ist eine an Verläumdung gränzende Unwahrheit, daß diese Kunstrichter Göthens große dichterische Talente da verkennen, wo sie sich in ruhiger Klarheit und reiner Anmuth enthüllen. Wer erkennt und bewundert sie nicht, und mehrere seiner frühern Werke, vor Allem in seiner immer noch einzigen, nie erreichten Iphigenia? Sind nicht gerade sie es, die in diesem Meisterwerke seiner Muse, den einzigen Dichter erkennen lassen, der auf unsre Bühne den wahren griechischen Genius verpflanzt hat; das hingegen alle, die es ihm nachthun wollten, nur Gracomanie veroffenbaren? Sich selbst also, und seine unpoetisch poetische Rotte, hat der Briefsteller charakterisirt, indem er die Aufrechthalter der gesunden Vernunft und des wahren Schönen zu Barbaren und Vandalen des Geschmacks herabzuwürdigen strebte.

Und nun genug von und über diesen Hrn. Fr. Horn und seine Briefe. Schon mehr als sie es verdienen, hat Rec. bey ihnen verweilt. Seine Saalbadereyen über Gozzi's dramatische Poesie überhaupt näher zu beleuchten, wird sich eine bessere Gelegenheit finden, wenn er, wie der Leser bedroht wird, sich nächstens weiter über diesen Gegenstand vernehmen läßt. Eine Drohung, deren Erfüllung von einem Schriftsteller, von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe – leider! so gut als gewiß, vorauszusehen ist.

Be.

Rodogüne, ein Trauerspiel nach Korneille von A. Bode. Berlin, bey Braun. 1803. 6 Bogen. 8. 10 gr.

Rodogüne gehört unstreitig zu den verunglücktesten Produktionen der Korneilleischen Muse. Weder in der Behandlung seines Stoffs, noch in der Darstellung seiner Charaktere, zeigt sich wahres dramatisches Genie. Den ersten hat er bis zum Lächerlichen verworren und verwickelt; die letztern sind entweder Karrikaturen, oder halbreife Zwitter zwischen Mann und Weib, an denen nur eine verschrobne Phantasie, aber die Natur auch nicht den kleinsten Antheil hat. Täuschung und Interesse werden daher gleich unmöglich. Warum denn hat Hr. Bode dieses Unding von Trauerspiel seiner verdienten Vergessenheit wieder entrissen? Sein Fleiß bey der Uebersetzung und Umarbeitung, verdient Aufmunterung zu ähnlichen Unternehmungen; aber bessere Wahl muß Rec. ihm recht sehr empfehlen, wenn seine Bemühungen Gewinn für unsre Bühne seyn sollen.

Die Leiden der Ortenbergschen Familie, ein Trauerspiel in vier Aufzügen, von C. F. W. Barnikel. Gedruckt in Dorpat, bey Grenzius. 1801. 5 Bog. gr. 8. 6 gr.

Rec. muß dem Hrn. Barnikel, der hier als dramatischer Dichter auftritt, von Herzen kondoliren. Es ist ihm ein besonderes Unglück begegnet. Statt eines Trauerspiels, wie er wollte, hatt' er nur ein trauriges Stück Arbeit gemacht. Hrn. von Kotzebue's bekannter Roman dieses Namens liegt dabey zum Grunde; aber so verjammert und verschrecklicht, daß er zum wahren Scheusal geworden ist. Daher denn auch das verunglückte Trauerspiel. Zwar erregt es, nach Aristoteles, Schrecken und Mitleid; aber beydes nur in Beziehung auf den Verfasser, nicht auf seine vorgeführten Personen. Dazu fehlt es ihnen an Allem, an Charakter, Wahrheit und Sprache. Selbst der Dorpater Verleger scheint es gefühlt zu haben; denn Papier und Lettern sind so traurig, als hätt' er durch sie Hrn. Barnikels trauriges Stück Arbeit charakterisiren wollen.

Tarquinius Superbus. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., bey Eichenberg. 1802. 14 Bog. 8.

Aerger hat wohl nie irgend eine Autorfeder einen altrömischen Geschichtsstoff zu einem Drama travestirt, burleskesirt und desorganisirt, als die Feder des Verf. von vorliegendem Trauerspiele. Das Lustigste dabey ist, daß sie das ganz und gar nicht wollte. In völligem Ernste giebt es uns die Vorrede für ein Schauspiel aus der Klasse der Shakspearschen historischen Dramen. Es geschieht indeß so bescheiden, so ohne alle Anmaaßung, mit einem so aufrichtigen Verlangen nach Belehrung, daß den armen Mann über seine Geistesverirrung hart anfassen, Grausamkeit wäre. Indeß muß ihm doch, zur Befriedigung seines Verlangens nach Belehrung, gesagt werden, daß, nach dieser Probe zu urtheilen, das Talent zum dramatischen Dichter, schwerlich sein Talent ist. Wer einen römischen König wie einen Holzhacker, und röm'sche Prinze, Feldherren, Senatoren und Tribunen, wie Bootsknechte handeln und sprechen läßt; die Gemahlinnen dieser Römer in Sitten und Sprache, zu Höker- und Waschweibern travestirt; wer tragische Charaktere so entwürdigt, die hervorstechendsten Situationen so entgeistet, so planlos, bunt und verworrene Akte und Scenen zusammensetzt; so Lärm, wildes Getümmel, immer wiederkehrendes Ab- und Zuströmen des gemeinsten Volksgesindels für dramatische Handlung hält, der beurkundet auch nicht auf die fernste Weise seinen Beruf zum Schauspieldichter.

Da dem Verfasser, nach seinem eignen Geständnisse, diese seine Arbeit in ziemlichem Maaße fremd geworden: so scheint es dem Rec. Pflicht, ihm zur Auffrischung seines Gedächtnisses, die obigen Beschuldigungen mit Beweisen zu belegen, damit er sich selbst von seiner Untauglichkeit für die gewählte Laufbahn überzeuge.

Er erinnere sich dann, daß gleich mit dem Beginne seines Schauspieles eine Königinn erscheint, (Tullia, Gemahlinn des Tarquinius Superbus,) die, von einer tollen Raserey ergriffen, ihren Sklaven, Nakta, abohrfeigt und abprügelt, sogar den Schemel nach ihm wirft; daß Junius Brutus gleich darauf, a la Hamlet, aber höchst plump und

pöbel-

pöbelhaft, in der Nachtwandlermaske den Verrückten spielt; daß des Königs Kinder mit diesem Brutus einen höchst erbärmlichen Spaß treiben, ihn rütteln, schütteln und auf die Erde werfen; daß König Tarquinius den höchstsinnreichen Einfall hat, den Nachtwandler „durch einen irdenen, mit „Ochsenblut angefüllten Topf, den er ihm von hinterher gerad auf den Scheitel schlägt," zu heilen. Er erinnere sich, daß Horatius Cocles im Lager vor Ardea, aus lauter Verliebtheit in das Hirtenmädchen, Herminia, seine Gefangenen nicht zählen kann, sich immer verzählt und durchaus nicht damit zu Stande kommt; daß er seine Soldaten, nicht wie ein General, sondern wie ein stockfertiger Korporal in Reih' und Glieder schreyt; daß Prinz Sextus gegen eben dieß Hirtenmädchen einen höchst unrömischen Koridon spielt, und gegen Cocles sich höchst tölpelhaft beträgt; daß König Tarquinius höchst unmajestätisch die Ungezogenheiten seines Sohnes unterstützt; daß Cocles, darüber aufgebracht, sehr pöbelhaft gegen Vater und Sohn wird, und mit zerbrochenen Fahnen um sich wirft; daß Junius Brutus, in seiner angenommenen Geckenrolle, wie Hans Plump, in's Lager stolpert, auf die Nase fällt, und sich die Hüften reibt, u. s. w. Er rufe in sein Gedächtniß zurück, was für eine gemeine Kurzweil die edlen Römer mit einem Salbehändler treiben; daß der königliche Prinz, Sextus, diesen Salbenhändler einen „Lümmel" schimpft, und seine Waaren „Dreck" nennt; daß einer dieser spaßhaften Römer, von Wein überfüllt, sich erbricht, u. s. w.; daß die Gemahlinnen der königlichen Prinzen und andrer edler Römer sich im Ton unsrer wahren Gevatterinnen unterhalten, daß ein Mahler, Bartes genannt, der Gemahlinn des Arztes Strofa, eine Urne verspricht, auf der ihre liebliche Gestalt, als Nymphe Cloacina, die Mysterien ihres Amtes verwaltend, prangen soll, und die Gemahlinn des Prinzen Aruns, diese Cloacina sehr witzig einen Mistfinken nennt. Er lasse seiner Vergessenheit zurückrufen, wie höchst empörend und ekelhaft Königinn Tullia bey ihrem Sohne Sextus die Gelegenheitsmacherey zur Nothzucht der Lukretia wird; welch eine höchstundelikate Rolle diese keusche Römerinn selbst spielt, als Sextus seinen Plan der Nothzucht, ihr Aug' im Auge anlegt; wie sie den Prinzen, und seinen Helfers-Helfer, den Arzt Strofa mit Wein überfüllt, ihnen sogar in ihrem Hause Schlafquartier giebt, und durch ein Zauberbett zum Schlafen gezwungen,

 sich

sich so Gessius Begierden überliefert. Alles dessen erinnere sich der Verf., lese so seine verunglückte Tragödie noch einmal, und wenn ihn dann Darstellung, Ton und Geist seines Werkes nicht anekeln; wenn es ihn dann nicht gereut, mit der Bekanntmachung desselben so voreilig gewesen zu seyn; wenn er dann nicht fühlt, daß die dramatische Muse durchaus nicht seine Göttinn ist, und sich an ihr zu versündigen fortfährt: so hat er den Bescheidenen, den Lehrbegierigen nur gespielt, und seine Verirrungen sind Verstockungen, die keine Schonung mehr verdienen. Dann habeat sibi, wenn die Schonung zur Züchtigung wird.

Wr.

Die Familie Schroffenstein. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Bern und Zürich, bey Gessner. 1803. 268 S. 8. 1 Rh.

Abermal ein Versuchstück aus der Klasse derer, die von einer Seite manch Gutes hoffen, und von der andern viel Schlimmes wieder befürchten lassen! Daß der ungenannte Verfasser ein junger, noch nicht taktfester Mann ist, verräth schon sein Vortrag, als dem man den Mangel vorläufiger Uebung nur zu häufig ansieht. Aus den Ueberladungen, Excentritäten und übrigen Fehlern in Plan und Darstellung, woran es dem Stücke gleichfalls nicht mangelt, läßt heut zu Tage sich weit unsicherer als die Mündigkeit eines Autors schliessen; denn seitdem das deutsche Publikum gegen regelrechte Dramen sich so kaltsinnig zeigt, daß selbst unsre besten Köpfe stutzig geworden, und nicht weiter bekümmert, ob auf Kosten der Natur und Kunst? dem neuesten Ungeschmack fröhnen: seit solch einer Umkehr der Dinge geschieht es zu oft nur, daß Schriftsteller, die etwas ungleich Besseres liefern könnten, nicht selten auch wirklich schon geliefert haben, lieber auf den Preis der Nachwelt als den Flitter des Augenblicks Verzicht thun, und somit die Verstimmung noch höher treiben helfen!

Das Stück selbst spielt in entfernter Ritterzeit, und das mitten in rauher Gebirgsgegend; was deßhalb zu bemerken war, weil sonst mancher vom Verf. beliebte Platzwechsel sich

sich gar nicht begreifen ließe. Ein paar verwandte und benachbarte Edelsamilien gerathen, leidiger Erbverträge wegen, in gegenseitiges Mißtrauen; das durch plötzliche Todesfälle, woran, wie am Ende sich zeigt, doch nur der Zufall Schuld war, zu einer Bitterkeit steigt, die endlich in offene Gewaltthätigkeiten ausbricht. Schon im Beginn der Fehde selbst aber trübt manch neues Ereigniß, wiederum bald Spiel des Zufalls, bald bittere Frucht eines unbändig gewordnen Jähzorns, die Aussicht dermaaßen, daß nur der schrecklichste Ausgang noch zu erwarten bleibt. Umsonst blitzt durch diesen Sturm hochwogender Leidenschaften dann und wann ein Fünkchen Hoffnung zu friedlicher Uebereinkunft: Alles ist bereits zu verstimmt und verwickelt, um gegen das hereinbrechende Schicksal sich weiter schützen zu können. Dieses nun führt eine der gräßlichsten Katastrophen herbey. Die beyden Hausväter und Lehnsvettern stoßen ihre zwey noch übrigen Kinder mit eigner Hand nieder; jeder das seine; indem nämlich jeder auf das des Feindes zu stoßen glaubt; zu welchem schrecklichen Mißgriff nicht nur die umgetauschte Kleidung der armen Geschöpfe, sondern auch das Nachtdunkel einer Gebirgshöhle schon Anlaß geben konnte. Die beyden Väter in eine und dieselbe Kluft zu bannen, hatte freylich wieder neue Künste gekostet.

Ein Drama, wo außer dem so eben erwähnten Hauptschlage noch ein paar andre Verwundungen und Morde vorgehn, (obgleich die Ansicht der letztern uns sparsam wurde,) müßte Trotz aller Kunst dennoch Eindrücke hervorbringen, die nicht erschütternd, sondern empörend wären. Um den Leser oder Zuschauer also mitten unter diesem Tumult der erbittertsten Rachsucht festzuhalten, läuft durch's ganze Stück ein so lebhafter, nicht selten neu genug dargestellter Liebeshandel zwischen dem Sohne des einen Hausvaters und der Tochter des andern: beydes noch sehr junge Leute, und die uns mithin die ersten Blüthen aufkeimenden Gefühls zum Besten geben. Daß sie, als Verwandte und Nachbarn, geraume Zeit hindurch einander nicht namentlich kennen, fällt allerdings sogleich auf, und wird erst S. 160 begreiflich, wo die Mutter des jungen Menschen erzählt, ihr Sohn sey am kaiserlichen Hofe Edelknabe gewesen, und seit drey Monaten erst wieder zu Hause. Außer diesem Liebhaber, der doch wahrlich schon leidenschaftlich genung zu Werk geht, hat

das

das gute Mädchen noch mit einem andern ihre liebe Noth, der ein Halbbruder des vorigen ist, ihm aufs abentheuerlichste zusetzte, und ehe man sich's versieht, völlig toll wird! Ein schon ältrer Seitenverwandter ist ihr nicht weniger zugethan, giebt aber, sobald er merkt, was für Nebenbuhler ihm im Wege stehn, seine Absichten auf, will durch Vereinigung der beyden jungen Leute den Familienzwist endigen helfen, und wird als Opfer dieses edelmüthigen Versuchs unbarmherziger Weise todtgeschlagen. Zu diesem halben Dutzend in rastloser Bewegung gehaltner Personen, fügen sich noch zwey wackere Hausmütter, die auch nicht müßig sitzen; ein alter blind und kindisch gewordner Großvater, und eine Todtengräberinn mit ihrer dichterischen Tochter; noch andre minder regsame Figuren ungerechnet: so daß für ein doch 16 Bogen füllendes Stück hier auf keine Weise zu wenig gehandelt wird. Bey Hinsicht auf Zeit- und Orts-Einheit muß man freylich ein Auge, oft beyde zudrücken; was indeß die der Handlung betrifft, gebührt dem Ungenannten doch wirklich das nicht kleine Lob, irgend seinen Hauptzweck aus dem Gesichte verloren zu haben. Auch uns in Athem und Erwartung zu halten verstand er schon, und wenn nicht alle Charaktere gleich gut durchgeführt sind, (die der beyden Väter z. B. als welche bald einander zu stark ähneln, bald wieder zu grell abstechen:) so war dieß eine der Aufgaben, deren Lösung man von keinem Versuchstücke erwarten wird. Selbst der leidige Umstand, daß die Hälfte der hier verbrauchten Farben sein Gemälde tragisch genug gelassen hätte, ist ein Mißgriff, der nur reichen Imaginationen eigen bleibt. Den Dramatikern neuesten Schlags hat er ihn zuverlässig nicht abgesehn; denn diese verstehen höchstens nur aus Wenig noch Wenigeres zu machen.

Bey den Fehlern des Stückes länger zu verweilen, hält Rec. für unnöthig. Sein Verfasser ist offenbar ein so fähiger Kopf, daß er sein Erzeugniß nur nach Jahr und Tag wieder anzusehen braucht, um die es noch entstellenden Verstöße gegen Natur, Geschmack und Schicklichkeit auch ungewarnt wahrzunehmen. Seiner Einbildungskraft kann er unmöglich ein Haar breit den Zügel weiter schießen lassen, ohne ins Ungenießbare zu stürzen. Jeder Schritt also zurück, wird für die Kunst, und für ihn selbst Gewinn seyn; da er denn wohl fühlen wird, daß auch im geregelten Raume

sich

sich noch frey genug athmen läßt. Eine mit Shakespear's Manier schon vertraut gewordne Bekanntschaft blickt überall durch; und da läuft es denn freylich auch nicht ohne Reminiscenzen ab, die bald stärker, bald schwächer sich aufdringen. In der Stelle jedoch:

> Die Stämme sind zu nah gepflanzet, sie
> Zerschlagen sich die Aeste; — — —

bleibt der einheimische Borg etwas zu sichtbar; denn wer denkt nicht hierbey an den in Lessings Nathan mit denselben Worten ausgedruckten Sinn? Weil von Versen die Rede! Die zehn und eilfsylbigen des Ungenannten sind mitunter lebhaft und reintönend genug; aber auch hier bleibt für seine Metrik, besonders des in unsrer Sprache so schwierigen Jambus noch vollauf zu lernen übrig. Nicht selten hebt der Vortrag des Stücks sich bis zum lyrischen; verschmäht aber eben so wenig Verse, wie folgende:

> Dem ein Schwarzkünstler Fratzen vormacht —

Oder:

> Und der mich so infam belogen hat. —

In andern wieder ist ein bejahrter rauher Ritter aus dem Mittelalter doch schon so gewandt, sich, wie folgt, auszudrücken:

> Und weil doch Alles sich gewandelt, Menschen
> Mit Thieren die Natur gewechselt, wechsle
> Denn auch das Weib die ihrige! — verdränge
> Das Kleinod Liebe, das nicht üblich mehr,
> Aus ihrem Herzen, um die Folie,
> Den Haß, hineinzusetzen! — —

Stellen, die durch ein dem Herzen sehr glücklich abgelauschtes Gefühl sich auszeichnen, giebt es unter den sie umgebenden, als Bombast zerplatzenden Uebertreibungen, in großer Menge. Jene aber wollen in ihrem Zusammenhange genossen seyn, der wieder zu viel Raum kosten würde, und wer verlangt Proben von diesen? Von sinnhaltigen Aeußerungen, wie etwa:

> Mienen
> Sind schlechte Räthsel, die auf Vieles passen. —

oder:

> An eigne Kraft glaubt doch kein Weib; und traut
> Stets einer Salbe mehr zu als dem Gotte! —

ist

ist ein Ueberfluß vorhanden. — Aus dem Hexenversuch der Todtengräberinnen (einem an sich selbst höchst widerlichen Zwischenspiele, das aber unser Nachahmer Shakespear's gar nicht ungeschickt ins Ganze zu verflechten weiß) wollte Rec. sehr gern die hochauffliegende Anfangsstrophe hersetzen; müßte sodann aber, um von den Idiosynkrasien des Verf. einen Begriff zu geben, auch die zweyte, desto ekelhafter ausgemalte, folgen lassen; und dieß kann er sich nicht abgewinnen! Kurz und gut: Versucht der Ungenannte sich wieder am Drama: so wird sein nächstes Stück über die Reputation des Autors entscheiden. Entweder etwas ungleich Besseres; oder es ist um seinen Takt und Geschmack auf immer geschehn!

Do.

Weltweisheit.

Ueber den Ruhm, von *Ludewig Thilo.* Halle, bey Hemmerde. 1803. 446 Seiten 8. 1 Rk. 12 gr.

Rec. durchlas dieß Buch mit der gespannten Erwartung, womit man gewöhnlich Schriften, die einen noch nicht philosophisch behandelten Gegenstand zergliedern, durchzulesen pflegt, und seine Erwartung war noch dadurch erhöhet worden, daß ein sehr verdienstvoller deutscher Schriftsteller diesem Buche eine stattliche Lobrede hielt, und es unter andern auch ein abstraktes Werk nennt. Wir haben diese Lobrede nach Durchlesung dieses schätzbaren Werks sehr gerecht gefunden; es enthält eine Menge inhaltsreicher Bemerkungen und Maximen zur Erklärung seines Gegenstandes und seiner großen Beziehungen auf die innere und äußere Natur des Menschen, — und ist meistentheils in eine Diktion eingekleidet worden, die eben so edel und ernst, als die Gedankenfolge des Verfassers selbst ist! Aber ein abstraktes und gereiftes Buch möchte es Rec. doch nicht nennen. Es ist zwar, untersuchend; aber doch so geschrieben, daß jeder aufmerksame Leser es leicht und hinreichend verstehen kann; ja es ist in einzelnen Stellen so populär abgefaßt, daß man sich fragen möchte: warum der Verf. eine Menge der bekanntesten Dinge und der alltäglich-

sten

Phänomene mit diesem eleganten Schmuck der Sprache umkleidet hat,

Der ganze weitläuftige Umfang des Buchs selbst ist nur in wenige Abschnitte zergliedert, und dadurch für die Ruhepunkte des Nachdenkens wenig gesorgt worden. Zuerst über den Begriff und die Natur des Ruhms. Unserer Meinung nach hätten zunächst die Begriffe der Achtung und Bewunderung als Prämissen psychologisch zergliedert werden sollen, ehe die logische Definition der Sache selbst als ein Fundament der Untersuchung hingestellt wurde, Aber auch selbst diese Definition ist hier so schwankend und unzuverlässig ausgefallen, daß wir uns wundern, wie sie einem so guten Kopfe genügen konnte. „Der Ruhm,“ sagt er, „ist ein Gegenstand des großen Lebens, der größtentheils der menschlichen Wirksamkeit sein Daseyn verdankt. Er ist eine Wirkung auf das Gemüth durch Eindrücke von außen, die, im Innern aufgenommen und ausgebildet, sich dann wieder in mancherley sinnlichen Darstellungen der Bezeichnung überhaupt und der Rede insbesondere äußern.“ Hiermit wissen die Leser so viel wie nichts, und die Definition selbst gehört gewissermaaßen zu den vergoldeten tauben Nüssen, deren es jetzt so viele in der Philosophie giebt. Demnächst paßt diese Erklärung des Ruhms auf tausend andere Erscheinungen, die ebenfalls Gegenstände des großen Lebens und Wirkungen auf das Gemüth durch Eindrücke von außen u. s. w. sind; ob sie gleich nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Begriffe des Ruhmes selbst haben. Nicht viel glücklicher ist weiter unten die Erklärung der Bewunderung. — „als eine gemischte Empfindung, die einerseits ein Befremden über das Außerordentliche, anderseits ein Wohlgefallen über das Beyfallswerthe desselben enthalte, und durch ein freudiges Befremden erklärt werden könnte.“ Denn es giebt auch etwas furchtbar Erhabenes, wobey kein Gefühl des Wohlbehagens statt findet, und ein Staunen und Bewundern gewisser Schreckensscenen, was nimmermehr durch ein freudiges Befremden beschrieben werden kann. Uebrigens scheint es eine bloße Wortspielerey zu seyn, wenn der Verf. die ungemischte Empfindung des Außerordentlichen durch Wunderung und die Empfindung über das tadelnswerthe Außerordentliche durch Verwunderung ausgedruckt haben will. Doch durch diese und andere Mißgriffe in den Urtheilen des Verf.

sollen

sollen sich die Leser von dem Genusse dieses gelehrten Werks nicht abhalten lassen, da darin so viel schätzbare Vergütungen für einzelne müßige Stellen und herbeygeholte Episoden angetroffen werden, — so wie wir überhaupt die Bemerkung gemacht haben, daß das Interesse dieser Schrift in ihrem Fortgange auf eine einladende Art zunimmt, und den Leser gleichsam mit steigender Würze der Gedanken anlockt.

Ueber den Trieb nach Ruhm. Dieser Abschnitt des Buchs ist als anthropologische Ansicht und Beleuchtung einer der edelsten Zierden des menschlichen Geistes sehr lesenswerth, und zeigt uns den innern Menschen, der für sein Verdienst laute Achtung verlangt, nach seinen delikatesten und zugleich auffallendsten Seiten, und es thut uns leid, daß wir aus Beschränktheit des Raums hier nur folgende Stellen zur Bewährung unseres Urtheils anführen können. „Will man diesem ursprünglichen Triebe," heißt es S. 116, „der menschlichen Wirksamkeit allen Antheil an den Handlungen der reinen Moralität absprechen, wie das der Begriff derselben allerdings fordert; so wird man nicht übersehen, daß dergleichen in der Wirklichkeit vielleicht nirgends angetroffen werden. Denn auch diejenigen Handlungen, welche die Farbe der lautersten Sittlichkeit tragen, sind gewöhnlich Wirkungen ganz anderer, wenn gleich nicht unedler Bewegungsgründe. Aber es ist so schwer, die eigensten Triebfedern jeder äußern Handlung im Innern ausfindig zu machen, weil wir von Außenseiten, die nur zu oft täuschen, darauf zurück schließen müssen. Ja, es würde unmöglich seyn, nur mit einiger Wahrscheinlichkeit darüber vermuthen zu können, wenn wir nicht in unser eignes Herz blicken, und in ihm die wesentliche Natur aller übrigen wahrnehmen könnten. Welcher aufrichtige und unbefangene Beobachter kann es sich verbergen, daß alle mitwirkende verschiedenartige Momente, die an den reinsten und edelsten Entschließungen Antheil haben, sich in dem Punkte vereinigen, das zu thun, was ein erhebendes Gefühl unserer selbst gewährt." Und wie treffend wahr ist der Gedanke weiter unten S. 124 — „schon „das stille Dulden, das nicht selten eine hohe Stärke des „Gemüths voraussetzt, kann einen weit höhern Grad von „Selbstgefühl mit sich führen, als mancher Sieg, der nur „erworben ward, weil ihn ein schwacher Feind erleichterte;" — Wenn der Verf. dagegen in einer andern Stelle die bekannte

tanische Enthaltsamkeit Scipios gegen die Verlobte eines jungen Spaniers so hoch erhebt: so möchte man sich hier seiner eigenen Worte (S. 153) bedienen, wo er, obgleich bey einer andern Gelegenheit sagt: ob diese herrschende Ueberlegenheit in sich selber eine wahre Größe sey, oder nur durch die Geringfügigkeit hervorsteche, das ist eine Sache, die zuvörderst noch wohl auf sich beruhet. — Auch für Erzieher und Lehrer der Jugend und Menschheit enthält diese Schrift so manche wichtige Beherzigungen, die durch den edeln und interessanten Vortrag noch anziehender gemacht werden. Wir wollen hier nur Einiges ausheben. (S. 182.) „Sobald der Mensch nach seinem Eintritte ins Leben erwacht sich findet, und in dem Gewirre der Gegenstände auf die Lockungen achtet, die allen seinen Sinnen schmeicheln, ist er für alles Große und Außerordentliche verloren, wenn nicht in diesem Augenblick ein leitender Genius ihm zur Seite tritt, und seinen Blick über die schimmernden Reize hinaus nach größern Schönheiten richtet. Noch ehe die kleinen Wünsche des Lebens sich an ihn anschmiegen, und in flüchtigen unbedeutenden Vergnügungen unwiederbringlich seine angestammten Kräfte verschwenden, muß er das Große und Vortreffliche empfinden und erkennen lernen, und es durch die wiederholte lebendige Vorstellung seines köstlichen Werths so lieb gewinnen, daß er tausend Dinge mit Freuden entbehrt, um sein ganzes Vermögen zur Erlangung jenes Besitzes aufzusparen. Zu keiner Zeit des Lebens dringen die Empfindungen und Gedanken so tief in die Seele, die mit dem höchsten Grade der Empfänglichkeit noch für alle Eindrücke offen ist, und verwachsen so mit ihrem innersten Wesen, als in der frühern Jugend. Welcher Moment wäre günstiger, die vortrefflichen Muster der alten und neuern Zeit vor die Seele zu führen, sie durch die Thaten ausgezeichneter Menschen zu erwärmen, und mit den erhabenen Zügen großer Charaktere vertraut zu machen? Und irre ich nicht sehr: so ist es vor allen diese Seite, welche das frühzeitige Studium der klassischen Werke des Alterthums so empfehlungswürdig macht. Denn der größte Gewinn, den die geistigen Erzeugnisse ausgezeichneter Menschen überhaupt gewähren, ist der höhere Schwung, zu dem der in ihnen wehende höhere Geist durch seinen erhabnern Flug mit sich fortreißt. Und wo finden wir diese Höhe des Charakters mehr, als in den bessern Resten des untergegangenen Alterthums, dessen große Männer

ihren Geist in der sorgenfreysten Muße eines stillen ländli-
chen Aufenthalts, und die Eigenschaften ihres Charakters
in dem Gedränge der Geschäffte zu bilden eine Gelegenheit
und einen Beruf hatten, wie beyde in den Verfassungen un-
serer neuern Staaten nur wenigen auserwählten Glücklichen
zu Theil werden können." Bey dieser Erweckung der Nei-
gung für das Große und Außerordentliche kann aber der Ver-
fasser wohl keine andern Menschen, als solche im Sinne ge-
habt haben, die nach ihren Verhältnissen mit jener Neigung
zum Besten der Menschheit wuchern können. Jene Neigung
ist folglich nur als ein Erziehungsmittel für wissenschaftliche
und höherstehende Köpfe zu benutzen, weil eine allgemeine
Erregung jener mächtigen Geistesspannung nicht nur nicht
möglich ist; sondern sich auch überhaupt nicht in eine Welt
passen würde, worin das Kleine, Mittelmäßige und Große
ihrer Natur nach neben einander stehen und bestehen müssen.
Das Hinausheben niederer Menschenklassen jenseit ihres Ge-
sichtskreises hinaus, und die überspannte Erhöhung ihrer Ge-
fühle für das Außerordentliche und Große hat unendlich mehr
geschadet als genutzt, und die traurige Unbrauchbarkeit so vie-
ler idealischer Thoren ist neuerlich die Folge von jenen Miß-
griffen bey Erweckung einer übertriebenen Ruhmgier gewe-
sen. — Nachdem der Verf. diesen Trieb nach seinen vorzüg-
lichsten Charakterlinien aus einander gesetzt hat, kommt er
noch auf die Frage: ob derselbe auch in reinmoralischer Hin-
sicht gebraucht werden dürfe, da bekanntlich die kritische Phi-
losophie das Gute zu seinem Selbstzweck macht, und darauf
nur die Achtung der Pflicht als höchstes Moralprincip ge-
gründet haben will. Hiergegen macht der Verf. folgende
Bemerkung: „eine solche moralische Vorschrift kann nur die
„Vernunft geben, die aus ihrem Gesetz jede Mitwirkung ei-
„nes Triebes als eine Entstellung ihrer sittlichen Reinheit
„ausschließt. Eigentlich gilt ein solcher Ausspruch der Ver-
„nunft nur für die vernünftige Natur des Menschen, weil
„er auf ihrem Boden einheimisch ist. Soll er, und er soll,
„für die Beherrschung der sinnlichen Natur ebenfalls eine
„Richtschnur werden: so müssen die sinnlichen Triebfedern
„mit ihm in Harmonie gebracht, und auf diese Weise die
„verschiedenartige Verbindung zwischen Sinnlichkeit und
„Vernunft vermittelt werden. Es wäre ein möglicher Ge-
„danke, daß uns die Natur die mannichfaltigen Triebe zu
„keinem andern Zwecke gegeben hätte, als durch ihre völlige

„Bekäm-

„Vervollkommnung die Kräfte der Vernunft zu üben und zu erhö-
„hen; aber dieser Gedanke verfliegt, wenn wir einen Blick
„auf unsere ganze Natur und auf unsere Verhältnisse mit
„den übrigen Gegenständen werfen, — ohne Sinnlichkeit
„ist unsere Existenz nicht einmal denkbar.“ — Ueber die
Erlangung des Ruhms. — Die Absicht des Verfassers
geht hier nicht dahin, Regeln zu geben, wie der Ruhm er-
langt werden soll, sondern nur wahrzunehmen, wie er er-
langt wird. Antwort: durch Schönheit — (bey welcher Gele-
genheit der Vf. der griechischen Helena und seiner Königinn ein
herbeygezogenes Kompliment macht) durch physische Kraft
und Stärke. Diese, sagt er sehr richtig, hat in den Augen der
Menschen an Werthe verloren, seit die Kunst durch tausend
schneller und sicherer wirkende Erfindungen den Gebrauch der-
selben entbehrlicher, und daher ihren Besitz weniger schätzbar
gemacht hat, als er in jener frühern Periode wirklich war.
— Der Ruhm wird ferner erlangt, durch Talente, Genie,
wissenschaftliche und andere Verdienste, wobey der
Verf. Abts vortreffliches Werk über diesen Gegenstand be-
nutzt haben sollte. Jedoch ist über diese und andere Ordnun-
gen des Ruhms in der Abhandlung unseres Verf. sehr
viel Erhebliches und Empfehlungswürdiges selbst für das
schärfere Nachforschen gesagt worden; — nur Schade, daß
auch hier oft so viel fremdartige Materien in den Vortrag
gewaltsam hineingezogen werden, und man bey solchen Ab-
schweifungen gar nicht mehr in einem Buche über den Ruhm
zu lesen glaubt. Dennoch verdient folgende, den Kaiser Jo-
seph betreffende, Anmerkung einen ehrenvollen Platz: „Der
„Kreis seiner Wirksamkeit glich einem dunkeln Tage, dessen
„dichte Wolken nur auf einige Stunden von den Strahlen
„der Sonne durchbrochen, mit doppelter Finsterniß sich wie-
„der schlossen. Denn nur die Geschichte wird aufbewahren,
„was er wollte, und was er that, da die undankbare Wirk-
„lichkeit mit seinem Tode zerstören ließ, was er gegründet
„hatte. Seine Schritte waren freylich rasch; er dachte zu
„gut von den Menschen, um zu glauben, daß sie das Gute
„mit Widerwillen annehmen und mit Freuden wieder von sich
„werfen würden.“ — Uebrigens halten wir es für etwas
Mangelhaftes an dieser Untersuchung des Ruhms, daß dar-
in einer der größten, außerordentlichsten und berühmtesten
Männer neuerer Jahrhunderte, Friedrich der Große, so
wenig berührt wird; dagegen einem tief unter ihm stehenden

 Alexan-

Alexander, diesem wilden und ländersüchtigen Abentheurer, hier mehrere unverdiente Lobreden gehalten werden. — Noch empfehlen wir der Aufmerksamkeit der Leser besonders das Raisonnement des Verf., über den Werth der Spekulation des Styls und der Kunst. In Rücksicht des zweyten gebührt dem Verf. allerdings eine achtbare Stimme unter den deutschen Schriftstellern, da sein Buch als Dokument einer sehr geübten Stylkunst betrachtet werden kann, wenn auch einzelne zugepuhte Stellen der schönen Einfachheit der Sprache entgegenstehen. — Wenn er S. 300 sagt: „daß die Darstellung allein den grossen Schriftsteller mache, wenn sie übrigens „auch einen reichen Inhalt als nothwendige Bedingung voraussetzt:“ so liegt hier wenigstens ein scheinbarer Widerspruch, indem der Nachsatz das gesetzte Allein widerlegt. Auch würde der Verf. hierbey ein unzulässliches Urtheil gewagt haben, wenn er die Erklärung des Styls nicht weit genug ausgedehnt hätte. „Es ist nämlich, sagt er, die Sprache nicht allein, die den Styl ausmacht, die Behandlung der Gedanken durch eine mannichfaltige Verknüpfung und Wendung derselben, um die Wahrheiten nicht nur als solche, sondern auch in Beziehung auf andere Forderungen des Lesers, als die des logischen Verstandes sind, darzustellen, diese Bekleidung der nackten Wahrheiten mit gefälligen Nebenideen, gehört eben so sehr dazu“ u. s. w. Die Hauptursache, warum wir in Ansehung der Darstellung nicht das leisten, was die Alten geleistet haben, findet der Verf. mit Recht in dem ganzen Zustande unserer wissenschaftlichen Bildung. Man könnte hinzusetzen: daß die Alten bey ihren Geistesarbeiten einer glücklichen und aufmunternden Denkfreyheit genossen, daß ihr Geist durch eine leidige Vielwisserey nicht verschroben noch verkrüppelt wurde; daß sie nicht aus traurigem Brodterwerb schrieben; daß sie ihre Produkte gehörig reifen ließen; daß sie ihre Sprache und deren Verschönerung mehr, als wir, studierten, und daß sie mehr durch öffentliche Aufmunterungen und Verhältnisse in die Kunst, schön zu reden, gehoben wurden. — S. 310 werden Lessing und Engel nur als die vorzüglichsten deutschen Stylisten genannt; — eine Schmeicheley, welche Lessing und Engel nicht annehmen würden, wenn sie noch lebten. — Ueber die Wirkungen des Ruhms. In diesem Abschnitte ist das Hin- und Herschwanken des Raisonnements, und das unbestimmte Aufgreifen der Ideen, um sie episo-

disch

bisch an das Ganze anzureihen, noch sichtbarer, als in den vorhergehenden Stücken, so daß man oft die Fäden nicht mehr bemerken kann, wodurch so viel Fremdartiges in einen Körper verschmolzen werden sollte. So findet man in diesem Abschnitte ganze Seiten, wo Gemeinplätze und Maximen nur fragmentarisch, obgleich in fortlaufenden Linien neben einander gestellt wurden. Ueber die Wirkungen des Ruhms auf den innern Menschen, ist hier nur sparsam philosophirt worden, und der würdige Verf. ist uns hier sehr viel schuldig geblieben. — Wie der Ruhm den ganzen Charakter einzelner Menschen ausfüllen, begeistern, aber auch verdrehen kann; — wie sich der Mensch dieses Luftbild nach und nach als eine Realität denkt, und sich von ihrem Genusse nach Erquickungen träumt, wenn der gerühmte Mann sogar nicht mehr existirt; — wie er die Weisen zu Thoren macht, und wenn er sich einige Zeit lang an einem edeln Stolze nährte, nachher in eine kleinfügige Eitelkeit selbst bey großen Männern ausarten kann; — wie er den Menschen bey dem klaren Bewußtseyn innerer Verdienste doch blindlings hin- und herwerfen, und sich durch die Größe selbst vernichten kann; — wie er alle Leidenschaften in sein Interesse zieht, und doch so leicht der rechten Straße zum glänzenden Ziele verfehlt; — wie selbst das Gefühl der Größe, bey untergeordneten Geistern um Beyfall betteln, und sich selbst ganz vergessen kann, indem er sich ganz zu besitzen scheint. — Ueber dieß Alles hätte uns ein so fruchtbarer Kopf noch viel mehr sagen, und dagegen so manchen heterogenen Anbau seines Gebäudes ganz weglassen können. Folgende schätzbare Stelle mag die Anzeige eines Werks beschließen, welches, aller zu wünschenden Verbesserungen ungeachtet, von allen denkenden Köpfen gelesen zu werden verdient. „Wenn starke, kraftvolle „Seelen sich vorzüglich zum Ruhm hingezogen fühlen, und „wenn diese Gattung von Menschen, ohne die Leitung jenes „mächtigen Hanges, durch die Heftigkeit ihrer Begierden „eine Beute großer Verirrungen werden würden: so wird „man den wohlthätigen Einfluß nicht übersehen, durch welchen „der Ruhm ihrer lebendigen Kraft eine heilsame Richtung giebt. „Die Wahrheit dieser Bemerkung zeigt sich am sichtbarsten auf „der höchsten Stufe äußerer Größe, auf dem Throne einer „unumschränkten Herrschaft. Wie würden die meisten, be„sonders die genievollen Regenten handeln, hätten sie den „tausendfältigen Lockungen einer verführerischen Willkühr

„keine wirksamere Triebfeder, als die schwache Stimme der
„Pflicht, die schon so oft im stillen Kreise der Häuslichkeit
„überhört wird, hätten sie ihnen nicht die eben so mächtigen
„Reizungen des Ruhms entgegen zu setzen, fänden sie nicht
„in der Stimme des allgemeinen Beyfalls einen Antrieb,
„ihre unabhängige Thätigkeit mit den Wünschen ihrer Un-
„terthanen in Harmonie zu bringen, und sich selbst das Be-
„wußtseyn ihres erfüllten Berufs zu verschaffen?“

Sm.

Programma zur Philosophie. Göttingen, bey Schrö-
der, 1802. 302 S. kl. 8. 20 X.

Der Verf. (laut der Vorrede H. Wilh. Kern) hat sich schon in seiner Geoseologie als ein philosophisches Kraft-genie, und als einen Stürmer aller bisherigen philosophi-schen Systeme gezeigt, dem es Niemand (Hrn. Herder et-wa ausgenommen,) recht gemacht hat. Hier sind einige Pro-ben, wie absprechend Hr. Kern von den berühmten Philoso-phen und ihren Systemen urtheilt: „Die Berkleyische Er-„klärung von dem Ursprung unserer Erkenntniß ist bloß geist-„reich; die Kantische grobsinnlich; die Fichtische desperat; „die Lockische trocken und eng; die Leibnitzische zwar „genialisch; aber doch im Grunde nichts als eine transcen-„dentale Verirrung; denn auch Leibnitzens Verstand war „ein enger Verstand, der alles erklären, ein naseweiser „Verstand, der keine Antwort schuldig bleiben wollte.“ (S. 110, 112.) — „Kant macht Schnitzer über Schnitzer.“ (S. 223.) „Er wirft dem Berkeley einen dogmatischen Idea-„lismus vor; und doch ist er ein viel ärgerer dogmatischer „Idealist als Berkeley. Es ziemt z. B. einem Mörder „gar nicht, seinem Halbbruder, dem Räuber schlimme Vor-„würfe zu machen.“ (Sic! S. 100.) — Doch am schlimm-sten kommen Plato und Aristoteles weg; denn wenn wir dem Verf. (S. 49.) glauben: so haben diese Philosophen der Menschheit mehr geschadet als Nero. „Nero und an-„dere Tyrannen haben, wenn es hoch kömmt, 50 Jahre, „und nur einen kleinen Theil der Menschheit gedrückt; aber „Plato und Aristoteles, welche lange, feste und allgemei-„ne Despotie haben sie nicht der armen Menschheit aufge-

„hal-

„hauset? Wie haben sie nicht in den innersten Menschen
„hineingegriffen, und das Edelste und Selbstständigste und
„Freythätigste, was nur unter der Sonne gedeiht, die Den-
„kung, in reinen Mechanismus ausgelähmt? o wie haben
„sie die Menschheit nicht entmenscht, und aus ihr leben-
„diges Papier gemacht, Pergament aus lebendigem Leder!"
u. s. w. Man sieht wohl, daß Hr. Kern sich gegen den
blinden und sklavischen Sektengeist in der Philosophie er-
eifert; allein thut er es nicht auf eine höchst unvernünftige
Art? Und wenn er es vollends in der Anmerkung (S. 41.)
gräßlich findet, daß Aristoteles mit einer lachenden Mie-
ne, und Kant mit einem Stocke gemalt wird, und daß
das ewige Bild immer lachend, immer mit dem Stock da
stehe; ist das nicht ein ganz sinnloses Geschwätz? Was ist
denn Gräßliches daran, daß Kant mit einem Stocke ge-
malt wird? Aber garstig ist es, daß Hr. Kern dem philo-
sophischen Publikum solches Zeug in dem selbstgenügsamsten
Tone eines seynwollenden Reformators der Philosophie vor-
schwatzt. So weit ist es in Deutschland, seitdem man das
Revolutioniren in der Philosophie so laut geprediget hat, ge-
kommen, daß nun ein Jeder, der sich ein wenig in der Phi-
losophie umgesehen hat, einen Beruf zu haben glaubt, ein
Reformator in der Philosophie zu werden, und sich für be-
fugt hält, über die berühmtesten Männer herzufallen, und
sie zu mißhandeln. Rec. glaubt nicht, daß es in irgend ei-
ner Periode einen solchen Dünkel, eine solche Dreistigkeit,
ja, man darf wohl sagen, eine solche Unverschämtheit un-
ter dem philosophischen Volke gegeben hat. Das Schlimm-
ste ist, daß bey einer solchen Dreistigkeit im Urtheilen, alles
übertrieben, und die Wahrheit verfehlt wird. Was ist der
Despotismus einer philosophischen Schule, (wenn je der aus-
gebreitete Beyfall, den eine Philosophie erhält, ein Despo-
tismus genannt werden kann;) gegen die Tyranney eines
Nero? und sollte sich Hr. Kern nicht schämen, daß er die
großen Verdienste des Plato und Aristoteles um die
Menschheit so herabwürdiget? —

Von solchen derben, platten und höchst unanständigen
Stellen, wimmelt dieses sogenannte Programma zur Phi-
losophie. So heißt es S. 87: „Daß die neuen Sektenhel-
„den am hellsten Mittagslicht der gesunden Menschenver-
„nunft, als Gespenster herumirren, und ihr volles unge-

 „nirtes

„nirten Ich, zum Erbrechen roh und bubendreist, in „alle 32 Winde hinausrufen.“ S. 182 sagt Hr. Kern von eben diesen Philosophen, daß sie die gesunde Menschenvernunft verachten, als sey sie Dreck. Häufig nennt er sie Dummköpfe. S. 118 kommt er so sehr in Eifer, daß er in die Worte ausbricht: „Ha! wäre ich kein Philosoph, „mein Herz würde Flammen sprühen von glühender „Rache: aber, bey Gott! ehe lege ich meine Rabenfeder „nicht nieder, bis diese Rohen ihr Unrecht wenigstens füh„len, oder, wenn das nicht ist, von der Totalität der Mensch„heit in ihrer reelsten Würdigung erkannt, durch und durch „in ihrer Häßlichkeit konstruirt werden.“ — Und dieser Schriftsteller wirft (S. 86.) dem Hrn. Fichte seine unsäglich-rohe Ausdrücke vor. Clodius accusat moechos etc.

Unsere Leser werden ohne Zweifel fragen, worin denn die neue Philosophie dieses Schreyers bestehe, der sich herausnimmt, alle seine Vorgänger zu meistern. Ja, wenn Rec. das wüßte, oder aus diesem Programme nur errathen könnte: so würde er es ihnen gerne sagen. Der Verf. spricht zwar viel von der Panharmonie und der absoluten durchaussigen Identität der Natur; von Anerkennung, Selbsterfassung, organischer Komprehension des einen durch das andere u. s. w. Aber durch diese Wörter werden sie eben so wenig klug werden, als es der Rec. geworden ist. S. 239 bis 260 wird zwar ein Langes und Breites über die Panharmonie geschwatzt; aber Rec. kann sich in diese Kernische Panharmonie um so weniger finden, da H. Kern auch Auftritte dazu rechnet, wobey es gar nicht harmonisch zugeht. So soll es (S. 255.) Panharmonie seyn, „wenn „die erzdummen Gäste sich noch untereinander bey den „Haaren raufen, während das Haus brennt, und das Feuer „schon die Saalthüre ergriffen hat, d. h., wenn die Idea„listen sich noch balgen, während ein Herder und Schulze „ihren ganzen Tummelplatz in Asche legt.“ Ohne Zweifel gehört es auch zur Panharmonie des Verfassers daß so zwey verschiedenartige Schriftsteller, dergleichen die Hrn. Herder und Schulze sind, gepaart werden; und gleichfalls ist es panharmonisch, daß ein Schriftsteller, wie er, sich zum Reformator in der Philosophie aufwirft, der doch noch so Vieles von den Philosophen, die er zu verachten affektirt, lernen könnte. — Wie verwirrt die Begriffe des Verf. noch

sind,

sind, beweist unter andern seine Eintheilung der Philosophie (S. 178.), wo er die Zahl als eine Länge qualificirt, und daher die Länge zum Objekt der Arithmetik, sodann die Breite zum Objekt der Geometrie, die Tiefe aber zum Objekt der Körper- und Kraftlehre macht. —

Hd.

Cölestion, oder über das Wesen und den Werth der natürlichen Religion, in Rücksicht auf die geoffenbarten biblischen. Ein Pendant zu dem Wolfenbüttelschen Fragmentisten, von Karl Hylander. Wolfenbüttel. 1803. $7\frac{1}{2}$ B. 8. 12 gr.

Der Beysatz auf dem Titel: ein Pendant zu dem Wolfenbüttelschen Fragmentisten, soll vermuthlich, wie die Lockpfeife die Vögel, so die Käufer anlocken, und die Tendenz des Schriftchens anzeigen. Wirklich ist in demselben ein, wie es scheint, blutjunger, wenigstens noch gar nicht in der Welt bekannter, fahrender Ritter als Champion der natürlichen Religion aufgetreten, und hat den Vertheidigern der Offenbarung, und der geoffenbarten biblischen Religionen, den Fehdehandschuh zum Kampf auf Leben und Tod hingeworfen. Es gilt nichts wenigeres, als gänzliche Verwerfung des Glaubens an Offenbarung, und namentlich der Religionslehre des alten und des neuen Testaments, welchen ihr Gegner doch die Ehre läßt, daß sie die besten aller geoffenbarten Religionen seyn; und das Alles auf $7\frac{1}{2}$ Bogen! Offenbarung sey zwar nicht unmöglich; aber ihre Wirklichkeit sey nicht darzuthun. Nur dasjenige, was mit der Vernunft übereinstimme, könne geoffenbart seyn. Ließe sich erweisen, daß eine angebliche Offenbarung etwas gelehrt hätte, was die Vernunft nicht habe lehren können: so möchte man ihr glauben. Dieß sey aber mit der Bibel nicht so. Was in ihr mit der Vernunft übereinstimme, das finde man in den Schriften weiser Griechen und Römer eben so gut, ja noch besser, und diesen sey das doch ja nicht geoffenbart. Außerdem aber finde sich in der Bibel so viel Ungereimtes, was durchaus nicht geoffenbaret seyn könne, und es sey daher unmöglich zu glauben, daß sie unmittelbar von Gott eingegeben sey. Betrachte man die Schriften der Bibel als mensch-

 liche

liche Schriften: so lasse sich alles, was in derselben nicht der Vernunft gemäß sey, entschuldigen, und aus menschlicher Eingeschränktheit erklären, und das Gute, was in ihr sich finde, mit Prüfung und Auswahl benutzen. Die natürliche Religion ist Jedem ins Herz geschrieben; sie fordert nichts, als was die Vernunft befiehlt, und was ein Jeder ausüben kann. Sie ist die Mutter der Toleranz, die den Menschen erst menschlich macht, indessen die geoffenbarte Religion Sekten und Sektenhaß erzeugt, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, und die Völker durch Haß und Feindschaft von einander trennt. Die natürliche Religion macht die Menschen weiser und besser, zufrieden und glücklich. Die Stimme der Vernunft und des Gewissens ist Gottes Stimme. Wohlan, wir wollen ihr folgen!

So oberflächlich die Kenntnisse sind, die der Verf. in dieser Schrift an den Tag legt; so gering scheint auch seine Bekanntschaft mit dem wirklichen Zustande des Zeitalters, in Absicht auf Religiosität und Sittlichkeit zu seyn, da er doch sich wenigstens das Ansehen giebt, es nicht gleichgültig zu achten, ob Religion und Tugend unter den Menschen befördert oder nicht befördert werde. Flüchtig und unbedachtsam spricht er aber über Offenbarung; ohne diesen doch wichtigen Gegenstand ernsthaft und sorgfältig genug erwogen zu haben. Er setzt die Alternative: entweder müsse der Inhalt der Bibel unmittelbar ihren Verfassern von Gott geoffenbart und unmittelbar inspirirt seyn, oder es gebe keine wirklich göttliche Offenbarung und Eingebung; und das aus dem Grunde, weil er meint, es sey eine Art von Betrug, wenn die Verf. der Bibel von Gott sich selbst überlassen gewesen seyen, und sich doch eine göttliche Eingebung zugeschrieben hätten. Aber folgt denn das wirklich? War es etwa Betrug, wenn die Verfasser der Bibel, unter einer unmittelbaren Einwirkung Gottes zu stehen, selbst wirklich überzeugt waren, und deswegen behaupteten, unmittelbar von Gott inspirirt zu seyn? Oder müßten sie nothwendig sich in diesem Glauben geirrt haben? Können sie nicht in dem Sinne, worin sie von Gott unmittelbare inspirirt zu seyn behaupteten, wirklich von Gott inspirirt gewesen seyn? Wie wenn es sich aus ihren Schriften ergäbe, daß sie mit der ganzen alten Welt alles ihnen Unerklärbare als eine unmittelbare Wirkung Gottes beschrieben? Und so ist es wirklich! Ließe sich denn nicht eine für sie unerklärbare, eine außerordentliche Wirkung Got-

tes

[illegible] daß die Urheber der biblischen Religionslehre [illegible]gen? Ist es ja doch wirklich selbst nach unserer jetzigen Einsicht etwas Außerordentliches, daß wir unter einem übrigens so unbedeutenden, und durch wissenschaftliche Geisteskultur gar nicht ausgezeichneten Volke, früher als bey andern Völkern, die der Vernunft jetzt durch sich selbst als einzig wahr und nothwendig einleuchtende Gotteslehre öffentlich gelehrt, und auf das Eifrigste verbreitet und empfohlen finden! Ist es ja doch unläugbar, daß die Erleuchtung der Völker, welchen das Licht der wahren Religion jetzt leuchtet, durch die Bibel bewirkt ist! Wahre Religion zeuget, wo sie sich findet, von Gott, ihrem Urheber! Aber wo haben je unter andern Völkern Männer, die, von Gott erleuchtet die Wahrheit erkannten, so viel zur Beförderung der Erkenntniß derselben unter den Menschen gewirkt, als Moses, die Propheten, Jesus und die Apostel? Wer kann hier ein Werk Gottes, einen außerordentlichen Plan zur Welterleuchtung verkennen? Mit Unrecht hat der Verf. gegen die Göttlichkeit der Religionslehre Moses eingewandet, daß er keine Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe. Diese brauchte Moses nicht erst zu lehren; denn sie ward von den Israeliten geglaubt. Aber muß denn auch die Offenbarung alles Licht auf einmal geben? Mußte Gott, wenn er durch Moses lehrte, alles lehren, was zur wahren Religion gerechnet werden kann? Die Offenbarung ist Erziehungsplan des Menschengeschlechts. Sie giebt der Vernunft Fundamentallehren auf, an deren Entwickelung und Anwendung sie sich üben soll. So gab sie durch Moses die Anleitung, den einzig wahren Gott anzuerkennen; als einen Grundsatz, dessen Anerkennung unendlich fruchtbar in seinen Folgerungen war. — Also außerordentlich hat Gott hier gewirkt, das ist unläugbar. Darf aber Jemand nun sich erkühnen zu bestimmen, wie weit die außerordentliche Wirkung Gottes gehen mußte? Mußte Gott Menschen, auf die er außerordentlich wirkte, von allen Irrthümern befreyen? Wäre das nach der Natur des menschlichen Geistes möglich? wäre es der Weisheit Gottes gemäß gewesen, da Gott den Geist des Menschen doch zur Selbstthätigkeit geschaffen hat? Ein verständiger und wirklich aufgeklärter Gottesverehrer kann es gar nicht befremdend finden, daß in der Bibel göttliche Wahrheit in menschlichen Formen, Hüllen und Einkleidungen geoffenbart, und neben ihr eine Menge von Spuren der Eingeschränktheit menschlicher

ihrer Erkenntniß anzutreffen ist. Genug, daß durch sich selbst die biblische Religionslehre von ihrem göttlichen Ursprung zeugt! Genug, daß die Geschichte eine außerordentliche göttliche Veranstaltung einleuchtend bestätigt!

Und was thut ein Mann, der so, wie der Verfasser, die natürliche Religion auf Kosten der biblischen geoffenbarten Religionslehre zu erheben sich zum Zwecke setzt? Wo ist die natürliche Religion unter dem größeren Theile der Menschen in der Reinheit und in der Wirksamkeit anzutreffen, welche den Glauben an die geoffenbarte biblische Religion entbehrlich machte? Wahrlich selbst unter uns Deutschen nirgends! Der Glaube an die Göttlichkeit des Ursprungs der biblischen Religionslehre ist dringendes Bedürfniß. Durch ihn, durch ihn allein kann die wahre Religiosität unter dem Volk erhalten, und nach und nach immer reiner und wirksamer befördert werden. Es ist, um auf das Gelindeste zu urtheilen, sehr unbedachtsam, diesen Glauben wankend machen zu wollen!

Was hilft es zur Beförderung allgemeiner Religiosität und Moralität unter dem Volke, daß in den Schriften einiger griechischer und römischer Weisen sich treffliche Aussprüche über Gott und Gottesverehrung, und über die Bestimmung und die Pflichten der Menschen finden? Diese Schriften lieset das Volk nicht, und es kann sie nicht lesen! Und könnt' es sie lesen: so steht ja in andern Schriften von der Art auch so Vieles, was zur Zweifelsucht, zur Gottesläugnung und zur Irreligiosität führt. Da ist Auktorität gegen Auktorität; welche soll nun entscheiden? Und eben so ist es ja mit unsern Weltweisen. Der eine ist für, der andre wider den Glauben, daß Gott außer der Idee wirklich ist. Der größere Theil des Volkes kann die Gründe dafür und dawider nicht prüfen; er muß der Auktorität folgen. Soll er wählen, welcher Menschen Auktorität er folgen will: so setzt ihn seine sinnliche Neigung in Gefahr, der Gottesverläugnung den Vorzug zu geben, und dann ist es um ihn geschehen, er ist für Sittlichkeit und Bürgertugend verloren!! Muß es denn nicht dem wirklich aufgeklärten Menschenfreunde als ein großes Geschenk Gottes einleuchten, daß unter uns der Glaube an die göttliche Wahrheit der biblischen Religionslehren Volksglaube ist? Dieser Glaube ist, laut dem Inhalt der Bibel, und laut dem Zeugniß der Geschichte, ein wahrer

Glaube.

Glaube. Pflicht ist es daher, ihn zu erhalten, ihn immer fester zu begründen, ihn immer mehr zu stärken und zu beleben! Pflicht ist es, die Bibel immer sorgfältiger zu erforschen, und die eigentliche göttliche Lehre in derselben von den Formen und Hüllen zu unterscheiden und zu entkleiden, deren die ältern Zeiten bedurften! Pflicht ist es, auch diese biblischen Formen und Einkleidungen zu ehren, und immer richtiger verstehen zu lernen! Dann wird es einleuchtend, daß die Bibel mit Recht den Namen eines Buches führt, welches wir einer außerordentlichen Veranstaltung Gottes verdanken! So die Bibel zu behandeln, ist freylich nicht so leicht, als obenhin und unbedachtsam über ihren Inhalt abzusprechen. Aber dafür ist es auch wirklich verdienstlich, und für die Menschheit wohlthätig, indessen eine verächtliche Behandlung der Bibel unvermeidlich für Tugend und Menschenwohl verderbliche Folgen hat!

S.

Die Epochen der Vernunft nach der Idee einer Apodiktik. Eine gemeinnützige Anmerkung zum Quodlibet der neuesten Philosophie. Von Fr. Bouterwek. Göttingen, bey Dieterich. 1802. 64 S. 8. 6 Gr.

Vor einigen Jahren kam von dem Verf. unter dem Titel: Idee einer Apodiktik, ein Buch heraus, das, wie er jetzt in der Vorrede zu dieser kleinen Schrift sagt, nichts weniger als eine neueste Philosophie in der neuesten Bedeutung des Worts verkündigte. Es sollte vielmehr nur der erste Versuch seyn, eine uralte Philosophie, die fragmentarisch seit Jahrtausenden von einem guten Theile der vorzüglichsten Menschen anerkannt und ausgesprochen wurde, zur systematischen Einheit und Klarheit zu bringen. Allein auch dieses Buch ist, wie der Verf. in eben dieser Vorrede fortfährt, gleich so vielen andern, die auf neue Ansichten dringen, vor der Hand mißverstanden worden. Er will also nun seinen Ideen hier eine Anmerkung hinzu fügen, die allenfalls zur Hebung dieser Mißverständnisse dienen mag, und bey der er, da er drey volle Jahre damit gewartet hat, nicht wohl in den Verdacht gerathen wird, als ob er eine richtigere Beurtheilung

lung erpochen wollte. Seine Absicht dabey ist, das Wesen der philosophischen Denkart nach der Idee einer Apodiktik so zu beschreiben, daß auch Leser, die nur wissen wollen, was bey dieser oder jener Philosophie zuletzt herauskomme, die Resultate des Systems der Apodiktik mit den Aussprüchen ihrer natürlichen Vernunft zusammenhalten können. — Wir können nicht läugnen, daß uns diese Aeußerungen des Verf., womit er sein Schriftchen vor dem Publikum aufführt, auf dasselbe recht sehr aufmerksam gemacht haben; denn wir mögen wohl auch unter diejenigen gehören, die jenes ältere und größere Buch nicht recht verstanden haben, da wir uns wohl noch erinnern, daß uns in demselben gar Vieles dunkel geblieben ist, welches wir auch, obgleich an einem andern Orte, freymüthig geäußert haben. Desto angenehmer war es uns also, eine völlige Aufklärung dieser Dunkelheiten hier hoffen zu dürfen, und desto größer war unsere Begierde, womit wir dieser gewünschten und gehofften Belehrung entgegen giengen. Allein es thut uns Leid, hinzu setzen zu müssen: daß wir uns in unserer Hoffnung auf eine höchst unerwartete Art getäuscht fanden. Wir haben zwar Manches angetroffen, was wohl recht gut und schön, vielleicht nur gar zu schön seyn mag; denn oft wäre es für die Sachen selbst besser gewesen, wenn der Verfasser als philosophischer Schriftsteller weniger in Bildern gesprochen hätte; allein die eigentliche Hauptsache, nämlich das System der Apodiktik, ist uns immer noch nicht klar genug.

Der Verf. läßt die Vernunft durch drey Epochen der Entwicklung zu ihrer vollkommenen Ausbildung und Befriedigung gelangen. Auf der ersten Stufe, auf der sie die natürliche Vernunft heißt, denkt und handelt sie, ohne über ihr Denken und Handeln zu raisonniren, oder die letzten Gründe davon aufzusuchen, und sie ist darum um nichts schlechter oder unglaublicher. Allein sie wird durch ein unwiderstehliches Schicksal bald getrieben weiter zu gehen; sie fängt an aufzumerken, sie reflektirt über das, was ihr vorkommt, und strengt sich an, sich wo möglich alles zu erklären. Mit ihrer Kraft noch unbekannt, wagt sie sich kühn an das Weltgebäude selbst, und will es in seinem ersten Ursprung und in seinem durchgängigen Zusammenhang erforschen. Allein sie merkt es bald, daß sie, ehe sie sich selbst gleichsam ausgemessen hat, auf diesem steilen Wege keine sichere Schritte thun kann.

kannt. Sie kehrt also in sich selbst zurück, und sucht nun vor der Hand nur erst ihr Denken gleichsam in seine letzten Elemente aufzulösen. Hiermit gelangt sie zur zweyten Epoche ihrer Entwicklung, sie wird eine gelehrte Vernunft. Als diese lebt sie jetzt ganz in logischen Demonstrationen, in Schlüssen und Grundsätzen; mit denselben aber glaubt sie zugleich auch das Letzte und Höchste alles Wissens, ihre vollkommenste Befriedigung gefunden zu haben. Aber wenn sie lange genug die widersprechendsten Gebäude des Dogmatismus auf vermeintliche, unwidersprechliche Grundsätze gebaut hat: so entdeckt sie doch zuletzt, daß ihr Bestreben abermals umsonst ist; daß sie auf diesem Wege wiederum nicht zur Ruhe gelangt, weil durch Schlüsse kein höchster und letzter unmittelbar-gewisser Grundsatz gewonnen wird, sondern immer nur Voraussetzungen zum Grunde liegen, die wieder neue Schlüsse und Voraussetzungen fordern. Endlich wird sie gewahr, daß, wenn sie gleich zu keinem Grundsatz kommen kann, der auf sie selbst ruhend unmittelbar-gewiß wäre; es doch eine unmittelbar-gewisse Thatsache giebt, die als der letzte Grund alles Wissens und Erkennens, der Vernunft eine vollkommene Befriedigung gewährt. Diese Thatsache ist der Konflikt der Freyheit und Natur in dem Bewußtseyn unserer selbst, der zwar an sich völlig unergründlich und unerforschlich; dennoch aber unmittelbar gewiß, und gleichsam die Quelle aller Wahrheit und Realität ist, wodurch aller Skepticismus aufgehoben, und alles Demonstriren, wir wissen nicht, überflüssig oder erst möglich gemacht wird. Und dieß ist nun die dritte und letzte Epoche der Vernunft, in der sie die philosophische ist, weil Philosophie nichts anders heißt: als Entwickelung und Darstellung des Konflikts der Freyheit und Natur in dem unmittelbaren Bewußtseyn unserer selbst. Ohne Zweifel werden unsere Leser vermuthen, daß dieser so wichtige, alle Wahrheit und Realität begründende, Konflikt von dem Verf. in ein recht helles Licht und außer allen Zweifel werde gesetzt worden seyn. Was ist hier Freyheit? was Natur? was der Konflikt derselben im Bewußtseyn? In wiefern werden wir uns der Freyheit, in wiefern der Natur unmittelbar bewußt, und was gilt dieses Bewußtseyn, was kann, was muß es gelten? Ueber alle diese Fragen suchten wir, dem in der Vorrede gegebenen Versprechen gemäß, eine gerade, offene, unzweydeutige, mit den Aussprüchen der gesunden natürlichen Vernunft zusammenstimmende und sie

voll=

vollkommen befriedigende Erklärung, gegen die kein Skepti-
ker mit dem Vorwurf mehr aufkommen könnte, daß hier aber-
mal bloße Vorstellungen und Gedanken, bloße Produkte des
Geistes zu wirklichen, für sich bestehenden Sachen und Objek-
ten gemacht würden; allein statt solcher Belehrungen fanden
wir Stellen, die für uns wenigstens nicht viel mehr, als
leere Töne wären: „Grund und Schwelle aller vernünftigen
„Ueberzeugung ist die unvermittelte Behauptung der Freyheit
„mit der Natur durch sich selbst. Was aber Behauptung der
„Freyheit und Natur durch sich selbst ist, wird, hoff' ich, Keiner,
„der weiß, was er sagt, erklärt haben wollen. Denn eben
„damit fängt die Möglichkeit des Erklärens an, daß Frey-
„heit und Natur sich selbst behaupten. Aber sie behaupten
„sich nur im Konflikt. Es ist also eben so widersinnig, die
„Natur aus der Freyheit erklären zu wollen, als die Freyheit
„aus der Natur. — Natur und Freyheit sind die beyden
„Elemente des menschlichen Erkennens; und kein vernünfti-
„ger Syllogismus trägt uns höher, als bis zu diesen beyden
„entgegengesetzten Elementen in einem Bewußtseyn. Da nun
„der Konflikt der Freyheit mit der Natur durch das unmit-
„telbare Bewußtseyn nicht aufgehoben wird, und durch Schlüsse
„nicht aufgehoben werden kann: so ist das Bewußtseyn sich selbst
„ein ewiges Räthsel, und Befriedigung der Vernunft nach Wis-
„senspincipien unmöglich. Wer leistet mir also, wo ich etwas
„wissen oder begreifen will, die letzte Bürgschaft für die Wah-
„heit eines Urtheils? Wenn du mir, spricht die Natur zum Men-
„schen, nicht unmittelbar vertrauest, so weißt du schlechterdings
„nicht mehr. Und wenn du dich durch mich, spricht die rei-
„ne Vernunft, nicht unmittelbar zu einem Ideal erhebst,
„das mehr als du und alle Natur ist: so mußt du, wenn du
„anders dich selbst verstehst, am Ende doch noch an der Na-
„tur und an dir selbst verzweifeln. (Das lautet ja alles sehr
„poetisch; aber was denkt man dabey, oder wie sollen solche
„Machtsprüche die forschende, nach Gründen fragende Ver-
„nunft befriedigen?) — Das Wesen der philosophischen
„Denkart ist das immer rege Bewußtseyn des Anfangs der
„Möglichkeit des menschlichen Verstehens. In diesem Be-
„wußtseyn, wo die Freyheit die Natur begrüßt, und wo al-
„le Ueberzeugung anfängt und endigt, sind Wahrheit und
„Moralität, Zweige eines Stammes, dessen Wurzel sich im
„Unendlichen verliert. (Bilder, lauter Bilder für die Ima-
„gination; aber keine bestimmte Begriffe für den Verstand.)
„— Den

„— Der Geist verlangt nach dem Geiste, sagt die Vernunft „zum Anfange. Der Geist findet den Geist, sagt sie zum „Beschluß, und die philosophische Wissenslehre verwandelt „sich nicht in Schwärmerey; aber in eine Philosophie des „rein-vernünftigen Glaubens." Von der Art könnten wir noch eine Menge Stellen aufführen, die das System des Verf. gleichsam nur in einem Nebel erblicken lassen. Für uns also ist seine Apodiktik, als Philosophie oder philosophische Denkart betrachtet, noch immer ein verschlossenes Geheimniß; oder wenn es, wie wir fast vermuthen, nur das sagen will, was schon längst bekannt, und in allen vernünftigen, noch durch kein gelehrtes Grübeln verdrehten Köpfen ausgemacht ist, nämlich: daß uns bloße Vernunftschlüsse, aus allgemeinen Begriffen und Grundsätzen abgeleitet, keine Erkenntniß wirklicher Dinge ursprünglich verschaffen können; sondern daß diese einzig und allein aus der innern und äußern Erfahrung, die sich auf unser unmittelbares Bewußtseyn gründet, hervorgehe, und daß diese Erfahrung, in welcher Geist und Materie, obgleich von entgegengesetzter Natur, doch in der innigsten Beziehung auf einander vorkommen, so unerforschlich sie auch immer, ihrem eigentlichen Ursprung nach, seyn mag, uns dennoch von ihrer Wahrheit und Realität durch sich selbst hinlänglich versichern kann, so daß wir uns ihr und ihren wohlverstandenen Aussprüchen mit aller Zuversicht hingeben dürfen, wenn wir gleich nicht im Stande sind, den auf eine schulgerechte Art zu widerlegen, der es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hätte, zu behaupten, daß die gesammte Erfahrung vielleicht nichts Anders, als eine leere Täuschung sey; — wir sagen, wenn des Verf. hochgepriesene Apodiktik weiter nichts als dieses ist und seyn soll: so ist zwar das alles gut und wahr; aber wir wissen nicht, warum er es in eine solche mysteriöse Hülle eingekleidet, und eben dadurch für die Meisten unverständlich und unbrauchbar gemacht hat; und bedauern es alsdann nur desto aufrichtiger, daß ein Mann, der die elende Taschenspielerey der neuesten Philosophen in dem zweyten Anhang so schön aufgedeckt und so kräftig persiflirt hat, sich selbst unmittelbar vorher in den Verdacht eines ähnlichen Spiels mit sinnleeren Bildern und Begriffen hat bringen mögen, da er doch zu weit bessern und nützlichern Dingen Kraft genug hätte.

Gih.

Briefe über Wahrheit, Gott, Organismus und Unsterblichkeit. Kopenhagen, bey Arntzen u. Hartier. 1803. 404 und XXVI Seit. mit Vorbericht und Einleitung. 8. 1 Rt. 12 X.

Nicht ohne eine gewisse Unruhe, wir können es nicht läugnen, haben wir diese Briefe zum Durchlesen in die Hand genommen, als wir ihre Aufschrift sahen; denn bey unsern neuern und neuesten Philosophen hat man ja, sobald nur von solchen Materien die Rede wird, fast immer die grausamste Geistesfolter zu erwarten. Noch mehr stieg unsre Angst; als wir aus der Vorrede vernahmen, daß es gar ein Kommentar über Bardilis Logik seyn soll, was uns hier in die Hände gegeben wird; denn wir erinnern uns gar wohl noch, in welch' eine unangenehme Geistesstimmung uns dieses Buch gesetzt hat. Wir waren also wirklich schon im Begriff, diese Schrift, von der wir so gar nichts Gutes erwarten konnten, hinweg zu legen, als uns der ehrliche Ton des Verf. in seinem Vorberichte an die Leser, und die Versicherung seiner aufrichtigen Wahrheitsliebe doch wieder Muth machte, und die Hoffnung in uns erregte, daß doch vielleicht noch einige Ausbeute in diesem öden, dürren Felde möglich seyn möchte. Wir ermannten uns also aufs neue, fest entschlossen, uns durch keine Schwierigkeiten abhalten zu lassen, und nun wollen wir unsern Gewinn mit unsern Lesern redlich theilen. Zum Glück für sie und uns hat der Verf., wofür wir ihm recht sehr verbunden sind, in einer kurzen Einleitung das ganze System seines Meisters gleichsam in Nuce dargelegt; auf diese Darstellung wollen wir uns jetzt vor der Hand allein einschränken, und es erwarten, ob unsere Leser geneigt seyn werden, noch Mehreres zu hören. Uebrigens werden wir uns wohl einige Ausführlichkeit dabey erlauben müssen, und bey dem gegenwärtigen Zustand der Weltweisheit ohne Zweifel auch erlauben dürfen.

„Das Geschäfft der Philosophie" (fängt unser Verf. an), „ist nicht nur, die Verbindung des Geistigen und Kör„perlichen dergestalt vor Augen zu legen, daß wir deutlich „einsehen können, wo jedes für sich allein aufhört, und wo „beyde in einander eingreifen. In dieses Geheimniß dringt „der menschliche Geist nicht; vielmehr schränkt das Streben

„nach

„nach den ersten Gründen aller Erkenntniß sich mit Beschei-
„denheit darauf ein, daß das eigne Verfahren unserer Thä-
„tigkeit beym Unterscheiden des Innern und Aeußern, des
„Geistigen und Körperlichen, nebst dem, was diesem Unter-
„scheiden nothwendig zum Grunde liegen muß, nur der End-
„punkt unsers Forschens seyn kann. Dieß Unterscheiden selbst
„ist Thatsache, eben so der Glaube an Gott; aber wie wir
„zu beyden gelangen, und wodurch uns die Gewißheit
„beyder entsteht, ist das Räthsel, das die Philosophie auf-
„lösen soll.“ — Soll dieß, wie wir vermuthen, ungefähr
so viel sagen: Was Geist und Körper an sich seyen, wie und
wodurch sie von einander getrennt seyen, und wie sie sich auf
einander beziehen, das sey und bleibe für uns unerforschlich:
hingegen könne und müsse die Philosophie erklären, was bey-
de in unserm Vorstellen sey; wie sie sich da von einander
unterscheiden, und auf einander beziehen; wie wir zu diesen
Vorstellungen gelangen, und von ihrer Realität uns versi-
chern? soll das Obige, wie gesagt, ohngefähr dieses ausdrü-
cken: so sind wir mit dieser nüchternen Bescheidenheit recht
wohl zufrieden, und wünschen gar sehr, daß der Verf. über
diese Gränzen nie hinausschweifen möge; allein wir fürchten
doch, daß er am Ende das, was er allenfalls durch eine
künstliche Abstraktion in unserm Denken angetroffen zu haben
wähnt, ganz unvermerkt für etwas Objektives ansehen möch-
te, und begreifen auch kaum, wie es, ohne Erkenntniß des
Geistigen und Körperlichen an sich, möglich seyn solle, den
Ursprung und die Realität dieser Vorstellungen in uns darzu-
thun. Doch wir wollen hören! „Zur Auflösung dieses Pro-
„blems der Philosophie, (fährt der Verf. fort,) geht das
„Bardilische System von der Bestimmung des Denkens aus.
„Es zeigt, daß alles Denken an und für sich auf Identität
„gegründet ist, welche nichts producirt, sondern nur auf ein
„von ihr selbst verschiedenes, folglich nicht-identisches Et-
„was zur Bestimmung der Verhältnisse desselben dadurch an-
„gewandt werden kann, daß die Form des Denkens, Iden-
„tität, sich an das Unveränderliche des Etwas, die Nicht-
„identität, als die Form des vom Denken verschiedenen Et-
„was, mit seiner eignen Unveränderlichkeit anschließt, mit-
„hin die Nichtidentität in ihren Abwechslungen identisch be-
„stimmt; daß daher alles Denken in der Anwendung einzig
„und allein in einem Zurückführen des Veränderlichen und
„Mannichfaltigen auf eine Einheit besteht, folglich auf den

„einen Seite ein Veränderliches und Mannichfaltiges, Stoff, „Materie, auf der andern eine Einheit voraussetzt, die, selbst „ohne Veränderung, in dem Mannichfaltigen und Verän„derlichen als Einheit, und zwar als verknüpfende und be„gränzende Einheit wiederholbar ist.“ — Wir wollen hier ein wenig ausruhen, und uns fragen: ob das alles auch einen Sinn für uns hat, und welchen? Das Denken an und für sich, ist auf Identität gegründet, welche nichts producirt; Identität, Unveränderlichkeit, Einheit ist seine Form: Was heißt das wohl? Etwan — das Denken als Denken, sey immer und ewig nichts als Denken, und also in so fern etwas Identisches und Unveränderliches? Freylich wohl; aber damit wissen wir noch gar nicht, was das Denken selber denn eigentlich ist, indem ja Alles, was ist, immer und ewig das ist, was es ist. Es wird also wohl so viel sagen sollen: das Denken selber sey ganz und gar nichts Anders, als lauter Einheit und Identität und Unveränderlichkeit — Die Identität sey das Denken, und das Denken die leibhafte Identität. In der That etwas ganz Unerhörtes; aber wahrlich auch etwas ganz Unverständliches für uns, und ohne Zweifel für alle vernünftige Menschen. Warum kann denn aber diese Identität für sich nichts produciren, sondern muß erst, um Etwas zu produciren, auf etwas Anders angewandt werden, und warum muß sie gerade auf ein nicht-identisches Etwas angewandt werden? Freylich wenn das Denken nichts Anders als die Identität selber ist, und wenn es, um Etwas zu produciren, auf etwas von dieser Identität Verschiedenes angewandt werden muß: so muß es, da es außer der Identität selber keine andere zweyte Identität mehr giebt und geben kann, auf etwas angewandt werden, was nicht die Identität selber ist; aber muß es denn darum etwas Nichtidentisches oder Veränderliches, kann es nicht auch etwas Unveränderliches und Identisches seyn, ob es gleich die Identität und Unveränderlichkeit selber nicht ist? Und was hindert denn diese Identität, daß sie nicht auch auf sie selber angewandt werde, und auf diese Art durch sich selbst etwas producire.

Doch diese Anwendung selber ist eine Operation, von der wir uns keine Begriffe zu machen im Stande sind. Die Identität wird angewandt auf ein nicht-identisches, veränderliches Etwas zur Bestimmung der Verhältnisse desselben. — Welcher Verhältnisse? Sind diese schon vor jener Anwendung

wendung in dem Veränderlichen, oder entstehen sie erst durch diese Anwendung? Aber wie entstehen Verhältnisse in dem Nichtidentischen dadurch, daß die Identität auf dasselbe angewandt wird? und wie geht diese Anwendung vor sich? Müssen wir uns etwa vorstellen, es sey für sich und außer einem denkenden und vorstellenden Subjekt, auf der einen Seite gleichsam die hypostatische Identität, und auf der andern ein nicht-identisches Etwas zuerst entfernt und getrennt von einander irgendwo vorhanden; alsdann aber nähern sie sich, der Himmel mag wissen, wie, vereinigen sich mit einander, und werden nun zu Etwas, das nicht mehr die Identität selber, und auch nicht mehr die bloße Nichtidentität, oder ein nicht-identisches Etwas, sondern ein identisches nicht-identisches Etwas, oder gleich dem Fichtischen Subjekt-Objekt die Identität-Nichtidentität ist. Oder geht diese wunderbare Vereinigung jederzeit nur in einem denkenden und vorstellenden Subjekt vor sich, so daß dieses sich erst die Identität für sich und abgesondert denkt, alsdann ein nicht-identisches Etwas auch für sich und abgesondert sich vorstellt, an diesem seine Nichtidentität, als seine unveränderliche Form aufsucht, und diese Nichtidentität mit jener Identität als der unveränderlichen Form des Denkens in eins zusammenfaßt? Allein von dem Allem verstehen wir, redlich zu sagen, nicht eine Sylbe, und wir sind versichert, daß auch unsere Leser keine Sylbe davon verstehen werden; denn es sind — leere, hohle Töne, womit Meister und Schüler zuerst sich selber, und dann alle die, die sich dabey etwas zu denken einbilden, gar jämmerlich täuschen. — Wir gehen weiter: „Sowohl diese „wiederholbare Einheit, als das Wiederholen derselben nennt „Bardili ein Denken, und er hat Recht.“ — Dieses wird durch das Beyspiel eines philosophischen Systems erläutert, das von Jemand verstanden und nachgebildet wird. Das System ist die wiederholbare Einheit, und das Studieren desselben ist das Wiederholen dieser Einheit; beydes aber ein Denken. Das wollen wir gut seyn lassen, obgleich sonst wohl Niemand ein philosophisches System, ein Produkt des Denkens, das Denken selber nennen wird. Aber nun die Anwendung hievon! „Sollte es mit dem Weltsystem, das der „denkende Mensch nur durch Nachdenken erkennt, mit der „Natur, als einem organischen Ganzen, als einer ununter„brochenen Reihe von Ursachen und Wirkungen, die durch „eine unsichtbare Einheit zusammen gehalten wird, und der

„alles Mannichfaltige und Veränderliche untergeordnet ist, „anders seyn?“ — Welch ein überraschender Sprung! Nach dem Vorhergehenden wird die Identität des Denkens auf die Nichtidentität des Veränderlichen angewandt, und dadurch dieses Nichtidentische erst identisch bestimmt, folglich in Ordnung und in ein System gebracht. Wir erwarteten also nach dieser allgemeinen Grundlegung nun zu hören, wie durch die Vereinigung der Identität unsers Denkens mit der Nichtidentität eines noch ganz rohen und veränderlichen Stoffes das auf diese Art Vereinigte zu dem gesetzmäßig geordneten Ganzen wird, das wir Natur oder Weltall nennen. Allein statt dessen steht schon das ganze Weltgebäude, die Natur, als ein organisches Ganze ꝛc. fertig vor uns da, und wir haben weiter nichts zu thun, als dieses geordnete System pünktlich aufzufassen, und in uns nachzubilden. Wir wollen jetzt nicht fragen, woher auf einmal dieses Weltsystem komme, auch nicht, wie wir es in uns nachzubilden vermögen, wenn wir vor dieser Nachbildung nichts davon wissen, oder wenn wir es vor dieser Nachbildung schon kennen, wozu wir es denn noch einmal nachbilden sollen? Nur darauf wollen wir unsere Leser aufmerksam machen, daß jetzt die vorhergehende Erörterung des Denkens und seiner Anwendung völlig überflüssig und unbrauchbar ist. Denn nach dieser Erörterung sollte das Denken an sich, als die pure Identität, sich an die Nichtidentität des veränderlichen Stoffes anschließen, um das Nichtidentische erst identisch zu bestimmen; allein nun wird dem Denken ein schon identisch bestimmtes und geordnetes Nichtidentisches angeboten, es kann sich also unmöglich mehr an die Nichtidentität, sondern muß sich an die schon vorhandene Einheit und Identität desselben anschmiegen, um es — ob es gleich schon identisch gemacht ist, zum Ueberfluß noch einmal identisch zu machen. Doch es sey so — wir haben also doch die große Mühe hier nicht, wie bey Fichte und Schelling, die Welt a priori erst zu konstruiren, wir dürfen sie in uns nur nachbilden — was wird nun dabey zu beobachten seyn? „Um ein philosophisches System ganz aufzufassen, müssen wir die Worte als den Stoff, als die bloße „Hülle der Gedanken in uns zernichten, und zu den Gedanken als dem Geiste desselben, hindurch dringen. Dieser „durch Worte ausgedrückter Sinn und Geist ist das eine „Gedachte, ist die den Worten zum Grunde liegende Möglichkeit; hingegen das den Geist mittheilende Wort ist die

„das

„das Gedachte manifestirende Wirklichkeit, und beydes zu-
„sammen, Wort und Geist, ist der Gedanke als Objekt.“
Wozu nun aber dieß alles? Wir werden es sogleich hören:
„Durch Wirklichkeit und Möglichkeit, deren unzertrennliche
„Vereinigung uns das Objekt als das Gemeinschaftliche aller
„unserer Vorstellungen giebt, wird auch das Wesen aller
„Dinge im Weltsystem, folglich nicht allein Nothwendigkeit
„überhaupt, sondern auch jede individuelle Nothwendigkeit,
„wie jedes einzelne Wort des vorliegenden philosophischen
„Systems durch die systematische Einheit desselben, nach all-
„gemeinen Denkgesetzen begründet.“ — — Wie, um aller
Welt Willen, hängt das zusammen? Gleichwie in einem
philosophischen System, Wort und Geist als Möglichkeit und
Wirklichkeit den Gedanken als Objekt bestimmen, oder gleich-
wie die systematische Einheit des Systems jedes einzelne Wort
desselben begründet, wiewohl von diesem letztern vorher die
Rede nicht einmal war; eben so giebt uns im Weltsystem
Wirklichkeit und Möglichkeit durch ihre unzertrennliche Verei-
nigung, das Objekt als das Gemeinschaftliche aller unserer
Vorstellungen, und begründet dadurch das Wesen aller Din-
ge, folglich nicht nur Nothwendigkeit überhaupt, sondern
jede individuelle Nothwendigkeit, nach allgemeinen Denkge-
setzen! Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit, Wesen,
Objekt — — Mit allen diesen zu Mißverständnissen so sehr
geeigneten Begriffen überschüttet uns der Verf. auf einmal,
ohne auch nur den kleinsten Wink zu geben, was er oder sein
Meister dabey gedacht haben, oder was wir dabey denken sol-
len; er wäre also selber Schuld daran, wenn man ihm die
alberne Behauptung zur Last legte, daß jedes Ding in der
Welt dadurch, daß es existiren könne, nun wirklich auch exi-
stire, folglich existiren müsse, ob er gleich ohne Zweifel nur
den bekannten leeren ontologischen Kanon im Sinne hat, daß
nämlich ein jedes Ding das, was es ist, als dieses Ding,
schlechterdings seyn müsse, mithin gar nicht gedacht werden
kann, ohne daß es das in der That ist, was es ist; wobey
er aber das hiezu sogar nicht passende Beyspiel des philoso-
phischen Systems, und überhaupt allen Aufwand einer tief-
sinnigen Deduktion füglich hätte entbehren oder ersparen kön-
nen. Doch noch weit weniger hängt das, was jetzt folgt,
mit dem Unmittelbarvorhergehenden zusammen: „Das Den-
„ken im Weltsystem ist daher eben so wenig als das Denken
„des philosophischen Systems ein bloßes Geschäfft des Men-

„schen, der das System durch sein Denken nachbildet; nichts „bloß Subjektives, sondern es ist überall in der Natur, wie „im vorliegenden philosophischen System, kommt folglich auch „als ein Objektives — in unser Bewußtseyn.“ — Dieses Daher leitet unwillkührlich zu dem Schluß, daß das Denken eines Weltsystems darum etwas Objektives, nicht bloß etwas Subjektives sey, weil Möglichkeit und Wirklichkeit durch ihre Vereinigung das Wesen der Dinge ausmachen, so wie Wort und Geist den Gedanken als Objekt bestimmen, oder wie die systematische Einheit eines Systems jedes Wort desselben begründe. Da aber in dem Allem auch nicht der mindeste Zusammenhang ist: so ist dieses Daher ein müßiges Flickwort, oder dient nur dazu, den Schein zu erregen, als ob der angeführte Grund, der doch nur bittweise angenommen wird, aus dem Vorhergehenden abgeleitet worden wäre — und so fährt denn der Verf. im Vertrauen auf diesen Schein, getrost fort: „Es ist mithin ein Denken in uns und „außer uns; aber beydes als Denken nicht verschieden, son„dern nur durch den Stoff getrennt. Denn das Denken aus„ser uns, die Einheit der Natur, wird ein Denken in uns „dadurch, daß wir durch den Stoff zu dieser Einheit durch„dringen, sie in unser Denken aufnehmen, und als Einheit „erkennen. Das Denken außer uns zu einem Denken in „uns zu erheben, an demselben hinaufzusteigen zu der Ursa„che, zum vorzüglich Ersten, zum Eins als Eins — und „auf diese Weise Gott in der Natur zu erkennen, das er„kannte Identitätsgesetz zur Norm unsers Denkens und „Handelns zu machen, und durch völlige Einstimmung un„sers Wesens wahre Menschen zu seyn, dieß ist das Ge„schäfft aller theoretischen und praktischen Philosophie.“ — Alles schön und vortrefflich; nur mit diesem objektiven Vorhandenseyn, und mit dieser subjektiven Nachbildung des Weltsystems, also gerade mit dem, was das Fundament dieser ganzen Philosophie ist, hat es die von dem Verfasser nicht einmal berührte Schwierigkeit, daß man dabey unvermeidlich auf die höchst beschwerliche Alternative getrieben wird: daß nämlich, wenn alles, was in unserm subjektiven Denken vorkommt, nicht ursprünglich in demselben erzeugt, sondern dem, was außer und vor demselben, mithin objektiv ist, nachgebildet worden ist, wir vor dieser Nachbildung von dem, was ihr als Original zum Grunde liegt, nichts wissen, es

also

also auch nicht nachbilden können; wenn wir es aber vor dieser Nachbildung schon wissen und erkennen, um es nachbilden zu können, daß es alsdann nicht erst durch diese Nachbildung in unser Denken und Bewußtseyn gekommen; sondern schon vor ihr und also ursprünglich in demselben vorhanden gewesen ist, eben darum aber nun auch ohne allen Grund als etwas Objektives angenommen wird. Ehe man dieses befriedigend beantwortet, schwebt unsers Erachtens das ganze vielversprechende System des Verf. und seines Meisters ohne allen Grund und Boden in der freyen Luft, oder vielmehr in dem ewigen und unendlichen Leeren der Alten. Wir fahren fort: „Alles in der Natur ist durch Wirklichkeit und „Möglichkeit bestimmt; beyde stehen, obgleich entgegengesetzt, „in unzertrennlicher Verbindung: was daher nach dem Iden„titätsgesetz gefolgert wird, muß wahr seyn, das Mögliche „eben so wahr, als das Wirkliche, und was möglich ist, muß „eben so gewiß wirklich seyn, als das Wirkliche möglich ist. „Das Eine verschafft uns eine sichere Erfahrung, und das „Andere führt uns zu Gott und zur Unsterblichkeit." — Alles in der Natur wäre demnach ewig und unveränderlich, Alles wirklich dadurch, daß es möglich; und möglich darum, daß es wirklich wäre; und jenes begründete die Erfahrung, dieses den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit! Vermuthlich erstaunen unsere Leser nicht wenig, über diese rasche Philosophie; aber sie mögen nur aufhören zu staunen, denn es ist weiter nichts, als eine verunglückte Anwendung des ontologischen Satzes, daß A schlechterdings A, oder daß ein jedes Ding in der Welt, als das Ding, nichts anders ist noch seyn kann, als das was es ist, oder auch: Omne Ens est unum bonum verum. Hätte man je denken sollen, daß dieses Sprüchlein noch einmal so wichtig und folgereich werden würde; diese große Rolle aber spielt die alte verachtete Ontologie, nur unter einer neuen fremden Maske, nicht nur hier, sondern in der neuesten Philosophie überhaupt.

Nun giebt der Verf. bestimmt an, was unter Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit stehe: „Unter Wirk„lichkeit nämlich alles Außereinander, Neben- und Nachein„ander, folglich alle Ausdehnung, Veränderung, Raum, „Zeit. Unter Möglichkeit: alle Nichtausdehnung und Nicht„veränderung, folglich der Grund jeder Beharrlichkeit in der „Ausdehnung und Veränderung — jede Analogie — jeder

„Zweck

„Zweck, jedes Verhältniß als das ungeachtet seines unsicht-
„baren negativen Daseyns vorhandene Positive, welches
„selbst über alle Ausdehnung und Veränderung erhaben,
„doch jede Ausdehnung und Veränderung zu einer bestimm-
„ten Ausdehnung und Veränderung macht, folglich die un-
„bedingte Regel im Weltsystem ist, das Unbedingte und Ab-
„solute des Denkens, welches auf ein unwandelbares, Alles
„begründende, Allem erst ein wahres Seyn gebendes Eins
„hinausweist. Unter gegenseitig bestimmter Möglichkeit
„und Wirklichkeit, oder unter Nothwendigkeit steht jede Ur-
„sache, jedes Individuelbestimmte, jede Verstandeseinheit,
„jede Natureinheit, jeder Begriff, jedes Urtheil, jeder
„Schluß, der Organismus, Mechanismus, Pflanze, Thier,
„Mensch ꝛc.“ Doch wir sind müde, Sachen abzuschreiben,
bey denen man schlechterdings nichts zu denken weiß, oder
die wie vom Himmel gefallen zusammen kommen, und sich
wundern, daß sie bey einander sind. In dem System des
Verf. ist ja alles Mögliche wirklich, und alles Wirkliche mög-
lich, alles Mögliche und Wirkliche unzertrennlich vereinigt,
und eben darum nothwendig; wozu denn also jetzt auf ein-
mal diese aus der Luft gegriffene willkührliche sinnenleere Ab-
sonderung und Klassifikation, da alles durch und durch iden-
tisch ist, und in ein unzertrennbares Eins durch die Identi-
tät des Denkens zusammenfallen muß? „Möglichkeit also,
„Wirklichkeit und Nothwendigkeit begründen nach dem bis-
„her Angeführten das Wesen der Dinge im Weltsystem den
„unwandelbaren Gesetzen des Denkens gemäß; nun müssen
„sie aber auch noch eine Unterlage haben, und dieß ist der
„wandelbare mannichfaltige Stoff, dessen Daseyn durch täg-
„liche Eindrücke gewiß, obgleich sein Entstehen ein Geheim-
„niß ist. Die Form dieses Stoffes ist Ausdehnung und
„Veränderung;“ (allein diese gehören ja nach dem Vorher-
gehenden unter den Titel: Wirklichkeit, und Wirklichkeit
gehört zum Wesen, nicht zum Stoff der Dinge, der Stoff
muß also wohl erst durch seine Vereinigung mit dem Wesen
diese Form bekommen:) „es ist gleichsam die Einheit, wo-
„durch wir die Mannichfaltigkeiten desselben zusammenhal-
„ten;“ (mag das der Verf. und sein Meister; wir verstehen
die Kunst nicht, durch Ausdehnung und Veränderung die
Mannichfaltigkeiten des Stoffs zusammen zu halten.) „Erst
„dann, wenn wir das Ausgedehnte und Veränderliche auf
„ein bestimmtes Maaß der Ausdehnung und Veränderung

„zurück-

„zurückführen können, vermögen wir es zu begreifen?" (Sollte allenfalls dieß das Zusammenhalten seyn? da wäre aber nicht die Ausdehnung und Veränderung das, was die Mannichfaltigkeiten des Stoffes zusammenhielte; sondern das bestimmte Maaß hielte die Ausdehnung und Veränderung zusammen.) „Hier offenbart sich nun der Unterschied des Daseyns des Stoffs in seinen Mannichfaltigkeiten vom Seyn „des Stoffs in seiner Beharrlichkeit. Denn was im Wesen „der Dinge sich als Wirklichkeit unterscheidet, das ist beym „Stoff als Daseyn und Nichtdaseyn entgegengesetzt; dieses „Nichtdaseyn aber ist ein Dortseyn, folglich ein Daseynkönnen — und beydes — dieses Daseynkönnen und das effektive Daseyn, weist auf ein gemeinschaftliches Seyn durch „Wirklichkeit und Möglichkeit, also auf Nothwendigkeit hinaus." — Mag sich das und viel Mehreres dem Verf. offenbaren, uns offenbart sich hier ein leeres Spiel mit abstrakten Begriffen und Formeln, ein sinnenleerer Klingklang. So viel ist sichtbar, daß zwischen Wesen und Stoff der Dinge, zwischen Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit als Elementen des Wesens, und zwischen Daseyn, Daseynkönnen und Seyn des Stoffs ein künstlicher Parallelismus statt finden soll, daß der Wirklichkeit und Möglichkeit im Wesen Daseyn und Daseynkönnen von Seiten des Stoffs, und der Nothwendigkeit im Wesen das Seyn als Nothwendigkeit im Stoff entsprechen muß, und daß also die Dinge eben so ihrer Materie nach, mögliches und wirkliches Daseyn mit einander vereinigt besitzen, und daher auch eben so nothwendig seyn müssen, wie sie dem Wesen nach, durch die unzertrennliche Vereinigung der Möglichkeit und Wirklichkeit unveränderliche Nothwendigkeit haben. Allein man versuche es nur, und denke sich das alles bestimmt und klar in concreto, sogleich löst es sich in einen völlig leeren Dunst auf. Jetzt werden die Bedingungen angezeigt, unter denen Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit von Seiten des Stoffes erkennbar wird; diese sind: „1) Koexistenz, sowohl von „außen als innen; 2) Koexistenz unter Attraktion und Re„pulsion von außen und unter einem ausschließenden Gegen„satz von innen; 3) Koexistenz unter einer Affinität von „außen und unter einer Aehnlichkeit von innen." — Das müßte wohl, durch ein Beyspiel erläutert, in die gewöhnliche menschliche Sprache ungefähr so übersetzt werden: Die Sonne und die Planeten können als wirklich nur dadurch

erkannt

erkannt werden, daß sie neben einander vorhanden sind, als möglich dadurch, daß sie einander anziehend und zurückstoßend neben einander vorhanden sind, endlich als nothwendig dadurch, daß sie als verwandte Weltkörper neben einander vorhanden sind. In der That, bey dem allem wissen wir uns nichts zu denken. Eben so hätten wir auch, über den Sinn und die Konsequenz dessen, was nun weiter vorgetragen wird, noch gar Manches zu fragen; wir würden aber gar zu weitläuftig werden. Daher überschlagen wir ein paar Seiten; und setzen nur noch eine einzige, zwar etwas ausführliche, aber sehr merkwürdige Stelle her, sie lautet also: „Sehen wir an der Stufenleiter der in ihren Verknüpfungen unendlich wiederholbaren Einheit" (es war vorher von der Natur die Rede) „aufwärts zur Einheit selbst, zum Urquell alles Denkens und Seyns — — so verschwindet aller Unterschied des Subjektiven und Objektiven. Wir erheben uns zur reinen lautern Quelle der Wahrheit — zur vollkommenen Identität, deren schwaches Bild die wiederholbare Identität in der Natur und dem denkenden Menschen ist. Durch das in diesen beyden ausgesprochene Wort, offenbart sich die Gottheit, und wie können wir die Buchstaben des Worts von dem durch sie wirkenden Geiste, durch den sie erst Sinn bekommen, zu trennen uns erkühnen; wie an dem Seyn des Geistes zweifeln, weil wir ihn nicht mit unsern Sinnen fassen können, da uns doch Wort und Buchstaben gegeben sind? Sind wir aber vom Seyn Gottes, des Ewigen, Allmächtigen, Allgegenwärtigen, Heiligsten und Gerechtesten, denn alle diese Eigenschaften sind unmittelbare Folgen einer vollkommenen Identität;" (wer sollte das glauben?) „und eben dadurch von der Nothwendigkeit seines Willens unwiderleglich überzeugt: so folgt unsere Unsterblichkeit von selbst." — Fürwahr, wir schätzen und lieben diese reine Denkart des Verf.; aber eben darum wünschen wir auch, daß er uns nur einen Wink gegeben hätte, wie wir uns denn von der Identität unsers Denkens und der Natur zu dieser höchsten, ewigen und unmittelbaren heiligen und gerechten Identität erheben, wie wir sie außer unserm Denken und der Natur finden, und daß wir sie in Wahrheit als etwas Reales gefunden haben, auf eine vernünftige Art uns überzeugen sollen? Das Daseyn Gottes soll nach eben dieser Einleitung in dem Bardilischen System gar nicht aus der Nothwendigkeit eines zureichenden Grundes der Welt

und

und ihrer Einrichtung gefolgert; sondern durch eine Manifesta-
tion, die uns durch die Natur und unser Denken zu Theil wird,
erkannt werden. Aber eben dieses ist es, was uns nicht ganz
klar werden will. Vermuthlich hängt die Sache so zusam-
men: Alles was in unserm Denken vorkommt, das ist nicht
ursprünglich in demselben, sondern durch Nachbildung dessen,
was objektiv ist, in dasselbe erst aufgenommen, mithin eine
wirkliche Manifestation dessen, was an sich ist. Folglich ist
auch die unveränderliche ewige Identität unsers Denkens eine
sichere Offenbarung einer andern, die ganze Welt begründen-
den ewigen und unwandelbaren Uridentität. Dieß scheint,
wie wir uns noch aus dem Vorhergehenden erinnern werden,
dem System des Verf. oder seines Meisters vollkommen ge-
mäß zu seyn. Allein unsere Leser werden sich gleichfalls erin-
nern: was dieser so zuversichtlichen Annahme eines objektiv-
vorhandenen Weltganzen als Urbilds, und der subjektiven
Nachbildung desselben in uns im Wege steht. Wenn aber
auch dieses nicht wäre, so gelangen wir auf diesem Wege bloß
zu einer unwandelbaren Identität der Natur und ihrer Er-
scheinungen; von dieser aber, so wie von der Identität un-
sers Denkens unterscheidet der Verf. ausdrücklich noch eine
Dritte viel höhere, nämlich eben die, die beydes, unser Den-
ken und die Natur begründet, und Gottheit heißt, ohne uns
doch zu sagen, wie wir uns denn mit zuverlässiger Gewißheit
zu ihr erheben sollen. Endlich hätten wir auch wünschen
mögen, daß er uns über die sonderbaren Buchstabenformeln,
womit Bardili seine Logik ausgeziert hat, einiges Licht ge-
geben hätte, da er sie gleichfalls in seinen Kommentar auf-
genommen hat. Wir haben mit einigen derselben einen
kleinen arithmetischen Versuch gemacht, und sind dadurch
auf gar lächerliche Resultate gekommen, mit denen wir aber
unsere Leser verschonen wollen; den wahren Zweck und Nu-
tzen derselben, wenn es allenfalls nicht der seyn soll, dem
Ganzen dadurch ein mathematisches Ansehen zu geben, konn-
ten wir schlechterdings nicht entdecken. — Hiemit glauben
wir nun unsere Recensentenpflicht vollkommen erfüllt, und
unsere Leser mit diesem System, das schon einmal einigen
Rumor verursachte, und vielleicht aufs neue wieder unsere
Aufmerksamkeit gern erregen möchte, so vollständig bekannt
gemacht zu haben, daß sie, ohne noch weitere Nachricht von
uns zu verlangen, schon wissen werden, wie sie mit demselben
daran sind. Die Ausführlichkeit aber, die wir uns dabey

erlauben

erlauben mußten, wird man uns ohne Zweifel zu gut halten, wenn man bedenkt, daß es zur Erhaltung und Beförderung einer gesunden und vernünftigen Denkart in der Philosophie schlechterdings jetzt nothwendig ist, von Zeit zu Zeit an auffallenden Beyspielen zu zeigen, daß ein leerer Klingklang bey allem Schein der Einheit und des Tiefsinns doch nichts anders ist, als ein leerer Klingklang.

Gm.

Mathematik.

Anfangsgründe der unbestimmten Analytik, zu Vorlesungen, und für diejenigen, welche sich selbst unterrichten wollen. Von D. J. C. L. Hellwig, Herzogl. Braunschweigischem Pagenhofmeister u. Professor der Mathematik an dem Katharinen-Gymnasium. Braunschweig, bey Reinhard. 1803. 12½ Bog. 8. 1 Rg.

Der Hr. Verf. hat darin völlig Recht, daß die unbestimmte (diophantische) Analytik ein großes Hülfsmittel ist, den Anfänger zum Kalkul vorzubereiten, und ihn zugleich auf eine wenig trocknere Art zu beschäfftigen. Auch ist es wahr, daß es über dieses Fach eben nicht so gar viel Schriften giebt, wenigstens nicht viel neuere; Euler ausgenommen, die schätzbaren ältern Werke des Diophantus, Bachet, Fermat, Billy ꝛc. sind sehr selten, und auch für Anfänger zum Theil zu abstrakt; daher ist es mir ein nützliches Unternehmen, ein eignes Lehrbuch dieser Analytik zu schreiben. Im Ganzen kann man mit der Ausführung wohl zufrieden seyn, und es ist gewiß kein Fleiß dabey gespart worden; allein Rec. muß dennoch erinnern, daß hie und da über manche Materien zu wenig ist gesagt, und wiederum über manche zu viele Weitläufigkeit ist gemacht worden. Wir wollen zuerst den Inhalt anzeigen. Einleitung. Natur der unbestimmten Aufgaben, ihr Unterschied von den bestimmten, und Beschaffenheit der Größen, die durch sie gesucht werden. §. 1 — 5. Erster Abschnitt. Unbestimmte Aufgaben, in welchen weder Dignitäten, noch Produkte

dukte unbekannter Größen vorkommen. §. 6 — 78. Zweyter Abschnitt. Von unbestimmten Aufgaben, in welchen auch Produkte und Dignitäten unbekannter Größen vorkommen. §. 79 — 206. Der Hr. Verf. erläutert zwar den Unterschied zwischen unbestimmten und bestimmten Aufgaben ganz richtig; allein man kann seine Aufgabe nicht allemal für unbestimmt erklären, in welchen sich mehrere unbekannte Größen als Gleichungen befinden, indem öfters gewisse Bedingungen solche zur bestimmten machen. Z. E. wenn verlangt wird, die Zahl a in zwey Theile x und y zu theilen: so ist die Gleichung $a = x + y$ ganz unbestimmt, in so fern man nicht verlangt, daß die Theile unter sich ein gewisses Verhältniß haben, oder aus ganzen Zahlen bestehen sollen: In diesem Falle giebt es unendliche Auflösungen. Verlangt man aber die Theile in ganzen Zahlen: so kann auch gefordert werden, die Anzahl der möglichen Theilungen anzugeben. Dann wird die Aufgabe in Ansehung dieser letzten Forderung bestimmt; denn wenn a eine gerade Zahl ist: so giebt es für x und y so viel Werthe, als $\frac{1}{2}a$ beträgt; ist aber a ungerade: so giebt es $\frac{a-1}{2}$ solchen Werthe. Bey der allgemeinen Regel die Aufgaben aufzulösen, in welchen sich die Eigenschaften von x und y durch die Gleichung $mx = ny \pm r$ angeben lassen. §. 26. S. 20 hätte die Lehre von den zusammenhängenden Brüchen (Kettenbrüchen) erläutert werden sollen, welche hier fehlt. Denn durch diese Operation ist man im Stande, in der Gleichung $mx - ny = r$, für x und y allemal Werthe in ganzen Zahlen zu bestimmen, wenn die bekannten Größen m, n, r kein gemeines Maaß haben (primi inter se). Man muß sich um so mehr über das Fehlen dieser Brüche wundern, da solche von Euler so sehr in ein neues Licht gesetzt sind, und diese Schrift eigentlich eine Art Kommentar desselben ist. Vorzüglich hat der Verf. die Formel $cx^2 + bx + a = y^2$ mit vieler Mühe bearbeitet, und wirklich manche neue Eigenschaft derselben angeführt; allein eben dadurch verfällt er hie und da in unnöthige Weitläuftigkeit. Z. E. wenn $c = C^2$, so wird $x = \frac{p^2 - aq^2}{(bq - 2Cp)q}$ angenommen. Rec. weiß nicht, warum hier die neuen Größen q und p in die Funktion gebracht werden, da solche zu nichts helfen, als die Entwickelung zu erschweren. Denn man kann sogleich $\sqrt{(C^2x^2 + bx + a)} = Cx$

$= Cx + a$ setzen, woraus man $x = \frac{a(a-1)}{b + 2a C}$ erhält. Diese Formel ist bequemer als die obige. Weil sie keine fremden Größen in sich hat: Ist $y^2 = C^2x^2 + a$ oder $b = 0$, so wird $x = \frac{a(a-1)}{2a C} = \frac{a-1}{2 C}$. Z. B. es sey die Funktion $49x^2 + 29$ zum Quad. zu machen: Hier ist $a = 29$, $C = 7$, also $x = \frac{29 - 1}{2 . 7} = 2$. Man sieht hieraus, daß die Formel auch für die Auflösbarkeit in ganzen Zahlen brauchbar ist; denn mit dem Werthe $x = 2$ können nun nach der Formel von Euler $an^2 + 1 = p^2$ mehrere Werthe bestimmt werden. Es ist da auch vergessen worden zu bemerken, daß $cx^2 + bx + a$ allemal zum Quadrate kann gemacht werden, wenn die Summe der Koefficienten ein Quadrat oder $a + b + c = v^2$ ist. Denn man setze $v = w + 1$, so wird man erhalten $c + (v^2 - c - a)(w + 1) + c(w + 1)^2 = y^2$ welche Funktion lauter Glieder hat, die w oder w^2 zum Faktor haben, und also auf einen einfachen Werth nach den bekannten Diophantischen Regeln können gebracht werden. Es wäre auch gut gewesen, wenn der Hr. Verf. die Gleichungen des zweyten Grads überschritten, und die Funktionen der höhern Grade erläutert hätte; dann würde seine Schrift noch mehr an Vollständigkeit gewonnen haben. Indessen sollen alle diese Erinnerungen und Zusätze den Werth dieses Buchs gar nicht herabsetzen, und man kann es als sehr brauchbar empfehlen, besonders wird es angehenden Lehrern wesentliche Dienste leisten. Ob es aber zu Vorlesungen wird gebraucht werden, zweifelt Rec., weil die unbestimmte Analytik auf hohen Schulen nur höchst selten in dem Lektionskatalog erscheint, und selbst von Kästnern bey einer Unterredung mit Rec. unter die algebraischen Absotria gerechnet ward, welches Urtheil freylich zu hart ist. Vielleicht erscheint eine Fortsetzung dieser Schrift, welches in der That wünschenswerth wäre.

Dm.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Fünf und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Journal für die Botanik. Herausgegeben vom Medicinalrath *Schrader*. *Zweyter Band.* 1800. Mit 7 Kupfertafeln, u. dem Bildnisse des Dr. Smith, Göttingen, bey Dieterich. 1801. 1 Alphab. und 8 Bogen 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Wir haben erst kürzlich das Zweyte Stück des Ersten Bandes angezeigt, und in unserer N. Allg. D. Bibl. nach Verdienst gewürdiget. Der gegenwärtige zweyte Band zeichnet sich wieder durch mehrere schätzbare Aufsätze unserer berühmtesten Pflanzenforscher, durch zweckmäßige Auszüge aus wichtigen botanischen Werken des Auslandes, und durch des Herausgebers unparteyische Beurtheilung der neuesten botanischen Schriften: so wie auch durch die angehängten interessanten literarischen Notizen und Korrespondenz-Nachrichten, vortheilhaft aus. Besonders werden den Freunden kryptogamischer Gewächse die 2 Abhandlungen von *Ol. Swarz* »Genera et Species Filicum ordine systematico redactarum,« und »Observationes species nonnullas Muscorum minus »cognitas illustrantes« äusserst willkommen seyn, indem der Verf. zugleich mit Hrn. Dr. Bernhardi, die Finsterniß, welche noch immer auf diesem Theil der Gewächskunde ruhet, etwas mehr aufzuhellen versucht, und darin glücklich zu seyn scheint.

schrint. Was uns allhier Hr. Profess. Sprengel, und Hr. Dr. Rudolphi aus dem Schatze ihrer Pflanzenkenntnisse vortragen, verdient gleichfalls Dank, wenn man ihnen gleich nicht in Allem beypflichten kann. Ersterer untersucht hier einige ausländische Gewächse, und zeigt sehr bestimmt aus den nähern Beschreibungen derselben, die auch durch Abbildungen anschaulich gemacht sind, daß sie zu neuen Gattungen erhoben werden müssen; z. B. Millera Contrayerva, Cav. und Viola verticillata, Ort. Er schlägt vor, jene mit dem Namen des portug. Botanikers Avellar Brotero zu belegen, und diese zum Andenken des Wilh. Sole, Monographen der Gattung Mentha, Solea verticillata zu benennen. — — Das uns von eben diesem Gelehrten hier mitgetheilte beschreibende Verzeichniß neuer Pflanzen, die im botanischen Garten zu Halle im J. 1801 gezogen sind, werden die Leser gewiß mit uns in diesem Journale künftig fortgesetzt zu sehen wünschen.

Ob.

Nicolai Josephi Jacquin Fragmenta botanica. *Fasciculus primus*, cum quindecim tabulis coloratis. Viennae, 1800. und *Fasciculus secundus*, cum viginti tabulis coloratis. Viennae, 1801. Grofsf. mit $9\frac{1}{2}$ Bog. Text. 22 Rg. 12 gr.

Des Verfassers vortreffliche Werke, die Hortus Vindobonensis, Icones plantarum rariorum, Hortus Schoenbrunnensis, dessen Miscellanea und Collectanea enthalten bereits eine sehr große Anzahl von Abbildungen seltener und größtentheils vorher nicht abgebildeter und neuer Gewächse, die von der Reichhaltigkeit des Schönbrunner Gartens einen deutlichen Beweis abgeben. Nach der Beendigung des Hortus Schoenbrunnensis versprach Hr. v. Jacquin einen raisonnirenden Katalog des Gartens zu geben, um eine deutliche Uebersicht des großen Umfangs desselben an den Tag zu legen, und zur Aufklärung der noch nicht benannten und nahe verwandten Arten beyzutragen. Es haben aber verschiedene Gewächse nach der Zeit Blüthen hervorgebracht, viele die noch nicht geblühet haben, lassen sich ohne Abbildung nicht erkennen, und über die beschriebenen hat der Hr. v. Jacquin viele

sehr

sehr wichtige Beobachtungen gemacht, die durchaus nicht in den Katalog alle aufgenommen werden konnten, daher entschloß er sich, alles in einem besondern Werke zusammen zu tragen, und vor der Erscheinung des Katalogs bekannt zu machen.

Auf jeder Platte sind, nach Verschiedenheit der Pflanze, besonders in Rücksicht ihrer Größe, eine oder mehrere, zuweilen achte abgebildet. Die Abbildungen sind sauber, der Natur getreu, und in Hinsicht der nöthigen Unterscheidungsmerkmale richtig ausgeführt. Die Beschreibungen sind mit der dem würdigen Verfasser eigenen Genauigkeit und Bestimmtheit abgefaßt. Viele sehr merkwürdige Beobachtungen über schon beschriebene Pflanzen, ohne weitere Abbildungen, finden sich darin. Es fehlt aber auch nicht an neuen Gewächsen, die wir näher anführen wollen.

Senecio telephiifolius, eine jährige Pflanze, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, mit keilförmigen gezähnten dreyfach nervigen Blättern. Boehmeria rubescens, nennt er die Linne'ische Urtica arborea, weil die Blüthentheile von den Nesselarten sehr verschieden sind. Fagara spinifex, aus Caracas, hat mit der F. Pterota viele Aehnlichkeit, und ist von dieser, so wie von der F. Tragodes durch die nicht ausgerandeten Blätter sehr verschieden. Die Blumenknospen zeigen sich gegen den Winter, fallen aber, ohne sich zu entfalten, ab. Latania rubra, eine neue Palmengattung, von der mehrere Arten im Schönbrunner Garten sich finden. Sie gehört auf isle de France zu Hause. Die männliche Blume hat Jussieu bereits beschrieben, hier wird die Frucht näher bestimmt und abgebildet, so daß der Charakter der Gattung nun ziemlich vollständig wird. Passiflora? guazumaefolia, nennt Hr. v. J. einen Baum, an dem er nur zwey Blumen sah, von denen er die eine abgefallen und verdorben sah, und die andere nachher nicht entfaltet bemerken konnte. Sie hat mit der Bubroma Guazuma, in der Gestalt der Blätter, die größte Aehnlichkeit, daß sich kein Unterschied zeigte, nur die der Gattung Passiflora gewöhnlichen Ranken fehlten gänzlich. Eine Abbildung konnte er davon nicht liefern. Mimosa Saman, eine neue Art aus Caracas, die noch nicht geblühet hat, und welche durch die sehr großen doppelt gefiederten Blätter von allen übrigen abweicht. Mimosa fastuosa, mit einfach

 gefie-

gefiederten Blättern, deren Mittelrippe geflügelt ist, und welche sehr große rothe traubenförmige Blumen trägt. Sie hat mit der vorigen gleiches Vaterland, und noch nicht geblühet. Latania chinensis, eine zweyte Art der bereits erwähnten neuen Palmengattung, die aber wie jene noch nicht geblühet hat, und von der auch die Frucht, so wie sie aus ihrem Vaterlande geschickt wurde, abgebildet ist. Caryota horrida, aus Caracas, wird nur ganz kurz beschrieben, sie hat noch nicht geblühet. Pandanus humilis, eine neue Art, die sich schwerlich durch deutliche Merkmale von dem bekannten Pandanus odoratissimus wird unterscheiden lassen. Schotia latifolia, neu, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, von der einzigen bekannten Art durch die sehr breiten Blätter deutlich verschieden. Von der Gattung Brownea werden hier folgende neue Arten, nämlich: racemosa, latifolia, capitella, leucantha, beschrieben, und mit Blumen aus der reichen Kräutersammlung des Verfassers abgebildet, da sie bis jetzt im Schönbrunner Garten diese noch nicht hervorgebracht haben. Phoenix reclinata, aus den innern Gegenden des südlichen Afrika. Sie ist durch wenige Merkmale von der gewöhnlichen verschieden. Die Gattung Zamia wird durch folgende neue Arten bereichert: cycadifolia, horrida, longifolia, lanuginosa. Mimosa ligustrina, aus Caracas, mit grossen zweymal gezweyten Blättern, und kleinen weißen traubenförmigen Blumen. Rosa cuprea, vielleicht nur Spielart der R. provincialis. Malacoxylum pinnatum, unter dieser Benennung wird ein Baum aus isle de France angeführet, von dem der Hofgärtner Boos nur einen einzigen Stamm mitbrachte, der noch keine Blume gezeigt hat, und daher sich vor der Hand nicht bestimmen läßt.

Species Astragalorum descriptae et iconibus coloratis illustratae a *P. S Pallas*, Eq. Academico Petropolitano, etc. cum Appendice. Lipsiae, sumtibus Martini. 1800 — 1802. Mit Vorrede und Titel 33 Bogen Fol. und 91 illuminirten Kupfern. 59 Rg. 12 gr.

Monographien sind in vieler Hinsicht für das Studium der Botanik sehr brauchbar. Durch sie werden alle Arten genauer

nauer verglichen, näher bestimmt, mit festen Merkmalen bezeichnet, und die Kenntniß um ein Beträchtliches erweitert. Linne's, Jacquin's, Masson's, und anderer Botaniker Beschreibungen einzelner Gattung geben davon Beweise. Bey der ungetheilten Aufmerksamkeit, die derjenige, der eine Monographie schreibt, auf alle Arten haben muß, kann man gewiß mehr erwarten, als wenn in Floren, und bey der Bestimmung mehrerer Gewächse, einzelne Arten, ohne sie mit den ähnlichen zu vergleichen, beschrieben werden. So sehr aber auch dergleichen Abhandlungen geeignet sind, das Studium zu erleichtern, eben in dem Maaße machen sie es auch kostspieliger.

Gegenwärtige Monographie der Gattung Astragalus gehört zu denjenigen, welche man fast als vollendet ansehen kann. In der Reichardischen Ausgabe des Linné'schen Pflanzensystems sind 42 Arten davon angeführt. Diese Zahl ist hier sehr vergrößert worden, indem Hr. P. 116 verschiedene, größtentheils von ihm selbst beobachtete Arten genau bestimmt. Der von aller gelehrten Welt abgeschiedene Aufenthalt des Verfassers, der, wie bekannt, in Taurien lebt, verhinderte ihn freylich, die unterdeß nun bekannt gewordenen Astragalus-Arten mit aufzunehmen; aber dafür sind auch die durch ihn bekannt gewordenen um so richtiger auseinander gesetzt. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß Willdenow in seiner Ausgabe der Species plantarum 174 Arten beschrieben hat.

Bey der großen Zahl von Gewächsen, die alle zu den Astragalis gezählt werden, muß es, wegen der großen Aehnlichkeit, die viele mit einander haben, allerdings schwer fallen, Unterschiede aufzufinden. Indessen hilft hier der Habitus sehr viel, den mehrere mit einander gemein haben, wodurch sie in zweckmäßige Abtheilungen gebracht werden können. Die Abtheilungen, welche Hr. P. wählte, weichen gar sehr von denjenigen ab, die Linné hatte. Dieser suchte durch künstliche Merkmale sie in gewisse Rubriken zu bringen, dahingegen jener den natürlichen Habitus vorzog. Die künstliche Methode ist freylich für den Anfänger leichter; aber nicht immer die sicherste, wie die stiellosen Astragali des Linné deutlich zeigen. Die natürlichen Abtheilungen sind für den Kenner brauchbar; aber leider! schmelzen sie so ineinander, daß sie ihre Charakter fast nur durch das Anschauen, und beynahe

 gar

gar nicht durch Worte bezeichnen lassen. Hr. P. hat sechs dergleichen Abtheilungen, nämlich:

1. *Tragacanthoidei:* frutescentes, spinis antiquorum petiolorum horridi, foliis impari pinnatis, in petiolo spirescente singulares; quibus flores plerumque axillares crebri et legumina exilia.

2. *Alopecuroidei:* caulescentes plerumque floribus in capitula axillaria, raro terminalia congestis, leguminibus bilocularibus parvis intra calycem persistentem inflatum maturescentibus.

3. *Onobrychoidei:* caulescentes, subinde fruticosi, racemo vel spica elongata terminante floridi, leguminibus nudis duris acuminatis plerumque bilocularibus praediti.

4. *Anthylloidei:* acaules fere in universum, scapum inter folia radicalia exserentes, leguminibus plerumque inflatis, saepe unilocularibus.

5. *Polypterophylli:* s. *verticillati:* scapis plerumque radicatis et leguminum varietate anthylloideis affines, sed ab omnibus Diadelphis se distinguentes multiplicatione foliolorum, quae ex uno puncto bina, terna, immo quaterna et quina simul e rachi saepe enascuntur.

6. *Sesamoidei:* fere omnes annui et Europaei capitulis axillaribus inflorenscentes et leguminum forma mire varii, omnibus licet bilocularibus.

Alle diese Merkmale, welche jede dieser Abtheilungen zu bezeichnen, gewählt sind, finden sich bey den dazu gehörigen Arten niemals beysammen: so daß es keine, außer der fünften Abtheilung, giebt, wo man bestimmt darauf rechnen könnte. Als Hülfsmittel, die Arten kennen zu lernen, lassen sich diese nicht empfehlen, und nur in sofern sind sie brauchbar, um die ähnlichen Pflanzen neben einander zu stellen, und den Uebergang der einen zur andern zu bemerken. Wir würden daher doch den Linnéschen Eintheilungen, ob sie gleich auch noch mangelhaft sind, und wohl immer bleiben werden, den Vorzug einräumen müssen. Eben so schwierig ist es,

bey

bey dieser Gattung Merkmale zu finden, an denen man ganz bestimmt einen Astragalus erkennen kann. Die zweyfächrige Hülse ist kein Kennzeichen, was beständig ist; da mehrere sehr ähnliche Pflanzen sich bloß dadurch unterscheiden; daß bey einer die Hülse zweyfächrig, bey der andern halbzweyfächrig, und endlich bey der dritten ohne alle Abtheilung ist. Die Zähne des Kelchs sind eben so unbeständig, und eben so die Blätter der Blumenkrone. Es würde also hieraus folgen, daß die Gattung Phaca nicht vom Astragalus verschieden sey. Hr. Pallas ist indessen doch der Meinung, einige Arten, die in ihrer Gestalt übereinstimmend geformt sind, unter der Benennung Phaca beyzubehalten. Er giebt uns aber keine Merkmale an, die auszeichnend genug wären, diese Gattung zu charakterisiren. Vom Astragalus hat er aber ein Kennzeichen aufgefunden, was unter allen Umständen zutrifft, und sehr bestimmt ist, nämlich: daß die Saamen bey allen Arten in zwey Reihen stehen.

Das nördliche Asien, und der gemäßigte Theil desselben, kann als das wahre Vaterland von den Astragalis angesehen werden; da die meisten Arten sich dort wildwachsend finden. Gewiß kennen wir kaum die Hälfte der Arten, da der Reichthum derselben unerschöpflich zu seyn scheint. Den größten Theil der hier beschriebenen, sah der Verfass. selbst in ihrem Vaterlande, mithin sind seine Beschreibungen, die da, wo es nothwendig war, weitläuftig abgefaßt sind, von vielem Werthe. Welchen Veränderungen aber diese Gewächse, nach dem verschiedenen Boden, wo sie gefunden werden, welchen Einfluß die verschiedene Lage, das Klima, und die Kultur in botanischen Gärten auf ihre Gestalt haben, darüber fehlt es noch an Erfahrungen, in wenigen Fällen läßt sich hier entscheidend urtheilen. Ein Beyspiel davon giebt uns Hr. P. vom Astragalus ambiguus. Er hat eine wilde und eine Gartenpflanze abbilden lassen, die sich so unähnlich sind, daß der Ununterrichtete gewiß kaum Anstand nehmen würde, beyde für zwey sehr verschiedene Arten anzusehen. Vielleicht daß mehrere uns bekannt gewordene Arten nur Spielarten sind, die nur durch Boden, Klima und Lage ihres Standorts so mächtig verändert sind, daß sie uns verschieden scheinen. Aber eben so leicht können auch mehrere, von uns für Spielarten gehaltene, wahre Arten seyn. Wenigstens scheint dieses bey des Verfassers A. dealbatus und fabulatus der Fall zu seyn.

Wer viele Arten einer Gattung vergleicht, und bey dieser Gelegenheit ihre nahe Verwandtschaft recht deutlich inne wird, muß am Ende in Rücksicht der Arten mißtrauisch werden. Nur derjenige, der an den Stellen, wo die Arten ursprünglich anzutreffen sind, sie sucht, kann hier mit mehrerer Gewißheit entscheiden, und daher war wohl Niemand mehr im Stande, über eine so weitläuftige Gattung zu schreiben, als der Verfasser der vor uns liegenden Monographie.

Die erste Abtheilung von Astragalus, wohin die strauchartigen, stachlichen gehören, ist am wenigsten zahlreich an Arten ausgefallen. A. aristatus heißt hier A. Pseudotragacantha, Ammodytes ist mit Unrecht hierher gezogen, und der krautartige A. amarus, dessen Blumen noch unbekannt sind, macht den Uebergang zur dritten Abtheilung des Verfassers. Die mit A. alopecuroides verwandte Arten sind sehr schön auseinander gesetzt, und mit vielen Entdeckungen bereichert. Bis jetzt kannte man nur außer den stachlichen Astragalis, eine von Cabanilles beschriebene peruanische strauchartige Sorte, hier werden noch fünf neue Arten beschrieben, die kleine Sträucher von der Größe der Robinia pygmaea bilden, in Sibirien und den südlichen russischen Provinzen wachsen, und mithin bey uns im Freyen ausdauern, und unsere Gärten mit ihren Blumen zieren können. Ansehnlich ist der Zuwachs der Arten bey den stiellosen Astragalis, unter denen die meisten von schönem Ansehen sind; besonders auffallend sind die vielen mit Astragalus exscapus verwandte, und öfter nur durch kleinscheinende Charaktere abweichende Arten. Diejenigen Arten dieser Gattung, welche nach Hrn. P. zur fünften Abtheilung gehören, das heißt, mit vielen kleinen Blättchen, die wirtelförmig um den Hauptblattstiel stehen, versehen sind, gehören alle im östlichen Theile Sibiriens auf dem Davurischen Gebirge, und in Kamtschatka zu Hause, sie sind sich alle sehr ähnlich.

Ueberall können wir aber dem Verfasser nicht beypflichten; so ist gewiß sein A. dasyanthus vom A. caprinus des Linné sehr verschieden; eben so ist sein A. arenarius nicht die Linnéische Art; sondern dessen A. hypoglottis, auch den wahren A. tragacanthoides hat Hr. P. verkannt. Dergleichen Mißgriffe sind aber bey einer so zahlreichen Gattung unvermeidlich; da Linné seine Arten mit zu kurzen und unbestimm-

ten

ten Ausdrücken beschrieben hat, die auf mehrere neue und bekannte Pflanzen sich anpassen lassen.

Außer einer bündigen Beschreibung jeder Art, hat Hr. P. dieselben mit Diagnosen versehen, die freylich zuweilen nicht bestimmt genug sind, und das Vaterland, so wie auch die Schriftsteller, welche sie beschrieben, so weit ihm die neuesten Bücher bekannt geworden sind, angeführt.

Dem Ganzen ist noch ein Anhang beygefügt, der einige neue sibirische Gewächse enthält, die in Rücksicht der Blumen mit der abgehandelten Gattung Verwandtschaft haben. Einige von diesen sind zwar schon in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg beschrieben, mehrere erscheinen hier zum erstenmale. Die Gattung Robinia erhält drey neue Arten, nämlich: R. jubata, ein sonderbarer Strauch, der von den Buräten die nicht unschickliche Benennung Kameelschwanz erhalten hat, Robinia tragacanthoides und R. microphylla. Die letztere Art hat l'Heritier bereits unter dem Namen R. Altagana beschrieben; sie ist auch in vielen Gärten Deutschlands anzutreffen. Von der Gattung Sophora werden sechs Arten beschrieben, und zugleich auch abgebildet. Zwey davon, Sophora alopecuroides und lupinoides, von welchen die letztere jetzt eine Podaliria ist, waren schon bekannt. S. galegioides ist eine wahre Sophora, und schon von Aiton S. flavescens benannt. S. alpina, fabacea und diphylla sind neu, und gehören sämmtlich zur Gattung Podaliria. Die letztere konnte vielleicht von allen getrennt werden, wenn ihre Blume bekannt wäre.

Der Verleger hat keine Kosten geschont, dieses vortreffliche Werk mit der größten Eleganz, in Rücksicht des Papiers, Drucks, und der Illumination, dem Publikum in die Hände zu liefern. Wir wünschten auch dieses vom Stich der Kupfer sagen zu können, der zuweilen sehr hart ausgefallen ist. Einige Fehler der Illumination sind vielleicht schon durch die vom Verfasser eingesandten Zeichnungen veranlaßt worden; besonders gilt dieses von solchen Pflanzen, die weißhaarig oder seidenartig sind.

Kleine Fauna und Flora von der süd-westlichen Gegend um Wien, bis auf den Gipfel des Schneeberges. Wien, bey Degen. 1802. 8 Bogen in queer Taschenformat. geh. 10 gr.

Der ungenannte Verfasser giebt uns hier ein trockenes Namenverzeichniß, was nur für die Liebhaber der Naturgeschichte jener Gegend einiges Interesse haben kann. Den Freunden der Entomologie könnten vielleicht die beygesetzten Preise bey der seltenern Art lieb zu wissen seyn. Die Thiere sind nach den Klassen abgetheilt, und die Gattungen mit ihren Arten in alphabetischer Ordnung aufgestellt. Bey den Spinnen wird angemerkt, daß wir vom Hrn. v. Panz ein Werk von den österreichischen Spinnen mit saubern Abbildungen zu erwarten haben, von welcher Gattung er bereits 50 neue Arten entdeckt hat.

Das alphabetische Verzeichniß der Pflanzen ist ziemlich mager ausgefallen, und enthält nur sehr wenige Kryptogamen. Möchte es doch dem Verfasser gefallen, wie wir aus einigen Aeußerungen schließen, uns bald eine vollständige Fauna von Oesterreich zu geben.

Mr.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Kampf der Demokratie und Aristokratie in Rom, oder: Geschichte der Römer von der Vertreibung des Tarquin bis zur Erwählung des ersten plebejischen Konsuls. Von Chr. Ferd. Schulze, (,) Prof. am Gymnas. zu Gotha. Altenburg und Erfurt, bey Rink u. Schnuphase. 1802. XXXII und 446 S. 8. 1 Rl. 8 gr.

Die frühere Geschichte Roms, und besonders die der Streitigkeiten zwischen dem römischen Bürgerstande und Adel, ist

noch nicht so genau und ausführlich dargestellt worden, als die spätere, selbst im Ferguson nicht; gleichwohl ist sie für den Menschenbeobachter, und für den eigentlichen Geschichtsforscher gewiß interessant, und giebt zu mannichfaltigen Betrachtungen Anlaß, die durch die Vergleichung mit der Geschichte des Tags noch anziehender werden.

Hr. Schulze hat daher gewiß keine überflüssige Arbeit unternommen, indem er die Geschichte der erwähnten Streitigkeiten mit größerer Genauigkeit und Vollständigkeit, als seine Vorgänger erzählte, und nicht nur die neuern Quellen benutzte; sondern auch auf die ältern, namentlich den Livius, Plutarchus, und Dionysius von Halicarnassus zurückgieng. Er betrachtet nämlich diese Streitigkeiten als eine Erscheinung, die sich fast bey allen Freystaaten der Alten finden, in sofern sie von der Monarchie, ihrer ursprünglichen Regierungsform, zur Aristokratie, und dann erst zur Demokratie gelangten. Er mag nicht vier verschiedene Streitigkeiten annehmen, die in keiner innern Verbindung stehen; sondern er glaubt, daß man sie alle nur als ein beständiges Fortschreiten zur Demokratie, oder als einen Kampf zwischen den Patriciern und Plebejern um politische Freyheit, zu dessen Erneuerung freylich die veranlassenden Ursachen oft sehr verschieden waren, ansehen müsse. Das Ganze zerfällt in eine Einleitung, — in welcher Hr. S. seine Ansicht von diesen Streitigkeiten mittheilt, und den Nutzen erörtert, den sie für den Menschenbeobachter und den Geschichtsfreund haben, — und in fünf Kapitel. Vom Anfange und Fortgange der Aristokratie; vom ersten Ausbruche der Streitigkeiten zwischen den Patriciern und Plebejern, bis zur Einführung des Tribunats (vom J. R. 259—261); von da bis zur Bestätigung der Volksversammlung nach Zünften (— 283); von da bis zur Wiedereinsetzung des Tribunats (— 306); und endlich bis zur Erwählung des ersten plebejischen Konsuls Sextius (— 389). In der Nachschrift (S. 442) berührt der Verf. das Resultat, das aus der ganzen Geschichte hervorgeht, und macht einige allgemeine Bemerkungen über die spätern Streitigkeiten im römischen Staate, die er mit den frühern vergleicht. Der Fleiß des Herrn Verfassers ist nicht zu verkennen.

Revolutionsgeschichte des alten Roms. Von R. A. von Vertot. Aus dem Französischen. Erster Theil. VIII u. 384 S. Zweyter Theil. Wien, bey Degen. 1802. 342 Seiten gr. 8. 1 Rk. 21 K.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der römischen Staatsveränderungen, von R. A. von Vertot. Aus dem Französischen.

Vertot, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts schrieb, ist dem Publikum hinlänglich bekannt. Unter seinen Schriften ist das hier übersetzte Werk das beste. Die Ansichten, welche Vertot von den Fakten hat, sind sehr richtig, seine eingestreuten Reflexionen treffend, seine Darstellung schön und anziehend. Der Herr Verleger beabsichtigte bey der Besorgung einer deutschen Uebersetzung dieses Werks noch einen eigenen Zweck. Vertot beurtheilt nämlich in seinem Zeitalter das Revolutionswesen unparteyisch, was der Fall bey den Geschichtschreibern, welche Zeugen der französischen Revolution waren, nicht der Fall ist, deren Resultat immer, mehr oder weniger einseitig ausfallen muß. Da wir es hier bloß mit der Uebersetzung zu thun haben: so enthalten wir uns aller weitern Bemerkungen über das Original, und erinnern bloß, daß diese vorliegende Uebersetzung im Ganzen richtig und lesbar sey, und daß wir ihr nur mehr Geschmeidigkeit und Korrektheit wünschen möchten. Manche Fehler sind wohl nur Druckfehler, z. B. Rechnung legen, statt ablegen; durch die Drangsalen, statt Drangsale; Thriumphe; in die Wette, statt um die Wette, u. dergl. Der Verleger verspricht auch eine Uebersetzung des Middleton, wenn die vorliegende Dollmetschung Beyfall finden sollte.

Leben des Hannibal, von Fr. W. von Bernewitz, Kurfürstl. Sächs. Premierlieutenant. Erster Theil. Mit Kupfern. 18 und 346 Seit. (Mit einem Kupfer.) 1 Rk. 12 K. Zweyter Theil. Mit

Leben des Hannibal, von F. W. v. Bernewitz. 421

Mit einem Kupfer. Pirna, bey Pinther. 1802. 415 S. 8. 1 Rt. 8 gr.

Karthago's Held, als Feldherr, Staatsmann und Mensch der Bewunderung der Nachwelt werth, verdiente eine eigene, genaue und vollständige Biographie, die wir bisher noch nicht aufweisen konnten.

Der Verfasser der vorliegenden hat sich, seiner eigenen Erklärung zufolge, bestrebt, »die Thaten seines Helden und »dessen Verhalten in den verschiedenen Vorfällen seines Le»bens so darzustellen, daß sein Charakter, und der Umfang »seines Geistes von selbst daraus hervorgehen, und der Seele »des Lesers sich eindrücken möge, ohne erst jedesmal beson»dere Hinweisungen darauf nöthig zu haben.« Der Gewährsmann, dem Hr. v. B. gefolgt, ist, wie man leicht erwarten wird, der treffliche Polybius, der uns die sichersten Nachrichten von diesem Helden geben konnte. Nach ihm ist Livius die Hauptquelle, der zwar nur dem Polybius nachgeschrieben; aber auch manche detaillirtere Nachrichten hat, die man bey jenem nicht findet. Dasselbe gilt zum Theil vom Cornelius Nepos, der überdieß unbefangener urtheilt, als Livius, vom Plutarchus, Appianus, u. a. welche die in das Leben jenes Helden eingreifenden Kriege erzählen. Alle diese Quellen hat Hr. v. B. benutzt, auch die Neuern, Rollin, Ferguson, die allgemeine Weltgeschichte, und Guischards und Follards Erläuterungen zum Polybius zu Rathe gezogen, die Thatsachen ziemlich vollständig und richtig zusammengestellt, und im Ganzen gut vorgetragen. Für den ungelehrten Leser sind auch die nöthigen erläuternden Anmerkungen beygefügt worden. Voraus geht eine Einleitung, in welcher eine Uebersicht der Geschichte Karthago's vor Hannibal, und Nachricht von der Regierungsform, dem Charakter und der Religion der Karthager gegeben wird. Sodann erzählt der Verf. im ersten Theile, die Geschichte des Helden von seiner Geburt an, bis zur Schlacht bey Cannä, in zwey Abschnitten. Der zweyte Theil enthält in drey Abschnitten die Geschichte des H. von der Schlacht bey Cannä an bis an seinen Tod. Am Ende des Werks vergleicht Hr. v. B. noch den Uebergang Hannibals und Bonaparte's über die Alpen. Diese Vergleichung fällt zum Vortheil des erstern aus, ob-

gleich

gleich auch das Unternehmen des letztern immer groß und bewundernswürdig bleibt. —. Die Lektüre dieses Buchs wird dem Freunde der alten Geschichte, und dem gebildeten Soldaten eben so unterhaltend als nützlich seyn, und es gereicht dem wackern Hrn. Verfasser zur Ehre, daß er seine Muße auf solche Beschäfftigungen verwendet, und sich in seinem Stande auf diese Art auszeichnet. Der Vortrag ist deutlich und kunstlos, bisweilen nur zu weitschweifig, und für das größere Publikum minder anziehend. Das Titelkupfer stellt das Brustbild des Helden, und das andere Kupfer die Scene vor, wo er als Knabe den Römern ewige Feindschaft schwört. Beyde sind von Uhle gestochen.

Zigeuner im Herodot, oder neue Aufschlüsse über die ältere Zigeunergeschichte, aus griechischen Schriftstellern, von D. J. Gottfr. Hasse. Königsberg, bey Göbbels. 1803. 46 S. 8. 6 gr.

Bekanntlich gab Hr. Prof. Grellmann einen historischen Versuch über die Lebensart, Verfassung und Schicksale der Zigeuner in Europa, und über ihren Ursprung, (Dessau und Leipzig 1783.) heraus; von welchem eine zweyte, sehr veränderte und vermehrte Ausgabe zu Göttingen 1787 erschien. Ein Aufsatz über die Zigeuner und ihre Sprache vom Hrn. Prof. Kraus in Königsberg, findet sich in der Berliner Monatsschrift (Bd. 21. Febr. und April 1793.). Damit vergleiche man Hrn. Profess. Rüdigers neuesten Zuwachs der Sprachkunde. In dem Monat Junius der Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichten der preußischen Staaten vom Jahr 1802. ist ein kurzer Abriß der Geschichte der Zigeuner mitgetheilt. Fast Alle weisen diesem Volke nach seiner Sprache Hindostan als seine Heimath an, und klären die Schicksale desselben vom Jahre 1417 ziemlich auf; von da an aber herrscht entweder Stillschweigen oder große Dunkelheit. Der Verf. der vorliegenden, scharfsinnigen und gelehrten Abhandl. verbreitet über den Ursprung und die spätern Schicksale der Zigeuner ein neues Licht, und wir können daher nicht umhin, die Resultate derselben in der Kürze hier darzulegen. 1) Fast alle Geschichtsforscher leiten die Zigeuner aus Aegypten ab, und die letztern selbst behaupten dieß von ihren Vorfahren.

Allein

Allein das sagen sie Andern nach; denn die Aegypter nennen ihr Land Mesr, nicht aber Aegypten, den letztern Namen brauchten nur die Griechen, Römer, und andere gelehrte und christliche Europäer. Die Sache ist diese: Die Türken nennen die Zigeuner Fáráwni, d. i. Faraonen, Faronsten oder Pharaoniten, d. i. listige Leute, Betrüger und Zaubereys Leute, die dem ägyptischen König Pharao an Gesinnungen und Thaten ähnlich sind, das ist so viel als Aegypter. Daraus ist jene Sage entstanden, denn sie trieben Wahrsagerey und Zauberey. (Das ist doch etwas gesucht!) 2) Die Zigeuner stammen wohl nicht aus Aegypten ab. Das erhellt aus ihrer Sprache, die ganz und gar nichts Aegyptisches hat; ferner ihre dunkelgelbe Umbra-Farbe, ihre Naturseitree; ihre, im Ganzen von Aegypten abweichende Lebensart, ihre Sitten- und Denkart, und das tiefe Stillschweigen, das die Geschichte über ihre Herüberkunft aus Aegypten nach Europa beobachtet. Uebrigens giebt es im 16ten Jahrhunderte, und noch jetzt Zigeuner in Aegypten; sie gelten aber dort ebenfalls für fremde Menschen, wie bey uns. 3) Auch nicht über Aegypten sind die Zigeuner aus dem Orient gekommen. Einem solchen Zuge aus Hindostan fehlt alle äußere und innere Wahrscheinlichkeit. 4) Sonst woher können sie auch nicht um diese Zeit gekommen seyn. Davon zeugt das allgemeine Stillschweigen der Zeitgeschichte. 5) Sie haben schon lange vorher in Ungarn gesessen. Dieß ist möglich und wahrscheinlich. 6) Die Sigynnen des Herodot (B. 5. Kap. 9.) sind Zigeuner. (Diese Stelle ist in der That wichtig, und den Geschichtsforschern entgangen!) 7) Beym Strabo (B. 11. S. 790. ed. Casaub.) heißen sie Siginnen. 8) Beym Ptolemäus (Geogr. B. 8. K. 8. S. 85.) Ciagesen, Cingesen; bey andern griechischen Schriftstellern Sigynnen oder Sigymnet (Apollon. Rhod.; Orpheus) 9) Cinte, Cinten, Cintler, wie sich die Zigeuner auch nennen, ist der Name der Sinsier und Sintier, die die Alten nach Thracien setzen. 10) Die Sprache der Zigeuner ist eine eigene, von allen europäischen, und von den mehresten orientalischen Sprachen verschiedene Sprache, sie ist eine Stammsprache, und kömmt der der alten Perser und Hindus am nächsten, sie hat von dem Gemisch des jetzigen Hindostanischen nichts. 11) Wenn sie eigentlich aus Ungarn aufgebrochen sind, das läßt sich nicht bestimmen. Nach Herodot muß es sehr frühzeitig geschehen seyn. — Die Zigeuner sind seit fast 3000 Jahren schon in

Europa,

Europa, und bis zum Jahr 1400 an der Donau in Ungarn. — Sie sind ursprünglich aus dem Orient, nach Herodot medisch, nach Strabo persisch; nach ihrer Sprache, Farbe, ihren Sitten, Gebräuchen, ihrem Charakter, Hange zur Wahrsagerey und Zauberey, hindostanisch. — Um die Zeit der Einwanderung der Hunnen und Ungarn verschwinden sie dem Namen nach aus der Geschichte, werden mit den Ungarn Christen, dem Aeußern nach; ziehen sich halbnomadisch zurück, sind unter sich verbunden, und bleiben ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen treu. — Als die Türken nach dem J. 1400 in Ungarn eindrangen, erhob sich der größte Theil von ihnen aus seinen alten Wohnsitzen, und überschwemmte nicht nur Europa; sondern gieng auch nach erhaltenem Privilegium, ins türkische Reich, nach Asien und Afrika, und sie wurden auch von Christen, ihrer Zauberey und Wahrsagerey wegen, für Aegyptier gehalten, welches sie am Ende selbst glaubten. —

Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an, bis zum Jahre 1800 nach Christi Geburt. Zum Gebrauch beym Unterrichte der studierenden Jugend, und zur Erleichterung der Verständlichkeit aller ältern und neuern Schriften, welche die Geschichte unsers Welttheils betreffen, nach den besten Quellen ausgearbeitet von C. Kruse, Instruktor der Durchlaucht. Prinzen von Holstein-Oldenburg, rc. Erste Lieferung. Oldenburg, bey dem Verfasser, Halle, bey Renger, 1802. 8 Bogen gr. Fol.

Auch mit dem Titel:

Atlas zur Uebersicht der Geschichte rc. Ebendaselbst 1802. 8 Bogen u. 4 Landcharten gr. Fol. 1 Rh. 12 gr.

Wir haben seit Kurzem mehrere ähnliche Arbeiten erhalten, die zum Theil denselben Zweck beabsichtigen, den Hr. Kruse errei-

[illegible]trichen will; nämlich vom Herrn Konrektor Hübler in Freyberg, Hrn. Rektor Bredow in Eutin, und Herren P. Pölitz in Dresden, dessen Rubriken zur Staatengeschichte nur in einer andern Form bearbeitet sind. Recens. hat zwar diese Arbeiten nicht bey der Hand, um sie mit den vorliegenden Tabellen vergleichen zu können; aber das weiß er, daß sich die letztern in Absicht auf Vollständigkeit vor jenen auszeichnen, besonders vor den Hüblerschen, denn die Bredowschen nähern sich diesen noch am meisten. Sie sind brav gearbeitet, für ihren Zweck sehr brauchbar, der Raum ist sehr ökonomisch benutzt, und es sind nicht nur die Hauptveränderungen der einzelnen Staaten angeführt worden; sondern auch andere Fakta, welche einen — nähern oder entferntern — Einfluß auf größere Begebenheiten gehabt haben, den Charakter des Zeitalters bezeichnen, oder doch den Faden der Geschichte immer sichtbar erhalten. Diese erste Lieferung enthält XI Tabellen, welche bis zum Jahre 700 nach Christi Geburt gehen. Druck und Papier sind schön.

Der Atlas enthält außer den gedachten Tabellen noch vier illuminirte Landcharten, welche Hr. Instruktor Kruse selbst entworfen, und Hr. G. H. Tischbein gestochen hat. Sie stellen Europa vor, wie es gegen das Ende des Jahres 400, 500, 600 und 700 nach Christi Geburt war, und sind zwar zum Gebrauch der Tabellen nicht nothwendig; aber doch nützlich.

Ib.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, von D. G. J. Planck, Konsistorialrath und Professor der Theologie zu Göttingen. Erster Band. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1803. 706 S. 8. 1 Rg. 20 gr.

Auch unter dem besondern Titel:

Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung im römi-

schen Staat, von der Gründung der Kirche an bis zu dem Anfang des siebenten Jahrhunderts.

Die Absicht des berühmten Verfassers ist, in diesem treflichen Werke eine reine Geschichte der christlichen Kirche, als eines äußern gesellschaftlichen Instituts zu geben, worin bloß dasjenige ausgehoben und in sein gehöriges Licht gesetzt werden soll, was zu der eigensten Geschichte dieser Gesellschaft gehört, also ihre Entstehung, Bildung, successive Erweiterung, ihre von Zeit zu Zeit sich ändernde Organisation, ihre Policey und Regierungsform, ihre Verhältnisse zu andern Gesellschaften, besonders zu der großen Staatsgesellschaft, so wie endlich ihre Einwirkung auf den bürgerlichen Staat. Hieraus wird sich von selbst ergeben müssen, was die Kirche, als bloße Gesellschaft betrachtet, war, wurde und wirkte, welches zu beobachten, schon an und für sich Interesse genug hat. Aber auch der philosophische Geist unsers Zeitalters, der schon hin und wieder die Kirche zum Gegenstande seiner Spekulation gemacht hat, kann hiedurch zu dem reinhistorischen Gesichtspunkte zurück geführt werden, wodurch die Wissenschaft unstreitig gewinnen wird. Hierin liegt zugleich die nächste Veranlassung, warum der Verfasser gerade jetzt mit diesem Werke aufgetreten ist, welches die Geschichte der kirchlichen Gesellschaft bis auf das Zeitalter der Reformation herabführen soll. Der vorliegende Band enthält allein die Entstehungs- und Bildungsgeschichte der Kirche im römischen Staate und den Provinzen, die dazu gehörten, und kann in sofern als ein eigenes Werk für sich betrachtet werden. Daher auch der besondere Titel. Die folgenden beyden Bände werden sich zwar an diesen ersten anschließen; aber sich auch als besondere Werke betrachten lassen. Der zweyte Band wird nämlich die Geschichte der kirchlichen Verfassung in den neuen christlichen Staaten des Occidents behandeln, welche sich gegen die Mitte und das Ende des 5ten Jahrhunderts aus den Trümmern des römischen Reichs bildeten, wo die Kirche natürlich gleichsam als in einer neuen Welt etwas Anderes werden und wirken mußte, als in der alten römischen Welt. Die Reihe der neuen Erscheinungen geht etwa von der Mitte des fünften bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts, und so weit wird sich auch der zweyte Band als ein zweytes Werk erstrecken. Alsdann stößt man aber auf andere Ereignisse, aus denen sich allmählig eine Hauptrevolution in der kirchlichen

chen Verfassung des Occidents entwickelte, welche auf mancherley Weise dazu geeignet ist, wieder der Gegenstand einer eigenen Geschichte zu werden.

Diese Revolution wurde durch die Ausbildung des eigentlichen Papstthums herbeygeführt, und die Geschichte seiner Gründung und Befestigung, seines Steigens und Sinkens zieht sich vom zehnten bis sechzehnten Jahrhundert fort. Damit wird sich also der dritte Band oder das dritte Werk beschäfftigen. — Je mehr Recens. gewünscht hat, daß die kirchliche Verfassung in unsern Zeiten vollständig historisch entwickelt werden möchte, desto mehr freuet er sich, daß sich eine Meisterhand dazu entschlossen hat, die man aus der schönen Geschichte der Reformation längst zu bewundern gewohnt ist. Der tief eindringende historische Blick des Hrn. K. R. P., und die daraus hervorgehende pragmatische Reflexion ziehen aus dem gegebenen Stoff ganz andere, zum Theil sehr unerwartete, Resultate, als man in der gewöhnlichen Manier der Geschichtschreibung zu erblicken pflegt. Die historischen Vermuthungen aber, welche bey einer Geschichte dieser Art, die oft nur auf einen fragmentarischen Stoff stößt, gar nicht zu vermeiden sind, werden so trefflich auf den Zusammenhang der frühern und spätern Geschichte begründet, daß man sich sehr leicht überzeugt, es hat nicht wohl anders seyn können, als es vermuthet wird. Sollte auch hin und wieder eine Absicht untergelegt werden, wo vielleicht nur der Zufall herrschte; so bleibt doch jene Absicht eben so möglich, und der pragmatische Geschichtschreiber ist verpflichtet, nach Absichten zu suchen, wenn nicht die Geschichte den Zufall deutlich beurkundet, weil die Menschen nun einmal nach Absichten handeln, und weil (was hier die Hauptsache ist) der christliche Klerus sich stets in einer solchen Lage befand, daß sich ihm ein absichtliches und planmäßiges Verfahren bey seinen Einrichtungen und Verordnungen von selbst empfehlen mußte. Je mehr er aber mit der Kirche zu einem Staat im Staate wurde, desto mehr mußte er seine Absichten und Plane verdecken, um dieses Verhältniß nicht zu auffallend zu machen; desto mehr Politik mußte er anwenden, sich allmählig immer mehr Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft zu verschaffen, um sich von derselben so unabhängig als möglich zu machen. Wie wäre es auch sonst möglich gewesen, daß sich am Ende die geistliche Macht die weltliche hätte subordiniren können? Nur

 ein

ein fortdauerndes planmäßiges Verfahren konnte diese große Wirkung hervorbringen, und der schwebende Zustand, worin sich die kirchliche Gewalt so häufig gegen die Staatsgewalt befand, wobey sie sich doch immer wieder aufs neue befestigte, und höher empor stieg, beweist unwidersprechlich, daß die kirchliche Politik größer war, als die bürgerliche. Um die Beweise dieser Behauptungen ist Recens. gar nicht verlegen; denn sie werden sich hinlänglich in diesem schätzbaren Werke finden, für dessen Unternehmung Rec. dem gelehrten Verf. im Namen des ganzen hiebey interessirten Publikums den verbindlichsten Dank abstattet. — Der vorliegende Band ist in drey Perioden abgetheilt, deren erste bis zum Jahr 60 die Entstehung und erste Organisation der christlichen Gesellschaft entwickelt; die zweyte aber vom J. 60—300 die weitere und planmäßigere Organisation derselben unter dem Druck der vom Staat gegen sie erhobenen Verfolgungen darstellt. Die dritte endlich vom J. 300—600 zerfällt, wegen ihres reichen Inhalts, in drey Abtheilungen, wovon die erste die Veränderung auseinander setzt, wodurch das Verhältniß der Kirche zum Staat, und zugleich der Zustand der Kirche überhaupt, so wie der Zustand ihres ersten Standes, d. i. des Klerus insbesondere, umgeändert wurde; die zweyte aber die Veränderungen, welche den zweyten Stand oder die Layen betreffen, und endlich die dritte die Veränderungen, welche sich auf den Zustand des größern Kirchenkörpers, so wie auf die verschiedenen Formen seiner Verbindung beziehen. Aus dieser chronologischen Abtheilung, so wie aus der Natur der Sache ergiebt es sich schon von selbst, daß die Stärke des Inhalts der angegebenen Perioden sehr verschieden ausfallen muß. Die erste Periode geht nur bis S. 50; die zweyte nur bis S. 212; allein die dritte Periode füllt alles Uebrige aus. Vielleicht wäre es aber doch möglich gewesen, das Verhältniß des Inhalts der zweyten Periode dem der dritten noch mehr zu nähern, wenn die Keime und Anhänge der Veränderungen, welche in die zweyte Periode fallen, gleich zu seiner Zeit mitgenommen, und nicht bis zur dritten Periode aufgespart wären. Allein auf der andern Seite ist freylich durch das Zusammenfassen der ganzen Veränderungen von Anfang bis zu Ende in der dritten Periode eine desto leichtere Uebersicht entstanden. Eine genauere Beschreibung des Inhalts wird man hier nicht weiter erwarten, weil diese zu weit führen würde. Es mag also die Nachricht genügen, daß

daß eine detaillirte Inhaltsanzeige voran steht, wodurch der Leser gleich eine vollständige Uebersicht gewinnen kann. Dagegen wird man eher eine Probe der Behandlung, und eine Auszeichnung einzelner glücklichen Ideen verlangen, um vom Kleinen einen Schluß aufs Große machen zu können. Allein hier befindet sich Rec. in einer großen Verlegenheit. Er findet so viele neue Ansichten, und so viel Treffliches, daß er kaum weiß, was er vorziehen soll. Indessen ist es natürlich, daß man bey dem am liebsten verweilt, was man am frappantesten gefunden hat. Für den Rec. war die Entwickelung des Parochialverhältnisses größtentheils neu, und er hält diesen Punkt für sehr glücklich aufgeklärt. Es wird ihm also erlaubt seyn, aus diesem Kapitel Einiges auszuzeichnen. Die Frage ist: wie entstanden die Parochialkirchen in den Städten? S. 551: »Erst in das vierte Jahrhundert darf man »das allgemeinere Aufkommen eigener Parochien in den »Städten setzen, in welchen bischöfliche Kirchen waren. Bis »dahin hatte ohne Zweifel in den meisten Städten, welche »einen Bischof hatten, nur eine Kirche und nur eine Gemei»ne existirt; da sich aber nach dem vierten Jahrhunderte al»les zum Christenthum drängte: so war es wenigstens in den »größern Städten nicht mehr möglich, daß ein gemeinschaft»liches Versammlungshaus alle christlichen Einwohner fassen, »und der zu dieser einen Kirche gehörige Klerus alle ohne »Verwirrung besorgen konnte. Man mußte also auch in »diesen größern Städten mehrere Kirchen bauen, wie es »ohne Zweifel in den größten und eigentlichen Hauptstädten, »nämlich in Rom, Alexandrien, und in einigen dieser Art »schon längst geschehen war. So bekam man dann, da es »ohnehin auch bald dazu kam, daß der Bau einer Kirche für »etwas höchst Verdienstliches gehalten wurde, in kurzer Zeit »vielleicht mehrere Kirchen, als man gerade bedurfte. Nun »wurden die Einwohner der Stadt, die vorher eine einzige »Gemeine ausgemacht hatten, in mehrere kleinere vertheilt; »jeder kleinern Gemeine ihre eigene Kirche angewiesen, und »bey dieser eigene Geistliche angestellt, welche den Gottes»dienst darin zu besorgen, und die Aufsicht über die Gemeine »zu führen hatten. Damit hatte man nun auch Parochial»kirchen in den Städten, und zugleich den Unterschied zwi»schen Parochial- und Kathedralkirchen, der dabey aufkam. »Die Kirche, welche der Bischof besonders für sich, oder »unter seiner unmittelbaren Aufsicht behielt, welches mei-

 »stens

» stens die älteste oder die größte war, hieß man die Kathe-
» dralkirche, weil die bischöfliche cathedra darin war; die an-
» dern hießen ecclesiae plebanae, womit man die Parochial-
» kirchen auf dem Lande schon bezeichnete. « Auf diese Weise
fließt alles so natürlich auseinander, daß nichts natürlicher
seyn kann. Allein dieß ist das Wenigste bey dem Entstehen
des Parochialverhältnisses in den Städten; sondern es fragt
sich vorzüglich: wie es denn zugieng, daß die ersten Geistli-
chen an den übrigen Stadtkirchen nicht auch Bischöfe wur-
den? Dieß wußte die Politik der Bischöfe theils dadurch zu
verhindern, daß sie Presbyter und Diakonen von ihrer Kirche
dabey anstellten, wovon nur der erste Presbyter der eigent-
liche Parochus war, und durch den Namen presbyter prior
oder regens ausgezeichnet wurde; theils dadurch, daß sie die
angestellten Parochen auch wieder zurück unter den Klerus
der Kathedralkirche versetzten, wodurch in diesen die Hoff-
nung, auch Bischöfe der Kathedralkirchen werden zu können,
lebhaft erhalten wurde; theils endlich und zwar vorzüglich
dadurch, daß sie die Gewalt und die Amtsverrichtungen der
Parochen eine geraume Zeit sehr einschränkten. Das ganze
vierte Jahrhundert hindurch hatte man ihnen nur äußerst
wenig zu thun überlassen. Sie durften nur in ihren Kirchen
predigen, die Katechumenen unterrichten, und den Kranken
und Sterbenden die letzten Dienste erzeigen; aber sonst durf-
ten sie kein Sakrament administriren, durften weder taufen
noch das Meßopfer darbringen, und durften noch weniger
einen Verbrecher exkommuniciren, oder einen Büßenden ab-
solviren, ohne von ihrem Bischof besonders dazu autorisirt zu
seyn. Daher wurde nur in den bischöflichen Kirchen getauft
und das Abendmahl ausgetheilt. Diesen Vorbehalt ließen
die Bischöfe nur sehr ungern fahren, wie man aus einer Ver-
änderung des fünften Jahrhunderts sieht. Die vermehrte
Menge der Christen machte es um diese Zeit nothwendig, daß
man den Parochen auch die Austheilung des Abendmahls in
ihren eigenen Kirchen überlassen mußte; denn es war unmög-
lich, daß die bischöfliche Stadtkirche alle Kommunikanten der
Parochien in der Stadt und auf dem Lande mehr fassen
konnte. Dennoch gab man dieser Nothwendigkeit zuerst nur
so weit nach, daß man den Parochen die bloße Austheilung
überließ; aber die Konsekration noch immer in den bischöfli-
chen Kirchen vornahm, und die konsekrirten Zeichen an die
Parochialkirchen sandte. Indessen konnte sich diese beschwer-
liche

liche Methode nicht lange erhalten. Vom fünften Jahrhunderte an, durften die Parochen nicht nur in ihren Kirchen Taufe und Abendmahl administriren, so wie auch die Heyrathen einsegnen; sondern es wurde auch festgesetzt, daß jedes Pfarrkind Taufe, Abendmahl, und die priesterliche Einsegnung nur allein von seinem Parochus erhalten konnte. Zugleich erhielt jeder Pfarrer von seinem Bischof die Vollmacht, Pönitentiarius seyn zu dürfen, wobey sich der Bischof vielleicht bloß das Kognitionsrecht in einigen bestimmten Fällen vorbehielt. Nun blieb von den geistlichen Amtsverrichtungen bloß der Akt der Konfirmation den Bischöfen reservirt, und jeder Pfarrer stellte sonst den Bischof in seiner Parochie vor, u. s. w. — Ferner haben dem Recens. außer vielen andern, folgende feine Bemerkungen sehr gefallen. S. 350. Ueber das Einreißen des ehelosen Lebens unter dem Klerus, welches der Verfasser sehr richtig von dem Einreißen des menschenwidrigen Mönchswesens ableitet. » Man kann recht genau » beobachten, wie die Gewohnheit, daß die Geistlichen ehelos » blieben, in jedes Land in eben dem Verhältniß früher ein- » drang, und sich fester und allgemeiner darin verbreitete, » in welchem Mönche und Mönchsgrundsätze früher und all- » gemeiner darin herrschend wurden. « S. 470 u. 471. Die Darstellung der wahrscheinlichen Veranlassung zu den Professionen solcher Personen, die sich heyrathen wollten, bey dem Bischof, um die Heyrathswünsche der Gemeine bekannt zu machen (matrimonium profiteri in ecclesia). » Zuerst » mochten Personen, die sich heyrathen wollten, ihren Ent- » schluß den Bischöfen wohl nur in der Absicht angezeigt ha- » ben, um sie dabey um Rath zu fragen. Da bald darauf » das Vorurtheil so allgemein wurde, daß Heyrathen christ- » licher Personen mit nicht christlichen ganz unerlaubt wären: » so drang man nun auch deßwegen darauf, daß alle Heyra- » then von Gesellschaftsgliedern der Gesellschaft angezeigt wer- » den mußten, um gewiß zu seyn, daß keine solche Heyrathen » von ihnen getroffen würden. Die Begierde, mehr Religiö- » ses bey den Heyrathen anzubringen; mochte wohl auch das » Ihrige dazu beytragen, und so konnte es leicht kommen, » daß die Professionen schon im dritten Jahrhundert ganz » allgemein für eine nothwendige Formalität gehalten wur- » den. Bald wurden sie denn auch durch mehrere Syno- » dalgesetze dafür erklärt, und blieben diesen ganzen Zeitraum » hindurch, oder auch beständig, ohne Veränderung. « Ferner

ner S. 158 fg. Die Bemerkungen über die Sitte der Bischöfe, sich Nachfolger der Apostel zu nennen, und die Folgen davon. »Den Namen selbst hatten sich die Bischöfe wohl »schon vom Anfang des zweyten Jahrhunderts beygelegt; »aber Niemanden war es dabey eingefallen, und ihnen selbst »war es am wenigsten eingefallen, daß sie deßwegen die gan»ze Gewalt der Apostel geerbt hätten, und in alle ihre Rech»te eingetreten wären. Noch vor der Mitte des dritten »Jahrhunderts setzte man hingegen nicht nur auch dieses als »entschieden voraus; sondern man wußte selbst schon im Be»sondern anzugeben, wie es mit der Erbschaft zugegangen »sey. Dazu benutzte man den Ritus der Ordination, von »der man jetzt schon den schönen Begriff aufstellte, der sich »hernach immer im kirchlichen Recht erhalten hat, und in »der ganzen Lehre von dem Ministerio ecclesiastico leitende »Grundidee geworden ist. Man brachte nämlich den Glau»ben in die Kirche, daß die von den ältern Juden entlehnte »Ceremonie, womit schon die Apostel die zuerst aufgestellten »Presbyter und Bischöfe zu ihren Aemtern und Verrichtun»gen durch Auflegung der Hände gleichsam eingeweihet »hatten, nicht bloß als symbolische Handlung; sondern als »ein religiöser wahrhaft kräftiger Aktus gedacht und »betrachtet werden müsse, wodurch Jedem, mit welchem er »auf eine rechtmäßige Art vorgenommen werde, nicht nur »alle Rechte des ihm aufgetragenen Amts; sondern auch »alle dazu erforderlichen Fähigkeiten mitgetheilt wür»den. Man schrieb nun mit einem Worte dieser Ceremonie »eine magische und übernatürliche Kraft zu, indem dabey der »heilige Geist durch die Hände des Ordinators auf das Haupt »des Ordinanden gleichsam herabgezogen, oder ihm überhaupt »durch diesen mitgetheilt werde; denn man fand ja in der »Geschichte der Apostel, daß sie zuweilen durch diese Cere»monie Andern sogar die Gabe, Wunder zu thun, mitgetheilt »hatten, u. s. w. — So viel mag als Probe und Beyspiel hinreichen, um nach dem Ganzen lüstern zu machen. — Endlich kann es bey einem Werke dieser Art, welches aus Mangel an vollständigem historischem Stoff sich auch auf Hypothesen und Vermuthungen einlassen muß, nicht wohl fehlen, daß nicht auch andere Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten statt finden sollten; und eben so wenig kann man selbst von dem gelehrtesten Autor einer Arbeit dieses Umfangs verlangen, daß ihm alle abgerissenen historischen Notizen lebhaft

vor

vor Augen stehen sollten, so daß er gar nichts behaupten dürfte, was an diese oder jene Nachricht anzustoßen schiene. Dieß würde die Kräfte eines Menschen übersteigen, und ausser der Sphäre menschlicher Möglichkeit liegen. Genug, wenn das Ganze mit seinen Theilen eine feste Haltung hat, und hinlänglich begründet ist: so wird man bey einzelnen schwierigen Punkten immer noch anderer Meinung seyn, und noch immer einzelne historische Notizen suppliren können, ohne der Vorzüglichkeit des Ganzen dadurch Eintrag zu thun. Mit dieser Ueberzeugung will nun auch Rec. noch Einiges bemerken, worin er von dem gelehrten Verfass. abzuweichen geneigt ist. Hr. KR. P. ist in der ersten Periode S. 30 u. 31 der Meinung, daß die Episkopen gleich bey ihrer Anstellung von Seiten der Apostel einerseits wirklich die ersten Vorsteher jeder Gemeine vorstellen, und andererseits vorzüglich die Depositärs der Lehre seyn sollten. Ihnen soll wenigstens besonders die Sorge für die Erhaltung der Religion und die specielle Aufsicht darüber übertragen seyn, so daß alles, ihren Vorschriften gemäß, in der Gemeine angeordnet worden sey. Sie sollen daher gewissermaaßen auch selbst die Aufsicht über die Presbyter gehabt haben, und von den Presbytern unterschieden gewesen seyn, wenn sie gleich mit diesen wieder das Geschäfft der Aufsicht theilen, und deßwegen auch in gleicher Reihe mit ihnen stehen konnten. — Der letzte scharfsinnige Zusatz scheint zwar diese Hypothese mit den Angaben der Geschichte völlig auszugleichen; allein diese scheinen dem Rec. doch immer nicht günstig für eine besondere Aufsicht der Episkopen zu seyn, und eben so wenig für eine Vorzüglichkeit derselben vor den Presbytern, so weit sie wenigstens aus der authentischen Quelle des N. T. abzunehmen sind. Rec. will deßwegen mit Vorbeylassung aller übrigen nur auf eine Stelle der Apostelgeschichte provociren, welche jener Hypothese offenbar entgegen zu stehen scheint. Nach dem 20. K. 17. V. läßt Paulus die Vorsteher der Gemeine von Ephesus zu sich nach Milet kommen, die sämmtlich Presbyter heißen, und worunter kein Episkop ist, der doch, jener Hypothese zufolge, vor allen Uebrigen hätte verlangt werden sollen. Dagegen nennt sie Paulus im 28. V. alle Episkopen, und ermahnt sie, daß sie die Gemeine in Hinsicht der Lehre gehörig leiten sollen. Hieraus ist es also völlig klar, daß die Namen Presbyter und Episkopen in der ersten Periode, die hier bis zum J. 60 geht, ganz gleichbedeutend waren.

von. Der Name Presbyter war der gewöhnliche Name nach der Synagogeneinrichtung Apgsch. 14, 23., und Episkopen hießen sie von der Aufsicht, die sie über die Gemeine führten. Daher wurde mit diesen Namen abgewechselt. Es kommen wohl Episkopen und Diakonen vor, die unmittelbar auf einander folgen Philip. 1, 1. 1 Tim. 3, 2. 8.; aber niemals Episkopen, Presbyter und Diakonen, so daß die beyden ersten verschieden gewesen wären, oder die Episkopen etwas Besonderes bedeutet hätten. — An einer andern Stelle S. 174 wird behauptet, daß in der zweyten Periode, welche vom J. 60—300 geht, die Unterscheidungsnamen unter dem Klerus ordines maiores und minores noch nicht vorhanden gewesen wären. Dieß hat seine Richtigkeit, wenn man streng bey dem Ausdruck bleiben will; allein Cyprian unterschied doch schon einen clerus maior et minor, welches im Grunde dasselbe ist. So könnte Rec. noch einige andere Stellen anführen, wo er anderer Meinung ist, wenn er nicht zu weitläuftig zu werden fürchten müßte. Dagegen will er aber lieber mit wenigen Worten gestehen, daß er unendlich mehr aus diesem trefflichen Werke gelernt, als dabey zu erinnern gefunden hat. Er wünscht daher nichts mehr, als daß der würdige Verfasser eine ununterbrochene Gesundheit genießen, und die nöthige Zeit finden möge, die Fortsetzungen bald folgen zu lassen, woran die Kirchengeschichte einen eben solchen Gewinn machen wird, als an diesem ersten Theile.

Bw.

Ueber die Ursachen des Verfalls des Eidgenössischen Bundes, die Fehler und Vorzüge der neuen helvetischen Konstitution, nebst einem Versuche, ein Bundessystem mit einer Centralregierung für die Schweiz zu vereinigen. In Briefen an ein Mitglied der ehemaligen Bernischen Regierung. Zürich und Leipzig, bey Ziegler und Söhne. 1801. XII und 219 S. 8. 16 gr.

Der patriotische Schriftsteller Dr. Höpfner, welcher sich unter der ehrenvollen Zueignungsschrift an den damaligen Präsi-

Präsidenten des helvetischen Gesetzgebungs-Rathes, Usteri; nennt, hat in der gegenwärtigen Schrift, mit der ihm eigenen Freymüthigkeit und Unbefangenheit als philosophischer Augenzeuge; aber nicht als unmittelbarer officieller Theilnehmer an der grossen und traurigen Krisis seines Vaterlandes, die auf dem Titel bemerkten Gegenstände entwickelt. Das Fehlerhafte der alten schweizerischen Verfassung, hat er, zugleich mit dem Guten, Wohlthätigen, auf die Lokalverhältnisse, Sitten, Gebräuche und Charakter der Schweiz Wohlberechneten dieser alten Verfassung, dargestellt, und dieses letztere zur Wiederannehme empfohlen. Eben so ist das Schädliche, Mangelhafte und Unanwendbare der damaligen, den Schweizern aufgedrungenen, Verfassung bemerkt; jedoch dabey auch das Gute und Zweckmäßige derselben nicht unerkannt gelassen; und aus diesem Allen ein Resultat zur Vereinigung der über die neue Konstitution der Schweiz heftig streitenden Partheyen gezogen. — Auch noch in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, wo bereits seit beynahe einem Jahre, das Machtwort aus St. Cloud die schweizerische Verfassung noch einmal umgemodelt, und allen Parteyen Stillschweigen auferlegt hat, behalten diese Untersuchungen ihren Werth für die Schweizer, und ihr allgemeineres, wenigstens indirektes Interesse für den Beobachter des stürmischen Stroms der Weltbegebenheiten unserer Zeit. — In dem 2ten Bande sollen als Beylagen, wichtige, meist noch unbekannte Aktenstücke, Tabellen, und Staatsrechnungen nachgeliefert werden.

F.

Repositorium für die Geschichte, Staatskunde und Politik. Herausgegeben von A. F. Lüder, Hofrath und Professor der Geschichte und Staatskunde zu Braunschweig. Ersten Bandes drittes Heft. Berlin, bey Frölich. 1803. 158 Seit. 8. 12 gr.

Dieses Heft enthält zwar nur eine; aber sehr interessante Abhandlung vom Herausgeber selbst: über die Erfindung des Staats und die Rechte der Menschen, und den Gesellschaftsvertrag — eine Untersuchung der Grundveste

der

der Schlözerschen Politik. Von Menschenkenntniß und der Geschichte geleitet, prüft der Verf. zuerst die Ideen und Grundsätze des Hofraths Schlözer in Ansehung der bemerkten Gegenstände, und hat vorzüglich dieses berühmten Mannes Politik gewählt, weil ihr Urheber unter allen jetzt bekannten politischen Schriftstellern unsers Vaterlandes die größte Celebrität hat. Der Verf. stellt zuerst diese Grundsätze auf, und führt dessen eigene Worte aus Schlözers Staatsgelahrheit an; dann folgt des Verfass. Raisonnement. In 3 Abschnitte theilt er seine Untersuchung: 1) Ueber die Erfindung des Staats; über die Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft durch den Unionspakt der Kräfte, und über die Errichtung der Staatsgesellschaft durch den Unionspakt der Willen. 2) Warum man die Erfindung der Staaten, den geselligen Vertrag, den Unionspakt der Kräfte und der Willen annehmen müsse? 3) Wohin die Erfindung des Staats, die Rechte der Menschen, der Unionspakt der Kräfte und der Willen führen? Rec. kann dem Verfass. in dessen einzelnen Untersuchungen, die sehr wichtige Materien betreffen, nicht folgen; aber in den meisten Fällen kann er ihm seinen Beyfall nicht versagen. Sein deutlicher, fließender und lebhafter Styl fesselt unaufhörlich die Aufmerksamkeit, und am Ende bedauert man nichts mehr, als daß man schon ans Ziel gekommen ist. Freymüthig äußert der Verf. die Meinung: daß das Ding, was wir Politik nennen, und das unter diesem Namen unter Menschen aller Art kursire, der Welt unsägelichen Nachtheil bringen müsse.

Mm.

Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde, von Gottfr. Traugott Gallus, Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Vierter Band. Züllichau, bey Darnmann. 1801. XVI und 318 Seiten 8.

Fünfter Band, welcher einen vollständigen Abriß der Geschichte Friedrich Wilhelms I., und einen Theil

Theil von Friedrich II. enthält. Ebendas. 1803. VI und 533 Seiten 8. Beyde Bände 2 Rthlr. 16 gr.

Der vierte Band enthält den größern Theil des vierten Bandes der 1797 erschienenen ersten Auflage, die im 48sten Bande der N. Allg. D. Bibl. S. 91 ff. beurtheilt worden ist. Diese frühere Ausgabe enthielt noch die Regierungsgeschichte Johann Siegmunds v. 1608 bis 1619; welche aber schon im dritten Bande der zweyten Auflage abgedruckt ist. Hier findet man Nachrichten von den brandenburgischen Regenten George Wilhelm, Friedrich Wilhelm dem Großen, und Friedrich III., der als König Friedrich I. hieß.

In der Vorrede legt Hr. G. mir, seinem Rec., Manches zur Last, und ich muß Jeden, dem die Sache interessirt, bitten, sie mit meiner Recension zu vergleichen. Hier stehe darüber Folgendes. Hr. G. sagt: »daß ich ihm Poltern, derbe Anzüglichkeiten, Schelten, Heftigkeit, Lärmen, und Intoleranz vorgeworfen, und zum Beweise die Seiten 191 und 198 genannt hätte.« Nach ihm bin ich ein unfreundlicher Rec., der ihm diese literarischen Sünden, oder vielmehr Laster aufgebürdet hat.« Er läßt die Stelle in dieser Auflage stehen; »doch mit dem Unterschiede, daß er die vorher nur mit einem Buchstaben angedeuteten Namen, jetzt ganz vollständig anzeigt. Er glaubt hier weder geschimpft noch gepoltert; sondern auf eine gesetzte und anständige Art über alte und neue Zeiten seine Meinung gesagt zu haben.« Ich behauptete in meiner Rec., daß bey Belehrungen eine gründliche, dem Verstande einleuchtende, sanfte und ruhige Darlegung statt finden müsse, und daß, wenn man Schwärmereyen, unstatthafte Begriffe und Vorstellungen, unzweckmäßige Einrichtungen in Hinsicht auf Religion und kirchliche Verfassung tadeln wolle, beißender Spott, derbe Anzüglichkeiten, Poltern, Lärmen und Schimpfen in einem ernsten Buche über ernsthafte Angelegenheiten oft mehr schade, als nutze, weil das Gemüth erbittert, und der Eingang der Ueberzeugung der Wahrheit ins menschliche Herz erschwert wird. Ich fügte hinzu: Anders sey es mit eigentlichen Satyren, u. s. w. Kann Hr. Gallus die Wahrheit dieser allgemein

gemein

gemeinen Behauptungen widerlegen? Ich sagte ferner: daß ich den Werth wahrer Aufklärung sehr schätzte, daß ich mich zu den meisten Aeußerungen des Verf. dem Sinne nach mit Freuden bekennte; aber die üppigen Auswüchse, die Wiederholungen, das Poltern, und die leidenschaftliche Darstellung mißbilligte; die in Hinsicht auf die jetzigen temporellen Umstände und Verhältnisse sehr häufig und umständlich angebracht wären. Hierzu gehörte u. a. S. 197 u. 198 der alten Ausg. Auf die Art hatte ich mich erklärt. Hier stehe die Stelle, da ich sie damals nicht einmal hätte abdrucken lassen: »Der Weigelianismus war für die H—e (Her-»messe, neue Aufl.) des vorigen Jahrhunderts das, was »die verrufene Aufklärung für die Verfinsterer unsers Se-»culums ist; ein Wort, das ihre schwarze Galle ins Blut »trieb, und ihren geistlichen Zorn bis zum Schnauben erreg-»te. Es erschienen 1637 und 1639 landesväterliche Ver-»mahnungen an die Geistlichkeit, diesen seelenverderblichen »Irrthum fahren zu lassen. Jedoch zur Ehre der damali-»gen Edictmacher sey es gesagt, daß die Art, wie sie ver-»fuhren, sich rühmlich von dem drohenden Tone unterschied, »der in unsern verfeinerten Zeiten gehört wird. (Die neue »Aufl. unter der Ministerschaft des bekannten Wöllner ge-»hört wurde) Den Konsistorien wurde befohlen, die Ir-»renden erst hinlänglich zu belehren, und von ihrem Verge-»hen gegen die Religion zu überzeugen. Wäre dieß gesche-»hen, und keine Besserung erfolgt; dann erst sollte man »zur Absetzung schreiten! Da lobe ich mir die neuern Glau-»benshelden (Wöllner, Hermes und Konsorten, n. Aufl.); »die schlugen ihre Feinde mit der Keule des Herkules ohne »weitere Umstände zu Boden. Was ist erst die Belehrung »nöthig? Das wäre ein Langes und Breites, die Neologen »zu belehren, und gar ein schwer Stücklein Arbeit, sie von »ihrem Unrechte zu überführen, und ihnen zu beweisen, daß »ein Quadrat rund, und die Sonne eckig sey; es ist ja weit »kürzer, und mit weniger Kopfbrechen verbunden, wenn »sie sagen: ihr Aufklärer seyd — Aufklärer; und da wir »das Wort nicht leiden mögen: so irret ihr, und jeder Irr-»thum ist Sünde; und jede Sünde verdient den Tod. Dar-»um müßt Ihr bürgerlich und moralisch todtgeschlagen wer-»den; und das Alles von Rechts wegen.«

Also

Also diese Stelle gehörte, meiner Privatmeinung nach, zu denen, an welchen üppige Auswüchse, Wiederholungen, Poltern, und eine leidenschaftliche Darstellung sichtbar wären. So sagte ich deutlich und bestimmt genug. Hr. Gallus legt meinem Urtheil aber einen Sinn unter, den ein ruhiger und uneingenommener Leser nicht darin finden wird; auch wenn er nicht einmal meine kurz zuvor gegangene Behauptung: Rec. verehrt jeden Mann, der mit dreister Offenheit seine Ueberzeugungen und die Resultate des gesunden Menschenverstandes an den Tag legt, gelesen hätte. Hr. G. meint nun: seine Freunde hätten in der obigen Stelle nichts von einer polternden Heftigkeit gefunden; er zählt mehrere bekannte Ereignisse auf, die Wöllner veranlaßte, und bestätigt die Wahrheit und Richtigkeit seiner Behauptung, daß Wöllner die Andersdenkenden von ihrem vermeintlichen Irrthum nicht durch Belehrung; sondern durch Strafen und Beschimpfungen habe abschrecken wollen? Er sagt mir auf den Kopf zu, daß ich mich dieser Männer (Wöllner, Hermes und Hilmer) aus ihm ganz unbegreiflichen Gründen annehme, führt die bekannte königliche Kabinetsordre, worin die beyden letztern ihre Dienstentlassung erhalten haben, an, und fügt hinzu, daß der Herausgeber der Bibliothek, Hr. Nicolai, in Absicht dieser Männer, ganz anderer Meinung seyn werde, als ich.

Also gegen den Sinn, den Hr. Gallus meinen Worten unterschiebt, muß ich öffentlich protestiren. Die aufgezeichneten Fakta sowohl, als die übrigen Belehrungen in der Vorrede, sind ganz überflüssig, da ich die Verfügungen in geistlichen Sachen, und das Verfahren der geistlichen Immediat-Examinations-Kommission historisch recht gut kenne. Hr. Gallus beweise, daß ich mich der gedachten Männer annehme. Ich behaupte, daß diese Stelle hier als ein üppiger Auswuchs nicht hergehöre. Ist nicht die Erzählung von Wöllner und Konsorten hier, wo von der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts die Rede ist, mit den Haaren herbeygezogen? Es ist zwar historische Kunst, bey dem Vortrage der Begebenheiten in vergangene Zeiten des Zusammenhanges wegen zuweilen zurückzugehen, oder auch wohl in die Zukunft zu blicken, um die Erzählung deutlicher zu machen. Aber welche Verbindung hat der Weigelianismus mit den Einrichtungen eines Hermes und Hilmer? In einem Hand-

Handbuche der brandenburgischen Geschichte erlaubt es die Theorie der historischen Schreibart nicht, solche Vergleichungen mit Begebenheiten unserer Tage anzustellen, weil Digressionen dieser Art die Uebersicht des Zusammenhanges des behandelten Zeitraums nicht befördern.

Daß der Historiker frey von den Eingebungen der Leidenschaft seyn, daß er nicht in einer rednerischen oder poetischen Schreibart; sondern mit einer edeln Simplicität vortragen müsse, ist nothwendig. Wozu also hier die Keule des Herkules? Ich sprach von Schelten und Poltern. Man vergleiche S. 52 von politischen Marktschreyern unserer Tage, und von den geistlichen Einfaltspinseln unserer Zeit. S. 87 steht ebenfalls Einfaltspinsel. S. 205 unwissende Pinsel. S. 214; denn es giebt ja noch in unsern Tagen elendes Mönchsgesindel und pöbelhaftes Geschmeiß, ꝛc. Heißt das nicht Poltern? Sind dieß keine beschimpfende Ausdrücke? Von dem Witze des Herrn Gallus habe ich schon ein paar Beyspiele in der vorigen Anzeige geliefert; daher hier nur S. 182: »der erlauchte Gesandte des Tatar Chans war halbnackend, ein wahrer Ohnehose, ꝛc.«

Wenn Hr. G. es ferner übel nimmt, daß ich die Heftigkeit mißbillige, mit der die Stelle S. 139 der ersten und S. 9 der zweyten Ausgabe gesagt wird; so erklärt er sich jetzt in der Vorrede S. XI dahin, daß er nicht von jedem Katholiken überhaupt rede; sondern nur insofern, er der Meinung ist, daß man einem Ketzer nicht glauben, und außer dem Papstthum Niemand die Seligkeit zusprechen könne. In Hinsicht auf das Letzte bin ich mit dem Verfasser einverstanden, daß in der römischen Kirche der Grundsatz noch besteht: Extra ecclesiam nulla salus. Aber das habe ich ja in der Rec. nicht bestritten; sondern ich behauptete nur: »Wenn auch ein Eiferer der römisch. Kirche den Satz: haeretico non est fides servanda, vertheidigt, wird daher jeder Katholik sein Wort brechen, und diesem Satze folgen?« Der Vf. hatte gesagt: »Einem Türken ist zu trauen, einem Heiden »ist zu glauben; denn Treue und Ehrlichkeit ist beyden hei»lig; aber nie kann man sich auf einen Katholiken verlassen, »so lange der Grundsatz: einem Ketzer dürfe man nicht Wort »halten, in ihrer Kirche vertheidigt wird, so lange der zur

»Ver-

»Verfolgung führende Satz: außer der römischen Kirche sey »keine Seligkeit, ein Hauptartikel ihres Glaubens bleibt.« Hier hatte Hr. Gallus unläugbar sich allgemein ausgedruckt, welches er jetzt nicht mehr einräumen will. Er giebt nun zu, daß sich viele aufgeklärte Männer bey dieser Kirche befinden. Ich rede nur vom Wort halten, das man doch nicht allen Katholiken absprechen wird. Uebrigens schätze ich die Bemühungen eines Nicolai, Biesters und Gedike um die Erhaltung der Denk- und Gewissensfreyheit, und bin mit ihnen einverstanden. So viel auf die Anklage des Herrn Gallus, und nun zu der Schrift selbst.

Der Verf. hätte seine gebrauchten Hülfsmittel nennen sollen. Bey dem vierten Bande sind Königs hist. Schilderung Berlins, und Pöllnitz Memoiren gebraucht worden. Der letztere Gewährsmann ist nicht ganz zuverlässig. Die Regierungsperiode George Wilhelms ist freylich traurig; aber daß der Kurfürst den unglücklichen Zustand seines Landes veranlaßt habe, bezweifle ich. Er war ein Opfer der List und Kabale eines Schwarzenberg, der ihn in einer solchen Furcht vor dem Kaiser zu erhalten wußte, daß er nirgends Mittel zur Rettung seines Staats fand. Hr. G. sagt S. 15 selbst mit Recht, daß G. Wilh. eine sklavische Furcht vor der Majestät des Kaisers gehabt habe, und S. 24, daß die Haupttriebfeder aller (tadelhaften) Schritte des Kurfürsten der bekannte Verräther Schwarzenberg gewesen sey. Andere deutsche Fürsten hatten damals eben solche Furcht vor dem Kaiser, wie dieses aus dem Beyspiel des Kurfürst. v. Sachsen (vergl. S. 42) hervorgehet. So wie die Fakta überhaupt hier dargestellt sind, weiß man zuweilen nicht, ob die genannten Ursachen das Benehmen des Kurfürsten veranlaßten; oder ob die angegebene wüste Wirthschaft des kurfürstlichen Hofes, die an mehreren Orten wiederholt gerügt wird, die traurigen Wirkungen für das Land hervorbrachten. Der Zustand des Landes erlaubte damals nicht, daß der Kurfürst sich früh nach einer Armee umsehen konnte. Die Mark Brandenburg war zu ohnmächtig, eine bewaffnete Armee zu besolden, und auf alle Fälle zu unterhalten. Das wenige im kurfürstlichen Solde stehende Militair diente zur Besetzung der Festungen Spandau; Küstrin und Peitz. Daß der Kurfürst dem Lande Schutz verschaffen wollte, kann nicht geläugnet werden; daß seine Bemühungen fruchtlos waren, ist eben so bekannt.

Das Bild, welches S. 54 u. a. a. O. m. vom Kurfürsten George Wilhelm entworfen wird, hat unstreitig zu grelle Farben. Es heißt von diesem Fürsten: »Ungerührt von »dem Elende seines Volks, kalt gegen die vernünftigere Re»ligion, gleichgültig gegen die deutsche Freyheit, gefühllos »gegen seine eigenen Anverwandten, legte G. W. dem Köni»ge von Schweden alle möglichen Hindernisse in den Weg, »als er eben im Begriff stand, die größte Unthat des ganzen »Krieges zu hintertreiben.« Wozu dieser rhetorische Prunk, womit diesem Fürsten selbst Alles zur Last gelegt wird? und doch zeigt Hr. G. an mehreren Stellen, wie viel die Zeitumstände und der Minister Schw. beytrugen.

S. 52 f. erscheinen genaue Auszüge aus Königs hist. Schild. Berlins, welche die Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit darstellen. Aber wird nicht Vieles mit der sichtbarsten Anstrengung mit stärkern Farben aufgetragen, als es wirklich war? Das Böse, was zerstreut im Lande vorfiel, wird auf einen Punkt gehäuft, und wenn das noch nicht hinreicht, werden sogar Wöllner, Hermes und Konsorten aus der spätesten Folgezeit herbeygeführt, um das Bild noch greller zu malen. — Ueberhaupt sind von den Regierungszeiten G. Wilhelms viel zu wenig Nachrichten genau bekannt. Die mehresten Autoren, besonders Friedrich II., stellen jenen Fürsten nach dem Erfolge der Dinge dar, ohne auf die Einwirkungen der damaligen Zeit Rücksicht nehmen zu wollen.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, von 1640 bis 1688. Auch hier kommen derbe und rhetorische Ausdrücke vor. So heißt es S. 105: »Der Kurfürst habe der Stadt Hervorden den Gehorsam mit Flintenkolben eingeprägt. Der Kurfürst kehrte sich weder an papierne noch natürliche Rechte.« Warum nicht bestimmt gesagt, was wirklich geschehen ist? S. 155. Der französische Gesandte hieß de Vierl. Vitrius ist die latein. Uebersetzung nach Puffendorf. S. 161. Die Anekdote vom Stallmeister Froben ist mit der größten Glaubwürdigkeit in den Jahrbüchern der Preuß. Monarchie Jahrg. 1799. B. 1. S. 345 ff. berichtigt worden. Die Gewährsmänner sind dort sämmtlich aufgeführt, und besonders ist ein Zeuge der Schlacht bey Fehrbellin, der kurfürstl. Kammerjunker und Adjutant Dietrich Siegmund von Buch, nahmhaft gemacht. Dessen Bericht, der in dieser Sache von

äußer-

äusserster Wichtigkeit ist, liegt im königlichen Archiv in Berlin. Hierauf muss ich der Kürze halber verweisen. Hr. G. wird auch zugleich Aufschluß erhalten, daß Friedrichs II. Denkwürdigkeiten nicht in allen Stücken zuverlässig seyn können, da er Anekdoten und Traditionen, die ihm Hofleute, besonders Pöllnitz, als wahr erzählten, mit einwebte, ohne ihre Gründlichkeit vorher zu prüfen. Ich bemerke nur noch, daß von Friedrich II. kein Schriftsteller des Schimmels gedenkt. S. 165 und 158 stehen beissende Spötterepen über die Bündnisse Friedr. W. Den Werth der politischen Gründe für dieselbe, kann Hr. G. schwerlich bestimmen. S. 168. Friedrich W. hatte nicht ganz Unrecht, die Holländer zu verlassen. Sie bezahlten und verpflegten seine Truppen schlecht, blieben schuldig (wie S. 192 selbst zugestanden wird), und ersetzten den Schaden nicht, den die kurfürstlichen Provinzen in Westphalen erlitten hatten.

Die Regierung König Friedrichs I. ist mit äusserster Herabwürdigung geschildert worden. Hr. G. geht von dem unberichtigten Urtheile Friedrichs II. über seinen Großvater aus, und erhöhet solches auf die unbilligste Weise. Sogar über die Leibesgestalt des Königs werden bittere Anmerkungen gemacht. Der König war zwar klein von Gestalt und von schwächlicher Leibeskonstitution; aber so ungestaltet war er nicht, als er hier abgemalt wird, wie man sich aus sehr ähnlichen Abbildungen überzeugen kann. Die Nachrichten sind aus Pöllnitz und König; aber Manches übel angewandt; das Uebrige sind Raisonnements. S. 218 entwirft der Vf. ein Bild von einem Regenten, wie er seyn soll. Von Derfflinger führt er S. 225 noch die Legende an, daß er das Schneiderhandwerk habe erlernen sollen. Dieß ist eine Pöllnitzsche Fiktion. Die Widerlegung findet sich in Leti abregé de l'histoire de la maison de Brandenbourg, p. 217. 218, und in den Nachrichten vom Leben und Thaten Derfflingers. Stendal 1786. S. 251 heißt es: »Eins der vornehmsten Geschäffte des preuß. Gesandten in Paris bestand darin, dem Könige tüchtige Perücken zu bestellen.« Würden sich wohl ein Spanheim und Meinders dazu haben gebrauchen lassen? S. 254. Der in Ungnade gefallene Hofmarschall hieß von der Wense. S. 266 meint Hr. Gallus, die Erzählung der Kriegsthaten gehöre nicht her, weil sie das Interesse des preußischen Staates gar nichts angehen!! S. 269. Ist

übertrieben. Eine Gondel und eine Trekschuite müssen so heißen, weil es eine Gandel und eine Trekschuite ist. Der Raum verbietet weiter zu gehen.

Der fünfte Band schildert zuerst die Regierung Königs Friedr. Wilh. I. Ich finde überhaupt in diesem Bande einen gemäßigtern Ton. Die Bescheidenheit, womit der Vf. in der Vorrede von sich spricht, gereicht ihm zur Ehre. Das Wichtigste ist ein Anhang aus einem Schreiben des Herrn Obersten von Münchow in Küstrin an Hrn. Nicolai, die bekannte Hinrichtung des Lieutenants von Katte betreffend. Es wird darin Manches berichtigt, was Zimmermann gesagt hat, und was in der bey Unger in Berlin erschienenen Anekdotensammlung vom Friedrich II. vorkommt. — Die ersten 360 Seiten handeln vom Könige Friedr. Wilhelm I. Hier sind einige Bemerkungen über einige angeführte Stellen. S. 55 sind in einem Briefe des Grafen von Manteufel auch die Speisen genannt worden, die auf der königl. Tafel 1731 waren. »Es kamen« heißt es, »2 fette und herrliche Stücke Rindfleisch, darauf de belles caepes mit Kirschsauce.« Hr. G. sagt in einer Note, daß caepes in keinem Wörterbuche stände, daß der Abbé Pierrard behaupte, es sey kein französisches Wort; ein Anderer habe es für Kapern, ein Dritter für Champignons gehalten (Dieß ist höchst wahrscheinlich ein Druckfehler de belles carpes (schöne Karpfen.). Eben so S. 58: »Heringe mit Zwiebeln bestreuet, und mit comvuebres begleitet« (Dieß sind concombres, Gurken, die man bekanntlich noch zu den Heringen speiset.).

S. 104 u. 106. Der holsteinische Minister hieß Bassewitz. — Das (pommersche) Gut, welches Friedrich W. dem Fürsten Menzikof schenkte, war das Amt Ziegen in der Mark Brandenburg. — S. 221 u. 365 lese man Senning, statt Sterning. S. 223. Rentzel ist nicht Gouverneur von Berlin gewesen. S. 228 unten muß heißen: Der Lieutenant Spaen. S. 235: Lepel, statt Löpel, und Blochmann, st. Blokmann. S. 248. Der Kronprinz Friedr. kam nicht Mittags an. Es geschahe Abends um 7 Uhr, da ein Hofball angeordnet war, wo die Königinn Mutter am Spieltische saß. S. 264 u. 265. Die Familie Schlubhut stammt aus Oesterreich und Böhmen, woher sie nach Preus-

sen

sen gekommen ist. Wo findet man Nachweisung, daß der erste Schlubhut aus Dänemark nach Preußen gekommen sey? S. 318. Woher die Sage von Frankens Ausfällen gegen Wolf entstanden sey, findet sich Auskunft in Büschings Beyträgen zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Th. 1. S. 9. — Die Geschichte Karls XII. ist hier zu weitläuftig behandelt worden; eben so die Streitigkeit um die polnische Krone, und das Schicksal des Stanislaus.

Von S. 361 fängt die Geschichte des großen Königs Friedr. II. an. Sie geht bis auf den Breslauer Frieden am 11ten Jun. 1742. Winterfeld konnte nach Seit. 427 nicht pommerschen gesunden Verstand zeigen. Er war ein geborner Ukermärker. — Ueber die historische Darstellung von Friedrichs vornehmsten Thaten und Meinungen, wird sich in der Folge mehr sagen lassen, wenn die Fortsetzung erschienen ist.

Ww.

Historisch - critische (kritische) Analekten zur Erläuterung des Ostens von Europa, von G. S. Bandtke, Substituten am St. Elisabethanischen Gymnasium in Breßlau. Breßlau, bey Meyer. 1802. 308 S. 8. 1 Rk. 12 ꝑ.

Die hier von dem Verf. gelieferten, und zum Theil schon einmal in den schlesischen Provinzialblättern gedruckten Bruchstücke, die von dem Geschichtsliebhaber mit vielem Dank anzunehmen sind, betreffen hauptsächlich Polen und Schlesien, und wir haben zu seiner Zeit eine ganze schlesische Geschichte bis zum J. 1355 von ihm zu erwarten.

Die erste Rubrik: über den Bauerstand in Polen, soll die mangelhaften Begriffe über die polnischen Bauern berichtigen, die man gewöhnlich hegt, und größtentheils durch Polen fliegenden Reisbeschreibern verdankt. Sie ist aus dem 4ten Kapitel des polnischen Staatsrechtes des Abbé Skrzetuski übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet (Hr. B. sagt uns nicht den ausführlichen Titel dieses Staatsrechts, und in welcher Sprache es geschrieben sey).

übertrieben. Eine Gondel und eine Trekschuite müssen so heißen, weil es eine Gondel und eine Trekschuite ist. Der Raum verbietet weiter zu gehen.

Der fünfte Band schildert zuerst die Regierung Königs Friedr. Wilh. I. Ich finde überhaupt in diesem Bande einen gemäßigtern Ton. Die Bescheidenheit, womit der Vf. in der Vorrede von sich spricht, gereicht ihm zur Ehre. Das Wichtigste ist ein Anhang aus einem Schreiben des Herrn Obersten von Münchow in Küstrin an Hrn. Nicolai, die bekannte Hinrichtung des Lieutenants von Katte betreffend. Es wird darin Manches berichtigt, was Zimmermann gesagt hat, und was in der bey Unger in Berlin erschienenen Anekdotensammlung vom Friedrich II. vorkommt. — Die ersten 360 Seiten handeln vom Könige Friedr. Wilhelm I. Hier sind einige Bemerkungen über einige angeführte Stellen. S. 55 sind in einem Briefe des Grafen von Manteuffel auch die Speisen genannt worden, die auf der königl. Tafel 1731 waren. »Es kamen« heißt es, »2 fette und herrliche Stücke Rindfleisch, darauf de belles caepes mit Kirschsauce.« Hr. G. sagt in einer Note, daß caepes in keinem Wörterbuche stände, daß der Abbe Pierrard behaupte, es sey kein französisches Wort; ein Anderer habe es für Kapern, ein Dritter für Champignons gehalten (Dieß ist höchst wahrscheinlich ein Druckfehler de belles carpes (schöne Karpfen.). Eben so S. 58: »Heringe mit Zwiebeln bestreuet, und mit comvuebres begleitet« (Dieß sind concombres, Gurken, die man bekanntlich noch zu den Heringen speiset.).

S. 104 u. 106. Der holsteinische Minister hieß Bassewitz. — Das (pommersche) Gut, welches Friedrich W. dem Fürsten Menzikof schenkte, war das Amt Biegen in der Mark Brandenburg. — S. 221 u. 365 lese man Senning, statt Sterning. S. 223. Rentzel ist nicht Gouverneur von Berlin gewesen. S. 228 unten muß heißen: Der Lieutenant Spaen. S. 235: Lepel, statt Löpel, und Blochmann, st. Blokmann. S. 248. Der Kronprinz Friedr. kam nicht Mittags an. Es geschahe Abends um 7 Uhr, da ein Hofball angeordnet war, wo die Königinn Mutter am Spieltische saß. S. 264 u. 265. Die Familie Schlubhut stammt aus Oesterreich und Böhmen, woher sie nach Preus-

sen

sen gekommen ist. Wo findet man Nachweisung, daß der erste Schlubhut aus Dänemark nach Preußen gekommen sey? S. 318. Woher die Sage von Frankens Ausfällen gegen Wolf entstanden sey, findet sich Auskunft in Büschings Beyträgen zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Th. 1. S. 9. — Die Geschichte Karls XII. ist hier zu weitläuftig behandelt worden; eben so die Streitigkeit um die polnische Krone, und das Schicksal des Stanislaus.

Von S. 361 fängt die Geschichte des großen Königs Friedr. II. an. Sie geht bis auf den Breslauer Frieden am 11ten Jun. 1742. Winterfeld konnte nach Seit. 427 nicht pommerschen gesunden Verstand zeigen. Er war ein geborner Ukermärker. — Ueber die historische Darstellung von Friedrichs vornehmsten Thaten und Meinungen, wird sich in der Folge mehr sagen lassen, wenn die Fortsetzung erschienen ist.

Ww.

Historisch-critische, (kritische) Analekten zur Erläuterung des Ostens von Europa, von G. S. Bandtke, Substituten am St. Elisabethanischen Gymnasium in Breßlau. Breßlau, bey Meyer. 1802. 308 S. 8. 1 Rl. 12 gr.

Die hier von dem Verf. gelieferten, und zum Theil schon einmal in den schlesischen Provinzialblättern gedruckten Bruchstücke, die von dem Geschichtsliebhaber mit vielem Dank anzunehmen sind, betreffen hauptsächlich Polen und Schlesien, und wir haben zu seiner Zeit eine ganze schlesische Geschichte bis zum J. 1355 von ihm zu erwarten.

Die erste Rubrik: über den Bauerstand in Polen, soll die mangelhaften Begriffe über die polnischen Bauern berichtigen, die man gewöhnlich hegt, und größtentheils durch Polen fliegenden Reisebeschreibern verdankt. Sie ist aus dem 4ten Kapitel des polnischen Staatsrechtes des Abbe Skrzetuski übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet (Hr. B. sagt uns nicht den ausführlichen Titel dieses Staatsrechts, und in welcher Sprache es geschrieben sey).

 Im

Im Ganzen springt doch kein vortheilhafteres Bild der polnischen Leibeigenen aus Str. Beschreibung und Geschichte derselben heraus, als man sich insgemein von ihnen denkt. In den ältesten Zeiten, nach Einführung des Christenthums unter den Piasten, war das Loos der Bauern erträglicher, als nachher unter den Jagellonen, und später.

Boleslaus I. und Casimir I. (gegen Anfang des eilften Jahrhunderts) machten sehr menschliche Verordnungen zu Gunsten des Bauerstandes; eben so Casimir II. Am schlimmsten aber war dieser Stand bey dem am höchsten gestiegenen aristokratischen System daran, wo der Adel über seinen Rechten alle Rechte der Menschheit vergaß. Erst 1726 ward durch ein litthauisches Statut die übermäßige Herrschaft der Herren über ihre Leibeigenen eingeschränkt; ein Gleiches geschah durch ein polnisches Gesetz des Reichstags von 1768, wo auf den boshaften freywilligen, vom Edelmann am Bauer verübten Mord die gleiche Todesstrafe, wie umgekehrt, gesetzt ward; nur war es immer um den Beweis eine mißliche Sache, und wenn an diesem etwas fehlte; so blieb es gern beym bloßen Wehrgeld. — Die unterthänigen Bauern in Polen sind gewöhnlich fünferley, nämlich: 1) Ganze Bauern, Rolniki; diese haben 50 — 55 Morgen Landes, und 2 Paar herrschaftliche Ochsen nebst Wagen und Gespann, die nöthigen Wohn- und Wirthschaftsgebäude, und einen Garten nebst verhältnißmäßigen Wiesen zum Winterheu, und freye Hut des Sommers im Walde, und auf den Gemeinwiesen. 2) Halbe Bauern, Polrolniki, haben die Hälfte des besagten Ackerlandes, und alles Uebrige nach Verhältniß. 3) Gärtner, Viertelbauern, Zagodniki, Ogrodniki, haben 12 — 14 Morgen Ackerland, und ein oder gar kein Gespann, u. s. w. 4) Häusler, Chalupniki. Diese haben entweder 5 — 8 Morgen Land, und kein Gespann, oder sind bloße Dreschgärtner. 5) Einlieger, Komorniki. Dieß sind nur alte Leute, oder Weiber, Wittwen, alte Jungfern, u. s. w. Ganze Bauern sind auf adelichen Gütern seltener, als auf königlichen oder geistlichen. Sie arbeiten 14 Tage, d. i. 7 Tage Spanndienste, und 7 Tage Handdienste die Woche. (Der Verfass. erklärt dem, der der polnischen Verfassung unkundig ist, nicht, wie dieß zu verstehen sey, und tadelt doch die Reise- oder Länderbeschreiber, welche anführen, daß der polnische Bauer auch Sonntags Herrendienste thun müsse.) Der polnische Bauer

Bauer soll es weder so schlimm haben, noch so ungeschickt und träg seyn, als man insgemein vorgiebt. Er leidet indessen von der Wucherey und Aussaugerey der Juden, die gewöhnlich die Schenken inne haben, und mit welchen die Konkurrenz bey Pachten zu halten schwer ist, sehr viel, denn er ist stets ein Branntweinschuldner des Juden. Der russische Bauer ist eigentlich in noch strengerer Leibeigenschaft als der polnische; er kann gar nicht entlaufen, wie dieser; aber Politik auf einer Seite, und Menschlichkeit auf der andern, erleichtert das Schicksal des russischen Bauers oft sehr, und daß es nicht immer beklagenswürdig sey, beweisen Beyspiele, wie das S. 104 angeführte, wo ein Fuhrmann seiner Gebieterinn die Freyheit für 3000 Rubeln abkaufen konnte, da der Preis eines gewöhnlichen Bauers sonst etwa 300 — 500 Rubeln ist. Ueberhaupt ist Hr. B. ein männlicher Vertheidiger des slavischen Volksstammes, und läßt seine Herabwürdigung im Gegensatz mit den sogenannten Celtenbildungen durchaus nicht zu. (Was würden auch wir Germanen bey einer solchen Herabwürdigung gewinnen, da wir keine Celten, als nur unter der falschen Kategorie der ethnographisch unwissenden Griechen und Römer sind?)

Unter der zweyten Rubrik leitet Hr. B. den Namen Schlesien, der (wie mehrere Ländernamen) oft so kindisch gedeutet worden, von dem kleinen Fluß Sleza oder Slenza her, der hinter Nimptsch enspringt, und nicht weit von Breslau in die Oder fällt. Der Verf. hätte deßhalb nicht so viel Worte aufzuwenden gebraucht, um seine Meinung zu vertheidigen, daß oft ziemlich große Länder von kleinen Flüssen ihre Namen erhielten, zumal da diese Namen sich oft Anfangs nur auf kleine Distrikte erstreckten, und in der Folge größere Provinzen unter sich begriffen.

Die 2te und 3te Abhandlung dieser zweyten Hauptrubrik untersucht die Geschichte Vladislaws II. von Polen und seiner Gemahlinn Agnes, und ob dieß wirklich ihr rechter Name gewesen, da ihr von verschiedenen Schriftstellern mehrerley Namen — wie es scheint, die Namen ihrer Schwestern — beygelegt worden. Diese Agnes war die zweyte Tochter des Marggrafen von Oesterreich, Leopolds des Heiligen, und der verwittwet gewesenen Herzoginn von Schwaben und Tochter Kaiser Heinrichs IV. gleiches Namens.

 Nach

Nach unserm Verfasser und dem Dlugosz ward Agnes, die Tochter, 1110 auf dem Bamberger Reichstage etwa dreyjährig mit Marggraf Leopold verlobt, und hernach in ihrem vierzehnten Jahre 1121 mit ihm vermählt; sie müßte also um 1107 geboren gewesen seyn. —

Rec., der die beyden Bücher, die Hr. B. in seiner Nähe nicht hat erfragen können, nämlich: Hieron. Pez Vita Leopoldi Sancti, und Hanthaler fasti Campilienses, nachgeschlagen hat, findet in beyden die ganze Familie Leopolds des Heiligen, so wie sie Rikard, Kanonikus in Kloster-Neuburg, in seinen Geschichtsauszügen ums J. 1158 aufgezeichnet, und ein Neuburger Mönch Leupold abgeschrieben hat. Hieronymus Pez hat die Originalhandschrift dieses Mönchs (Rikards Handschrift ist vielleicht weggekommen) in Händen gehabt, sie gehört der Abtey Lilienfeld, und Pez nennt sie pretiosum antiquitatis Austriacae monumentum. Hier sind die vornehmsten Data daraus, wie sie in dessen Vita Leopoldi S. 117 ff. doch stehen, möglichst abgekürzt, und mit Weglassung der sehr jung verstorbenen Kinder.

1) *Adalbertus*, nascitur Id. Febr. 1107. — rexisset post patrem, nisi graviter infirmus. Obiit VI. Idus Nov. 1137. Uxorem habuit Hathwigem, filiam Almi Ungrorum Ducis, sororem Belae coeci Regis, quam duxit 1125. Non habuit prolem.

2) *Lewpoldus*, natus Kal. Jan. 1108. — Uxorem accepit Mariam Sobieslai Bohemi Ducis filiam, anno 1138. Successit patri 1137, Obiit 1141. 15. Kal. Novembr. Non reliquit prolem.

3) *Otto*, natus 1109. Non. Decembr. fit Praepositus in Newnburch 1122. Episcopus Frisingensis 1137. Obiit (hat d. Neuburgische Mönch hinzugesetzt) 10 Kal. Octobr. 1158.

4) *Bertha*, nata 1110, nupsit Heinrico Burggravio Ratisponensi 1133.

5) *Henricus*, nascitur IV. Non. April. 1114. Successit fratri Lewpoldo in Marchia et Ducatu Bawariae. Hic postea remissa Bawaria factus est primus Dux Austriae 1156; acquisivit provinciam supra Anasum.

Prima

Prima eius uxor Gertrudis filia Lotharii Imperatoris, vidua Henrici iunioris, 1141. obiit in partu. Secunda Theodora de familia Imperatorum Graecorum 1149. — fundavit Scotos Wiennae et ibi primam curiam posuit. (obiit 1171.)

6) *Agnes*, nata 1115. nupta Wlaslao Polono, Duci Zlezorum 1134. obiit 1159.

7) *Chunradus*, nat. Nonas Junii. 1118. — Episcopus Pataviensis 1148. (Archiepiscopus Salzeburgensis 1164. obiit 1168.)

8) *Gertrudis*, nascitur VII. Kal. Mart. 1119. nupta Wladislao Duci Bohemiae, deinde Regi, 1140. —

9) *Elizabeth*, nata Kal. Septembr. 1123. nupta Hermanno de Winzenburg, Thuringiae Landgravio 1143. in primo partu cum prole obiit.

10) *Ernustus*, nascitur 18. Kal. Sept. 1124. obiit in flore 19. Kal. Febr. 1142.

11) *Jutha*, nata pridie Id. Julii 1126. nupta Wilhelmo Marchioni et Monteferat 1146. Domina *Agnes* Lewpoldi pii conjux — beato fine vitam longaevam clausit VIII. Kal. Octobr. 1157. aetatis 81.

So weit der Kanonikus Rikard oder Richard in Kloster-Neuburg, und sein Epitomator der Mönch Leopold. Und in der Familiengeschichte Leopolds des Heiligen müssen österreichische Zeugnisse, besonders das aus einem Kloster, das Leopold gestiftet, und mit dem er fortdauernd traulichen Verkehr hatte, vorzüglich gelten. Nun aber widerspricht, wie wir sehen, die Angabe des Geburts- Vermählungs- und Todesjahrs der Tochter Agnes, der Gemahlinn Wladislaus von Schlesien den Nachrichten von polnischer Seite her gänzlich, und doch wird letzteres auch noch durch ein Kloster-Lilienfeldisches Nekrologium bey Hanthaler Fasti Campililienses T. I. Pars I. pag. 252 bestätigt mit den Worten: VI. Kal. Octobr. 1139. Agnes uxor Wlaslai Ducis Zlezorum filia fundatoris S. †. Ueberhaupt wird Hr. B. der Nachschlagung der Paragraphen VII — XII. von S. 250 — 255 in den Fasti Campilil. die ausdrücklich von dieser Agnes handeln,

dein, so wie der Vita S. Leopoldi, nicht überhoben seyn können, und auch ihren Verfassern Hanthaler und Pez zutrauen, daß sie nach den besten Quellen ihrer Nachrichten geforscht haben.

Jene Widersprüche hebt Hanthaler durch die Annahme zweyer Gemahlinnen Wladislaw's, wovon die andere Adelheid geheißen habe, und Kaiser Heinrichs IV. Tochter gewesen sey. Diese Behauptung, der auch mehrere Geschichtschreiber, wiewohl mit Unterschied, beytreten, gründet sich vorzüglich auf eine, auch vom Hrn. B. aber nur im Vorbeygehen angeführte Stiftungsurkunde des Cistercienserklosters Leubus an der Oder, 3 Meilen von Liegnitz, bey Dewerdeck Silesia numismat. pag. 98, welche anfängt: Ego Boleslaus filius primogenitus illustris quondam Principis Wladislai maximi Ducis Zlesiae inclitaeque Dominae *Adelheides* filiae Imperatoris Henrici Quarti, etc. Außer Dewerdeck sollen auch Sommersberg in Spec. Cod. dipl. n. 128. und Joh. David Köler in seinen Münzbelustigungen Th. 6. S. 331 diese Urkunde haben. Wir fügen noch bey, daß die ersten Cistercienser-Mönche des Klosters Leubus, das bey seiner ersten Stiftung dem Benediktiner-Orden gewidmet war, aus Pforta in Sachsen dahin versetzt worden seyn sollen, durch welchen Nexus es vielleicht erklärlich wäre, daß Adelheid (nicht Agnes, die erste Gemahlinn Wladislaws,) am letztern Orte begraben wäre. Diese von uns aus Hanthaler und Pez extrahirte und nicht extrahirte, Wladislaus II. Gemahlinnen betreffende Nachrichten mit den von ihm aufgefundenen zu vergleichen, überlassen wir nun Hrn. B. selbst.

Die 4te und 5te Abhandlung der zweyten Rubrik besteht in einer Untersuchung über Peter Wlast, den Dänen, oder den sogenannten Graf Peter, der unter Boleslaus III. eine große Rolle spielte, und über dessen Schwiegersohn, Jaxa, Fürst von Sorbien oder Serbien.

Die dritte Rubrik Meissen handelt als Beytrag zur Meißnischen Geschichte, von Heinrich II, Erzbischof von Gnesen 1281 — 1283, und ist mit drey Urkunden begleitet.

Unter

Unter IV. Rußland wird die neue Methode, das Russische nach deutscher Orthographie zu schreiben, getadelt. Hr. B. möchte es gern nach der polnischen Orthographie geschrieben haben. — Lernt aber der Deutsche es dadurch aussprechen? Giebt er nicht selber zu, daß jetzt viele Deutsche sich in Rußland aufhalten, die doch gewiß ihren Landsleuten in Deutschland einen Begriff von der russischen Aussprache geben können? Unläugbar bleibt ohnehin, daß keine Nation durch ihre Orthographierung den Laut fremder Wörter vollkommen und ohne mündliche Anweisung sich darstellen kann, man thut nur das Mögliche.

Unter Nr. V. werden berichtigende Anmerkungen zu Hr. Antons Versuch über die Slaven, und andere historische Schriften geliefert; die wir aber, ohne diese Bücher bey der Hand zu haben, nicht schätzen können. — S. 270 — 289 u. f. findet man einige nützliche Vergleichungen der polnischen, russischen und böhmischen Sprache, wo unter andern gesagt wird, daß das in Schlesien geredete Polnische nicht so weit vom Rein-polnischen abweiche, daß es deßhalb einen besondern Namen verdiene. Dieß und besonders die Widerlegung Klosen's im 37sten Briefe seiner Geschichte, und Beschreibung von Breßlau: »daß deutsche Billigkeitsgrundsätze die schlesischen Herzoge (Hr. B. schreibt immer Herzöge) vermocht, das Schicksal ihrer Dorfseinwohner zu mildern,« möchte wohl auf Wortstreit hinausgehen. Aechte Menschlichkeit und Politik schmelzen ja bekanntlich in Fürstenseelen oft so ineinander, daß das eigene Herz, geschweige der fremde Forscher, der es zu durchdringen strebt, keinen dieser beyden Grundsätze von einander scheiden kann. — S. 300 findet man die Lasten und Abgaben des polnischen Landmanns in den ältern Zeiten.

Der Verf. dieses Bandes, der Aufmunterung in seinem Fleiße verdient, und eine gute historische Kritik bewährt, that wohl, und wird ferner wohlthun, mit Liebe gewisse Stellen der noch dunkeln ältern polnischen Geschichte aufzufassen, und zu erläutern. Durch dergleichen einzelne Untersuchungen und Abhandlungen bahnt sich der Geschichtforscher zum wichtigen Geschäffte des Geschichtschreibers den Weg. Doch möchten wir ihm hie und da mehr Gedrängtheit und minder Nachlässigkeit in der Schreibart anrathen. Der Druck

könnte

könnte auch sorgfältiger, und das Papier weißer seyn. S. 157 in der Note kömmt dreymal nach einander der Druckfehler: in officiosi (getrennt) statt: inofficiosi vor. Das Wort testamenti mag nun dabey stehen oder nicht: so bedeutet der juristische Ausdruck querela inofficiosi testamenti bekanntlich die Klage gegen ein pflichtwidriges Testament.

Ft.

De hierarchia et studio vitae asceticae in sacris et mysteriis Graecorum Romanorumque latentibus. Scripsit *Petrus Erasmus Müller*, Theolog. Prof. Havniensis. Accedit auctarium eodem auctore de disciplina arcana Eleusiniorum. Havniae. 1803. 195 Seit. 8.

Der Verf. dieser, in einer guten Latinität, und mit vieler klassischen Gelehrsamkeit ausgerüsteten Abhandlung, nimmt die Ausdrücke Hierarchie und Ascetenleben hier nicht in der engern Bedeutung, wie sie in der Kirchengeschichte gelten; sondern in einem weitern Sinne, und erklärt sich darüber in der Vorrede folgendermaaßen: »Hierarchiam non sumimus »sensu strictiori de potestate clericorum in ecclesia chri»stiana; sed latius dicimus eum reipublicae statum, in »quo numerosus sacerdotum ordo, opibus pollens, legi»bus sibi peculiaribus obtemperans, per multas classes »distinctus, quarum singulae singulis obsequium prae»stant, summa in laicos auctoritate gaudet, omnesque »non suos despicit, quin adeo damnat. Studium vitae »asceticae eo saeculo vigere contendimus, quo spretis »negotiis civilibus, duriorem vivendi rationem, tanquam »viam ad favorem divinum obtinendum compendiariam, »multi ineunt, plurimi laudant.« Weil man nun gewöhnlich annimmt, daß dergleichen zwar im vierten Jahrhunderte in der Religion der Griechen und Römer vorhanden gewesen sey, nicht aber in der frühern Zeit: so zeigt Hr. M., daß man den Keim davon schon im ersten Jahrhunderte zu suchen habe, und den Fortgang im zweyten und dritten Jahrhunderte, so daß die Menschen im vierten Jahrhunderte bereits der Hierarchie unterworfen, und dem Mönchsleben ergeben

waren,

waren, ehe noch die christliche Religion zur Staatsreligion erhoben wurde, also auch die christliche Religion allein dieses Hinderniß für die Kultur des menschlichen Geistes nicht zu verantworten habe. Zu diesem Ende schildert er den Zustand der Religion unter Römern und Griechen in drey Perioden: 1) vom August bis zum Tode Domitians; 2) vom Nerva bis zum Tode des Kommodus; 3) vom Septimius Severus bis zum Konstantin, und schließt mit folgenden Bemerkungen S. 125 sq.: »Quaecunque secundo saeculo his institutis »(hierarchiae et vitae asceticae) permanserant impedi»menta, saeculo tertio fuere remota. Primores civium »sacra susceperunt Asiatica. Ipsi Caesares mysteriis pere»grinis initiari studuerant. Hierophantis igitur, qui ta»les mystas initiorum beneficio sibi reddiderunt obno»xios, neque auctoritas neque opes diutius deesse potue»runt. Omnia porro sacra mystica, quorum auctoritas »ipsa initiorum varietate diutius fuerat imminuta, ad nu»men solis communi saeculi tertii consensu relata, amice »coaluerunt. Eodem denique aevo severiorem vivendi »rationem non tantummodo inter initiorum sacra ipsi in»culcaverunt hierophantae, ululatibusque suis populo »commendarunt harioli; verum etiam viri, qui omnium »soli eruditionis copia ingeniique vi inclaruerant, et il»lustris exempli documento, et argumentis ad genium »saeculi accommodatissimis, durius vivendi genus sum»mum sortis humanae fastigium declaraverunt. — — »Genus humanum et tristissimae superstitioni et servituti »longe turpissimae fuisset adstrictum, si religione chri»stiana depressa, vel sacra Eleusinia, vel Mithriea, vel »Isiaca summam obtinuissent auctoritatem; vel etiam sa»cerdotes philosophi, Neoplatonicorum scilicet alumni, »quos Julianus imperator per orbem Romanum consti»tuendos curaverat, sacra popularia iuxta suam sentiendi »rationem diutius fuissent moderati. — Tantum igitur »abest, ut religionis christianae propagatio ullum dam»num culturae generis humani attulerit, ut potius reli»gionis beneficio referri debeat acceptum, quod Euro»pae gentibus barbarie medii aevi non prorsus efferatis, »ad literas et humanitatem redire tandem licuerit.« — Mit so vieler Gelehrsamkeit Hr. M. sein Thema auch verfolgt hat: so muß Rec. dennoch gestehen, daß die christliche Hierarchie, so wie das christliche Mönchswesen, von einer ganz

andern

andern Art wär, als was man Aehnliches in den Religionen der Griechen und Römer aufsinden kann, und daß es schwerlich jemals bey diesen Religionen zu der Ausbildung mit den heidnischen hierarchischen und ascetischen Instituten gekommen seyn würde, als es im Christenthume der Fall war. Da der Polytheismus seiner Natur nach nicht intolerant seyn konnte: so konnte hier auch kein solcher Sektengeist entstehen, der die Hierarchie so regelmäßig, und so drückend für die bürgerliche Gesellschaft ausbildete, als im Christenthume. Schon der einzige Umstand, daß die christliche Sekte ihre innere und äußere Einrichtung ganz im Gegensatz gegen den Polytheismus formirte, mußte ihr einen intoleranten Anstrich geben. Die Idee aber von einer alleinseligmachenden Religion und Kirche, enthielt den Grund zu einem Kampfe mit allen übrigen Religionen im römischen Reiche, der sich nur mit einer gänzlichen Ausrottung derselben enden konnte, wobey das römische Reich selbst unendlich leiden mußte. Es war also bey der christlichen Hierarchie keine Religionsfreyheit möglich, die bey der polytheistischen Hierarchie, so groß sie auch geworden seyn möchte, noch immer statt gefunden haben würde. Was ferner das schwärmerische Ascetenleben betrifft: so dürfte dieses vielleicht auch ohne Christenthum zu einem wahren Mönchsleben fortgeschritten seyn; allein es würde auf der einen Seite der Sektengeist zur Dotirung und zum Unterhalte der Klöster gefehlt haben, so wie auf der andern Seite die Benutzung der Mönche für die Hierarchie und die enge Verbindung damit. Weil also die christliche Hierarchie, und das christliche Mönchswesen von einer ganz eigenen Art sind, und sich ganz unabhängig von den heidnischen Instituten gebildet haben: so leiden sie auch keine Vergleichung damit, und man kann von diesen das nicht prädiciren, was jenen eigenthümlich war. — Das Auktarium enthält viele schöne Bemerkungen über die eleusinischen Geheimnisse, und die ganze Schrift ist für Philologen und Theologen gleich instruktiv. In der Zugabe ist es sehr schätzbar, daß die Urtheile der Alten über die Mysterien wörtlich aufgeführt sind. Der Styl ist im Ganzen recht gut; bleibt sich aber nicht überall gleich.

K.

Histo-

Historische Basreliefs in Darstellungen ausgezeichnet merkwürdiger Scenen aus der Geschichte. Mit einer Vorrede vom Herrn Hofrath und Professor Remer zu Helmstädt. Halle, im Waisenhause, 1803. XVI und 412 S. 8. 1 Rthlr.

So manche Schriftsteller schmeichelten sich mit der Hoffnung, durch ihre historischen Werke die Romanleserey, wenn nicht gänzlich aufhören zu machen — denn dieß Unternehmen möchte wohl eben so wenig ausführbar, als möglich seyn — doch wenigstens einzuschränken; aber so äußerst wenige erreichten ihre Absicht, dem Leselustigen die Romane aus den Händen zu reißen. Die Schuld lag theils an der Wahl der Gegenstände, die zwar belehrend; aber nicht interessant genug war, theils an der Darstellung, indem sie weder durch Anordnung und Stellung der Begebenheiten, noch durch eine edle, schöne und hinreißende Schreibart des Lesers Aufmerksamkeit zu fesseln verstanden. Oft glaubten sie genug gethan zu haben, wenn sie in einer aufgedunsenen, hochtrabenden, oder affektirten Schreibart schrieben. Der Verfasser dieses Buchs hat beyde Klippen, an denen so viele Schriftsteller ähnlicher Art schon gescheitert sind, glücklich vermieden. Die Begebenheiten, die er wählte, sind sehr merkwürdig. Bald schildert er Schlachten, als die bey Colosa, bey Tannenberg; bald Belagerungen und Eroberungen, als die von Rom und Ostende; bald stellt er Revolutionsscenen dar, als die sicilianische Vesper, und die Wiedertäufer in Münster; bald beschreibt er das tragische Ende berühmter Männer, als des Herzogs Karl des Kühnen, des Kaisers Albrecht I.; oder die wunderbaren Schicksale eines Fürsten, als des Königs Sebastian von Portugal. So glücklich der Verf. in der Wahl dieser merkwürdigen Geschichtsscenen ist, eben so vielen Fleiß, richtige Beurtheilung und Kritik zeigt er auch in der Bearbeitung des historischen Stoffs. Die Schreibart ist edel, und erhebt sich bisweilen auch über den gewöhnlichen Geschichtstyl; nie fällt aber der Vf. in den Fehler einer gezierten und gekünstelten Schreibart; doch wünscht Recens., daß der Verf. diesen Fehler eben so glücklich auch bey dem Titel vermieden, und das Basrelief weggelassen hätte.

Mn.

Lehr-

Lehrbuch der preussischen Geschichte, zum Gebrauch der Schulen, von *Ludwig von Baczko*, Professor der Geschichte bey der Artillerie-Akademie zu Königsberg. Königsberg, bey Nicolovius 1803. X Seiten Vorr. und Dedik. u. 124 Seiten 8. 8 gr.

Der Chef des neu-ost-preußischen Departements, der preussische Minister Freyherr von Schrötter, hatte dem Verf. die Ausarbeitung dieses Lehrbuchs zum Behuf der neu-ost-preußischen Schulen aufgetragen. Hr. v. B. hat sich längst als einen gründlichen und kritischen Forscher der Geschichte Preußens bewährt, und kennt die Quellen und Urkunden, wie davon die Beweise am Tage liegen. Rec. hat das Verdienst desselben um dieses Fach der Gelehrsamkeit in seinen Anzeigen der größern Geschichte Preußens öffentlich anerkannt, und seine Behauptungen belegt. Die Wahl des Departements-Chefs traf also einen Kenner, der sich dazu eignete, etwas Gutes zu liefern. Ein Lehrbuch für Schulen muß kurz, reich an Inhalt und Thatsachen seyn, und die wichtigsten Ereignisse nicht übergehen; wenn es gleich die Erörterung und Entwickelung der nähern Umstände der Geschicklichkeit des Lehrers anheimstellt, der zu seiner Vorbereitung weitläuftigere Hülfsmittel zu Rathe ziehen muß. Diese Forderung ist erfüllt. Man vermißt den berühmtesten Hochmeister Winrich von Kniprode nicht, der am längsten unter allen Vorstehern des Ordens, nämlich 51 Jahre, von 1351 bis 1382, (nicht 39 Jahre, wie S. 61 steht) regierte, und sein Land glücklich machte. S. 65 ist die denkwürdige Schlacht bey Tannenberg, die der Orden gegen Polen verlor, und die dem Hochmeister Ulrich von Jungingen das Leben kostete, und vielleicht die gänzliche Vernichtung des Ordens in Preußen zur Folge gehabt hätte, wenn nicht der muthige Heinrich von Plauen Retter geworden wäre. Eben so findet man die Verträge, Friedensschlüsse und andere wichtige Vorfälle an seinem Ort eingeschaltet. Hauptsächlich hat der Verf. die polnische und lithauische Geschichte behandelt, weil er den Auftrag erhielt, in diesem Lehrbuch die frühere politische Geschichte der vormaligen polnischen Provinzen vorzutragen. Aus diesem Grunde hat es auch für diese Länder ein besonderes Interesse. Die uralte, mit so vielen Fabeln verunstaltete

[illegible] Geſchichte der älteſten Regenten Polens iſt mit Recht nur angedeutet; aber der bekannte Bauer Piaſt in Gneſen (nach Duglossus ein Rademacher zu Cruſwitz), der Stammvater der piaſtiſchen Linie, angeführt worden. Wenn Hr. v. B. S. 7 ſagt, daß dieſer Piaſt ſeinem Sohne Semovit die Herrſchaft zuwandte: ſo iſt dieß nicht deutlich und beſtimmt genug. Bekanntlich übernahm Piaſt, der als ein ſchlauer Kopf erſcheint, das Ruder der Regierung ſelbſt, welches er auch wohl zu lenken verſtand; daher ihn ſeine Unterthanen faſt anbeteten. Erſt einige Jahre vor ſeinem Tode, als Alter und Schwachheit ihn drückten, nahm er ſeinen Sohn zum Mitregenten an. — Boleslaus Chrobri, der 999 polniſcher Fürſt wurde, nahm zuerſt den Königstitel an. Boleslaus II. aus dem piaſtiſchen Hauſe, ſtarb im Kloſter zu Kärnthen. — Der Stamm der Piaſten bildete lange eine Regentenreihe, und zwar als Könige von Polen in Gneſen bis 861, und als Herzoge von Liegnitz und Brieg bis 1675. Alle eingebornen Könige nannte die Nation ihm zu Ehren Piaſten. — In der Folge ſind Nachrichten von den jagelloniſchen Königen und ihren Nachfolgern aus auswärtigen Häuſern. — Der berühmte Friedensſchluß zwiſchen dem Orden u. Polen 1466 wurde eigentlich in Neſſau bey Thorn, dann in Thorn ſelbſt vollzogen. — Das Ganze iſt unter ſechs Hauptabſchnitte gebracht worden, und erſtreckt ſich bis auf die neueſten Zeiten. Die ſtatiſtiſchen Angaben des Verfs ſind nicht ſicher genug, und weichen von den neueſten und zuverläſſigſten beträchtlich ab. Rec. erwähnt hier nur die Angaben der preußiſchen Acquiſitionen. Nach Sotzmann's Berechnungen kann man für Weſtpreußen und den Netzdiſtrikt nur 586 Quadratmeilen annehmen, da er mit Danzig und Thorn und deren Gebieten überhaupt 606 Quadratmeilen auf dieſe Provinzen rechnet. Die ältern Angaben waren alle zu hoch. Eben ſo nimmt Hr. von Baczko für Südpreußen [illegible] Quadratmeilen, welches nur auf 8[illegible] zu ſchätzen iſt. Neuoſtpreußen iſt nicht gegen 1000 Quadratmeilen; ſondern nur 778 Quadratmeilen, und der zu Schleſien geſchlagene Diſtrikt 41 Quadratmeilen. [illegible] in ſeinem trefflichen Umriß der preußiſchen Monarchie, Herzberg, u. a. treten dieſen Angaben als den ſicherſten bey. Von dem Verf. iſt in Kurzem noch ein Schulbuch unter dem Titel: Grundriß der Geſchichte, Erdbeſchreibung und Statiſtik aller Provinzen des preuß. [illegible] zu erwarten. Ww.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Reise auf dem Mittelmeere im Gefolge des Admirals Nelson. Nebst einer Beschreibung der Schlacht bey Abukir, u. s. w. Von Cooper Wyllams, Kaplan auf der Nelsonschen Flotte. Mit einer Charte. Aus dem Englischen übersetzt. Hamburg, bey Campe. 1803. 276 Seiten gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Dieses Tagebuch eines sehr merkwürdigen Seezuges hebt mit dem 24. Mai 1798 an. Man folgt dem Verfasser mit Interesse nach Neapel, Sicilien, Alexandrien, u. s. w. hin und her, bis endlich die französische Flotte bey der zweyten Fahrt nach Aegypten, auf der Rhede von Abukir erreicht, und die bekannte Schlacht gewonnen wird. Jetzt kreuzt der Vf. mit seinem Schiffe eine Zeit lang an der ägyptischen Küste, macht einzelne Expeditionen nach Rhodus, St. Jean d'Acre, u. s. w. mit, verläßt endlich am 14. Febr. 1799 die Rhede von Alexandrien, und segelt nach Palermo zurück. Bald darauf begiebt er sich nach Neapel, und hält sich einige Zeit in Ischia auf; schifft zum zweytenmale nach Palermo, kehrt kurz darauf wieder nach Neapel zurück, segelt endlich nach Civita Vecchia und Livorno, und bereist nun einen Theil der Lombardey. Endlich schifft er nach Minorca, verweilt längere Zeit in Mahon, begleitet einen Theil der Flotte nach Lissabon und Gibraltar, und kehrt endlich im September 1800 nach England zurück. Dieß im Allgemeinen, um die Reiseroute des Verfassers kennen zu lernen, jetzt im Einzelnen, was besondere Aufmerksamkeit verdient.

1. Dahin gehört zuförderst die Beschreibung der ganzen ersten und zweyten Seefahrt nach Alexandrien, deren Detail eben so unterhaltend als wichtig ist. Man sieht daraus, daß sich die beyden Flotten zu verschiedenenmalen auf ihren Kours durchkreuzten, und einander oft sehr nahe waren; S. 33 ff. was hier mit großer Deutlichkeit auseinander

gesetzt

gehört wird. Schade, daß der Verleger nicht auch die dazu gehörige schöne Charte kopieren ließ; es würde alles noch viel anschaulicher gewesen seyn, indem die beyderseitigen Kourse u. s. w. mit Linien darauf verzeichnet sind. Eine zweyte sehr interessante Parthie ist die Beschreibung der Schlacht bey Abukir. S. 38 ff., die man auch hier noch einmal mit großem Antheile lesen wird, zumal da sie durch die Erzählung von einer Menge unbekannter, doch zu prüfender Details noch wichtiger geworden ist. Eine dritte interessante Passage ist die Reise nach Rhodus S. 95 ff., und die mannichfaltigen Details über die Vorfälle an den Küsten, Unterhandlungen mit den Arabern, u. s. w. S. 108 ff., wobey die Beschreibung des Angriffes auf das Kastel von Abukir, und die tragisch-komischen Anekdoten von der Freyheit der türkischen Seeleute S. 110 ff. noch besondere Aufmerksamkeit verdient. Eine vierte nicht unbedeutende Parthie ist die Reise des Verfassers nach Acre, u. s. w. S. 138, wo er uns eine Menge interessanter topographischer und historischer Nachrichten mittheilt. Eben so wichtig und unterhaltend sind auch die Anekdoten von der Gefangennehmung des berühmten Astronomen Beauchamp, der damals von Bonaparte mit einer geheimen Mission nach Konstantinopel abgeschickt, von den Engländern aber gekapert, und nach Rhodus gebracht, wurde, S. 151 ff. Mit Uebergehung der ziemlich unbedeutenden Nachrichten von Palermo, Neapel, und den vornehmsten Städten von Oberitalien, verweisen wir zum Schlusse lieber auf die Details über Minorca S. 244, und Gibraltar S. 2[illegible], die zwar nicht vollständig; aber doch neu und wichtig sind.

Das wäre die Skizze von dem Inhalte dieses Werkes; es fragt sich nun, welchen Grad von Autorität es für den Historiker erhalten kann? Rec. hält sich für verbunden, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, je allgemeiner man, besonders in diesem Falle, den englischen Schriftstellern unbedingt zu glauben pflegt. Es wird also nöthig seyn sich zu erinnern; daß der Verfasser ein etwas bornirter englischer Geistlicher ist, der die Dinge und die Begebenheiten eben so einseitig, eben so parteyisch, eben so brittisch ansieht, wie es bey seinen Landsleuten, besonders bey ungebildeten Seeofficieren immer der Fall gewesen zu seyn scheint. Ohne sich um die Chronologie, um die Quellen, um den Zusammen-

hang der Thatsachen zu bekümmern, nimmt er jedes Schifsergerücht, jede Kajütenanekdote, jedes Matrosenmärchen als historisch begründet an, sobald nur der englische Stolz dadurch geschmeichelt, oder die Ehre der Franzosen dadurch gebrandmarkt werden kann. Aber eben so vorsichtig, eben so patriotisch, eben so parteyisch, schlüpft er auch über alles hinweg, wo das Betragen der Engländer, und besonders der Charakter seines Hrn. Admirals, des bekannten Nelson's, etwas zweydeutig erscheint. Dieß ist besonders der Fall bey den Nachrichten über die Unruhen in Neapel. Hier hütet er sich wohl, auch nur einmal einen Wink von der offenbaren Treulosigkeit des wortbrüchigen Nelson's zu geben, so sehr diese auch durch authentische Nachrichten bekannt, und so wenig sie selbst, nach den Versicherungen glaubwürdiger Männer, in England abgeläugnet worden ist. Aber ein Mann, der sich nicht scheut, sogar die aufgefangenen und bekanntlich wenigstens zur Hälfte verfälschten Briefe der Franzosen, als eine historische Autorität zu citiren, ein solcher Mann hat sich selbst als Historiker genug charakterisirt. Künftigen Geschichtschreibern muß also die sorgfältigste Kritik und Vorsicht bey dem Gebrauche dieser Quelle empfohlen seyn.

Der Vortrag des Verf. ist ziemlich trocken und schleppend, wie man ihn bereits aus seiner, auch in das Deutsche übersetzten Geschichte des Krieges in Westindien (Leipzig, bey Schäfer. 1799) kennt. Der Uebersetzer hat indeßen mit Fleiß und Einsicht gearbeitet, auch hie und da einige gute Anmerkungen hinzugefügt. Die Charte ist der Plan von der Schlacht bey Abukir.

Gb.

Schilderung der Gebirgsgegenden um den Schneeberg in Oesterreich, von F. X. Embel. Wien, bey Camesina. 1803. 308 S. 8. Mit Kupf. u. Vign. 1 Rß. 4 Æ.

Ein schätzbarer Beytrag zu der topographischen Beschreibung von Oesterreich unter der Ens, der dem Geographen, und

theils

theilweise auch dem Statistiker willkommen seyn wird. Minder unterhaltend dürfte das Werk für den blossen Liebhaber seyn, zumal da der Vortrag etwas trocken, und die Paragraphenform eben nicht sehr einladend ist. Immer hat sich jedoch der thätige Verf. um die Wissenschaft verdient gemacht, und verdient in dieser Hinsicht Lob und Aufmunterung.

Ub.

Tageblätter unserer Reise in und um den Harz. Mit 16 in Kupfer gestochenen Zeichnungen grosser Naturscenen. Herausgegeben von *C. G. Horstig*. Dresden, bey Gerlach. 1803. 164 Seiten gr. 8. 4 Rl. 12 gr.

Ein recht artiger Beytrag zu einer künftigen vollständigen pittoresken Harzreise, der allen Beyfall verdient. Man muß hier keine strengen geographisch-statistisch-mineralogischen Nachrichten erwarten; es ist das Tagebuch eines Dilettanten, der nur für Dilettanten schrieb; aber für diese wird es eben so belehrend als unterhaltend seyn. Die Reise ward im Herbste 1800 gemacht. Sie gieng von Bückeburg, über Amelunxborn nach Osterode, Klausthal, Goslar, Wernigerode, von wo aus der Verf. den Brocken bestieg, über Halberstadt, Ballenstädt, Stollberg, Ilefeld, Ellrich, u. s. w. wieder nach Osterode zurück, so daß also der Verf. in einem großen, wiewohl sehr ungleichem Kreise um den Harz herumgewandert ist. Ueberall weiß er seine Leser festzuhalten, und in seine Ideen und Empfindungen hineinzuziehen; überall zeigt er sich als ein Mann von edlem, gefühlvollem Herzen, Kenntnissen und Beobachtungsgeist.

Was den Styl dieses Werkes anlangt: so ist er im Ganzen zwar sehr gebildet, nur schade, daß er hie und da bald in das Spielende, bald in das Pretiöse fällt. So zum Beyspiel gleich im Anfange, wo der Verfasser seine Kinder anderthalb Seiten lang apostrophirt, oder S. 8, wo er die Wolken in die Lippischen Berge hineinpeitschen läßt, oder S. 13, wo er eines wandelnden Frühstücks erwähnt, oder S. 30, wo er von dem Kleinlichen der künstlichen englischen

 Gärten

Gärten spricht, oder S. 85, wo er — doch genug — Ein Mann von den Talenten und Kenntnissen, wird diese Fehler künftig leicht vermeiden können, und so werde er hier freundlich, und ohne Bitterkeit, darauf aufmerksam gemacht.

Die Kupfer stellen sechszehn der schönsten Ansichten dar, z. B. den Eberstein mit der alten Kapelle von Amelunxborn gesehn. — Gegend von Klausthal bis Wildemann. — Ansicht der Bergstadt Wildemann selbst. — Ansicht des Unterharzes auf dem Wege nach Goslar, u. s. w. Sie sind nach eigenen Zeichnungen des Verfass. von Darnstedt gestochen, den man schon aus mehreren Arbeiten als einen geschickten Künstler kennt. Das Ganze zeichnet sich durch typographische Schönheit aus.

Bm.

Zusätze und Verbesserungen zu der statistischen Uebersicht der deutschen Staaten, von Dr. *J. D. A. Hoeck*, Königl. Preussischem Justizrathe und Policeydirektor, etc. Basel, bey Schoell und Komp., und Darmstadt, in der neuen franz. Buchhandlung. 1803. 9 Tabellen in gr. Fol. 1 Rg. 3 Gr. und mit der statistischen Uebersicht selbst, 6 Rg.

Höcks statistische Tabellen sind in der N. A. D. Bibl. B. 66, S. 513 von zweyen Recens. angezeigt worden. Da die Richtigkeit und Vollständigkeit solcher Tabellen nicht bloß von dem Fleiß und der Genauigkeit des Sammlers; sondern hauptsächlich von der Richtigkeit und Ergiebigkeit der Quellen, und der Willfährigkeit derer, die Beyträge oder Berichtigungen liefern konnten, abhängt; so wären von der Sorgfalt des Verf. schon Zusätze und Verbesserungen zu erwarten gewesen, wenn auch nicht die seitdem erfolgte Vernichtung so vieler deutscher Reichsstaaten dieselben nothwendig gemacht hätte. Auf beydes nehmen denn die hier gelieferten Nachträge Rücksicht. Fast zu jeder Tabelle der statistischen Uebersicht werden hier in neuern, oder vollständigern Angaben des Flächenmaaßes,

der

der Menschen- und Häuserzahl, der Produkte und Fabrikate, der Aus- und Einfuhre, auch des Finanzwesens, Zusätze und Verbesserungen geliefert, die der Natur der Sache nach in einigen Jahren wieder andern Verbesserungen Platz machen werden; denn die Summen bleiben nie die nämlichen, und jede neue Zahl hält der fleißige Sammler für eine Berichtigung der vorigen, und faßt sie auf. Das Wichtigste bleiben also die Zusätze, die durch die sogenannten Entschädigungen in Deutschland nothwendig geworden sind. Diese giebt denn der Verf. sehr genau an: 1) in Ansehung der k. k. Erbstaaten (der Verlust von Belgien und der Lombardey wird sowohl in der Uebersicht als in den Zusätzen nicht erwähnt, und doch dagegen der Gewinn des Herzogthums Venedig von 865 Quadratm. in Anrechnung gebracht.); 2) der preußische Staaten, die an einem Theil von Cleve, Geldern u. Mörs 46 Quadratm. verloren, und dagegen 231¾ Quadratm. gewonnen haben. Die allgemeine Uebersicht des preußischen Staates wird angegeben 5600 Quadratm., 9,500000 Einwohner, 36 Million Thaler Einkünfte, und eine Kriegsmacht von 240000 Mann. Uebrigens sind die Zusätze von dem Handel und Produkten in Schlesien die erheblichsten; 4) Pfalzbaiern hat an der rheinischen Pfalz, an Jülich und Zweybrücken verloren 171½ Quadratm., und dagegen 361¾ Quadratm. erhalten; 5) für Kursachsen und die herzogl. sächs. Länder werden bloß einzelne aufgefaßte Berichtigungen, und Angaben von einzelnen Städten und Aemtern beygebracht. Sonderbar aber ist es, wenn es von S. Meiningen heißt, daß jährlich über 1000 Breter- und Bauholzflößen auf der Werra nach Hannöverisch-Minden giengen; denn alle diese Flößen werden nicht in meiningischen Lagerplätzen gebunden; sondern kommen von Schleusingen und Themar, und gehen nur vor Meiningen vorbey; 6, 7) Kurbraunschweig — Ein- und Ausfuhr auf der Weser von und nach Bremen, jene 684977, diese 107062 Thaler. Braunschweig hat an Gandersheim 12 Quadratm. gewonnen. Es werden von seinen Landen hier neue Tabellen geliefert. Die Vertheilung der bisherigen Reichsstädte, von denen Preußen 5, Baiern 15, Würtemberg 9, Baden 7, der Kurkanzler 2, und Darmstadt, Oranien, Thurn und Taxis, Brezenheim, und der Graf v. Quadt, Jeder eine bekommen hat. Mecklenburg. Die Größe wird hier nur auf 253 Quadratm., nämlich 217 für M. Schwerin, und 36 für Strelitz, angegeben. Die Aus-

fuhre von Rostock aber nur bis 1736. — Hessen-Cassel hat für 1 Quadratm., die es am linken Rheinufer verloren hat, die vier mainzischen Aemter, Amöneburg, Fritzlar, Neustadt und Naumburg, zu 6 Quadratm., erhalten, (aber auch Gelnhausen —) Hessen-Darmstadt aber hat 5 Aemter, Katzenelnbogen, Braubach, Embs, Epstein und Kleeberg, zu 4 Quadratm., an Nassau-Usingen; und Hanau-Lichtenberg = 22 Quadratm., an Frankreich abgetreten, und dagegen an 12 mainzischen, und 4 pfälzischen Aemtern, den Rest des Hochstifts Worms, dem Herzogthum Westphalen, und der Reichsstadt Friedberg, 183 Quadratm. gewonnen. Baden hat für 8 Quadratm. seiner Markgrafschaft, an Costnitz und die Reste von Speyer, Straßburg, Basel, 3 pfälzischen Aemtern und Städten, verschiedene Reichsstädte und Abteyen = 60 Quadratm. erhalten — dabey aber wird der an Baden gefallene Rest vom Bisthum Straßburg einmal zu 3½ und hernach zu 6⅓ Quadratm. gerechnet. Die übrigen Zusätze enthalten die Entschädigungen, die die 5 nassauischen Häuser Hohenlohe-Bartenstein, Löwenstein-Wertheim, die Fürsten und Grafen von Leiningen, für den Verlust ihrer sämmtlichen Länder, in mainzischen, pfälzischen und würzburgschen Aemtern, und die Fürsten und Rheingrafen von Salm, ebenfalls für den Verlust ihrer sämmtlichen Lande durch münstersche Aemter, erhalten haben.

Geographisch-statistische Uebersicht von Europa, Asien und Afrika im Jahre 1803. (3 Tabellen von Europa, 4 von Asien, und 4 von Afrika, in Folio.) 16 gr.

Wir wollen kürzlich angeben, was der Leser in diesen Tabellen eigentlich zu erwarten hat. Bey Europa werden außer den ungetheilten europäischen Staaten, bey Italien, zwölf dermalen in demselben bestehende kleinere Staaten, und bey Deutschland die Staaten des Hauses Oesterreich, und der, sowohl alten als neuern Kurfürsten, aufgeführt, unter denen aber, wir wissen nicht aus welcher Ursache, der Kurfürst Erzkanzler mit seinen ihm noch gelassenen Länderstücken, übergangen ist. Die Tabellen von Asien enthalten das asiatische Rußland, die asiatische Tatarey und Türkey, Arabien, Persien,

Persien, Ostindien, nach seinen einzelnen Theilen, das sinesische und japansche Reich, und die indischen Inseln; und die von Afrika, die Barbarey, Aegypten, Nubien, Fezzan, die Wüste Sahara, Nigritien, Abyssinien, Guinea, das Kaffernland, die Reiche Sofala und Monomotapa, die Küsten Zangubar, Ajan und Adel, und die ost- und west-afrikanischen Inseln. Von den meisten dieser außereuropäischen Länder wird Niemand statistische Tabellen erwarten, weil sie nicht mit Zuverlässigkeit geliefert werden können; man wird also hier keine Erwartungen neuer Aufschlüsse mitbringen. Die Rubriken dieser Tabellen, die bey jedem, oder doch bey den meisten Ländern ausgefüllt werden, sind Flächenmaaß, Volksmenge, Beschaffenheit, Produkte, Flüsse, Seen, Gebirge, Religion, Regierung, Regenten, Haupt-Residenz, und andere merkwürdige Städte. Es fehlen also Einkünfte, eingeführte Landesabtheilung, und, wenn man will, auswärtiger Handel. Von der Genauigkeit des Verfass. in seinen statistischen Angaben, mag der Leser selbst aus folgenden Proben urtheilen. Die kurbrandenburgischen Länder (mit Ausschluß Preußens und Schlesiens) werden zu 1822 Quadratm. angegeben, welche Summe für die altbrandenburgischen Länder fast um 100 Quadratm. zu groß, mit Einschluß aber der sogenannten Entschädigungslande um eben so viel zu gering ist. Das Königreich Preußen soll 3442 Quadratm. enthalten; wenn man aber seine einzelnen, allmählich zugewachsenen Theile berechnet: so kommen nur 3026 Quadratm. heraus. Die pfalzbaierschen Lande sollen 1174 Quadratm. betragen; allein wenn man Verlust und Gewinn berechnet: so kommen nur 1134 heraus. So ist auch Würtemberg mit 220 Quadratm. sicher um 40 zu hoch angesetzt. Böhmen hingegen nebst Mähren und Oesterr. Schlesien, ist, nach den neuesten Angaben mit 1386 Quadratm. zu gering berechnet. Wie in aller Welt kann die italiän. Republik 1100 Quadratm. enthalten, da nach den gewöhnlichen der dazu geschlagenen Länder nicht viel mehr als die Hälfte herauskommt? Wir unterlassen es, der Kürze wegen, die übrigen Angaben auf ähnliche Art zu prüfen, und bemerken nur, daß die Bevölkerung immer mit runden, gleichsam permanenten Zahlen angegeben worden ist, da man doch immer das Jahr hinzusetzen sollte, in welchem diese Zahl berechnet worden ist. 150000 Einwohner für die 8 Quadratm. der Insel Maltha sind zuverlässig zu viel. Andere rechnen schon 20000 weniger. Si.

 Erfurt

Erfurt mit seinen Merkwürdigkeiten und Alterthümern in historischer, statistischer, merkantilischer, rc. Hinsicht. Von J. L. K. Arnold, D. Gotha, bey Ettinger. 1802. Mit Kupfern. Ohne Vorrede, Inhalt u. Kupfererklärung 381 S. 8. 1 Rk. 12 gr.

Erfurt ist eine der alten berühmten Städte Deutschlands, die durch ihren bedeutenden Handel, in den vergangenen Jahrhunderten eine wichtige Rolle spielte, und die, durch ihre stets ausgezeichneten, und oft wechselnden politischen Verhältnisse zu allen Zeiten Interesse erregt hat. Wenn sie gleich von ihrem vorigen Wohlstande herabgesunken ist: so hat sie doch noch manchen Ueberrest davon behalten; überdieß führt eine der größten Straßen Deutschlands jährlich eine große Zahl von Reisenden durch sie hindurch; überaus interessant war sie lange Zeit als Wohnsitz des geliebten und verehrten Dalbergs, jetzt Erzkanzler des Reichs; und ganz neuerlich hat sie sich des Glücks und der Ehre zu erfreuen gehabt, den Perlen der preußischen Königskrone zugezählt zu werden. Man hat zwar über Erfurt und das erfurtische Gebiet bereits ein sehr schätzbares historisch-statistisches Werk von Dominikus, und man wird in der Schrift des Dr. Arnold, außer den Nachrichten von einigen neuern Einrichtungen und Instituten, wenig finden, was nicht in jener schon enthalten wäre; aber als Wegweiser für Reisende, als Lektüre für den Theil des Publikums, der sich mit historischen Untersuchungen, und statistischen Details nicht gern befaßt, ist das Arnoldische Werkchen immer sehr willkommen, und für diesen ist es eigentlich bestimmt; ja, wir können sagen, daß es für Jeden, der Erfurt näher kennen lernen will, unentbehrlich ist. Um deßwillen, und da sich diese Anzeige ohnehin etwas verspätet hat, enthalten wir uns hier einer ausführlichern Darstellung des Inhalts. Die Kupfer bestehen in einem Grundrisse der Stadt, und einer Aussicht von der Cyriaksburg, einem kleinen Kastell, welches vor der Stadt an der Straße nach Gotha liegt. Beyde sind schlecht gearbeitet.

Aa.

A. F.

A. F. Büschings kurzgefaßte Vorbereitung zur europäischen Länder- und Staatenkunde, nebst einer statistischen Uebersicht des jetzigen Europa. Zum Gebrauch beym Unterricht, herausgegeben von G. P. Normann, Hofrath und Profess. zu Rostock. Hamburg, bey Bohn. 1803. XIV und 240 Seit. kl. 8. 10 gr.

Das größere Werk, aus dem dieser Auszug gemacht worden ist, hat ein anderer Rec. in dieser Bibliothek angezeigt. Dieser Auszug ist sehr zweckmäßig, und hat beträchtliche Zusätze erhalten, welche fast die Hälfte des Buchs einnehmen. Zwar gehören diese Materien eigentlich nicht in dieses Lehrbuch; allein da der Preis desselben doch immer noch sehr billig ist, und der letztere Zusatz künftig ganz wegfallen wird: so wie der erstere, — wenn anders diese Materie nach der Absicht dieses Buches, das nur die Kenntnisse enthalten soll, welche der Jugend vorher mitgetheilt werden müssen, um die Staatenkunde gründlich zu erlernen, das aber diese Wissenschaft selbst noch nicht vortragen soll, so ausführlich auseinander gesetzt werden müsse, woran aber Rec. zweifelt — in einer neuen Ausgabe dieses Lehrbuchs kürzer gefaßt, und die ausführliche Darstellung für das Handbuch vorbehalten werden muß: so will Rec. dieses Mißverhältniß nicht rügen. Der erste und größte Zusatz von S. 128 — 229 enthält gleichsam eine Kolonial-Statistik im Grundriß. Rec. hat sie mit Vergnügen und Nutzen gelesen, und sie hat den Wunsch in ihm rege gemacht, daß der Verfass. diese Materie einmal zu einem besondern Gegenstande seines Fleißes machen möchte. Der zweyte Zusatz von S. 230 — 240, den Rec. hier nicht erwartete, betrifft die Hauptveränderungen in Deutschland durch den Frieden zu Lüneville, und durch das Entschädigungssystem.

Neuverfertigtes Katastrum des Königreichs Böhmen — ausgefertigt nach der königlichen Land- und Lehntafel, nach dem königlichen Fiskalamte, und dem königlichen Rektifikatorio, von Jaroslaus

laus Schaller, Priester des Ordens der frommen Schulen. Prag, bey Widtmann. (1802.) 1 Alph. 2 B. 1 Rg. 8 gr.

Ein schätzbarer Beytrag zur Geographie Böhmens! Man findet in diesem Buche; 1) alle Herrschaften, Güter und Höfe, die zu der königl. Land- und Lehntafel, wie auch zu dem königl. Fiskalamte gehören; bey jeder ist der Kreis und der damalige Besitzer bemerkt; 2) die Städte und Marktflecken; 3) die Namen der jetzigen Güterbesitzer, und der ihnen zugehörigen Güter; 4) einen Bericht von sämmtlichen Post-Stationen, Postpferd-Unterlegungen, und Postbrief-Sammlungen, wie sie dermal im Königreich Böhmen bestehen. Endlich ist auch noch eine neuverbesserte Postcharte für das Königreich Böhmen hinzugefügt. Alle diese Verzeichnisse sind aber nur sehr mager, und man hätte wohl gewünscht, auch manche Merkwürdigkeit angezeigt zu finden.

Hessen nach seinen neuesten physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen, politischen und örtlichen Verhältnissen. Ein Versuch von J. K. Bundschuh, Archidiakonus und Professor in der Reichsstadt Schweinfurt. Lemgo, in der Meyerschen Buchh. 1803. X u. 521 S. 8. 1 Rg. 12 gr.

Die Jahrzahl auf dem Titel des Buchs kann vielleicht auf die Vermuthung führen, daß in Ansehung der neuesten Verhältnisse auch schon auf die Veränderungen, welche das Entschädigungsgeschäfft bewirkt hat, Rücksicht genommen worden; auch scheint die Versicherung im Anfange des Vorberichts, daß die seitherige ungewisse Verfassung des deutschen Reichs die Erscheinung dieser schon 1798 vom seligen Rath Helwing zu Lemgo angekündigten Arbeit bis hieher verspätet habe, diese Vermuthung zu bestärken; aber dieß ist keineswegs der Fall, und die Vorrede ist auch schon am 9ten Dec. 1801 unterzeichnet worden. Zu bedauern ist es, daß man mit der Herausgabe dieses Werks nicht so lange gewartet hat, bis man wirklich den neuesten Zustand Hessens dar-

darstellen konnte. Der Verfass. hat bey Verfertigung dieser Arbeit den Plan vor Augen gehabt, den der verstorbene Kriegsrath Randel in seinem bekannten Buche: Annalen der Staatskräfte von Europa, verfolgte. Er hat alle bekannt gewordenen öffentlichen Nachrichten über Hessen benutzt; aber was bey einem solchen Werke am nothwendigsten ist, archivalische Nachrichten zu gebrauchen, dazu hat der Vf. keine Gelegenheit gehabt; und so konnte es nicht fehlen, daß in den Tabellen, welche die Beschreibung der Oerter enthalten, in Ansehung der Anzahl der Häuser, Einwohner, und anderer Umstände, sehr große Lücken zur künftigen Ausfüllung übrig blieben. Rec. kann dem Verf. das Zeugniß geben, daß er in seiner Lage Alles geleistet hat, was von dem Fleiße und der richtigen Beurtheilungskraft eines Mannes erfordert werden kann; aber zu Verbesserungen, und besonders zu Nachträgen in Ansehung der durch das Entschädigungsgeschäfft bewirkten Veränderungen, wird der Verfasser Veranlassung genug finden. Daß die Nachrichten weitläufiger oder kürzer mitgetheilt worden sind, je nachdem man vorgearbeitet fand, läßt sich zum Voraus schon einsehen; daß dabey aber oft Mißverhältnisse entstehen mußten, war eben so natürlich. So z. B. hat der Verfasser in der Geschichte der Länder der Hessen gegen zwey Seiten mit den Beweisen, daß der ursprüngliche Name des Volks Hatten oder Hetten gewesen, und daraus Chatten, Catten, Hassen, Hessen entstanden sey, angefüllt. Gehörte diese Untersuchung hieher?

Reise durch einen Theil des westlichen Frankreichs. Nach einem französischen Originale, von Chr. Aug. Fischer. Leipzig, bey Hartknoch. 1803. 215 S. kl. 8. 18 gr.

Das Original dieser Reisebeschreibung erschien im J. 1799 in 3 Bänden. Der Verf. Cambry, damals Regierungs-Kommissär in Morlaix, unternahm diese Reise in das Departement Finisterre in den Jahren 1794 und 1795. Ein lehrreicher Auszug findet sich schon in des Freyherrn von Zach monatlicher Korrespondenz Julius und August 1800, und Februar 1801. Der deutsche Herausgeber hat diese in vie-

ter Rücksicht interessante Reisebeschreibung, der es aber an Ordnung, Zusammenhang, und lichtvoller Darstellung fehlt, für das deutsche Publikum so bearbeitet, daß er nicht nur in einem gedrängten Auszuge das Merkwürdigste ausgehoben; sondern auch der Reisebeschreibung Grazie und Gefälligkeit zu geben gesucht hat. Man lernt den bürgerlichen Zustand, die Gewerbe, Sitten und Gebräuche, und die geringe Kultur dieses Departements genau kennen; auch hat der deutsche Herausgeber mehrere kleine Volkslieder in französischer Sprache und in einer deutschen Uebersetzung hinzugefügt.

Mm.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

M. Fabii Quintiliani de institutione oratoria libri duodecim. Ad codicum veterum fidem recensuit et annotatione explanavit *Ge. Lud. Spalding.* *Vol. II.* Continens libros IV — VI. Leipzig, bey Crusius. 1803. VIII und 652 Seiten gr. 8. 2 Rg. 8 gr.

Von dem ersten Bande dieser vortrefflichen Ausgabe, welcher bereits 1798 erschien, hat die N. A. D. Bibl. Bd. 51. S. 507 ff. Bericht abgestattet. Alles Gute, was von jenem gesagt worden, erstreckt sich auch auf den zweyten Band, und bedarf nicht wiederholt zu werden. So ungern die Freunde der alten Litteratur gesehen haben, daß dieser erst nach einem so langen Zwischenraum auf den ersten gefolgt ist: so zeigen sich doch auf der andern Seite die guten Folgen dieser bedächtigen Art zu arbeiten, und man wird durch das Gereifte und Vollendete hinlänglich entschädigt. Auch einige neuere Hülfsmittel wurden seitdem dem gelehrten Herausgeber zu Theil, nämlich die editio princeps des Quintilian 1470 aus der Göttingischen Bibliothek, und eine Kollation des Joannensischen Codex in Cambridge an den Stellen, wo er von Gibson

(dem Herausgeber der Oxforder Ausgabe 1693. 4.), der ihn zuerst verglichen, vernachlässigt worden.

Des Herausgeb. gründliche Gelehrsamkeit hat für die kritische Berichtigung, und die Erläuterungen auch dieser drey Bücher Viel geleistet. Einige schätzbare Beyträge haben ihm auch die Professoren, Buttmann in Berlin, und Hugo in Göttingen, geliefert. Wir bleiben nur bey einigen wenigen Stellen stehen. 4, 1, 71 werden die Fehler des Exordium aufgezählt. Offenbar lückenhaft sind folgende Worte: praeterea quod *longum*, quod *contra praecepta* est. Es sind hier zwey Fehler der Exordien gemeint, wobey der Herausg. die Namen dieser beyden Fehler, nämlich des longum und des contra praecepta, vermißt, da die Namen der übrigen Fehler vorher vom Quintilian auch angegeben werden. Allein longum und contra praecepta sind eben die Kunstnamen für diese Fehler, wie man aus dem Cicero de inventione 1, 18. sieht, und man vermißt hier nicht diese, sondern vielmehr die Erklärung, worin denn eigentlich diese Fehler bestanden haben. Man kann also annehmen, daß Quintilian etwa Folgendes geschrieben habe: praeter ea, quod extrahitur (dieses Zeitwort fiel wegen des unmittelbar vorher da gewesenen trahitur aus), *longum*, quod nihil eorum efficit, quorum causa de exordiis praecepta traduntur, *contra praecepta*. Für die Worte kann man freylich keine Bürgschaft leisten; aber daß der Sinn getroffen ist, beweist Cicero's eben angeführte Stelle: *Longum* est, quod pluribus verbis aut sententiis *ultra quam satis est* producitur. — *Contra praecepta* est, quod nihil eorum efficit, quorum causa de exordiis praecepta traduntur. Von dem Uebergang aus dem Proömium zur Abhandlung sagt der Rhetor 4, 1, 77: Illa vero frigida et puerilis est in scholis affectatio, ut ipse transitus efficiat aliquam utique sententiam, et huius velut praestigiae plausum *petat*. Von dem letztern Wort sagt der Herausg.: Hunc ego singularem (*petat*) confidenter contra omnes libros mutem in pluralem *petant*, ne cogar *praestigias* accipere secundo casu singularis, *huius* tunc recte retraheris ad transitum. Aber warum sollte denn nicht praestigiae als Genitiv, und Transitus als eine Personifikation angenommen werden? Der kunstvolle Uebergang hascht nach Beyfall für seinen Zauber. Surripere für clam facere, wie es 4, 1, 78 erläutert

wird

wird, steht auch so beym Cicero de or. 2, 59, 242. Orator surripiat oportet imitationem. Auf eine Anmerkung zu 4, 2, 5. über die Frage: wer die Mütter beerbe, die ab intestato sterben, können wir nur verweisen. Höchst wahrscheinlich wird man die Verbesserung des Her. 4, 2, 19. finden, wo er faceta narratio liest, statt ficta, da in jener Stelle zwar von Erzählungen; aber nicht von erdichteten (s. von diesen Cicero de or. 2, 59, 240. 66, 264.) die Rede ist. Mit gleichem Recht setzt er in demselben Kapitel §. 26. Varena, statt Murena einiger Handschriften und der Ausgaben, wieder in den Text ein. Denselben Beyfall verdient es, daß er §. 61. de certa credita scil. pecunia im Text abdrucken lassen; da dieß die gelehrtere, und durch die wichtigsten Autoritäten unterstützte Lesart ist, statt der Vulgata: de re certa credita. Eben so stellt der Her. die gelehrtere Lesart 4, 3, 20. nach Anleitung der Zürcher Handschrift, welche die verdorbenen Züge enthält (expositio quarundam rerum gestarum *ut laetitia fabularum*), also im Texte her: Expositio q. r. g. *vel etiam fabularum*. Die hergebrachte, gemeine Lesart ist: E. q. r. non solum g. sed e. fabulosarum. Eine scharfsinnige Vermuthung trägt der Her. über 5, 7, 25. vor: Aut recitatis in actione, aut nominatis testibus. Er läugnet, daß recitare testes für recitare testimonia eorum stehen könne, und glaubt vielmehr, daß hinter actione das Wort testationibus ausgefallen sey, welches leicht wegen des folgenden ähnlichen testibus der Fall seyn konnte. — 5, 8, 1. gustu cuiusdam apud Lotophagos graminis et Sirenum cantu deliniti nimmt der Her. aus guten Gründen das graminis statt des vorgeschlagenen: germinis in Schutz, da der eßbare Lotus zwar von Einigen als ein Baum, von Andern aber als eine niedere Pflanze oder Kraut angesehen wird. Ueber den Lotus und das verwandte Cyperum findet man hier ausgemittelt, was sich ausmitteln läßt. Eine ähnliche Zusammenstellung der Süßigkeit des Sirenen-Gesangs und des Lotus findet sich in Lucians Nigrinus §. 3. T. 1. p. 30 Bip. τὰς Σειρῆνας ἐκείνας, εἴ τινες ἄρα ἐγένοντο, τὰς ἀηδόνας (als Prädikat der Sirenen; so glauben wir, daß zu lesen sey für: καὶ τὰς ἀ. Anders Hulsche Anall. critt. pag. 42. f.), καὶ τὸν Ὁμήρου λωτὸν ἀρχαῖον ἀποδεῖξαι. — Ein Paragraph 5, 9, 3. ist im Texte glücklich theils nach Gesners Konjektur, theils nach Anleitung der Handschriften hergestellt worden; läßt sich aber hier nicht ohne Weitläuftig-

keit

feit auscheben: Daß 5, 10, 47 emere adulterii damnatam quandam so viel heiße als conducere ad quaestum faciendum corpore, macht der ganze Zusammenhang und die Worte: quia lens erat, emit höchst wahrscheinlich. Der Herausg. macht auf das Auffallende des, vielleicht aus den Schulen der Aerzte oder der Philosophen, entlehnten Ausspruches 5, 10, 89 aufmerksam: Si robur corporibus bonum non est, minus sanitas, wo er sinnreich für sanitas liest inanitas als das Entgegengesetzte von robur. Indeß würde auch so der Satz etwas Befremdliches behalten, und die Verneinungs-Partikel (non,) nach dem Vorgang einiger Handschriften, vielleicht besser wegzulassen seyn. Man müßte denn robur von der künstlichen, von den alten Aerzten und Weisen als schädlich verrufenen Athleten-Stärke und Körper-Masse verstehen wollen. Ovid Met. 15, 229 f. vom Athleten Milon setzt einander entgegen aevi prioris robora und inanes lacerti. Doch wie man auch über den ganzen Satz urtheilen mag: so scheinen uns jetzt die Worte robur und sanitas ächt, nachdem wir damit zusammengehalten haben den Isokrates ad Demonic. p. 4 unten nach Lange's Ausgabe: Ἄσκει τῶν περὶ τὸ σῶμα γυμνασίων, μὴ τὰ πρὸς τὴν ῥώμην, ἀλλὰ τὰ πρὸς τὴν ὑγίειαν συμφέροντα.

R.

Technologie.

Komtoir-Lexicon in neun Sprachen für Handelsleute, Rechtsgelehrte und sonstige Geschäftsmänner, bearbeitet von *Philipp Andreas Nemnich*, B. R. L. Hamburg, beym Verfasser, und Leipzig, bey Bachmann. 1803. XVI und 768 Seit. 8. 1 Friedrichsd'or.

Kaum bedarf dieß Werk mehr als einer bloßen Anzeige, da Niemand dem Verf. im Handelsfach außerordentliche Kenntnisse mit eisernem Fleiß verbunden abstreiten wird. Die Fächer, aus welchen dieses Komtoir-Lexikon besteht, sind 1) ein

Ephemeriden, allgemeine geographische, verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben von F. J. Bertuch und C. G. Reichard. 6r Jahrg. 1803. 7s—10s Stück, mit Kupfern und Charten. gr. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 8 Thlr. oder 14 fl. 24 Kr.

Funke, C. P., ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beym Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. Nr. 69 und 70. gr. 8. 8 Gr. oder 36 Kr.

Gaspari, A. C., Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses 2r Kursus, 4e verbesserte Aufl. durch Kartons, welche die neuesten Veränderungen seit 1801 enthalten, berichtiget. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 Kr. Die Kartons apart für die Besitzer der 4n Aufl. gr. 8. 9 Gr. oder 40 Kr. Neuer methodischer Schulatlas dazu, entworfen von J. Güßefeld in 34 Quartcharten. 4e Aufl. neu verbessert. 4. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 Kr.

Introduction à l'étude de l'art de la guerre, ouvrage enrichi de Planches et Cartes p. le Comte de la Rocheaymon. Vol. III. av. 24. Pl. gr. 8. 6 Thlr. oder 10 fl. 48 Kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus. 18r Jahrg. 1803. 7s bis 10s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. der Jahrgang von 12 Stücken 4 Thlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Labarth's Reise nach der Küste von Guinea, oder Beschreibung des westafrikanischen Küstenstrichs, vom Kap Tagrin bis zum Kap Lopez Gonsalves, aus dem Franz. mit Einleit. Anmerk. und Erläuterungen von T. F. Ehrmann. Mit einer verbesserten Charte von Guinea. gr. 8. (aus dem 9ten Bd. der Bibliothek der Reisebeschreib. besonders abgedruckt.) 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 Kr.

Lexikon, allgemeines mythologisches, aus Originalquellen bearbeitet von C. A. Böttiger und F. Mayer, 1e Abtheil. welche die nicht altklassischen Mythologien, nämlich die heil. Mythen und Fabeln der Sinesen, Japaner, der indischen Völkerschaften im weitern Umfange, sowohl nach den Lehren der Brahmanischen als Lamaischen Religion, der nordasiatischen Völker, der Parsen, der alten Araber, des Mahomedism, der Hebräer, der afrikanischen Völker,

der

der Slaven, Finnen, Lappen, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner sämmtlichen ursprünglichen Völker Amerika's, und endlich der Bewohner von Australien enthält, bearbeitet von D. Fr. Majer. 1r Bd. Mit Kupf. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 fl. 48 Kr.

Loder's, D J C., anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers. V. Lieferung Angiologie. II, Abschn. 2e Abtheil. Venen. Tab. 126—132. gr. Fol. mit deutschem oder latein. Text. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 Kr. Dieselbe Lieferung mit den Kupfern auf größeres Schweizer Papier und mit einem Text. 4 Thlr. 16 Gr. oder 8 fl. 24 Kr. der latein. oder deutsche Text besonders. 12 Gr. oder 54 Kr. Derselben VI. Lieferung II. Abschn. 3e Abtheil. Nevrologie Tab. 177—182. gr. Fol. mit deutschen oder latein. Text. 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 fl. 48 Kr. Dieselbe Lieferung mit den Kupfern auf größeres Schweizer Papier und einem Text. 4 Thlr. 8 Gr. oder 7 fl. 48 Kr. der deutsche oder latein. Text besonders. 12 Gr. oder 54 Kr. Das Register über das ganze Werk. gr. Fol. latein. oder deutsch. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 Kr.

London und Paris. VI. Jahrg. 1803. 38—68 Stück mit ausgemalt und schwarz. Kupfern, gr. 8. der Jahrg. von 8 Stücken 6 Thlr. 8 Gr. oder 11 fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von J. A. Hildt. 1r Jahrg. 1803. Jul. bis Okt. mit ausgemalt. und schwarz. Kupfern und Charten. gr. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 6 Thlr. oder 10 fl. 48 Kr.

Obstgärtner, der deutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Deutschlands sämmtl. Kreisen, verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur, und herausgegeben von J. V. Sickler. X. Jahrg. 1803. 76—106 Stück mit ausgemalt. und schwarz. Kupfern. gr. 8. der Jahrgang von 12 Stücken 6 Thlr. oder 10 fl. 48.

Patriot, der deutsche, eine Monatsschrift für die Gebildeten im Volke, seine Vorsteher, Lehrer und übrigen Freunde. Herausgegeben von C. G. Steinbeck. 1803. Jul. bis Okt. mit Kupfern. 8. der Jahrgang von 12 Stücken. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 Kr.

Rocheaymon, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunst, mit Kupfern und Platt. III. Bd. mit 24 Kupf. gr. 8. 6 Thlr. oder 10 fl. 48 Kr.

Rumford, B. Gr. von, kleine Schriften, politischen, ökonom. und philosoph. Inhalts. III. Bd. mit Kupf. und Fig. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 Kr.

Dasselbe unter dem Titel:

Ueber Küchenfeuerheerde und Küchengeräthe, nebst Beobachtungen über die verschiedenen Theile der Kochkunst und Vorschlägen zu ihrer Verbesserung, mit Kupf. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 Kr.

Voigts, J. H., Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften. 1803. 76—106 Stück mit Kupf. 8. der Jahrg. von 12 Stücken. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Wieland, C. M., der neue deutsche Merkur, vom Jahre 1803. Jul. bis Okt. mit Kupf. 8. der Jahrg. von 12 Stücken. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 Kr.

In Kommission.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués p. A. L. Millin. T. I. Livr. 4. et 5ième av. fig. 4. Paris.

Schulz, Fr., über den allgemeinen Zusammenhang der Höhen, auf der Oberfläche der Erde, nebst einer Gebirgscharte von Europa. gr. 4. Schreibpap. 2 Thlr. 4 Gr. oder 3 fl. 54 Kr. Druckpap. 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 fl. 18 Kr. Die Charte besonders 1 Thlr. oder 1 fl. 48 Kr.

Neue Charten, Kupferstiche und andere Kunstsachen, welche im Verlage des Landes-Industrie-Komtoirs zu Weimar Leipziger Michaelis-Messe 1803 erschienen, und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben sind.

Charten.

A. Größere Charten im gewöhnlichen Landchartenformat, wovon die mit * bezeichneten zum Gasparischen Handatlas gehören.

* Charte von Helvetien und Wallis nach den neuesten und vorzüglichsten Hülfsmitteln, neu entworfen von F. Götze. Rojalfol. 8 Gr. oder 36 Kr.

Die

Dieselbe auf Olif. Papier mit engl. Gränzillum. 12 Gr. oder 54 Kr.

Charte von den Senegalländern nach den Specialcharten von Poirson und Blanchot entworfen von T. F. Ehrmann. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr.

Plan de Constantinople levé p. F. Kauffer et J. B. Lechevalier. Royalfol. 8 Gr. od. 36 Kr.

Derselbe auf holländ. Olif. Pap. 12 Gr. oder 54 Kr.

Reichards, C. G., Atlas des ganzen Erdkreises nach den neuesten Entdeckungen in der Central-Projektion entworfen auf 6 Charten Royalfol. nebst einer gedruckten Erläuterung mit 1 Kupfer, gebunden 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 fl. 6 Kr.

B. Kleinere Charten.

Charte von Ceylon nach Arrowsmiths Reduktion einer neuen Zeichnung. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

— der Insel Teneriffa nach der Zeichnung von Bory de St. Vincent. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

— von dem Gouvt. Wologda, entworfen von F. G. 4. 3 Gr. oder 15 Kr.

— Topographische, von den englischen Kolonien in Neu-Süd-Wallis, nach der neuen von Patterson bekannt gemachten Aufnahme von Grimes und Flinders. Fol. 3 Gr. oder 15 Gr.

— vom Laufe des Mains und dessen Flußgebiet. 4. 3 Gr. oder 15 Kr.

— — Laufe der Weser und ihrem Flußgebiet. 4. 3 Gr. oder 15 Kr.

— — Laufe der Elbe und ihren Nebenflüssen. 4. 3 Gr. oder 15 Kr.

— von der Mündung der Elbe, Weser und Jahde nach J. T. Reinke's Charte reducirt. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

— der Kanarien-Inseln, nach der Zeichnung von Bory de St. Vincent. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

— von Louisiana. 4. 3 Gr. oder 15 Kr.

— von Ober-Guinea, nach Labarthe's Zeichnung. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Kupferstiche, Portraits und andere Kunstsachen.

Abbildungen aller Obstsorten, aus dem deutschen Obstgärtner. Der Kirschen. 4e Lieferung, in 6 Bl. gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 Kr.

— derselben, Pfirschen und Aprikosen. 2e Lieferung, in 6 Bl. gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 Kr.

— derselben, vermischte Obstsorten. 2e Lieferung in 12 Bl. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 Kr.

— derselben, Pflaumen und Zwetschen. 3e Lieferung in 6 Bl. gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 Kr.

Portrait von Louis de l'Isle de la Croyere. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— J. R. und Georg Forster auf 1 Bl. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— L. de Grandpré, Kapitain der französischen Marine. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— Nic. Defer, Kön. Franz. Geograph. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

Mikroskopisches Kabinet, enthaltend Gegenstände aus allen 3 Naturreichen zum genauern Studium der Natur und ihrer Wunder. Herausgegeben von F. J. Bertuch. 1e Lieferung, Taf. 1—10. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 Kr.

Ein einfaches Mikroskop. 16 Gr. oder 1 fl. 12 Kr.

Ein zusammengesetztes Mikroskop, aus 3 Linsen, 2 verschiedenen Vergrößerungen, einem Spiegel und Beleuchtungsglase bestehend. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 Kr.

In der J. A. Göbhardtischen Buchhandlung zu Bamberg und Würzburg ist neuerdings fertig geworden, und in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Fegelein, H. M., Versuch einer Nosologie und Therapie der Entzündung im Allgemeinen, nebst einigen Bemerkungen über Horns Schrift von der Pneumonie. 8. 1 Thlr.

Kilian, C. J., klinisches Handbuch zum Gebrauch bey den wichtigsten, gefahrvollsten und schnelltödtlichen Krankheiten, mit beygefügten Recepten für angehende Aerzte. gr. 8. 2 Thlr.

Codex

Codex juris Bavarici judiciarii de an. 1753. Neue revidirte, und mit einem Sachregister vermehrte Auflage. gr. 8. 20 Gr.

Behr, W. J., System der allgemeinen Staatslehre. 1r Bd., welcher die allgemeine Einleitung, und den ersten Theil der Staatslehre, nämlich die reine Staatslehre, oder die Staatswissenschaft enthält. gr. 8. 2 Thlr.

Dictionnaire nouveau petit allemand-françois et françois-allemand à l'usage des deux nations, p. M. le Prof. Gley. 2 Vol. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Vogelmann, J. B., über die Vortheile der Feuerungsverbesserungen. gr. 8. 4 Gr.

Onymus, A. F., de usu interpretationis allegoricae in novi foederis tabulis. 8 maj. 4 Gr.

Oberthür, F., Academia et universa patria novo ornamento aucta etc. 8 maj. 5 Gr.

Samhaber, J. B. A., de eo, quod in modo concludendae pacis Lunevill. a ratione in pace Rastad. an. 1714 observata aberat. 8 maj. 5 Gr.

Feder, M., de dignitate, quae in munere pastorali inest, oratio etc. 8 maj. 3 Gr.

Neeser, L., Principatus Wirceburgensis incunabula etc. 8 maj. 4 Gr.

Berichtigungen.

In der A. D. Bibl. LXXXI. Bd. S. 224 ist angeführt, daß der Verf. der philosophischen Skizzen zur natürlichen Geschichte der gesellschaftlichen Verfassung, Herr Saul Ascher, gestorben wäre. Dieß ist aber ein Irrthum; denn derselbe lebt noch, und hält sich zu Berlin auf.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Kurfürst Erzkanzler hat den ausübenden Arzt zu Regensburg Herrn Dr. Hoppe, zum Professor der Botanik

gewonnen würde; allein diesen Erfordernissen der Preisaufgabe, hat kein einziger der sehr vielen Konkurrenten Genüge geleistet; sondern es scheint vielmehr erwiesen, daß sich dieß überhaupt gar nicht erreichen lasse: daher wurde beschlossen, die Prämie unter die acht vorzüglichsten Bewerber, nach dem Verhältnisse, wie ihre Abhandlungen die gründlichsten, und ihre Kartoffeln die besten waren, auf folgende Art zu vertheilen: es erhält der Chemiker Herr Gard in Grüneberg 20 Thlr.; der Prediger Herr von der Reck in Sulbek 15 Thlr.; der Prediger Herr Stockmar in Eckartsberg 15 Thlr.; der Leinweber-Meister Herr Schuhmacher in Ruppin 15 Thlr.; der Prediger Herr Sonntag in Gersdorf 10 Thlr.; der Schuhmachermeister Herr Pschichholz in Sommerfeld 10 Thlr.; der Gärtner Herr Malisch in Berlin 10 Thlr.; und der Invalide Herr Neujahr in Parsone 5 Thlr. Darauf wurde eine neue Dreschmaschine, die Erfindung des Herrn Doktor Melzer in Leipzig, und eine neue Säemaschine, welche der Sekretair am Kameralhofe zu Mietau, Herr Gerzinsky, erfunden hat, deren Prüfung und Beurtheilung von Sr. Königl. Majestät der Gesellschaft allergnädigst aufgetragen worden, und die auf Allerhöchst Dero Kosten vom Rathszimmermeister Herrn Vogel in Potsdam, im Großen angefertigt waren, vor der Versammlung aufgestellt und versucht. Ferner wurden drey Schaafscheeren, worunter eine aus Spanien war, vorgezeigt, und das Gutachten des Herrn Amtsraths Hubert in Zoßen darüber vorgelesen; noch war ein kleines Taschenspinnrad, die Erfindung eines Franzosen, an einen Tisch anzuschrauben, aufgestellt, welches dieselbe Wirkung, wie ein großes, haben soll. Endlich hat die Deputation einen Sparofen von lauter Dachziegeln und Mauersteinen, größtentheils nach der Angabe des Herrn Freyherrn von Nostiz in Budissin, erbauen lassen, der allen billigen Anforderungen völlig zu entsprechen scheint, und hier nur 9 Thlr. kostet. Die gehaltenen Vorlesungen sind folgende: 1) der Prediger Herr Germershausen, über die nöthigen Eigenschaften des Hopfens zu einem guten und gesunden Biere; 2) der Hofplanteur Herr Sello, über das Vorurtheil in der Pflanzenkunde, daß aus dem Roggen Windhalm oder Tresp werden könnte; 3) das Verfahren, die Roßkastanie als Viehfutter zu benutzen, vom Herrn Stadtgerichtsassessor Baumgartinger in Mergentheim eingesandt; 4) Vorschlag zur Beförderung der

zweck-

zweckmäßigern Hülfsleistung bey auswärtigen Feuersbrünsten, vom Herrn Inspektor Schäfer in Loburg; 5) Bemerkungen über die diesjährige Witterung und Aerndte, vom Kaufmann und Oekonom Herrn Dippoldt in Potsdam. Nachher konnten aus Mangel an Zeit folgende Aufsätze, nur dem Inhalt nach, angezeigt werden: des Herrn Koch Bemerkungen über die Faulbrut der Bienen, nebst einigen Gutachten darüber; des Herrn von Kalkreuth Geschichte der Verbeßrung einiger Ländereyen; des Herrn Henschke Winterfütterung der Schaafe; ein Ungenannter: wie der Theurung am besten abgeholfen werden könnte; des Herrn Stockhausen Nachricht vom Hebammenunterricht in Treuenbritzen; des Herrn Klingebeil Vorschläge zur Verbesserung der Obstbaumzucht, und des Herrn Bollmann Aufsätze über das Mutterkorn, über das diesjährige Erfrieren der Wintersaaten, und über die diesjährige schlechte Kartoffelärndte. Zum Schlusse wurden von der Gesellschaft aufgenommen, zu ordentlichen Mitgliedern: der Königl. Geheime Ober-Finanzrath und mittelmärkischer Ritterschafts-Direktor Herr von Schlaberndorf auf Diepenser u. s. w., und der Freyherr von Wedel auf Beerbaum, Teschendorf und Kanneberg; zu Ehrenmitgliedern: der Herr Doktor Stockhausen in Treuenbritzen, der Herr Kommerzienrath Neuenhahn in Nordhausen, und der Herr Stadtgerichtsassessor Baumgartinger in Mergentheim.

Anzeige kleiner Schriften.

Persequutiones Christianorum sub Imperatoribus Romanis, causae earum et effectus. Commentationes III. Dr. C. D. A. Martini, Sereniss. Duc. Megalop. a Consil. Consist. Theol. P. P. O. acad. Rostoch. h. t. Rector. Rostochii, literis Adlerianis. 1802. 1803. 11 Bog. 4.

Der gelehrte Verfasser beleuchtet in diesen drey, sich vor den gewöhnlichen sehr zu ihrem Vortheil auszeichnenden Festprogrammen die Geschichte der Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern mit der Fackel der historischen Kritik.

geschürzten Aermels, die drey Stellen, wo die Inokulation vorgenommen worden ist, sichtbar sind. In der linken Hand hält das Kind eine Rose, als das Sinnbild der durch die Impfung, in Bezug auf die Blattern, gesicherten Gesundheit, und der zum Himmel gerichtete Blick drückt seine Dankbarkeit aus.

Die Umschrift lautet:

E. Jenners wohlthätige Entdeckung — vom 14ten Mai 1796.

Die Rückseite hat folgende Inschrift:

Zum Andenken an erhaltenen und mitgetheilten Schutz — gereicht vom Dr. Bremer. Berlin. 1803.

Wer sollte nicht angelegentlich wünschen, daß der, bey dieser Denkmünze zum Grunde liegende wohlthätige Zweck nach seinem ganzen Umfange erreicht, und dadurch die Verbreitung einer der wichtigsten Entdeckungen des letzten Jahrzehends befördert werden möge!

Der Kurfürst von Hessen läßt in Kassel durch Herrn Dr. Hunold ein Institut zur unentgeldlichen Einimpfung der Kuhpocken errichten.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Fünf und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Amerika, nach seiner ehemaligen und jetzigen Verfassung dargestellt, nach den besten Geschichts- und Reisebeschreibungen. Ein Beytrag zur Geographie, Natur- und Völkergeschichte von Westindien. Für Liebhaber der Völker- und Länderkunde herausgegeben von Franz Jakob Kutscher, Prediger zu Afferde bey Hameln. Erster Band. Schleswig, bey Röhß. 1803. 1 Alph. 12 Bogen. 8. 2 Rk.

Der Verf. hat sein Werk nur für gebildete Liebhaber einer soliden Lektüre bestimmt; in 3 Abtheilungen hofft er denselben durch dieses Buch Nutzen und Vergnügen zu verschaffen. Nach dem Plan des Verf. soll die erste Abtheilung eine Völkergeschichte von Amerika, also alle wissenswerthe Merkwürdigkeiten jener Völker, die bey der Entdeckung Amerika's vorgefunden wurden; die zweyte Abtheilung eine kurze gedrungene Erzählung von der Entdeckung und allmähligen Besitznehmung jener Länder; und die dritte das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte jenes Welttheils enthalten. In diesem Bande ist die erste Abtheilung vollendet; von der zweyten die Geschichte der Entdeckung und Besitznehmung Amerika's bis zum Tode des Balboa fortgesetzt;

und von der dritten befindet sich hier noch die geographisch-naturhistorische Beschreibung der von Colombo entdeckten Inseln und Länder. Der Verf. hat die bekannten Quellen, von denen er einige in der Vorrede anführt, mit Fleiß und Sorgfalt benutzt, und in einer reinen und faßlichen Schreibart das Buch geschrieben. Neue Aufklärungen darf man hier freylich nicht suchen; aber Spuren von Prüfung sind überall sichtbar; doch hat die Hypothese des Verfassers, daß die verschiedenen amerikanischen Völkerschaften wirklich von den Pelasgern und Hellenen abstammen, — weil man bey jenen dieselbe Verschiedenheit in Ansehung des Grades der Kultur, wie bey diesen antreffe — am wenigsten des Recens. Beyfall.

Mu.

Imman. Kants physische Geographie. Zweyten Bandes zweyte Abtheilung. Mainz und Hamburg, bey Vollmer. 1803. 1 Mk.

Rec. muß sein Urtheil über diese Unternehmung wiederholen: er hält die Herausgabe eines Kollegienheftes, ohne ausdrückliche Einwilligung des Lehrers, welchem das Heft nachgeschrieben wurde, für eine nicht zu billigende Buchhändlerspekulation. Was überdieß in dem hier angezeigten buntscheckigen Gemenge Kanten angehört, oder nicht, läßt sich schwer errathen; auch ist es wahrscheinlich nicht der Mühe werth, darüber eine genaue Untersuchung anzustellen. Manches ist neu, z. B. wenn die Bergzüge in Afrika nach Mungo Parks Reisen bestimmt werden; Manches ohne Zweifel alt, z. B. wenn das beschwerliche Athemholen auf den Gebirgen von Tibet dem Phlogiston zugeschrieben wird, welches die Wälder von Butan ausdünsten. An Unrichtigkeiten fehlt es nicht; Rec. will nur zum Zeichen, was hier gelehrt wird, ein paar anführen. Die Schwefelwasser sollen entweder einen flüchtigen Schwefel, nebst Salz und alkalischer Erde, oder einen fixen, mit alkalischem Salz und Erde enthalten. Die Gebirgsart, die man unmittelbar auf den Granit aufliegend findet, soll ein einfacher, ungemengter, gleichförmiger Thonfels seyn, dessen Hauptbestandtheile Talkerde, Glimmer und Sand sind!!! Man lese ferner, was S. 134 von den Gängen gesagt wird. Mit einer solchen Chemie

und

und Geognosie darf man jetzt keine physische Geographie schreiben oder drucken lassen, und Herr Vollmer sowohl als Herr Rink haben dem Publikum ein schlechtes Buch geliefert.

Rb.

Reise durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs, von Ernst Moritz Arndt. Sechster Theil. Leipzig, bey Gräff. 1803. 396 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Bruchstücke einer Reise durch Frankreich im Frühling und Sommer 1799. Dritter Theil. 1 Rh 8 gr.

Der Schluß eines interessanten Werkes, wovon schon mehrmals, und am weitläuftigsten im 73. B. 2. St. S. 391 unsrer Bibliothek die Rede gewesen ist. Auch dieser Theil steht den andern keinesweges an Gehalte nach, und zeichnet sich überdem durch größere Korrektheit des Styls aus. Nachdem der Verf. von S. 1—182 seine Uebersicht der Pariser Vergnügungen fortgesetzt, und mit einer Menge unterhaltender Anekdoten, z. B. über Garnerins, Blanchards und Lalandes Luftfahrten, S. 15 ff., die Vorstellungen von Kotzebue's Menschenhaß und Reue, S. 115 ff., Vestris S. 162 ff. u. s. w. bereichert hat, setzt er endlich S. 183 ff. seine Reise von Paris bis Brüssel fort, und theilt auch hier, besonders über die letzte Stadt, eine Menge äußerst interessanter Notizen mit S. 204 ff., die man, besonders unter den gegenwärtigen Umständen, mit großem Vergnügen lesen wird. Von Brüssel geht die Reise S. 232 ff. über Lüttich und Aachen nach Kölln am Rhein, wo der Verf. ebenfalls sehr viel Belehrendes und Unterhaltendes beyzubringen weiß, bis er endlich S. 299 ff. die Rheinfahrt nach Mainz antritt, und sein interessantes Werk bis S. 396 mit einem, leider nur zu wahrem! Gemälde der neuen Rheindepartements schließt. Ueberall ist der Verf. auch hier seiner originellen

Manier treu geblieben; überall richtet er auch in diesem Theile sein Hauptaugenmerk auf Gegenden, Menschen, Sitten und politische Veränderungen; überall zeigt er sich auch hier als einen freymüthigen, wohl unterrichteten, tieffühlenden und feinbeobachtenden Mann. Uebrigens muß sich Rec. mit dieser kurzen Anzeige begnügen, da das gehaltreiche Werk keines eigentlichen Auszugs fähig ist. Er schließt daher mit einer schon ehemals geäußerten Bemerkung, daß ein Mann von diesen Talenten nur immer strenger gegen sich selbst zu werden braucht, um einmal, auch in Rücksicht des Styls und der Darstellung, gewiß etwas durchaus Vortreffliches zu liefern.

Bm.

Reisen durch England. Herausgegeben von Karl Gottlob Küttner. Erster Band. Warner's Reise durch die nördlichen Grafschaften von England und die Gränzen von Schottland. Leipzig, bey Göschen. 1803. 326 S. 8. 1 Rt. 8 gr.

Der Titel giebt bereits die Gegenden an, deren Merkwürdigkeiten der Verf. beschrieben hat. Sein Hauptaugenmerk scheint er auf historische, topographische, mineralogische und technologische Gegenstände gerichtet zu haben, und dürfte besonders, was letztere betrifft, ein sehr belehrender und sicherer Führer seyn. Da nun die industrielle Stärke von England immer die größte Aufmerksamkeit verdient: so will Rec. mit Uebergehung andrer Merkwürdigkeiten, hier nur auf diese Notizen durch bestimmtere Angaben aufmerksam machen. Dahin gehören demnach vor allen Dingen die interessanten Details über das öffentliche Arbeitshaus für Blinde in Bristol, S. 22 ff. Ueber die berühmte Porcellanfabrik von Worchester, S. 54 ff. Ueber die Salzwerke von Droitwich S. 73 ff. Ueber die Fabriken und Manufakturen von Derby, S. 114 ff. Ueber die Fabriken von Scheffield und den umliegenden Gegenden, S. 192 ff. Ueber den Kohlenhandel von Sunderland und Newcastle, S. 313 ff., wo der Verf. die neuesten und genauesten Nachrichten beybringt.

Was

Was die Uebersetzung dieses Werkes anlangt; so ist sie unter den Augen unsres Küttners gemacht, und mit seinen Anmerkungen versehn; was ihre Güte verbürgen kann. Vielleicht würde eine freye Bearbeitung des etwas schleppenden Originales manchen Lesern willkommner gewesen seyn; allein man muß bemerken, daß bey einem Werke von diesem Inhalte, die größte Treue und eine fast wörtliche Uebersetzung doppelt nöthig war. Hie und da sind Hrn. Küttner freylich einige Anglicismen entschlüpft, die recht gut mit deutschen Ausdrücken hätten vertauscht werden können, z. B. S. 91 sich der Beunruhigung des Schreckens zu entledigen, und dergleichen; man wird das aber bey einem Manne, der siebzehn Jahre in England gelebt hat, gern entschuldigen. Dafür werden unsre englischen Sprachmeister auch in seinen Anmerkungen noch die Erklärung mancher Wörter finden, die man bisher, selbst in den besten englischen Dictionnairs vergeblich gesucht hat. Dahin gehören z. B. S. 36 Transept. S. 48 Tracery u. s. w.; worauf Rec. also hier aufmerksam machen will.

Gb.

Magazin der neuesten und besten ausländischen Reisebeschreibungen. Erster Band. Enthält den ersten Theil von Denons Reisen durch Ober- und Unter-Aegypten.

Auch unter dem Titel:

Reisen durch Ober- und Unter-Aegypten während Bonaparte's Feldzügen. Von Vivant Denon, Generaldirektor der National-Musäen in Paris. Erster Theil. Hamburg und Mainz. 1803. XX. S. Vorr. u. 290 S. 8. Zweyter Theil. 296 S. 2 Rk. 4 gr.

Da die große Originalausgabe dieser Reisen theils zu kostbar, theils wegen des ungeheuern Formats nicht bequem lesbar ist; so war es ein dankbares Unternehmen, eine kleinere französische Ausgabe zu veranstalten, wie eine bereits

erschienen ist; und eben so wird auch gegenwärtige deutsche Uebersetzung für solche, die der französischen Sprache nicht ganz kundig sind, sehr angenehm seyn, besonders da sie so gut und fließend gerathen ist, daß man es nur in wenigen Stellen gewahr wird, daß es Uebersetzung ist. Das Wichtigste, was Rec. zu erinnern findet, ist dieses, daß sich der Uebersetzer der Freyheit, Namen zu verderben, welche den Franzosen in ihrer Sprache erlaubt ist, nicht hätte bedienen sollen. So sagt er z. B. Lilybe statt Lilybäum, Selimonte statt Selimus, Ossimand statt Osymandias, rc.

Ganz ohne Kupfer hätte dieses Werk auch in der Uebersetzung nicht geliefert werden sollen. Denn man stößt hier entweder auf Stellen, die man nicht ganz versteht, oder die wenigstens nicht so anschaulich deutlich sind, als sie seyn würden, wenn man eine Abbildung davon vor sich hätte. Z. B. die Wanne oder der Sarkophage von ägyptischen Breccia, erregt bloß Neugierde, die nicht befriedigt wird, wenn es davon heißt: daß es ein unglaublich schönes Werk sey, das durch ganze Bände Dissertationen berühmt gemacht werden würde, und das man als eins der köstlichsten Stücke des Alterthums betrachten könne. Doch durch gegenwärtige Ausgabe ist für weniger bemittelte Leser gesorgt. Bemitteltere finden eine deutsche Ausgabe mit Kupfern in dem 25sten Theile des (Forsterischen) Magazins merkwürdiger Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen; welcher auch einen doppelten Titel hat, und als Denons Reise besonders verkauft wird. Diese Uebersetzung ist von Diet. Tiedemann, und in Berlin in der Vossischen Buchhandlung herausgekommen.

Die Reise mußte von einem Manne unternommen und beschrieben werden, der, wie Denon, in das Alterthum gleichsam eingeweiht war, der überall das Alte im Andenken hatte, und, durch Vergleichung mit dem, was er sah, seiner Erzählung Interesse geben, und sie anziehend machen konnte. In der That ist auch dieses Werk so sachreich, und man findet so viel Neues und Interessantes darinnen, besonders in Absicht auf Naturgeschichte, alte Geographie, ägyptische Kunst und ägyptisches Alterthum, so wie auch in Absicht auf das, was die Franzosen in diesem Lande thaten und litten, u. s. w. daß man nicht wohl einen Auszug davon

davon vorlegen kann, ohne zu weitläuftig zu werden. Es ist aber auch nicht nöthig, da jeder gebildeter Leser das Daseyn eines solchen Werks nur wissen darf, um es selbst zu lesen.

Ha.

Reise von Glogau (in Niederschlesien) nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel. Von dem Verfasser des Natalis. Erster Theil. Berlin, bey Maurer. 1803. XII. u. 290 S. 8. Mit einem Holzschnitte von Gubitz. 1 Rthl.

Den Natalis erklärt sein Verfasser, Herr Benkowitz, fürs Beste, was er je geschrieben; und mußte daher um so mehr stutzen, als er in den Wiener Buchladen, laut S. 118, ihn verboten fand. Nec erga schedam sogar! Beyläufig erfährt man, daß der Verf. dieses proskribirten Natalis, auch der Verf. des Jan'ska, oder der höllischen Jubelfeyer, ist; eines grauenvollen Drama's, dessen Mittheilung man zu Wien nur erga schedam erlaubt; vermuthlich deßhalb, um es nicht in die Hände hochschwangrer Bürgerinnen gerathen zu lassen, die sonst das Publikum mit einer Brut kleiner Teufel heimsuchen könnten. Da Hrn. Benkowitz so neidisch seine Celebrität so gar sehr gehindert worden: so that er mithin ganz wohl daran, sich am Ende des Vorberichts namentlich zu unterzeichnen; denn wie mancher Ignorant mag von einem Natalis und Faust's neuester Höllenfahrt noch gar nichts gehört haben! Um die Personalia unsers gelehrten Landsmanns, zum Behuf wenigstens des Gelehrten Deutschlands, zu vervollständigen, dürfte nicht undienlich seyn, aus dem S. 73 befindlichen Bruchstücke seines Reisepasses sogleich beyzubringen, daß Hr. B. (königl. preußischer Kammersekretair zu Glogau) aus Uelzen im Lüneburgischen gebürtig, mittlerer Statur ꝛc., und 1801 im Oktober 37 Jahre alt gewesen ist. Letztre Angabe ist schon deßwegen nicht überflüssig, weil daraus hervorgeht, daß man keinen noch bartlosen Reisebeschreiber hier vor sich habe, von dem mit der Zeit wohl manch rei-

ter gewordnes Urtheil über Menschen und Dinge zu erwarten sey.

Der Vorbericht datiert aus Neapel, vom 3ten Mai 1802, wo Hr. B. kaum seit 7 Monaten sich auf der Reise befand, und also mit desto frischerer Waare den Leser bedienen konnte. Ein halbes Jahr später würde dieser um mehr als ein Kuriosum gekommen seyn; denn mit dem Gedächtnißvermögen des Mannes steht es so mißlich, daß er zwar den besten Willen hat, mit interessanten Leuten und Gegenständen uns in Bekanntschaft zu bringen; gleich hinterdrein aber ihre Namen vergißt, und daher jedem Reisenden den wohlgemeinten Rath giebt, so was lieber auf der Stelle ins Memorandum zu tragen! Hoffentlich hat der Aufenthalt in Italien auch sein Gedächtniß wieder gestärkt; Bloß zu Wiederherstellung äußerst zerrütteter Gesundheit ward die Reise unternommen; und beym Aufzählen der hierzu getroffnen Maaßregeln ist sein Bericht so umständlich schon, daß er nicht nur erzählt, wenn, wie, und wo die beyden polnischen Klepper gekauft wurden, die seine ziemlich bepackte Chaise nach Welschland schleppen sollten, (ein bey langen Reisen gar nicht anzurathendes Vehikel!) sondern uns auch sehr treuherzig ins Ohr sagt, was für ein Leipziger Buchhändler ihm die Unkosten bestreiten half. Schon diese beyden Kennzeichen reichen zur Anzeige hin, in welche Klasse vorliegende Reisebeschreibung gehört. Wer nämlich das Vergnügen hat, ihren Verf. persönlich zu kennen, und für ihn sich interessirt, wird das Ganze vielleicht interessant genug finden. Recensenten hingegen, und so viel andern Lesern mehr, bleibt nichts weiter übrig, als sich, wo möglich, an den Ansichten zu ergötzen, die ein Unbekannter uns von den täglichen Ereignissen des Lebens auf seine Art und Weise wiederzugeben versucht. Da unser Landsmann, wie die meisten Nerven-Patienten, von sehr reizbarer Einbildungskraft geplagt wird, und gemeiniglich aus dem Hundertsten ins Tausendste gleitet: so kann man sein Buch aufschlagen, wo man will, und immer darauf rechnen, durch Unerwartete, wenn nicht entschädigt, doch überrascht zu werden.

Was für Plätze von einiger Bedeutung Er und seine Klepper unterwegs berührten, giebt das Titelblatt an. Mit der Hinunterfahrt in die Gefilde Italiens, unweit Gradiska,

diska, endigt der erste Band. Bekanntlich hat Hr. B. seinen transalpiner Aufenthalt durch ein, pomphaft genug, Helios der Titan überschriebnes Werk teilweis dokumentirt. Die Fortsetzung der Reise selbst wird also wohl nur aus Abschnitzeln bestehn, die bey Fertigung der kostbaren Musivarbeit dem Künstler entfielen, und ihr nicht füglich sich wollten einpassen lassen. Aber auch in vorliegendem Bande schon ist an statistische Data, Natur- oder Kunstmerkwürdigkeiten, wenig gedacht worden. Hierzu blieb dem mit sich selbst viel zu beschäftigten, nur für Italien noch Sinn habenden, Wandrer keine Zeit übrig. Noch am umständlichsten wird er als leidenschaftlicher Theaterfreund, bey den unterwegs besuchten Schaubühnen; was ihn jedoch nicht abhält, sich über die abgöttische Verehrung zu ereifern, womit die Theater-Matadors, in Gastrollen sowohl als in der Heimath, nicht nur vom Anstaunertrosse, sondern auch von den Herren Dramaturgen selbst beräuchert werden; wobey unter andern ein Breslauer Gelehrter und rüstiger Didaskalienschreiber denn am schlimmsten wegkommt. Zu tadeln ist diese Herzenserleichterung keinesweges; allein Hr. B. berührt diese Lächerlichkeit zu oft; und was seine Beurtheilung der Bühnen selbst anlangt, war sein Aufenthalt doch meist viel zu kurz, um entscheidend darüber sprechen zu dürfen. Wie Manches mag man überdieß dem kranken Manne, im Vorbeygehn aufgeheftet haben! In Troppau z. B. wo, laut S. 51, ein reich gewordner Kaufmann einst nach Rußland 100, schreibe hundert tausend Stück Tuch lieferte, und an jedem Stück einen Dukaten gewann! Eben dieser nunmehrige, sonst engherzig genug gebliebne, Baron von P. (vermuthlich hat der Erzähler hier ebenfalls den Namen vergessen) ist jetzt Besitzer der, durch Friedrichs Besuche noch bekannter gewordnen, und so poetisch dekorirt gewesenen Hoditzischen Herrschaft, Roßwalde, wo, wie natürlich, itzt Alles wieder sehr prosaisch aussieht. Wer noch nicht weiß, was der Hemmschuh für ein Ding ist, wird S. 82 u. f. genau darüber belehrt; und wer an Alexander den Großen erinnert zu werden braucht, S. 205; so wie man kurz vorher, bey Anlaß großer und kleiner Berge, die Geschichte des kleinen Bürgermeisters mit der großen Perücke, humoristisch erzählt, als Zugabe bekommt. Anderwärts wieder kosmogonische Träumereyen. Wem aber könnte mit weiterm Verfolge solcher Anzeichnungen irgend

gedient seyn? Suchte Hr. B. in Olmütz gar nichts Merkwürdiges: so hätte er wenigstens nach der grossen Glocke fragen sollen! An groben Zollbedienten, übertheuernden Gastwirthen, schlechten Policeyanstalten, schlimmen Wegen, ic. ic. hat man in Reisebeschreibungen längst sich satt und müde gelesen, und mit der Geschichte eines zu spät verlangten Reisepasses ganze Bogen zu füllen, war ebenfalls eines der kläglichen Hülfsmittel, den Leser zu stärkerer Theilnahme zu nöthigen. Was es mit dem gegen Zahnweh S. 96 Angegebnen für Bewandtniß habe, mag dem Arzte überlassen bleiben! Mit desto grösserer Zuversicht empfiehlt Rec. die Geschicklichkeit des Hrn. Gub'z, dessen recht gut gerathner Holzschnitt, die Aussicht auf ein durch Blitz erleuchtetes Gewässer darstellend, dem Buche zur Zierde gereicht, und diesem zeither vernachlässigten Kunstzweige neue Kultur verspricht.

Ff.

Gelehrtengeschichte.

Repertorium Commentationum a Societatibus Litterariis editarum. Secundum disciplinarum ordinem digessit *T. D. Reuss*, Prof. et Bibliothecarius. Scientia Naturalis. *Tomus II.* Botanica et Mineralogia. Gottingae, apud Dieterich. 1802. 604 S. außer den besondern XVI. Seiten kleinerer Schrift einnehmenden Inhaltsanzeigen. 4. 3 Mk.

Tomus III. Chemia et Res metallica. Ib. 1803. VIII. u. 221 S. 4. 2 Mk. 8 ℳ.

Was zu Empfehlung eines Unternehmens dieser Art, und über die schicklichste Ausführung desselben in der Kürze sich sagen ließ, ist, wie natürlich, bey Anzeige des ersten Bandes beygebracht worden. Wer also ein wissenschaftlich geordnetes sicheres Register der in so viel hundert Bänden zerstreuten Abhandlungen seines Fachs gewünscht hat, — und von Jahr zu Jahr mußte dieser Wunsch lebhafter wer-

den

den — wird sich freuen, das von Hrn. R. so musterhaft angelegte Werk mit gleicher Sorgfalt fortgesetzt, und in halbjährigen Zwischenräumen regelmäßig erscheinen zu sehn. Gerade der Dienst aber, den die bisher gelieferten Abschnitte dem Naturforscher schon itzt leisten, muß das Verlangen nach einem zweyten Repertorium verdoppeln, wo auch dasjenige sich angezeigt fände, was über eben diese oder verwandte Gegenstände in so viel andern, nicht bloß durch öffentliche Gesellschaften besorgten Vermischten Schriften noch aufzusuchen bleibt. Freylich mag es der Schwierigkeiten hier ungleich mehr noch zu bestreiten geben. Was aber wäre dem ausharrenden Fleiße der Deutschen unbezwingbar geblieben? Auch dieses Hülfsmittel also bleibe dem Literator sowohl als Sachverständigen zu hoffen erlaubt!

In Rücksicht nun auf die Bearbeitung vorliegender, so reichhaltige Felder der Naturkunde umspannender Theile, muß Rec. an die vom ersten Bande gelieferte Anzeige verweisen; nicht nur weil Hr. R. der darin befolgten Methode hier gleichfalls treu bleibt, sondern auch überall dieselben Lobsprüche verdient. Zwar sind die der Botanik und Mineralogie vorgesetzten Elenchi allein schon im Stande, den Befrager zu orientiren; noch besser indeß und geschwinder ist durch sorgfältige Namenregister auch für denjenigen gesorgt worden, der zwar des Verfassers dieser oder jener Abhandlung sich noch erinnert, nicht aber so genau mehr, in was für einer Sammlung, und unter welcher Aufschrift; als die bekanntlich oft genug irre führen. Das nunmehr sich vorfindende Autoren-Register umfaßt Tomum I. et II., und füllt nicht weniger, als 38 in doppelter Kolumne abgedruckte Seiten. Freylich giebt es mitunter hier Namen, die oft mehrere Dutzend von Zahlen im Gefolge haben. Wer jedoch mit dem Repertorio schon etwas vertrauter geworden, wird auch aus diesem Ziffernwalde sehr bald diejenige zu finden wissen, die auf den Theil des Werkes hinweist, wo das Verlangte zu suchen ist. Den Schluß des mineralogischen Abschnitts machen Petrificata fabulosa. Wer denkt hierbey nicht an die 1726 prächtig gedruckt erschienene Lithologiam Wirceburgensem des guten Doktor Beringer? die freylich nicht in den Schriften einer öffentlichen Gesellschaft steht, als welche durch einen solchen

Spaß

Spaß sich auf immer würde lächerlich gemacht haben. Lange Zeit hindurch blieb das bald verschwundne Foliobändchen, mit seinen so arg gefabelten Abbildungen, eine Druckseltenheit, die man theuer genug bezahlen mußte; bis endlich 1767 wieder Exemplare, mit neuem Titelblatt, angeblich Francof. et Lipsiae zum Vorschein kamen, die dann, wie billig, desto wohlfeiler zu haben sind. Daß im Fache der Botanik nur zwey Encomia und im mineralogischen gar keines ex professo, über den Werth beyder Zweige der Naturkunde, in Gelehrten-Gesellschaften sich haben hören lassen, fiel dem Rec., jedoch nur einen Augenblick auf; denn vermuthlich sind dergleichen Komplimente, worauf Hr. R. keine Rücksicht zu nehmen brauchte, im Prolog oder Epilog der Abhandlungen selbst desto zahlreicher verstreut. Allein auf Bemerkungen dieser Art muß Rec. aus Mangel an Raum hier Verzicht thun; im Vorbeygehn aber doch noch erwähnen, daß man in Hinsicht auf Mineralogie und Bergwesen dem Hrn. Gatterer zu Heidelberg bereits eine Literatur zu danken hat, die verdienten Beyfall genießt; nicht aber ganz bis ans Ende des verwichenen Jahrhunderts reicht.

Wenn der, von Chemie und Bergwesen handelnde, Tomus III. seinen beyden Vorgängern an Bogenzahl nicht gleich kommt: so giebt es hierbey zu bemerken, daß man zum Abdrucke kleinere Typen gebraucht hat; die jedoch dem Auge, des Rec. wenigstens, fast besser noch zusagen, als die etwas größern der vorigen Bände; ferner, daß Chemie nur erst seit den letzten Jahrzehenden her, und für manche Naturforscher beynah ausschlüßlich, zu einem der beliebtesten Studien geworden; die Versuche darin aber nicht immer geeignet sind, Gelehrten-Gesellschaften vorgetragen zu werden; die Jahrbücher dieser mithin nur von einem sehr mäßigen Theile des in Chemie Geglückten oder Mißglückten Bericht erstatten konnten. Eben so systematisch und lehrreich also, wie in den vorhergegangnen Abschnitten der Naturkunde, ist übrigens auch dieser behandelt; und wenn strenge Klassifikationen dieser oder jener Rubrik vielleicht eine frühere oder spätere Stelle anweisen dürften: so läßt fürs Repertorium und seine Elenchos sich doch sagen, daß in dergleichen Fällen die Beybehaltung der zur Uebersicht so bequemen alphabetischen Folge ein Hauptpunkt schien,

dem auch hier Genüge zu leisten blieb; und das um so unbedenklicher, da man meist nur einen einzigen Blick vor- oder rückwärts zu thun braucht, um die natürliche Verwandtschaft der Gegenstände sogleich wieder herzustellen. — Nur als Appendix erscheint der nicht mehr als 19 Seiten kostende, das Bergwesen betreffende Abschnitt; und das aus leicht begreiflichen Ursachen. Beyde Abschnitte zusammen sind mit genauem Autoren Register versehn, und für dieses Mal zum Gebrauch desto bequemer, da es, mit Ausnahme etwa der Achard, Berthollet Fourcroy, Guyton de Morveau, Lavoisier, Marggraf, Sage, u. s. w. nur wenig Namen mit langem Zifferschweife giebt. Auf Druckfehler von Erheblichkeit in Namen und Sachen ist Rec. eben so wenig als in dem frühern Theile gestoßen.

W.

Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 180[illegible]. Leipzig, in Kommission der Weidmannischen Buchhandlung. 9½ Bog. 8.

Abermals hat Hr. Prof. Eck das Vergnügen, einige neue Stiftungen von diesem Jahr der Welt bekannt zu machen. Eine Tochter des verstorbenen Rechtskonsulenten, D. Maundorfs, hat dem Universitäts-Almosen 2000 Thlr., eben so viel der Thomasschule, 4000 Thlr. der Freyschule, und dem Stadt-Almosen und dem Jakobs-Hospital jedem 2000 Thlr. vermacht. Deßgleichen hat der den 14ten Nov. dieses Jahrs verstorbene Hofrath und Bürgermeister, D. Apel, dem Schulfond der Thomasschule ein Geschenk von 1000 Thalern gemacht (das vermuthlich von dem S. 52 erwähnten, dem Wittwen-Fiskus der Thomasschule geschenkten tausend Thalern verschieden ist), außer verschiedenen andern Vermächtnissen für die Freyschule, das Zucht- und Waisenhaus, Hospital, Stadtalmosen, und für arme Kinder, und außer den schon vorher zu Anstellung eines Lehrers der Mathematik an der Thomasschule vermachten 2400 Thalern. Von akademischen Würden haben dreyzehn Kandidaten die Magisterwürde, Hr. Prof. D. Stockmann den poetischen Lorbeerkranz; zehn die medicinische, und zwey die juristische Doktorwürde erhalten, von denen einer, Die-

mer,

mer, bereits aufgenommener Kandidat des Predigtamts war. Antrittsreden haben gehalten, die Professoren, Joh. Christ. Gottl. Ernesti und der jüngere Rosenmüller. Die erheblichsten Todesfälle waren des nämlichen Prof. Ernesti und des vorhin erwähnten D. Apels. Inskribirt worden sind in dem Winterhalbenjahr 48, und im Sommerhalbenjahr 185 Studenten. Zu Ende des Jahres waren noch daselbst 3 Prinzen (von Holsteinbeck und Schönburg), 8 Grafen und 78 Adeliche, und darunter doch noch 20 aus Rußland. Vier Magisters haben sich habilitirt. Unter den Gedächtnißreden, die zu Ehren gewisser Stiftungen gehalten werden, haben wir die vermißt, die, nach einer Stiftung der Tochter des ersten Ernesti, zum Andenken ihres Vaters gehalten werden sollte.

Dr.

Biographische und literarische Nachrichten von den Predigern im kurfürstl. sächs. Antheile der gefürsteten Grafschaft Henneberg, seit der Reformation. Gesammelt und herausgeg. von M. Joh. Georg Eck, ordentl. Prof. der Dichtkunst ꝛc. zu Leipzig. Leipzig, bey Reinicke. 1802. 1 Alph. 8.

So unerheblich auch Vielen die Verzeichnisse und Biographieen aller, sowohl vormaligen als itztlebenden, Prediger eines, zumal kleinen, Landes scheinen mögen: so weiß doch der Gründlichkeit liebende Geschichtsammler aus ihnen manchen Vortheil zu ziehen. Sie enthalten manche Familiennachrichten, die außerdem für den, der sie braucht, verloren gegangen seyn würden; sie liefern Beyträge und Anekdoten zur Literar- und Kirchengeschichte, und füllen überhaupt eine, es sey auch noch so geringe, Lücke aus, ohne die die allgemeine Landesgeschichte nie vollständig seyn kann. Die Ursache aber, warum Herr Prof. Eck in Leipzig sich mit Sammlung und Herausgabe dieser Nachrichten abgegeben hat, ist seine patriotische Vorliebe für Henneberg, sein Vaterland. Schon zwanzig Jahre vorher hatte er den Prediger Dietmann, in Lauban, in Stand gesetzt, seine, aus sieben Bänden bestehende sächsische Priesterschaft, und deren Fortsetzung von den Predigern in den Solmsischen Herrschaften,

ten, durch die Kirchen- und Schulgeschichte der gefürsteten Grafschaft Henneberg, zu beschließen. Aber auch ihm hatte Weinreich im hennebergschen Kirchen- und Schulenstaat, und *Ludovici* in notitia Ephorum, Rectorum, Archidiaconorum et Diaconorum Schleusingensium, vorgearbeitet, welche letzte Hr. Prof. Walch bis zum Jahr 1777 fortgesetzt hatte. Vermuthlich war Dietmanns Schrift in den Buchläden ausgegangen: deßwegen entschloß sich Hr Prof. Eck, dieselbe, wo nicht umzuarbeiten, denn die Folge der Prediger in jeder Inspektion und Parochie mußte bleiben, aber doch durch und durch mit seinen vielen gesammelten Zusätzen und Berichtigungen sie bereichern, und bis auf 1802 fortzusetzen. Die Schulgeschichte oder Notiz der Lehrer an dem Gymnasium zu Schleusingen und an der Stadtschule in Suhl hat er weggelassen, und die zwey ersten Kapitel von der ehemaligen Beschaffenheit des Kirchen- und Schulwesens in Henneberg überhaupt, und von dem des Kursächsischen Antheils von 1660 bis 1780 insbesondere, die bey Dietmann 65 Seiten ausfüllen, hat er, als nicht zu seiner Absicht gehörig, auf zwey Blätter zusammengezogen. Die Biographien der itzt lebenden Prediger sind natürlicher Weise dem Herausgeber, auf sein Verlangen, von ihnen selbst eingesandt worden, und er war zu diskret, etwas darin zu ändern oder abzukürzen, wie z. B. bey der 10 Blätter langen Biographie des Pastor Tinius zu Heinrichs hätte geschehen können, wo er sich auch zu dem merkwürdigen, und für Auswärtige räthselhaften Schluß derselben keine erklärende Anmerkung erlaubt hat. Derselbe leitet seinen Namen von den Römern her. Daß bey Vielen auch ein Verzeichniß der, auch unversorgten, Kinder, gegeben wird, möchten Manche für Mikrologie halten; das Buch wird aber dadurch mehr zu einem Archiv von Familiennachrichten geeignet, und also die Brauchbarkeit desselben vermehrt. Ueberhaupt mag man seinen Blick hinwerfen auf welche Seite des Buchs man will: so sieht man, daß Hr. Prof. Eck Dietmann's gesammelte Nachrichten mit seinen eignen, mühsam gesammelten Kollektaneen bereichert, und gleichsam aufs neue bearbeitet habe. So versichert z. B. D. mit allen hennebergschen Geschichtschreibern, daß Fürst Georg Ernst 1543 den Prof. D. Forster aus Wittenberg berufen habe, um in Henneberg die Lutherische Lehre einzuführen. Hr. E. aber zeigt, daß Luther

ther

[illegible] wegen seiner [illegible] Sprach-
kenntniß [illegible] verwaltet habe, und
sich seines Amts [illegible] zu bedienen;
daß er aber damals, als er nach Henneberg berufen wurde,
Probst bey St. Lorenz in Nürnberg gewesen, und eben von
Regensburg dahin zurückgekommen sey, wo er auf Ver-
langen des Raths, den evangelischen Gottesdienst einzufüh-
ren mußte; daß er aber, als ein zwar frommer, aber hefti-
ger Mann, schon 1546, aus Mißvergnügen über den Für-
sten und den Hof, worüber Forsters eigene Worte aus einem
noch vorhandnen Brief angeführt werden, seine Stelle in
Schleusingen niedergelegt, [illegible]
dann 1548 als Superintendent nach Merseburg berufen,
von dem katholischen Bischoff Sidonius wieder verdrängt,
und dann erst 1549 Prof. und Probst zu Wittenberg gewor-
den sey, wo Cölius Secundus sein [illegible] Haus- und
Tischgenosse war. Merkwürdig ist auch das Leben des ehe-
maligen Archidiakonus, D. Joh. W. Zehners, zu Schleu-
singen, der, als er 1745 bey der Besetzung der Superin-
dentur übergangen wurde, erst durch D. Pfaffen, als kais.
Pfalzgrafen, und als dieses nicht angenommen wurde, zu
Wittenberg die theolog. Doktorwürde erhielt, und dann,
nach mehrern ärgerlichen, durch Anzüglichkeit [illegible],
Auftritten, und wiederhohlten Ungehorsam gegen das Kon-
sistorium, Anfangs suspendirt, dann, bey fortgesetzter Hart-
näckigkeit, mit der er sogar mehrere, ihm von Obern aus
angetragene Ober-Pfarrstellen in Sachsen ausschlug, re-
movirt, und da er seine Dienstwohnung nicht räumen woll-
te, zuletzt gar mit militärischer Gewalt dazu gezwungen
werden mußte. Er starb 177[illegible]. Die merkwürdigsten Män-
ner sind übrigens die Superintendenten zu Schleusingen,
Barth. Wolfhart, Lycosthenes genannt, Basil. Ungar,
der den dasigen Rektor, Schosser, verklagte, weil er ihn
in einem lateinischen Gedicht Basiliscus Cruda [illegible] judas ist,
un-gar; male doctus, genannt hatte; M. Joachim und
D. Sam. Zehner, Vater und Sohn, deren Bibliotheken,
wie noch hätte erwähnt werden können, der Gymnasien-
bibliothek einverleibt sind; der durch seinen Index Homeri-
cus, und übrige große griechische Gelehrsamkeit genug be-
kannte Wolfg. Seber, der gleichfalls seine zahlreiche Bi-
bliothek dem Gymnasium vermachte; M. Prätorius, Ja-
kob Schröder, der Vater des in den [illegible] Streitig-
keiten

[illegible], J. A. [illegible], L. [illegible] gen, L. [illegible], der Herausgeber der Schleusingischen Bibel, M. [illegible], nachheriger Prof. in Altdorf, der daselbst eine Disputation ganz griechisch geschrieben und vertheidigt hat, und Dr. [illegible], der mit seinem Nachfolger M. Joh. Gottfr. Müller, beyde als Superintendenten, ein ganzes Jahrhundert in Schleusingen, bis 1787, ausgefüllt haben.

Gl.

Briefe von Christian Garve an Christian Felix Weiße und einige andere Freunde. Zwey Theile. Breslau, bey Korn. 1803. XIV. und [illegible]64 und 398 S. 8. 2 Rthlr. 10 gr.

Das Publikum hat, wie sich erwarten ließ, Garve's Briefe an eine ungenannte Freundinn, aus d. J. 1767 mit Beyfall aufgenommen. Nun hat Hr. Weiße den Herausgebern des Garvischen Nachlasses auch die Herausgabe der Briefe überlassen, welche G. an ihn vom Okt. 1772 an bis zu dem 30sten Okt. 1798, oder bis auf einen Monat vor seinem Tode, geschrieben hat. Er hat zugleich in einer poetischen Zuschrift an die Herausgeber dem verewigten Weisen ein ehrendes, beyder Theile gleich würdiges Denkmahl seiner Freundschaft gesetzt. Diesen Briefen — es sind ihrer 150, — sind noch einige Briefe an den Hrn. Geh. R. von Thümmel, an einen der Herausgeber selbst (Hrn. Manso), und Bruchstücke aus einigen Briefen an Hrn. von [illegible] angehängt. Hr. Schelle rühmt Garven in seiner Charakteristik desselben, als einen Meister im ächt männlichen Briefstyl; die hier vor uns liegenden Briefe rechtfertigen dieß Urtheil vollkommen. Sie enthalten überdieß eine Menge interessanter und lehrreicher Bemerkungen, fast über jede wichtigere Erscheinung in der literarischen und politischen Welt. Wenn G., wie die Herausgeber in der Vorrede versichern, auf seine Briefe in mancher Hinsicht einen größern Werth als auf seine für das Publikum bestimmten Schriften legte: so zeigte er auch hier die richtigste Selbstschätzung. Denn sollten auch seine Briefe nicht eben mehr gute Gedanken enthalten, als seine eigentlich so

 genannte

genannten Schriften: so haben sie doch vor diesen an Leichtigkeit und selbst Lebendigkeit des Ausdrucks einen Vorzug, um dessentwillen sie von einem noch größern Publikum genossen werden können.

Von den Briefen an Hrn. Weiße, welche am meisten den Charakter der vertrauten Briefe an sich tragen, werden vornehmlich der 5te und 6te als Muster einer freundschaftlichen Offenherzigkeit, der 36ste als rührende Charakterschilderung, der 104 und 5te, so wie der 115te und die drey letzten als Proben der Gesinnungen, welche G. gegen seine Mutter und seine Freunde hegte, jeden fühlenden und sittlichen Menschen interessiren. Der Freund und Kenner der Litteratur wird besonders mit Vergnügen lesen, was in dem 22sten, 23sten und 29sten Briefe über Lavaters Physiognomik, die Leiden des jungen Werther und Sulzers Theorie der sch. K., in dem 65sten und folg. von den Süssenbachischen Manuskripten zu der Geschichte des siebenjährigen Krieges, und in vielen andern von Garve's eignen Arbeiten und denen seiner Freunde vorkommt.

Die beyden Briefe an den Hrn. v. Thümmel enthalten eine Kritik über die bekannte Reise desselben in das südliche Frankreich; und dem ersten Briefe ist auch die Antwort des geistreichen Verfassers beygefügt.

Der Briefe an Hrn. Manso sind sechs. Die vornehmsten Gegenstände derselben sind: Ramdohrs Studien, die Kritik der Offenbarung, Kants Religion innerh. d. Gr. d. bl. V., Thomsons Castle of Indolence, und Miltons verlornes Paradies; Meiners Vergleichung des Mittelalters mit unserm Jahrhundert, und einige schwere Stellen des Aristoteles und Xenophon.

Die Bruchstücke aus den Briefen an Hrn. Parzensky betreffen meistens die Garven von Friedrich dem Zweyten aufgetragne Uebersetzung, und werfen einiges Licht auf das Verhältniß zwischen G. und dem Könige.

Daß überhaupt diese Briefe ein vortrefflicher Abdruck des Lebens und Charakters sind, eines Charakters, welcher den Verewigten seinen Freunden eben so werth machte, als sein Geist und seine Kenntnisse, versteht sich von selbst. Man lese z. B. in dem 149sten Briefe seine Erklärung über

das

das (allerdings nicht so leichte) Unternehmen eines bekannten Schriftstellers, das Publikum von der Hochachtung, welche es für G. gefaßt, zurückzubringen. »Die beyden »Schlegel mögen immer gegen mich schreiben. Das Gute »in meinen Schriften wird deßwegen doch gut bleiben, und »das Tadelhafte gebe ich ihnen Preis.«

Ueber die Aufnahme einiger Wiederholungen oder minder interessanten Stellen, haben sich die Herausgeber in der Vorrede so gerechtfertiget, daß man sie ihnen nicht wohl zum Vorwurf machen kann. Sollten jedoch noch mehrere ähnliche Sammlungen Garvescher Briefe erscheinen: so müßte man allerdings in der Auswahl derselben noch strenger seyn, damit auch des Guten nicht zu viel werde; und vornehmlich damit ebendieselben oder ähnliche Aeußerungen dieses Philosophen für die Welt dem Publikum nicht zu oft dargeboten werden.

Wst.

Kurze Geschichte der wichtigsten Ereignisse in der Schweiz, im Okt. 1802 ꝛc. Ferner: biographische Nachrichten von dem bey dem Bombardement von Zürich am 13ten Sept. tödlich verwundeten, und am 20sten verstorbenen, Herrn Diakon Georg Schultheß bey St. Peter. Die biographische Nachricht besteht aus 12 Blättern. 4.

Wir zeigen diese Zeitschrift bloß wegen der darin enthaltenen biographischen Nachricht von einem merkwürdigen Manne an, der es verdient, daß sein Andenken in den Annalen der Gelehrten, und der Menschheit überhaupt, erhalten werde.

Herr Diakonus Schultheß war ein Sohn des 78jährigen ehrwürdigen Hrn. Joh. Georg Schultheß, Pfarrers zu Mönchaltorf, eines Mannes, welcher auch in der gelehrten Welt als Philologe einen geachteten Namen, und die Bildung seiner Söhne zum gelehrten Stande größtentheils selbst getrieben hat; er war 1758 den 18ten Dec. zu Stett-

 furth

furth im Thurgau geboren, woselbst sein Vater dazumal Prediger war, in seinem 14ten Jahre kam er schon in das Collegium humanitatis in Zürich, und trat im 21sten Jahre ins Ministerium. Sein Biograph sagt von ihm: »schon »in seinen zarten Jahren zeigte er die glücklichsten Anlagen, »einen natürlichen Witz, der in Verwunderung setzte, die »Gabe, nicht nur alles, was er sah und hörte, wohl zu »beobachten und aufzufassen; sondern auch mit seiner Phan- »tasie zu bearbeiten und auf originelle Art mitzutheilen. »Auch den kindischen Belustigungen und körperlichen Spie- »len der Jugend wußte er immer ein Interesse, etwas »Geistreiches zu geben; er übte sich von selbst in mündli- »chen Vorträgen und schriftlichen Aufsätzen; und der lieb- »reiche Unterricht seines gelehrten Vaters haftete leicht in »dem fähigen und wißbegierigen Kopfe, und trug die schön- »sten Blüthen und Früchte, wozu die geschmackvolle Lek- »türe, womit er stets umgeben war, daß ermunternde Bey- »spiel und die lehrreiche Unterhaltung, die er an der Seite »des Vaters und im Kreise anderer ihm ähnlicher Män- »ner, als ein mit kindlicher Bescheidenheit aufmerkender »Knabe, gefunden, nicht wenig beytragen mußte. So vor- »bereitet, mit frommen Gesinnungen, edlen Trieben und »guten Grundsätzen ausgerüstet, verließ er das Haus seines »Vaters, der bisher sein einziger Erzieher und Lehrer ge- »wesen war.» Dieser Charakter des Knaben bildete sich durch anhaltendes Streben immer glücklicher aus, der Jüng- ling that Riesenschritte auf der Bahn des eigenen Forschens und gründlichen Studierens. Sein Hauptstudium war Philologie und Aesthetik. Der damalige philosophische und theologische Unterricht that dem in ihm arbeitenden For- schungsgeiste und Wahrheitssinn kein Genüge, und unbil- lige Schätzung seines Fleißes und seiner Talente von Sei- ten seiner Lehrer und Vorgesetzten brachten ihn, wie der Verf. sagt, in den Kreis der sogenannten Genie- und Kraft- männer, welche mit Sturm und Drang das Reich Gottes an sich reißen, und über alle gegebene Schranken menschli- cher Unvollkommenheit wegstürmen wollten. Aber von die- sen Verirrungen kam er durch die Belehrungen seines Va- ters, durch weise benutzte Erfahrungen und die Kraft zum Edeln und Guten, die in ihm lag, bald wieder zurück: doch so, daß er nicht auf das entgegengesetzte Extrem verfiel; sondern das Gute jeder Partey benutzte und ihre Fehler ver-

vermied. Von seinem 17ten Jahre an übte er sich als Privaterzieher im Unterricht und der Behandlung der Jugend, und indem er das Glück hatte, in ein sehr treffliches Haus zu kommen: so waren ihm diese Jahre eine Schule der Lebensweisheit, Welt- und Menschenkenntniß. So wurde ihm der Mangel, daß er weder eine Universität beziehen noch Reisen machen konnte, ersetzt, und man hat in der Folge keine Spuren dieses Mangels an ihm wargenommen. Nachdem er viertehalb Jahre in diesem Hause gewesen war, und sich sehr fleißig im Predigen geübt hatte, ward er als Lehrer an die Realschule in Zürich berufen, welcher Stelle er zehn Jahre lang mit dem glücklichsten Erfolg vorgestanden hatte. Im Jahr 1787 erhielt er einen Beruf als Diakonus bey der Waisenkirche, 1791 zum Leutpriester am großen Münster in Zürich, und 1801, nach Lavaters Tode, als Diakonus bey St. Peter in Zürich. Ueberall erwarb er sich die Achtung der Bessern und die Liebe seiner Gemeinden. Der Biograph stellt von ihm, als Prediger, folgendes schönes Bild auf: »als Prediger hatte er nicht nur die schön»sten Anlagen, sondern auch große Fertigkeiten. Kernhaf»tigkeit und Herzlichkeit, verbunden mit Popularität, hatte »sein Vortrag; aus den reinen Quellen selbstgeschöpftes, »nach keiner Zeitphilosophie oder Zeittheologie gemodeltes »Christenthum, das Resultat eigener Ueberzeugung, nicht »Angaben menschlicher Authorität, war der Inhalt; alles »ließ er durch seinen Kopf und sein Herz gehen, was er spre»chen wollte. Der Sprache mächtig, mit einem Gedächt»niß, das ohne alle Mühe das Gedachte und Geschriebene »wieder gab, mit einer ungemein starken und sonoren Stim»me, wurde er seiner Bemühungen froh und des guten Er»folgs sicher.« Das Publikum kann indessen nun selber darüber urtheilen, weil seine nachgelassene Werke in 3 oder 4 Bänden herausgegeben werden. Die Anzeige des ersten Theils ist in dieser Biblioth. befindlich. Was der Biograph von seinem edlen Benehmen in der traurigen Revolutionszeit, von seiner thätigen Theilnahme an allen gemeinnützigen Anstalten, von seinen schönen häuslichen und freundschaftlichen Verhältnissen ꝛc. sagt, ist so lesenswerth, daß wir die Leser darauf verweisen. Er hatte einen robusten Körper und eine dauerhafte Gesundheit, daß man ihm ein hohes Menschenalter versprechen durfte. Aber ein unglücklicher Schuß, der unter mehrern neben ihm Stehenden gerade ihn allein traf,

 machte

machte seinem edlen und nützlichen Leben ein viel zu frühes Ende. Wobey zu bemerken ist, daß gerade Schultheß der einzige war, welchem die Belagerung von Zürich, unter General Andermatt, das Leben kostete.

Noch finden wir eine Nachricht vom sel. Schultheß, die der Biograph mittheilt, des Aufzeichnens werth. Unter den gegenwärtigen Zeitumständen ist es nicht zu verwundern, daß, da auf einer Seite eine große Irreligiosität und Sittenlosigkeit in der Schweiz einreißt, auf der andern Seite die Neigung zum Mysticismus starke Fortschritte macht. Davon heißt es nun: »nicht mit stolzen Vorurthei»len sah er auf solche Personen, als auf Schwärmer, her»nieder; er ließ sich gleich mit ihnen ein, und wo er einen »solchen Sinn ohne Heucheley wahrnahm, ehrte er ihre Re»ligiosität, sammelte mit psychologischer Urtheilskraft ihre »moralisch-religiösen Erfahrungen und Glaubenssätze, und »suchte in ihre Denkungsart einzudringen, um sie auf ihren »eigenen guten Wegen zu ermuntern, oder unmerklich von »Abwegen zurückzuführen.« Er las sogar zu dem Ende die Schriften der Böhme, Gichtel rc., um, wohl vorbereitet, mit dergleichen Personen nach ihren Begriffen und in ihrer Sprache reden zu können. Ja er schrieb, um auch seine Amtsbrüder in den rechten Gesichtspunkt zu stellen, Auszüge aus jenen Schriften, woraus er den eigentlichen Kern mit eisernem Fleiß ausgespürt und enthüllt hatte. Friede sey mit seiner Asche, und sein Andenken bleibe im Segen!

Erstes Wort zum Andenken Johann Kaspar Hirzels, des Vaters, obersten Stadtarztes rc. Gesprochen im Namen der Zürcherischen Hülfsgesellschaft, Abends nach der Bestattung desselben, d. 24sten Horn. 1803. von Johannes Schultheß, Prof. Mit einer Zugabe über das Temperament und Lebensende des Seligen, von Joh. Kasp. Hirzel, Sohn, M. D. Zürch, bey Geßner. 16 Seiten. 8.

Der Verf. dieser schönen Lobrede auf einen in aller Absicht verehrungswürdigen Mann hatte bloß die Absicht, dem Andenken

denken des Verstorbenen in der Versammlung der Zürcherischen Hülfsgesellschaft mit ein paar Worten zu huldigen, daher man auch in den wenigen Blättern nicht mehr findet, als eine kräftige Schilderung des Charakters des edlen Greises — er erreichte ein Alter von 78 Jahren —, seiner Verdienste um die Arzneykunde und um sein Vaterland. In der Zugabe redet Hr. H. von dem Gesundheitszustande seines Vaters und von seinem ganz unvermutheten schnellen Tode. Der Verewigte litt vom Anfang seines Lebens bis an sein Ende an den öfters wiederkommenden Symptomen eines Uebels, das er selber aus Mutterleibe mitgebracht zu haben glaubte, und den Aerzten eine unerklärliche Aufgabe blieb, bis man bey der Sektion des Leichnams die höchstwahrscheinliche Ursache davon fand. Diese Blätter ziert noch ein niedliches Titelkupfer, welches die wohlthätige Heilkunde vorstellt, wie sie aus einer Quelle einem ihr von der Mutter zugeführten kranken Kinde den Genesungstrank in einer Schaale darreicht.

G.

Anleitung zur Kenntniß der den Theologie Studierenden, den Kandidaten des Predigtamts, und den Religionslehrern in den Städten und auf dem Lande wesentlich nothwendigen und geprüft nützlichsten Bücher, von W. D. Fuhrmann, evang. reform. Prediger in Mark bey Hamm in der Grafschaft Mark. Leipzig, bey Graffe. 1801. 26 u. 644 S. gr. 8. 2 Rthl. 4 gr.

Ungeachtet es an Schriften, auch an sehr guten Schriften, nicht fehlt, die zur theologischen Bücherkenntniß führen: so glaubte doch der Verf. eine solche zu vermissen, in welcher besondere Hinsicht auf die Bedürfnisse derer genommen wäre, die nicht gerade gelehrte Theologen, sondern aufgeklärte und nützliche Prediger seyn oder werden wollen, und welche insbesondre diejenigen Fächer zu kennen verlangen, welche sie selbst besitzen müssen, und welche sie ohne verhältnißwidrigen Aufwand anschaffen können. Diesem Bedürfniß hat er abhelfen wollen, und ein unter seine Fächer

wohlgeordnetes Verzeichniß, von etwa sechstehalb hundert guten, theils unentbehrlichen, theils vorzüglich brauchbaren Büchern, mit Bemerkung ihres Kaufpreises, mit Bezeichnung des Grades ihrer Nothwendigkeit und Nutzbarkeit, und mit Anführung der kritischen Zeitschriften, in welchen sie beurtheilt worden sind, ausgefertiget. In der That würde nun auch der Prediger, welcher die Summe von fünf bis sechshundert Thalern missen könnte und wollte, eine sehr artige theologische Handbibliothek im eigentlich praktischen Fache anlegen, wenn er diesem Verzeichnisse folgte. Wer aber auch in irgend einer besondern Klasse dieser Art von Bücherkunde sich weiter umzusehen, oder auch von einzelnen Büchern einige Vornotiz zu haben wünscht, wird hier einen geschickten Rathgeber finden. Der Verf. liefert nicht etwan einen Auszug von Niemeyers und Wagnitzens Predigerbibliothek; so sehr es sich von selbst versteht, daß er mit ihr in der Aufführung und Empfehlung vieler Bücher übereintreffen müsse. Aber in einzelnen Abtheilungen ist sein Verzeichniß reichhaltiger, und in den Bemerkungen über die wichtigern Schriften benutzt er theils anderer Gelehrten, theils seine eigenen Ansichten, daß daher diejenigen, welche selbst jene Bibliothek schon besitzen, auch das gegenwärtige Buch mit großem Nutzen zu Rathe ziehen, und die, welche ihre literarischen Bedürfnisse einschränken müssen, sich mit demselben begnügen können.

Ka.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

Novum Testamentum Graece perpetua annotatione illustratum. Editionis Koppianae Vol. *VII. Part. II.* complectens epistolas Pauli ad Philippenses et Colossenses. Continuavit *Joannes Henricus Heinrichs.* Gottingae, apud Dieterich. MDCCCIII. 254 Pag. 8. 1 Rt. 20 gr.

Der Verf. ist bereits als Fortsetzer der vom sel. Koppe angefangenen Bearbeitung des N. T. in der von demselben gewähl-

gewählten [illegible]ter rühmlich bekannt, und auch die gegen-
wärtige Arbeit ist des Beyfalls würdig, welchen die vori-
gen fanden. In den Prolegomenen zum Briefe an die
Philipper ist, außer den gewöhnlichen Nachrichten zur Ein-
leitung, das gewöhnlich angenommene Datum des Briefes,
daß Paulus ihn in seiner Gefangenschaft zu Rom geschrie-
ben habe, glücklich vertheidigt; zugleich aber auch die Mei-
nung geäußert, daß Phil. 3, 1—4, 20. ein besonderes
Schreiben, und für genauere Bekannte des Apostels bestimmt
gewesen sey. Rec. ist durch das für diese Hypothese Ge-
sagte nicht überzeugt, und vielmehr noch immer der Mei-
nung, daß das Ganze ein einziges Schreiben gewesen sey.
Mir ist χαιρετε sonst die Schlußformel Paulinischer Briefe,
und auch Phil. 3, 1. ist kein Grund in den Worten zu der
Annahme, daß das Schreiben an die Gemeine mit densel-
ben hätte schließen sollen. Daß Phil. 4, 21—23. eigentlich
zu Phil. 3, 1. gehörten, ist höchst unwahrscheinlich anzu-
nehmen. Denn wären es ursprünglich zwey Schreiben ge-
wesen: so würden die Worte, die das erste beschlossen, auch
am Ende desselben geschrieben seyn. Die Hypothese selbst,
daß in den letzten Kapiteln des Briefes an die Römer etwas
Aehnliches sich finde, hat noch Vieles wider sich. Im Briefe
an die Philipper aber steigt durch den Inhalt, nach des
Rec. Meinung, die Unwahrscheinlichkeit dieser Hypothese.
Zu einem Briefe an die ganze Gemeine paßt Alles ohne
Zwang; zum Anfang eines besonderen Schreibens aber paßt
gleich der Anfang Phil. 3, 2. gar nicht. Die Einrichtung
des Werkes nach Koppischer Manier ist übrigens bekannt,
und bedarf also keiner Beschreibung. Zu derselben gehören
auch Exkurse, deren hier zwey zum Briefe an die Philipper
geliefert sind. Der erste ist über Phil. 2, 6. 7; der zweyte
über die Phil. 2, 20 zweifelhafte Lesart, ob παραβουλευ-
σαμενος oder παραβολευσαμενος vorzuziehen sey. In
dem ersteren ist fast zu viel Schutt alter verwerflicher Mei-
nungen über die μορφη Θεου zusammengetragen, die sich
hier so klar auf μορφη δουλου bezieht, und über welche, wie
über das letzte, die Meinungen der Ausleger so verschieden
gewesen sind. Bey allem dem hier zusammengetragenen
Apparat kommt man aber durch des Verf. Bemerkungen
noch nicht aufs Reine. Denn es liegt mehr in den Wor-
ten, als eine bloße Beschreibung der Niedrigkeit und der
Leiden, in welche Jesus in seinen letzten Tagen hinabsank.

Die Sache ist ganz simpel. Μορφη ist, wie es Suidas sehr richtig erklärt, soviel als ειδος, ιδεα, προσοψις, unser deutsches Ansehen. Mit Gottes Ansehen bekleidet, eignete Jesus, während seines Erdenlebens, sich nur das Ansehen eines Dieners Gottes zu. Rec. wundert sich, daß der Verf. die μορφην δουλου nicht vom Ansehen eines Dieners Gottes verstehen will, weil er meint, dieß Ansehen hätte Paulus nicht als etwas Geringes, als eine Herabsetzung, beschreiben können, weil אִישׁ אֱלֹהִים und עֶבֶד אֱלֹהִים sehr ehrenvolle Namen bey den Juden gewesen seyn. Aber wenn sie das gleich allerdings bey den Juden waren: so war doch Paulus überzeugt, daß Christus weit mehr als δουλος Θεου, daß er Θεος φανερωθεις εν σαρκι sey, daß in Christo Gott selbst gleichsam sichtbar erschienen sey, und daß er also auch als υιος θεου weit mehr geehrt zu werden hätte verlangen können als andere δουλοι του θεου. Die Meinung, daß δουλος Θεου ein sehr ehrender Name sey, hat den Verf. bey Phil. 1, 1. sogar zu der Behauptung verleitet, daß δουλοι Θεου noch mehr und noch ehrenvoller sey, als αποστολοι. Das ist sicher nicht so nach Paulus Denkart gewesen, der auf den Namen αποστολος ein auszeichnendes Gewicht leget, und deßwegen, weil er sich und Timotheus beyde nannte, lieber ein Wort wählte, das auf beyde paßte. — Phil. 1, 16. 17. sind vom Verf. nicht allein wie von Griesbach transponirt; sondern auch beyde nach bloßer Muthmaaßung für einen später eingeschobenen Zusatz erklärt, die doch keinen Grund zu haben scheint, zumal da καταγγελλεται v. 18. auf das vorhergehende καταγγελλουσιν v. 16. zurückweiset. Phil. 1, 20. ist nach ελπιδα μου ein Kolon gesetzt, wo Rec. doch lieber das Komma behält, weil dann die folgenden Sätze bescheidener ausgedrückt sind, wie es Paulus Gewohnheit gemäß ist. Phil. 1, 27. 2, 3. stimmt Rec. zwar dem Verf. darin bey, daß nicht gerade über die Lehre in Philippi Uneinigkeiten gewesen seyen; allein über den Rang und die Zeichen der Achtung und äußeren Ehre scheinen dort doch einige Zwistigkeiten entstanden, und die Veranlassung geworden zu seyn, Phil. 2, 5. f. das Beyspiel Christi denjenigen vorzuhalten, die darin zu viel forderten. Uebrigens kann Phil. 2, 3. wohl nicht anders erklärt werden, als von der Bescheidenheit, die gern Anderen mehr Vorzüge zutraut, als sich selbst. Phil. 2, 17. muß υμιν wohl auf die Christen zu Philippi eingeschränkt werden, an welche Paulus

lus schreibt, wenn es sonst gleich von allen Christen gelten konnte, daß sein Tod ihren Glauben zu befestigen dienen sollte. Phil. 3, 11. macht ει πως dem Verf. Schwierigkeit, wenn es zweifelnd genommen wird, da Paulus an der Auferstehung der Todten überhaupt nicht habe zweifeln können, und er meint, Paulus rede entweder von der Hoffnung, auch bald nach seinem Tode, so wie Christus, wieder aufzustehen; oder er rede von der Hoffnung, die Zukunft Christi zur Auferweckung der Todten noch zu erleben; und wie 1 Thess. 4, 17. απαντησις, so sey hier καταντησω gesetzt. Beydes geht nicht an. Das Erstre nicht, denn nach 1 Kor. 15, 23. erwartete Paulus aller andern Menschen Auferstehung zur Zeit der Zukunft Christi, also nicht früher die seinige. Das Letztre nicht; denn eine so nahe bevorstehende Zukunft Christi erwartete Paulus nicht, nach 2 Thess. 2, 3. f. Allein hier ist doch überall keine Schwierigkeit, wenn man bedenkt, daß zur Auferstehung gelangen, und zur Seligkeit gelangen, bey Paulus derselbe Begriff war. Ει πως ist also ein Ausdruck der Bescheidenheit des Apostels, wie Phil. 3, 12. ει και; nicht gerade um Zweifel auszudrücken, sondern um die Nothwendigkeit eines steten Ringens nach dem vorgesteckten Kleinod zu bezeichnen. Uebrigens ist Phil. 3, 12—14 allerdings von der Wahrheit die Rede, daß der Apostel nicht das Ziel sittlicher Vollkommenheit, die ihn der Seligkeit würdig machen möchte, schon erreicht zu haben wähne, und κατεληφθην υπο χριστου heißt schlechthin: da ich von Christo angenommen, unter die Seinigen aufgenommen bin; wie καταλαμβανειν oft, z. B. Joh. 1, 5. nichts weiter, als λαμβανειν bedeutet. Die Erläuterung aus Gal. 4, 9. gehört nicht hieher; und auch da ist γνωσθεντες so viel als anerkannt, nicht so viel als κληθεντες. Phil. 3, 19. ist nicht gut ὡν το τελος απωλεια durch: die Verderben zu stiften suchen, erklärt. Luther hat hier es richtig gefaßt, und das Folgende giebt den Grund an, warum sie endlich Verderben treffen muß. Phil. 3, 21. ist nach dem gewöhnlichen Hebraismus unstreitig σωμα της ταπεινωσεως für σωμα ταπεινον, wie σωμα της δοξης für σωμα ενδοξον gesetzt, und es bedarf der Konjektur, ob etwa Paulus Leib unansehnlich gewesen sey, gar nicht. Phil. 4, 5. soll το επιεικες die Milde der Philipper gegen Paulus seyn. Besser aber faßt man die Worte, als eine Ermunterung zur sanften Duldung, wegen des Beysatzes, bald kommt unser Herr,

Herr, die Verfolgungen der Juden werden nicht lange mehr währen. Phil. 4, 22. ist wohl unstreitig am besten von kaiserlichen Bedienten zu verstehen, die Paulus in Rom für das Christenthum gewonnen hatte.

Die gleichfalls mit vielem Fleiß bearbeitete Einleitung in den Brief an die Kolosser hat unter anderen die Vermuthung: Apollo, der, Apost. Gesch. 18, 24 f. erwähnte, gelehrte Jude, möge zu Kolossä Irrlehren nachgetragen haben. Dieß ist Rec. nicht wahrscheinlich. Apollo wird Ap. Gesch. 18, 28. als ein Gegner des Judenthums beschrieben; zu Kolossä aber müssen, nach Kol. 2, 8. 20 f. eifrige Anhänger des Judenthums, die nur die Larve des Christenthums vornahmen, den Christen gefährlich gewesen seyn. Kol. 1, 12. ist κληρος als Name der Christen aus dem hebräischen גורל richtig erläutert; wie auch der Name Christi Hebr. 1, 2. κληρονομος παντων; nur gehörte dieser Name hier nicht zur Sache, da er von κληρονομια und κληρονομειν, nicht allein von κληρος herkommt. Kol. 1, 15—17. stimmt Rec. zwar der Erklärung des Verf. von moralischer Schöpfung bey; doch vermißt er eine hinlänglich lichtvolle Darstellung der Gründe dafür. Kol. 2, 4. ist mit Recht auf 2, 1—3. bezogen, und Kol. 2, 16. der Zusammenhang des Folgenden im Ganzen richtig angegeben; ausgenommen, daß Rec. anstatt Verdienste Christi lieber Wohlthaten genannt haben würde, welche die Christen durch Christum erlangen können, und Kol. 2, 12. würde Rec. den Glauben verstehen, den Gott durch Christus Auferweckung vom Tode gewirkt hatte. Kol. 2, 18. ist νοῦς της σαρκος treffend durch den Eifer für Religionsgebräuche erklärt; aber anstatt Kol. 2, 21—22 αποχρησει in Parenthese einzuschließen, scheint es besser, bloß V. 22, ἁ — αποχρησει in Parenthese zu setzen. Bey dem Worte πλησμονη macht der Verf. sich unnöthige Bedenklichkeiten; denn die LXX setzen es ganz gewöhnlich für hinlängliche Sättigung, wie das hebräische שׂבע, und τιμη προς πλησμονην σαρκος ist also eine, durch hinlängliche Sättigung des Leibes, oder hinlängliche Befriedigung seiner Bedürfnisse überhaupt (denn auch das liegt in dem Worte πλησμονη, wie in שׂבע im Hebräischen,) bewiesene vernünftige Schätzung desselben. — In einem Excursus zum Briefe an die Kolosser ist gezeigt, in wie fern Paulus seine Leiden eine Ergänzung von Christus Leiden

nenne,

nennt, und in einem Nachtrage ist der in der Einleitung geführte Beweis, daß die Stadt gewöhnlich von den reinen Griechen κολοσσαι und nicht κολασσαι heiße, noch durch die Bemerkung bestätigt, daß auch auf allen Münzen sich der Name so geschrieben findet.

Sta.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Kurzgefaßte Götter- oder Fabellehre der alten Griechen und Römer zum unanstößigen Unterrichte der Jugend. Von J. H. Pröbster. Erfurt, bey Keyser. 1803. 10 Gr.

Da die Mythologie der Griechen und Römer für die Jugend des gebildeten Standes beyderley Geschlechts theils ein unentbehrliches, theils ein höchst anmuthiges und anziehendes Studium ist: so wäre eine solche Bearbeitung derselben, die mit Sachkenntniß auch alles Anstößige zu vermeiden wüßte, ohne doch wesentliche Lücken zu lassen, sehr wünschenswerth. Des Verf. Behandlung ist aber nicht gründlich genug, nicht frey von erkünstelten Deutungen der Mythen und von anstößigen Parthien.

R.

Observationes criticae in Athenaeum. Scripsit *Raphael Fiorillo*. *Pars I.* Gottingae, typis Dietrich. MDCCCII. 8 Bogen, gr. 8. 12 Gr.

Dieser Theil giebt muthmaßliche Verbesserungen der poetischen Bruchstücke im ersten Buche von Athenäus aufbewahrt, welche großentheils sich auf ein genaueres Studium der griechischen Metrik gründen, wodurch der Verfasser sich berechtigt und in den Stand gesetzt zu seyn glaubte, die Versart zu errathen, in welcher die abgerissenen und oft verworfenen Worte der Dichter zusammengeordnet gestanden hatten. Wider manche dieser Vorschläge läßt sich durchaus

nichts

nichts einwenden, wie z. B. über den ersten, wo die Worte aus der Alcmaeonis (S. 460. B.) so gestellt und verbessert werden: γένυς δὲ χαμαιστρώτυς ἐπὶ θινὸς εὑρεὶης σιβάδος προέθηχ'. ἄυροισι θάλειαι δαῖτα, ποτήρια τε στεφάνυς τ' ἐπὶ κρασὶν ἔθηκεν. wofür gedruckt steht: ἐπί τινας — θάλειαν τε τὰ ποτήρια — κράσιν. Bey Manchen entstehn Zweifel, sowohl gegen die angenommene Versart, als gegen den Sinn der vorgeschlagenen Aenderung. Denn sehr selten läßt der Verf. sich darauf ein, seine Vorschläge zu übersetzen oder zu erklären; welches ihm auch hie und da wirklich hätte schwer fallen sollen. Eine vollständige Schätzung aller hier vorgetragenen Muthmaaßungen findet in unserm Journal keinen Platz; auch erfordert sie ein langes und anhaltendes Studium der theatralischen Dichter und der lyrischen Versarten. Ueberdem kann man von dem neuem Herausgeber des Athenäus, Herrn Schweighäuser, diese mit Recht erwarten, welcher darzu besonders mit den nöthigen Hülfsmitteln aus den vorhandenen Handschriften ausgerüstet ist. Ueber einzelne Stellen und Aeusserungen mag Rec. sich nicht erklären, wenn er auch damit nicht zufrieden seyn und einstimmen kann; vielmehr wünschte er den Verfasser zu ermuntern, in dieser schwierigen Art von Kritik fortzufahren, worinne er es dereinst weiter bringen kann, als man von der gewöhnlichen Kenntniß der griechischen Metrik erwarten kann.

Ἀθηναίυ Ναυκρατίτυ Δειπνοσοφιςαί. Athenaei Naucratitae Deipnosophistarum Libri XV. ex optimis Codicibus nunc primum collatis emendavit ac supplevit, nova versione latina et animadversionibus, cum *J. Casauboni* aliorumque, tum suis illustravit commodisque indicibus instruxit *Jo. Schweighaeuser*, Argentoratensis. Argentorati, ex Typographia Societatis Bipontinae. Anno IX. (1801.) gr. 8.

Der zweyte Theil des Textes von 1802 enthält das 4te bis 6te Buch. Zu diesen 2 Bänden gehören 2 Bände Anmerkungen, mit dem Titel:

Anim.

Animadversiones in Athenaei Dipnosophistas, post Isaacum Casaubonum conscripsit Jo. Schweighaeuser. Tomus I. Animadv. in Libr. I. et II. 1801. Tomus II. in Librum III. et IV. 1802. Tomus III. in Libr. V. et VI. 1802. 21 Rß. 6 ℋ.

Rec. behält sich sein Urtheil über die Ausführung des grossen und wichtigen Unternehmens auf die Zeit vor, wo der größte Theil desselben vollendet seyn wird. Denn es läßt sich hoffen, daß der Herausgeber zu den bereits gesonderten Hülfsmitteln aus Handschriften noch mehrere erhalten und dadurch mehr im Stande seyn werde, diese so mannichfaltige Gegenstände abhandelnde, und aus so heterogenen Theilen zusammengesetzte Schrift zu verbessern und zu erklären. Auch versprach sich Rec. mehr von den gebrauchten Handschriften, als er beym Durchlesen der Anmerkungen gefunden hat. So wie aber die Hülfsmittel sich vermehren und häufen sollten; so wird auch der Herausgeber mehr darauf Bedacht nehmen müssen, seine Anmerkungen so kurz und precis als möglich zu machen. Denn wirklich fand Rec. in den 3 Bänden eine solche Ausführlichkeit der Anmerkungen, daß er unmöglich glauben kann, H. S. habe dabey sein Augenmerk auf diejenigen Leser gerichtet, welchen man das Lesen eines solchen Schriftstellers zutrauen oder zumuthen darf. Vielmehr schien es ihm, daß Hr. S. alles habe drucken lassen, was er als Vorbereitung, um sich in den Stand zu setzen, über die abgehandelten Gegenstände und Meinungen zu urtheilen, gesondert hatte, und billig für sich allein behalten sollte, weil es Andern nicht nöthig ist.

Z.

Mineralogie der Alten, oder Darstellung der Erzeugnisse des Mineralreichs, wie sie den Alten bekannt waren, mit historischen Untersuchungen über den Gebrauch, der in jenen Zeiten davon gemacht wurde, und einer vergleichenden Uebersicht der alten und neuen Mineralogie. Von Lud-

Ludwig von Launay, K. K. Sekretair. Zweyter Theil. Aus dem Französischen. Prag, bey Barth. 1802. 300 S. gr. 8. Dritter u. letzter Theil. 1803. 236 S. 1 M. 20 ß.

Der erste Theil ist von einem andern Rec. in der N. A. D. B. 45. 2. S. 335 kurz angezeigt worden. Der gegenwärtige Rec. ist nun vollkommen überzeugt, nachdem er einen großen Theil des Buchs studiert hat, daß es eine ganz unbrauchbare Kompilation von alten verlegenen Meinungen und offenbaren Irrthümern über mineralogische Gegenstände, welche in den Schriften der Alten vorkommen, enthalte, zu deren Verfertigung der Verf. eben so dürftige Kenntnisse der alten Sprachen, als der neuern Mineralogie und Chemie mitbrachte und anwendete. Er kann also mit gutem Gewissen Niemand rathen, das Buch als einen Wegweiser, oder auch nur als eine brauchbare Sammlung aller vorhandenen Notizen bey entstehenden Zweifeln zu Rathe zu ziehn. Denn die Stellen der alten Schriftsteller finden sich hier nur höchst unvollständig und fehlerhaft gesammlet, schlecht übersetzt und noch elender erklärt. Die Griechen kannte der Verf. nur aus Uebersetzungen, und führt sie dennoch selten an, wo man doch auf die ältesten und klassischen Stellen zuerst geführt werden mußte. Vom Werthe der Ausgaben und der Erklärer hat er so wenig, als von der historischen und Wortkritik, einen Begriff, rafft daher das erste beste auf, was ihm eine alte verlegene Ausgabe darbietet, und erklärt sich selbst nie bestimmt über einen Gegenstand; sondern läßt überall den Leser in Zweifel und Verwirrung, welche durch die barbarische Sprache des Uebersetzers und die ungeheure Menge von Druck- und Schreibfehlern, in den Namen der Länder, Personen und Sachen, noch vermehrt wird. Zur Bestätigung seines Urtheils wählt Rec. aus dem zweyten Theile die Abhandlung vom Natron S. 113—122. Der Eingang lautet also: »Dieses Salz, »wie man vormals sagte, ist ein natürliches Alkali, von »der Art des Mineral- oder Seealkali, mit einem Worte, »ein reines Alkali; aber die Lehre von den Gasarten hat »bewiesen, daß das Natron oder Natrum ein aus der Ver»einigung des mineralischen Alkali mit der Luftsäure, oder »fixen Luft, entsprungenes Salz sey.« Hierzu wird Die-

de

de Chymie von [illegible] Elémens de Minera-
logie du Mineralogiam von [illegible] angeführt. Aber
der Satz selbst, so wie er hier ausgedrückt steht, beweiset
hinlänglich, wie wenig der Verf. die Lehren der pneuma-
tischen Chemie verstand, welche er die Lehre von den Gas-
arten nennt.

»Man findet das Natron unter fester crystallisirter Ge-
»stalt, in Aegypten und einigen andern heißen Ländern zwi-
»schen dem Sande, welchen gewisse Seen von [illegible]
»umgeben. Die Alten nannten ein Salz, welches sie im
»Griechischen [illegible] und Nitrum im Lateinischen nannten.
»Wir haben Schriftsteller, welche dieses Salz für unser
»Nitrum oder Salpeter gehalten haben; allein nach der ge-
»meinsten Meinung war das Nitrum der Alten unser Na-
»tron, und dieser Meinung werden wir auch in gegenwär-
»tigem Artikel folgen. Endlich liest man in einer Note der
»Neuen Ausgabe der neuesten französischen Uebersetzung des
»Plinius [illegible], was über die Ver-
»gleichung des Nitrums der Alten mit dem Natrum der
»Neuern am besten gesagt werden kann, daß die Alten das
»eigentlich sogenannte Nitrum, welches der Salpeter ist, be-
»ständig mit dem Natrum verwechselt haben.« Hiezu wird
eine Note aus Harduins Plinius ganz abgeschrieben; aber
die neueste franz. Uebersetzung nicht weiter und bestimmter
angegeben. Die gemeinste Meinung war, soviel Rec. weiß,
immer für den Salpeter.

»Das Nitrum ist, nach Plinius Meinung, wenig
»vom gemeinen Salz unterschieden. Um gut zu seyn, muß
»es sehr fein, sehr schwammig, durchlöchert, und wie Di-
»oskorides noch überdem sagt, leicht, rosenfarbig oder weiß
»seyn. Der erste von diesen Schriftstellern erzählt, daß
»man Nitrum in Medien in Thälern, welches die Dürre
»weiß machte, und auch in Thracien bey Philippi findet,
»welches letztere durch die Erde beschmutzt ist, und wildes
»Nitrum genannt wird; daß man aber zu Lite, in Mace-
»donien, wo ein Teich mit nitrerartigem Wasser ist, das
»beste Nitrum im Ueberflusse antrifft; es ist weiß, rein
»und kömmt dem gemeinen Salze am nächsten. Hier, wie
»man aus demjenigen, was unser Autor sagt, ersiehet,
»machte das Nitrum, welches in dem Boden enthalten
»war,

»war, das Wasser eines Sees niterartig, und letzteres brachte »durch seine Ausdünstung das Salz, wovon hier geredet »wird, hervor. Dieses, sagt er, ist das Nitrum, welches »von sich selbst entsteht. Plinius fährt fort: In Aegypten »wird eine weit größere Menge Nitrum bereitet; aber es ist »braun und steinig; man verschafft es sich fast auf eben die »Art, als das gemeine Salz, ausgenommen, daß man sich »dieses verschafft, indem man das Seewasser in die Saline »leitet, (wir haben anderswo gesehen, was dieses Wort »bedeutet) und daß man, um Nitrum zu bekommen, Nil- »wasser in die Nitergruben leitet. Der Autor redet von ei- »nem ägyptischen Nitrum, das die Eigenschaft hatte, sich »zu versteinern, und von gewissen Nitergruben in eben die- »ser Gegend, welche ein röthliches Nitrum lieferten, weil »das Erdreich eben diese Farbe hatte. Er bemerkt, daß »der See Ascanius und einige Quellen in Chalcidien (circa »Calcida) Gewässer hervorbringen, die auf ihrer Oberfläche »gut zu trinken sind, tiefer aber niterartig werden. An ei- »ner andern Stelle sagt er, daß man an verschiedenen Orten »niterartiges Wasser findet, das aber nicht die Eigenschaft »hat, sich zusammenzufügen (densandi), das heißt, durch »Ausdünstung Nitrum zu geben.«

»Plinius bemerkt, daß man mit der Asche von Eichen- »holz nie viel Nitrum gemacht hat, und daß man schon »lange verabsäumt hat, sich solches auf diese Art zu ver- »schaffen: querca cremata (nitrum) nunquam multum »factitatum est, et jam pridem in totum omissum. Es »erhellet also aus dieser Stelle ganz deutlich, daß die Alten »den Namen Nitrum einem alkalischen, einem Laugensalze »gegeben haben, und man weiß, daß dieses dasjenige ist, »welches die Holzasche hervorbringt.«

»Um zu beweisen, daß das Nitrum mehr Schärfe als »das gemeine Salz hat, stützt sich Plinius hauptsächlich dar- »auf, daß die Schuhe der Arbeiter, welche in den Nitergru- »ben arbeiten, in kurzer Zeit zu Grunde gehen: Sed majo- »rem esse acrimoniam nitri (quam salis) apparet — quod »nitrariae calceamenta protinus consumunt. Nun ist es »aber bekannt, daß das alkalische Salz besonders auf die »Materien des Thierreichs wirkt.«

»Wenn die Alten sich des Nitrums als eines Waschsal- »zes bedient haben: so ist dieses noch ein anderer Beweis, daß

»die-

»dieses Nitrum ein Alkali war. Calmet bemerkt in seinem
»biblischen Lexikon, bey dem Worte Nitrum, Folgendes:
»Hebraei nether dicunt, eaque voce utuntur, ut innuant,
»salem vestium et oris, maculas abstergere. Im Prophe-
»ten Jeremias findet man folgende Stelle: Si laveris te ni-
»tro, et multiplicaveris tibi herbam borith, maculata es
»in iniquitate tua coram me. Heinrich Stephanus bemerkt
(hierzu wird Saubert. de Sacrif. c. 18 angeführt): »daß
»man sich bey den Opfern des Nitrums bediente, um die
»Schlachtopfer damit zu waschen, und sie dadurch weißer
»und reinlicher zu machen.« In der Note aber sagt Sau-
bert: »In sacrificiorum purgationibus usurpabatur nitrum,
»inter cornua affusum, ut candidiores et mundiores victi-
»mae evaderent.« Warum ließ L. die Worte inter cornua
affusum aus, welche dem Leser die Abgeschmacktheit der Er-
zählung sogleich verrathen konnten?

Nachdem vom Gebrauche des Nitrums zum Glasma-
chen S. 520 die Rede gewesen, macht L. sich selbst den Ein-
wurf, dieß könne eben so gut Salpeter gewesen seyn, wel-
cher fast eben die Wirkungen hervorbringe. Darauf ant-
wortet er in folgender musterhaften Stelle: »Dieser Ein-
»wurf möge aber auch seyn wie er wolle: so glaube ich genug
»gesagt zu haben, um darzuthun, daß das Nitrum der Al-
»ten in der That ein alkalisches Salz war; dieses bewegt
»mich, indem ich die gewöhnlichste Meinung annehme, eben
»das Nitrum der Alten für unsern Natron zu halten, wel-
»chen wir, so wie die Alten, aus Aegypten bekommen.«
Hierzu wird in einer Anmerkung aus Bomare Mineralogie
angeführt: »Die Oerter, welche heutiges Tages das Na-
»tron hervorbringen, sind 2 Seen, nitrose Seen genannt,
»wovon die erste in der Wüste von Scythien oder Nitrien,
»2 Tagereisen von Memphis, und die andre 12 bis 15 Mei-
»len von dem alten Hermopolis, jetzt Damanchur, und eine
»Tagereise von Alexandrien gelegen ist.« Zuletzt wird noch
des Gebrauchs zur Färberey, zu Gefäßen, Verwahrung
vor der Fäulniß und in der Arzneykunst (alles nach Plinius)
gedacht. Charakteristisch ist noch die Notiz, aus Plinius
gezogen: »daß man sich des calastranischen Nitrums, als
»eines gemeinen Salzes, um es auf dem Brodte zu essen,
»bediente, und daß man die Rüben mit ägyptischen Nitrum
»würzte, welches sie weich machte.« Der Text lautet: in

pane salis vice utuntur Chalastraeo; ad raphanos Aegyptio teneriores eos facit. Mehr Schnitzer und Unsinn lassen sich schwerlich in einen so kurzen Paragraph zusammendrängen. Rec. ist des Ekels, welches ihm das Abschreiben der ganzen Stelle verursacht hat, so voll, daß er sich eine Erholung dafür wohl erlauben darf, welche darinne bestehen soll: daß er den Lesern, als einen Ersatz für das Gelesene, eine kurze Ausführung desselben Gegenstandes nach seiner Weise, und so weit es die Gränzen einer Recension gestatten, darbietet. Doch muß er vorher, der Billigkeit gemäß, anführen, daß im dritten Theile S. 180. 181 L. noch hinzusetzt: daß Wallerius und Lenz behaupten, unser mineralisches Alkali sey das Nitrum der Alten. Vom Afronitrum wird nirgends gesprochen.

Der Name *νίτρον*, nitrum, ist wahrscheinlich orientalischen Ursprungs, so wie die Griechen das Salz selbst zuerst in Aegypten haben kennen gelernt, obgleich die griechischen Grammatiker ihn vom Zeitworte, *νίζω*, ich wasche, spühle ab, ableiten wollten, nachdem sie den Gebrauch desselben im Bade, bey Reinigung des Körpers und der Kleider hatten kennen gelernt. Die attische Mundart sagte dafür *λίτρον*, wie *ἀνδράχλη* statt *ἀνδράχνη*, *πλεύμων* st. *πνεύμων*. Die Gegenden in Aegypten, wo das Nitrum gesammelt war, nannten die Griechen *νιτρίαι*, und davon hieß ein Kanton des Landes *νόμος νιτριώτης*. Die älteste Erwähnung bey den Griechen fand Rec. in der Stelle des Herodotus, 2, 86, wo er erzählt, wie die Leichname mit Nitrum einbalsamirt wurden; die nächste im Dichter Aristophanes, Ranae versu 712, wo unter der Badegeräthschaft neben der terra limolia, die Aschenlauge, *κυκησίτεφρος κονία* genannt wird. Diese bestimmt der Dichter durch den Zusatz, *ψευδόλιτρος*, falsches Nitrum; woraus der Gebrauch des Nitrum zur Reinigung des Körpers im Bade, wenigstens der Kleider, ziemlich deutlich erhellet. In einem Fragment des Komiker Antiphanes wird *λίτρον* neben Gewürzen und Gewürzkräutern genennt: *σησάμου, λίτρου, κυμίνου, ῥοῦ, μέλιτος, ὀριγάνου*. Plato (von der Republik 48. 347. Zweybr.) nennt unter den Laugenarten, womit man Kleider wusch, und welche die unächten Farben auszogen, *ῥύμμα χαλαστραῖον* und *κονία*, d. i. Kanastrisches Natrum, aus der See Kanastra in Macedonien, und Pflanzenlaugensalz, wie

Cicero

Cicero ad Divers. 8, 14 censuram nitrum et lomentum putat. Aristoteles Problem. I, 38 fragt: warum Portulak den Schmerz der von Säure stumpfen Zähne (stuporem dentium) mildere, so wie gemeines Salz (ἅλες), nicht aber Laugensalz (κονία), noch Nitrum? und schreibt den beyden letztern zusammenziehende Eigenschaften zu. In Theophrasts Schriften finden sich jetzt nur wenige Data über das Nitrum. So sagt er in der Pflanzengeschichte 3 K. 9.: man sage (φασι), daß die Asche der Eiche (δρῦς) Nitrum gebe. Plinius wiederholt dieses; 16 K. 8 setzt er von dem Seinigen hinzu: roboris cinerem nitrosum esse certum est, und an einer andern Stelle (31 K. 10) bemerkt er, daß man diese Methode, das Nitrum zu bereiten, schon längst verlassen habe. In eben diesem Kapitel bemerkt Plinius, daß er um desto genauer vom Nitrum sprechen wolle, weil selbst diejenigen Aerzte, welche davon geschrieben, seine Natur offenbar verkannt hätten, welche aber Theophrast am genauesten beschrieben habe. (Nec quemquam Theophrasto diligentius tradidisse.) Dieses Werk ist verloren gegangen; aber es ist sehr wahrscheinlich, selbst aus der Einleitung des Plinius, daß er alle seine Notizen aus diesem Werke genommen, und eben so wie alle andere durch einander gemengt und verfälscht habe. Rec. will also zuerst diese Notizen kurz durchgehen. Vorher muß er die einzige Stelle in Theophrasts Fragmente vom Feuer, S. 435, anmerken, wo gebranntes Nitrum genennt wird, und haben bemerkt, daß wenn beym Graben und Fördern desselben warmes Wasser darauf gegossen werde, so erhitze es dasselbe, und bringe diese Empfindung in die anfassende Hand. Vermuthlich soll es hier kaltes Wasser (ψυχρὸν ὕδωρ für θερμόν) statt warmes heißen. Zuerst spricht Plinius vom natürlichen Nitrum in Medien, Thracien und Macedonien; dann von dem durch die Kunst zubereiteten in Aegypten. Das medische Nitrum scheint Plinius noch an zwey andern Stellen zu erwähnen, nämlich 2 K. 103: in Armeniae majoris Arethusa; is quidem nitrosus pisces alit.; u. 6 K. 28: Tigris — ita appellant Medi sagittam, influit in lacum Arethusam omnia illata pondera sustinentem et nitrum nebulis exhalantem. Hier heißt es: exiguum fit apud Medos, canescentibus siccitate convallibus, quod vocant halmorhaga; d. i., in den Thälern wittert es während der Sommerhitze aus der Erde, welche davon weißgraulicht wird. Launay hat

die Stelle schülerhaft übersetzt. Eben dieses auswitternde Salz deutet das griechische Wort ἁλμυρὰξ aus, nicht ἁλμυρὰξ, wie gedruckt steht. Ein nitrumhaltiger See in Armenien wird von Strabo 11. S. 801 angeführt. Was vom Ascanischen See erzählt wird, findet sich vollständiger im Buche de Mirabil. Auscult. c. 54, und bey Antigonus von Carystius Kap. 172. Das feinste und reinste Nitrum nennt Plinius spuma, Schaum; doch werde das unreinere auch zum Purpurfärben und zu andern Farben gebraucht. Die Spuma ist das, was der Grieche νίτρου ἀφρὸς, oder mit einem Worte, ἀφρόνιτρον, attisch ἀφρόλιτρον, nannte, wovon hernach noch die Rede seyn wird. Nach Plutarch kam das Nitrum nur in diejenige Brühe, in welcher die vestes coccineae gefärbt wurden. (τῆς μὲν πορφύρας ὁ κύαμος, τῆς δὲ κόκκου τὸ νίτρον δοκεῖ τὴν βαφὴν ἄγειν, de defectu oraculorum p. 395 ed. Hutten.)

Was die Worte vom ägyptischen Natrum: faciunt ex his vasa, nec non frequenter liquatum cum sulphure coquentes in carbonibus, bedeuten sollen und können, hat kein Ausleger gesagt, selbst nicht der vielwissende Salmasius. Es finden sich bloß die Varianten frequenti und liquant. Sollte Plinius Gefäße meinen, welche aus Nitrum und Schwefel zusammengeschmolzen bereitet wurden? Es ist bekannt, daß die Laugensalze den Schwefel in der Wärme auflösen, und damit die sogenannte Schwefelleber bilden. Diese Muthmaaßung äußerte schon Dalekamp, weil Plinius am Ende des langen Kapitels, nach Aufzählung der medicinischen Anwendungen, vermuthlich aus einem andern Schriftsteller, hinzusetzt: Sal nitrum sulphuri concoctum in lapidem vertitur. Vielleicht sind dieses die von Galenus und andern Aerzten erwähnten ägyptischen Gefäße, καλλάϊνα, callaina, welche sie zerstoßen und gepülvert wie nitrum, spumam nitri und aphronitrum zur Verdünnung des Haarwuchses brauchten. S. Cornarius über Galenus de Compos. Medic. sec. loca S. 306 und 430. Das ägyptische Nitrum ward in verpichten Gefäßen, welche vorher in der Sonne sorgfältig getrocknet waren, verführt; Pl. setzt hinzu, ne liquescat, damit es in Gefäßen, welche nicht trocken und dicht genug waren, nicht etwa schmelzen und mit der Luft Feuchtigkeit anziehn möchte. Dieß thun nämlich alle reine Laugensalze. Aber von Natur sind sie nicht

nicht rein. Daraus folgt, so wie aus der oben angeführten Stelle des Theophrast, daß das Nitrum aus Aegypten gebrannt oder kalcinirt und also gereinigt ausgeführt ward. Die Methode, wie das Nitrum kalcinirt ward, führt Plinius nur mit wenigen Worten an, die ziemlich räthselhaft sind; deutlicher Dioskorides 5 K. 131.

Das gute Nitrum muß fein, schwammig und löcherig seyn. Die Verfälschung mit Kalk entdeckte man durch den Geschmack. Das ächte zergieng auf der Zunge, das verfälschte aber stach auf der Zunge. Als Kennzeichen des ächten scheint Plinius noch das folgende anzuführen: calce aspersum reddit odorem vehementem: Mit Kalk bestreut, giebt es einen durchdringenden Gestank. Von dem ökonomischen Gebrauche erwähnt Plinius noch Folgendes; obsonia alba et deteriora, olera viridiora facit. Dieser Gebrauch zeigt vorzüglich die Natur und wahre Beschaffenheit des Nitrum, und beweiset am deutlichsten, daß an den Salpeter nicht zu denken ist. Schon Theophrast sagt (de caussis plant. 6, 14): daß man Nitrum in den Topf zum Kohle werfe, damit er weich und süß koche. In eben dieser Absicht soll man die Saamen der Hülsenfrüchte, die Nacht vorher, ehe man sie in das trockne Land bringt, in Wasser mit Nitrum einweichen. (Hist. Pl. 2, 5.) Dafür geben die Geoponica 2, 41 den Rath, wenn man Hülsenfrüchte säet, und zwar mit Mist vermischt, sogleich Nitrum dazu zu nehmen; sonst aber in den Topf, worinne die Früchte kochen, etwas Senf zu werfen, welcher auch Fleisch weich kochen helfe. Denselben Rath in Ansehung der Aussaat geben Virgil Georg. 1, 195. Columella 2, 10, 11. Plinius 18 sect. 45. Palladius 12, 1. Der Gebrauch des Senfs beruht auf dem flüchtigen Laugensalze, oder Ammoniak, woran dieser Saamen so reich ist. Auch Plutarch (Quaest. Sympos 6, 10.) bemerkt; daß ein Hahn, mit Nitrum gekocht, sehr weich werde. Rec. bemerkt bey dieser Gelegenheit noch, daß ein Apotheker in Westphalen neulich den Gebrauch des Pflanzenlaugensalzes, um Gemüse besser und schneller weich zu kochen, als eine Entdeckung seiner Kunst bekannt gemacht hat. Die Kohlarten schön grün zu kochen, und so grün auf den Tisch zu bringen, war ein Kunststück der Köche, welches sie mit eingestreutem Nitrum bewirkten. Plinius (19 sect. 41. no. 3.) sagt: nitrum in

 coquen-

coquendo etiam viriditatem custodit. Eben so steht in des Apicius Kochbuche (3 K. 1.): omne olus smaragdinum fiet, si cum nitro coquatur. Daher das Xenium bey Martialis (13 Epigr. 17.) ne tibi pallentes moveant fastidia caules, nitrata viridis brassica fiat aqua.

Galenus erwähnt ein νίτρον βερενίκιον, und bezeichnet es als weich und fein, setzt es auch dem steinigen entgegen. (Die Stellen sehe man bey Cornarius, über das Buch: de Composit. Medicam. secundum loca p. 280.) Dieses Nitrum will Saumaise (de Homonymia Hyles Iatricae p. 223.) für braunroth oder bernsteinfarbig erklärt wissen, und vergleicht damit das rosenfarbige (ῥοδωπόν) bey Dioskorides, da Cornarius es von der Stadt Berenice ableitete. Noch führt Saumaise aus den spätern griechischen Aerzten ein νίτρον ματρωνικὸν und παρθένικον, Matronen- und Jungfernnitrum, an (S. 222.), welches weiter keiner Erklärung fähig ist.

Später ist die Entdeckung eines asiatischen Nitrum, dessen Dioskorides, noch deutlicher aber Plinius in der Hauptstelle (31 K. 10.) erwähnt: Proxima aetas medicorum aphronitrum tradidit in Asia colligi in speluncis, molibus destillans. Specus eas colycas vocant; dein siccant sole: optimum putatur Lydium; probatio, ut sit minime ponderosum et maxime friabile, colore paene purpureo. Hoc in pastillis affertur. Dioskorides (5. 131.) begreift unter dem Namen ἀφρὸς νίτρου, Nitrumschaum, drey Arten, von dem Geburtsorte genannt; die lydische, bey Philadelphia gegrabene, als die beste; die zweyte aus Aegypten; die dritte aus Magnesia in Karien. Der ersten legt er die von Plinius angezeigten Eigenschaften bey. Also machte er keinen Unterschied, wie Plinius zu thun scheint, unter aphronitrum, und dem getrennten ἀφρὸς νίτρου, oder spuma nitri, sondern nahm beyde für eine Art an, lehrte aber sie durch die Farbe unterscheiden. Plinius lehrt nicht allein die Entstehungsart, sondern unterscheidet sie auch noch durch die Gestalt der langen runden Stücke, in welcher sie verkauft wird. Hingegen sagt Galenus im 9ten Buche von den einfachen Heilmitteln: ἀφρόλιτρον sey vom ἀφρόνιτρον unterschieden; denn λίτρου ἀφρὸς (also getrennt, und verbunden ἀφρόλιτρον einerley) sey von Farbe weiß, und

und gleiche im Ansehn dem Waizenmehle; aber ἀφρόνιτρον sey nicht mehlartig und in feine Theile aufgelöst, sondern fest und kompakt. Auch in andern Stellen unterscheidet Galenus λίτρον, ἀφρὸς λίτρου und ἀφρόνιτρον durch die Namen sowohl, als durch die beygelegten Arzneykräfte, wie Cornarius a. a. O. S. 281 zeigt. Zwar ist der von ihm angegebne Unterschied der Kräfte gering, und läßt sich aus der Entstehung und Bereitungsart erklären, wodurch eine mehr mit gemeinem Küchensalze als die andere verunreiniget ward; aber dennoch hat der Sprachgebrauch einen Unterschied gemacht, den Galen befolgt hat. Auch scheint dieser schon zu Plinius Zeiten eingeführt gewesen zu seyn, weil er das lydische nicht mehr nitri spuma, sondern aphronitrum nennt. Daß diese Art Galenus gemeint habe, hat Saumaise (de Homonym. S. 223.) zwar richtig bemerkt; aber zugleich den großen Fehler begangen zu behaupten, daß diese Art mit dem Nitrum nichts als den Namen gemein hatte. Galenus sagt selbst a. a. O. daß die lydische Art oder das Afronitrum täglich in den Bädern von Jedermann zum Reinigen der Körper gebraucht werde. Also war sie gemeiner und wahrscheinlich wohlfeiler als das ägyptische Nitrum. Dasselbe verstand Martialis (XIV. ep. 58.) Rusticus es? nescis, quid Graeco nomine dicar? Spuma vocor nitri, Graecus es? Aphronitrum. Daß der Gebrauch des Nitrum nicht allein in den öffentlichen Bädern in Griechenland und zu Rom statt fand; sondern auch nach der Mahlzeit zum Waschen der Hände statt unsrer Seife, scheint eine Stelle des Komiker Plato bey Athenaeus (15. p. 665) zu beweisen, wo der Bediente sagt: ἐγὼ δὲ λίτρον παραχέων εἰσέρχομαι, ich komme um Nitrum zu, oder einzugießen. Doch meinte Kasaubon, das Nitrum wäre wohl nicht zum Händewaschen nach der Mahlzeit gebraucht worden, und schlägt daher νίπτρον, d. i. Waschwasser, statt λίτρον, vor. Aber darin wenigstens irrt er offenbar, wenn er in der von ihm angeführten Stelle des Kirchenvaters Athanasius die Worte: ὅταν νίψῃς τὸ πρόσωπόν σου, νίψῃ ταῖς δυσὶ χερσὶν, οὐδὲ μὴ ἐντρίψῃ τὰ μῆλα τῆς ὄψεως, οὐδὲ μὴ βάλῃς ποτὲ οὐδὲ νίτρον οὐδὲ τὰ ὅμοια τούτοις, vom Waschen der Wangen mit Nitrum erklärt. Es ist vom Schminken die Rede, welches die Griechen durch ἐντρίβεσθαι ausdrücken; und die erwähnte Pflanze scheint ἄγχουσα, anchusa, zu seyn, welche auch Xenophon als Schminkmittel er-

wähnt. Dazu diente auch das Nitrum, wie die Stelle in Ovids Medicam. faciei V. 85 und das Fragment aus Aristophanes zweyten Wolken Nr. 8 zeigt. Rec. übergeht hier die Stellen der alten Aerzte, wo die zertheilenden und auflösenden Kräfte des vegetabilischen sowohl als des mineralischen Laugensalzes erwähnt und empfehlen werden, welche sich großentheils durch neuere Versuche bestätiget finden.

Was nun die Geschichte der Meinungen über die Natur des Nitrum betrifft, bemerkt Rec.: daß vor Wallerius schon Dalecamp über die Hauptstelle des Plinius ganz richtig dasselbe für die französische Soude, das Sodasalz erklär hatte; nur das lydische feste Aphronitrum hielt er für Salpeter. Saumaise hatte keinen deutlichen Begriff, weder vom Salpeter noch vom Sodasalze, und schwankt nach seiner Gewohnheit zwischen Worterläuterungen hin und her. In neuern Zeiten hat Lorgna (über den Ursprung des natürlichen Mineralalkali; übersetzt in den Leipziger Sammlungen zur Physik, IV. B. 1792. 609) im Allgemeinen bewiesen, daß die Alten unter dem Nitrum das Mineralkali gekannt, und besonders, daß sie damit das Wachs zum Malen (Plinius 21 K. 14) auflösten, und durch Verbindung mit öhlichten Körpern damit Seifen bereiteten. Genauer hat einen Theil der alten Nachrichten Hr. Beckmann in den Anmerkungen zu Aristoteles de Mirab. Auscult. S. 111 zu Antigonus von Larystus S. 216 den Gebrauch zum Waschen in Bädern im 4ten B. der Geschichte der Erfindungen S. 12. 13 erläutert. An der letzten Stelle vermuthet er, jedoch ohne allen Grund, daß man schon zu Plinius Zeiten (welcher ja alles aus Theophrastus genommen hatte) in Aegypten mineralisches Alkali aus der Asche einiger Pflanzen gemacht habe. Er schließt dieses aus dem Umstande, weil das ägyptische Nitrum in wohlvermachten Gefäßen verschickt ward, damit es nicht zerflösse. Dieß thue das natürliche Alkali nicht, wenn es nicht stark gebrannt ist. Darzu aber sey keine Veranlassung gewesen. Rec. aber hat aus einer Stelle des Theophrastus wahrscheinlich zu machen gesucht, daß das Nitrum aus Aegypten gebrannt oder kalzinirt verschickt ward. Das von Plinius angegebene Lokale von den ägyptischen Nitrumseen, so wie die Bereitung und die Arten des Nitrum lassen sich nun aus den Berichten von Sonnini (Reise nach Aegypten) und der

franzö-

zösischen Gelehrten, welche mit Bonaparte nach Aegypten gegangen waren, ziemlich vollständig erläutern; aber dazu fühlt Rec. jetzt keinen Beruf, noch leidet dieser Ort eine solche Ausführung.

Nf.

Philologische Clavis über Gedike's griechisches Lesebuch. Nach der Folge der Lesestücke eingerichtet, und mit Hinweisungen auf die Hallische und Trendelenburgische Sprachlehren abgefaßt. Für Lehrer und Lernende. Leipzig, bey Schwickert. 1803. 8. 16 B.

Man ist es in Deutschland schon gewohnt, daß in jedem Fache der Literatur Noth- und Hülfsbüchlein erscheinen, selbst wenn dieselben mehr schädlich als nützlich werden können; man darf sich daher auch nicht wundern, daß über das so zweckmäßig eingerichtete, vom Leichtern zum Schwerern fortschreitende, mit manchen, den Lehrling leitenden, Anmerkungen, und außerdem mit einem griechisch-deutschen Wortregister versehene Gedikesche griechische Lesebuch, eine besondere philologische Clavis erscheint, nachdem auch schon im Jahr 1800 eine deutsche Uebersetzung desselben zur Unterstützung der Lehrer und der Lernenden ans Licht gestellt ist. An Gründen zur Rechtfertigung solcher Bücher pflegt es in der Vorrede derselben nicht zu fehlen, auch der Verfasser des gegenwärtigen, welcher sich T. H. unterzeichnet, hat es nicht daran fehlen lassen. Zu erwarten ist es auch, daß diese Clavis ihr Publikum finden werde; denn es kann allerdings, wenn gleichwohl nur sehr selten, junge Leute geben, welche das Griechische ohne Hülfe eines Lehrers bloß für sich lernen wollen; noch mehr aber werden unwissende Lehrer selbst dazu greifen. In Rücksicht dieser sollten aber Bücher der Art gar nicht geschrieben werden; denn wenn ein Lehrer bey seinem Unterrichte nicht Mehreres anzubringen weiß, als er aus einem solchen Buche schöpfen kann: so ist er doch noch immer nicht so brauchbar, als er seyn sollte. Dann ist auch noch das ein wichtiger Punkt, daß junge Leute, welche sehr wohl wissen, daß sie dereinst in Verhältnisse treten müssen, in denen gelehrte Kenntnisse

von

von ihnen gefordert werden, dennoch auf Schulen und Universitäten sich um die Einsammlung derselben wenig bekümmern, weil sie den verderblichen Grundsatz haben: O! es giebt solche schöne Claves, solche gute, in der verständlichen deutschen Sprache geschriebene, Noten, solche brauchbare Repertorien, Materialien, Anweisungen, Anleitungen, und wie die allerliebsten Hülfsmittel weiter heißen; bey diesen kannst du künftig Rath und Hülfe suchen! — In dieser Hinsicht sind solche von uns bezeichnete Noth- und Hülfsbüchlein gewiß für Geschäftsverhältnisse und für die Literatur selbst äußerst nachtheilig. — Was nun insbesondere diese philologische Clavis betrifft: so glauben wir, daß sie sehr gut entbehrt werden kann. Denn in grammatischer und lexikalischer Rücksicht leistet sie wenig mehr, als das Gedikesche Lesebuch selbst, durch die untergesetzten Noten und durch das Wortregister, leistet. Wer überdem das Schneidersche Lexikon, welches oft wörtlich vom Verf. benutzt worden ist, und eine gute griechische Grammatik zu brauchen weiß, bedarf dieser Clavis gar nicht. Diese enthält freylich auch noch manche an sich recht gute historische, chronologische und naturhistorische Erläuterungen aus bekannten Werken, die dem Lehrer und Lernenden nicht immer zur Hand seyn mögen; allein für den, der das Gedikesche Lesebuch treibt, ist die Sprache die Hauptsache, alles Uebrige aber Nebensache; ja solche historische und naturhistorische Expositionen, als der Verf. hie und da giebt, sind bey der Lektüre des Gedike gar nicht einmal am rechten Orte, sondern können aus andern Unterrichtsstunden vorausgesetzt werden. Dieses alles ungeachtet wollen wir indeß dem Verf. Fleiß und Einsicht so wenig, als eine gute Absicht bey diesem Buche absprechen. Zuweilen aber haben wir denn doch noch kleine Unbestimmtheiten und andere Mängel angetroffen; z. B. S. 1. ἐὰν μὴ πρᾶτον heißt nicht bis, wie der Verf. sagt, sondern: eher bis; die andere Erklärung, wenn nicht zuvor, wäre allein genügend gewesen. Eben daselbst findet man: ἠδύνατο = ἐδύνατο; hier hätte, nach dem Zwecke dieses Buchs, zugleich bemerkt werden müssen: daß nach dem attischen Dialekt η für ε stehe; Gr. Gr. S. 295. Weiter unten hätte auf die Abweichung des griechischen Sprachgebrauchs von dem lateinischen und deutschen aufmerksam gemacht werden müssen, da nämlich auf ἐλπίζω nicht das Futurum, sondern der Aorist.

folgt.

folgt. S. 2 liest man: μέγα ἐζημιώθην (aor. 1 ind. pass. von ζημιόω) ich habe großen Schaden erlitten.« Für Anfänger stände hier aber besser: »ich bin sehr beschädigt worden.« Auch hätte bey μέγα wohl gesetzt werden müssen: scil. κατὰ, magnam partem i. e. multum s. valde. Eben daselbst ist αὐτῦ sein ein Druckfehler für ἀυτῦ. S. 124 ist διάκειμαι durch: gesinnt seyn, nicht genau und treffend genug erklärt. S. Schneiders Lex. S. 179 unten hätte bey λοιδορούμενος bemerkt werden müssen, daß bey παύω das Particip. pro Infin. stehe. S. 204 wäre zu erinnern gewesen: daß der Genitiv πόλιος wegen des folgenden ἔχου stehe: so wie im Lateinischen ubi terrarum. Solcher Ausstellungen ließen sich mehrere machen; diese aber mögen genügen.

Rs.

Sophoclis Philoctetes. E Brunckiana potissimum recensione, cum commentario perpetuo *Jo. Henr. Christ. Barby*, Prof. Berol. Berlin, bey Maurer. 1803. VI. u. 240 S. 8. 16 gr.

Die Klage, welche der Herausg. oft gehört haben will, daß keine der Ausgaben von Sophocles Philoctet ganz zweckmäßig für junge Leute eingerichtet wäre, ist doch übertrieben, wenn man sich an Gedike's brauchbare und vielgebrauchte Bearbeitung erinnert. Aber gern bekennen wir, daß durch sie diese neue Ausgabe nicht überflüssig gemacht worden, welche sich vornehmlich durch eine zweckmäßige Zusammendrängung des Besten, was alte und neue Kommentatoren über dieses Stück gesagt haben, und zwar durch eine bequemere Zusammenstellung desselben unmittelbar unter dem Text, zu ihrem Vortheil auszeichnet. Nur fehlt ihr, woran es auch der Gedike'schen gebrach, ein reiner, korrekter Abdruck, und wir finden nicht einmal die zahlreichen Druckfehler des Textes hinten angefügt, von denen wir nur einige Beyspiele geben wollen.

Zu lesen ist:

V. 79 καὶ für γὰρ
166 σμυγερὸν f. σμυγερόν

V. 285

von ihnen gefordert werden, dennoch auf Schulen und Universitäten sich um die Einsammlung derselben wenig bekümmern, weil sie den verderblichen Grundsatz haben: O! es giebt solche schöne Claves, solche gute, in der verständlichen deutschen Sprache geschriebene, Noten, solche brauchbare Repertorien, Materialien, Anweisungen, Anleitungen, und wie die allerliebsten Hülfsmittel weiter heißen; bey diesen kannst du künftig Rath und Hülfe suchen! — In dieser Hinsicht sind solche von uns bezeichnete Noth- und Hülfsbüchlein gewiß für Geschäfftsverhältnisse und für die Literatur selbst äußerst nachtheilig. — Was nun insbesondere diese philologische Clavis betrifft: so glauben wir, daß sie sehr gut entbehrt werden kann. Denn in grammatischer und lexikalischer Rücksicht leistet sie wenig mehr, als das Gedikesche Lesebuch selbst, durch die untergesetzten Noten und durch das Wortregister, leistet. Wer überdem das Schneidersche Lexikon, welches oft wörtlich vom Verf. benutzt worden ist, und eine gute griechische Grammatik zu brauchen weiß, bedarf dieser Clavis gar nicht. Diese enthält freylich auch noch manche an sich recht gute historische, chronologische und naturhistorische Erläuterungen aus bekannten Werken, die dem Lehrer und Lernenden nicht immer zur Hand seyn mögen; allein für den, der das Gedikesche Lesebuch treibt, ist die Sprache die Hauptsache, alles Uebrige aber Nebensache; ja solche historische und naturhistorische Expositionen, als der Verf. hie und da giebt, sind bey der Lektüre des Gedike gar nicht einmal am rechten Orte, sondern können aus andern Unterrichtsstunden vorausgesetzt werden. Dieses alles ungeachtet wollen wir indeß dem Verf. Fleiß und Einsicht so wenig, als eine gute Absicht bey diesem Buche absprechen. Zuweilen aber haben wir denn doch noch kleine Unbestimmtheiten und andere Mängel angetroffen; z. B. S. 1. ἐὰν μὴ πρῶτον heißt nicht bis, wie der Verf. sagt, sondern: eher bis; die andere Erklärung, wenn nicht zuvor, wäre allein genügend gewesen. Eben daselbst findet man: ἠδύνατο = ἐδύνατο; hier hätte, nach dem Zwecke dieses Buchs, zugleich bemerkt werden müssen: daß nach dem attischen Dialekt η für ε stehe; Gr. Gr. S. 295. Weiter unten hätte auf die Abweichung des griechischen Sprachgebrauchs von dem lateinischen und deutschen aufmerksam gemacht werden müssen, da nämlich auf ἐλπίζω nicht das Futurum, sondern der Aorist.

folgt.

folgt. S. 2 liest man: μέγα ἐζυμιώθην (aor. 1 ind. *pass.* von ζημιόω) ich habe großen Schaden erlitten.« Für Anfänger stände hier aber besser: »ich bin sehr beschädigt worden.« Auch hätte bey μέγα wohl gesetzt werden müssen: scil. κατά, magnam partem i. e. multum f. valde. Eben daselbst ist αὐτῦ sein ein Druckfehler für ἀυτῦ. S. 124 ist διάκειμαι durch: gesinnt seyn, nicht genau und treffend genug erklärt. S. Schneiders Lex. S. 179 unten hätte bey λοιδορέμενος bemerkt werden müssen, daß bey παύω das Particip. pro Infin. stehe. S. 204 wäre zu erinnern gewesen: daß der Genitiv πόλιος wegen des folgenden ἔχου stehe: so wie im Lateinischen ubi terrarum. Solcher Ausstellungen ließen sich mehrere machen; diese aber mögen genügen.

Ns.

Sophoclis Philoctetes. E Brunckiana potissimum recensione, cum commentario perpetuo *Jo. Henr. Christ. Barby*, Prof. Berol. Berlin, bey Maurer. 1803. VI. u. 240 S. 8. 16 gr.

Die Klage, welche der Herausg. oft gehört haben will, daß keine der Ausgaben von Sophocles Philoctet ganz zweckmäßig für junge Leute eingerichtet wäre, ist doch übertrieben, wenn man sich an Gedike's brauchbare und vielgebrauchte Bearbeitung erinnert. Aber gern bekennen wir, daß durch sie diese neue Ausgabe nicht überflüssig gemacht worden, welche sich vornehmlich durch eine zweckmäßige Zusammendrängung des Besten, was alte und neue Kommentatoren über dieses Stück gesagt haben, und zwar durch eine bequemere Zusammenstellung desselben unmittelbar unter dem Text, zu ihrem Vortheil auszeichnet. Nur fehlt ihr, woran es auch der Gedike'schen gebrach, ein reiner, korrekter Abdruck, und wir finden nicht einmal die zahlreichen Druckfehler des Textes hinten angefügt, von denen wir nur einige Beyspiele geben wollen.

Zu lesen ist:

V. 79 καὶ für γάρ
166 σμυγερὸν f. σμυγερόν

V. 225

B. 223 βούλομαι f. βούλομαι
217 δύστηνον f. δυστήνου
300 τῆς f. τῆς
304 σώφροσι f. σώφροσι
310 ἦνίκ' ἂν f. ἡνίκ'
314 Ατρείδαι f. Ατρείδαι
329 Ποίαντος f. Πόλαντος
366 Λαέρτου f. Λαέρτου
391 παμβῶτι f. παμβῶτι
394 κἀκεῖ f. κἀκεῖ
431 αἱ f. ἃ
552 τῶν f. τοῦ

Sonst ist der Text nach den besten alten und neuen Kritikern berichtigt, am meisten nach Brunck, an vielen Stellen auch nach Hermanns Vorschlägen in der Metrik. In der berühmten Stelle von den Harpyien V. 1091 haben die andern Lesarten und kritischen Verbesserungen der Vossischen (Mythol. Briefe Th. 1. S. 211 ff.), welcher Πτωάδες liest, nachstehen müssen. Die kritischen Anmerkungen sind nicht von den erklärenden getrennt; aber Gernhard's Obss. in Sophoclis Philoctetem, Leipzig 1802, erhielt der Herausgeber erst so spät, daß er nur noch in Addendis den kritischen Theil derselben ausziehen konnte. Aus den griechischen Scholien-Sammlungen ist das Erhebliche beygebracht worden, und eben so, wie wir schon gesagt haben, aus dem, was die Gelehrten neuerer Zeit theils in Ausgaben, theils in besondern Schriften über den Philoctet gesagt haben. Unter den ältern ist Camerarius fleißig benutzt worden, der in der That sehr feine Bemerkungen, vorzüglich ästhetischer Art, gemacht hat. In der Beurtheilung andrer Kommentatoren sowohl, als in dem, was der Herausg. aus seinem Eigenthum hinzugethan hat, bemerkt man den sorgfältigen und gut unterrichteten Interpreten. Ueber zwey Stellen fügen wir noch ein Wort bey. V. 165 ff. wird gesagt: daß Philoctetes Ἐπιβολοῦντα Πτηνοῖς ἰοῖς στυγερὸν στυγερῶς, Οὐδέ τιν' αὐτῷ Παιῶνα κακῶν ἐπινωμᾶν. Hier ist die Bedeutung von ἐπινωμᾶν streitig. Der Herausg. faßt es so: Nec quisquam dolorum medicus ad eum accedit vel appellit. Vorausgesetzt, was die Ausleger annehmen, ἐπινωμᾶν könne für das einfache νωμᾶν stehen: so wissen wir nicht, ob nicht hier die Bedeutung

tung vibrare, jaculari, jaculando assequi, geltend gemacht werden sollte (vergl. Hesiodus Schild V. 462). Dann würde der Dichter mit Nachdruck gesagt haben: »Mit geflügelten Pfeilen Beute erlegend, konnte er sich doch nicht selbst einen Retter von seinen Leiden erjagen.« V. 177 verbietet der Zusammenhang die Worte; ὦ παλάμαι θνητῶν von den scharfsinnigen Mitteln zu verstehen, wodurch Philoctet sich seine Nahrung verschafft. Es soll bloß seine hülflose Lage geschildert werden; daher traf Reiske's Konjektur: ὦ ταλάνα sc. γένη, βροτῶν wenigstens den richtigern Sinn. Aber der Ausruf des Chors: »O über die Künste der Menschen!« ist unstreitig so zu nehmen: O wie wenig verstehen doch die Menschen mit allen ihren Künsten sich aus Noth und Krankheit zu retten! Denn unmittelbar vorher hatte ja Neoptolemus gesagt: Philoctet habe zwar Vögel zu seiner Nahrung geschossen; aber einen Arzt für seine Schmerzen habe er nicht erzielet.

1. Mythologie der Griechen und Römer, oder Lehre von den fabelhaften Göttern des Alterthums. Ein Handbuch für Studierende, Künstler und Kunstfreunde, von K. F. Funke. Leipzig, bey Joachim. 224 S. gr. 8. Mit Kupfern. 1 Rß.

2. Mythologischer Kinderfreund, oder Anleitung, die mythologischen Dichtungen der Alten zu verstehen und anzuwenden. Nach einem durchaus neuen Plane für die Jugend bearbeitet. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1803. XVI. u. 288 S. 8. Mit 15 Kupf. 1 Rß.

»Ich werde,« beginnt der Verf. von Nr. 1 seine Vorrede, »keineswegs zu beweisen suchen, wie nothwendig das Studium der Mythologie sey; man müßte ganz unwissend »seyn, um daran zu zweifeln.« Gleichwohl unternimmt er den Beweis in einer Einleitung, die eben nicht zur Empfehlung des Werks gereicht. Es mag ein Stück daraus als Probe des Vortrags und des Geistes, in welchem es

gеschrie-

geschrieben ist, hier stehen: »Man dürfte fragen, wozu »die Kenntniß solcher Geschichten, wenn sie nur leere Dich»tungen sind? Der Nutzen dieser Kenntniß ist sehr be»trächtlich: erstens macht uns die Fabellehre mit den Sit»ten und Gebräuchen mehrerer berühmten Völker »des Alterthums bekannt, und läßt uns sehen, wie weit »die Schwachheit (sic!) des menschlichen Geistes ge»hen kann; zweytens, erleichtert sie uns das Verstehen »der griechischen und lateinischen Schriftsteller, und vor»züglich das der Dichter, nicht nur des Alterthums, son»dern auch unserer Zeit. Die häufigen und schönen Alle»gorien, welche die Fabel der Poesie liefert, haben sie so»gar die Religion, die sie erklärt, überleben lassen. — Al»lein man läßt die Fabel nicht in der Dichtkunst allein wie»der aufleben; die Malerey und Bildnerey bedienen sich »ihrer, wie eines gemeinschaftlichen Gutes, und bringen »sie ohne Unterlaß wieder vor unsere Augen; wenn nicht »immer auf die angenehmste, doch gewiß überra»schendste Art. Will man die Dichter verstehen, und den »Sinn der Gemälde und Bilder enträthseln: so muß man »auch wissen, was die Götter und Göttinnen der fabelhaf»ten Geschichte waren, und die Macht und Eigenschaften, »die man ihnen beylegte, kennen. Der Ursprung aller die»ser fabelhaften Gottheiten verliert sich so in die Nacht der »Zeit, daß man nur mehr oder weniger wahrscheinliche »Muthmaaßungen hierüber hegen kann. Die Gelehrten »selbst sind in dieser Hinsicht getheilt; ein jeder von ihnen »stellt ein mehr oder weniger verführendes System auf, »was dann die Ungewißheit noch größer macht.« Daran hat der Verf. wohl gethan, daß er im Ganzen nur den Referenten der alten Fabel in seinem Werkchen gemacht, und sich weniger auf die verführenden Systeme, wie er sie nennt, der neuern Gelehrten eingelassen hat; wiewohl er bekennt, daß die Muthmaaßungen dieser, welche in den Fabeln entweder entstellte Züge der Geschichte oder blosse Allegorien sehen wollen, (kennt der Verf. keine andern Hypothesen oder Erklärungsarten?) sehr scharfsinnig sind, oft das Gepräge der Wahrheit tragen, und dem Nachdenken eine schöne Bahn öffnen. Auch hat er nicht umhin gekonnt, da Muthmaaßungen einzumischen, wo sie ihm unverwerflich, und zum Verstehen der Fabel wesentlich schienen. »Die Quelle, sagt er, woraus ich sie geschöpft, ist

»des

»des gelehrten und kritischen (sollte heissen unkritischen) Abbé's Banier Werk.« Sapienti sat! Das Werkchen ist in einem altfränkischen, schleppenden, unkorrekten Styl abgefaßt; die Behandlung der Fabel so, daß man weder den kritischen Forscher der Quellen, noch den Mann darin erkennt, der mit den neuesten und besten Hülfsmitteln und Fortschritten in der Erläuterung der alten Mythen vertraut wäre; die Eigennamen der Götter, Oerter u. s. w. sind auf das Sonderbarste, doch wohl durch den Setzer? verstümmelt. Von den meisten Vorstellungen der beygefügten Bilderchen wendet man sein Auge lieber weg.

Ungleich besser, sowohl der Form als Materie nach, ist Nr. 2. Wiewohl uns die einseitige Beurtheilung anderer mythologischen Schiften in der Vorrede nicht zu Gunsten dieses Kinderfreundes einnahm: so fanden wir doch eine gefällige, lehrreiche und für die Jugend gewiß auch im Ganzen unterhaltende Ausführung und Darstellung. Die Behandlung der Mythen, als Erzeugnisse der Phantasie und der ersten Versuche, über Natur und Gott nachzudenken, ist freylich nichts ganz Neues; auch wissen wir nicht, wie der Verf. sagen konnte, in keinem Handbuche der Mythologie werde der alten Gottheiten Erwähnung gethan, die doch im Homer, Hesiod ꝛc. so wichtige Rolle spielten. Wir dürfen nur, um dieses zu widerlegen, an die mythologischen Schriften von Moritz, Herrmann u. a. erinnern. Der Verf. läßt einen Landprediger seinen Kindern einen Abriß der Mythologie in einzelnen Lektionen oder Abendunterhaltungen geben. »Die jungen Leser,« sagt er, »die »meine Arbeit in die Hand nehmen, sollen dadurch in den »Stand gesetzt werden, den Gang der Phantasie einer un»gebildeten, und dann ungemein kultivirten Nation, so wie »der kennen zu lernen, die von ihr ihren Religionskultus »bekam, und zwar in einer Angelegenheit, in der keine »Nation, auch die nicht, welche von geoffenbarter Religion »reden, ohne Fehltritte zu thun, in die Höhe kam. Sie »sollen in den Stand gesetzt werden, zu sehen, wie diese »Phantasie das Wahre mit dem Unwahren, Vorfälle des »Alterthums mit Vorstellungen des Dichters und seiner »Zeitgenossen vermischte, und überall sollen sie endlich Ge»legenheit finden, selbst in den Geist der Alten einzudrin»gen, selbst dem nachzuspüren, was jenen Mythen zum

 »Grun-

»Grunde liegt, was sie so lange in Ansehen erhielt, in wie »weit sie für bildende Künste benutzt werden können, wie sie »der Dichter noch benutzen kann, und wie sie die Alten »wirklich benutzten.« Der Verf. hat auf wenige Bogen sehr Viel zusammengedrängt; die griechische und römische Mythologie, welche letztre doch nicht einzig und ausschließlich der griechischen, wie hier angenommen wird, ihr Daseyn verdankt, auch hier viel zu sehr idealisirt wird, wenn sie als ein veredeltes, und von den Auswüchsen der griechischen gereinigtes System aufgestellt wird, und endlich auch einen Abriß der ägyptischen Mythologie. Durch Uebergehung des minder Wichtigen, der frühern Jugend Entbehrlichen ist Raum gewonnen worden; aber auch so konnte doch Vieles nur berührt, nur summarisch angegeben werden. Ueber die Behandlung einzelner Mythen, über die gewählte Anordnung u. dgl. wollen wir nicht mit dem Verf. rechten, da in Rücksicht dieser Dinge immer eine Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen statt finden wird; nur scheinen uns gewisse Materien, wie die von den Liebschaften der Götter, noch immer nicht durchaus mit der möglichsten, und für das Kindesalter von 10—14 Jahren (so alt sind die Kinder, die der Landprediger unterrichtet, und unter ihnen ist auch ein Mädchen,) wünschenswerthen Zartheit behandelt zu seyn. Die Stelle S. 59: »Begriffe von Blut»schande fehlten ehmals gänzlich;« wünschten wir auch abgeändert zu sehen. Zu der schon gerühmten angenehmen Einkleidung gehören auch die in der Art, wie es Moritz that, häufig eingewebten metrischen Uebersetzungen griechischer und römischer Dichterstellen, welche zu Belegen dienen. Die Korrektur ist nicht fleißig genug besorgt, und man stößt z. B. auf Perteus (f. Perseus), Pineus (Phineus), Elyktryo, Tyndareus, Pyrisphlegeton u. a. m. Einige mythologische Vorstellungen sind in Umrissen beygefügt.

R.

Erziehungsschriften.

Angenehme Unterhaltungen und Spaziergänge eines Erziehers mit seinem Zöglinge. Ein Lesebuch für reifere Knaben. Von J. P. H.

Wien,

Wien, bey Camesina. 1803. 179. S. gr. 8. 12 gr.

Diese kleine Schrift kann allerdings der Jugend als eine angenehme und nützliche Unterhaltung anempfohlen werden. Der Vortrag ist leicht und dem Geiste der Kinder um so mehr angemessen, da die Belehrungen über mancherley Naturgegenstände mit den sich darauf beziehenden Erzählungen auf die faßlichste Art abwechseln. Zugleich sucht der Verf. das moralische Gefühl der Kinder zu nähren und zu stärken, und die Erweckung ihrer Liebe zum Guten zum Hauptziel seines Unterrichts zu machen. Hierbey ist es aber doch auffallend, daß er das subtile Sittengesetz der kritischen Philosophie einigemale in seine Belehrungen mischt. Da eben dieses Sittengesetz weder für die kleinen — noch großen Kinder aller Art, ohne eine vorhergegangene reifere Uebung des Verstandes, aufgestellt werden konnte. Der Philosoph sucht in diesem Falle nur das höchste Princip des Handelns nach reinen Vernunftbegriffen. Diejenigen, welche die Allgemeinheit dieses Princips nicht fassen können, wie z. B. die Kinder, bleiben daher billig von allen dergleichen philosophischen Nutzanwendungen ausgeschlossen. Ihrer Sinnlichkeit gemäß müssen ihnen die Folgen des Gutseyns immer vorgehalten werden, wenn sie überhaupt etwas Gutes thun sollen.

Sm.

Wie lehrt man Kinder im Buche der Natur lesen? oder Sokratische Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern, über Gegenstände der Natur. Von D. J. P. *) Pöhlmann. Zweytes Bändchen. Erlangen, bey Palm. 1803. 23 Bogen. 8. Mit 17 Kupfertafeln. 1 Rt. 16 gr.

Auch

*) Vor dem ersten Bändchen steht die Vornamen: Johann Heinrich.

Auch unter dem Titel:

Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäßige Weise üben und schärfen wollen. Drittes Bändchen.

Das erste, oder, nach dem andern Titel, zweyte Bändchen, dieses beyfallswürdigen Werkes ist von uns im 1sten Stück des 77sten Bandes der N. A. D. Bibliothek beurtheilt worden. In diesem neuen Theile fährt der Verf., der neulich von Frankfurt a. M., wo er ein Erziehungsinstitut hatte, als Schuldirektor nach Koburg berufen ist, in seinem Sokratischen Unterrichte über die Naturgeschichte fort, und zwar liefert er hier Unterhaltungen über die Vögel im Allgemeinen. Die Ordnung ist folgende. A. Von verschiedenen Theilen des Körpers der Vögel. a) Aeußere und innere Unterscheidungsmerkmale der Vögel von andern Thieren. b) Eintheilung des Körpers der Vögel. c) Nähere Betrachtung einzelner Körpertheile der Vögel. α) Hauptbedeckung. β) Kopf [1) Schnabel, 2) Nasenlöcher, ff.]. γ) Bewegungswerkzeuge (Flügel, Schwanz, Füße). B. Von den Mitteln, wodurch die Vögel die verlornen Kräfte wieder ersetzen. a) Von Mitteln überhaupt, Absicht oder Zweck. b) Insbesondere von Mitteln, die verlornen Kräfte zu ersetzen. α) Schlaf. β) Nahrungsmittel. C. Von dem Aufenthalte der Vögel. Stand-, Strich-, Zugvögel. D. Von der Fortpflanzung der Vögel. a) Vom Nest. b) Von den Eyern. c) Vom Brüten. E. Von dem Nutzen und Schaden der Vögel. F. Von den Feinden der Vögel und den Mitteln, wodurch sich diese gegen jene schützen. G. Von dem Aberglauben, wozu einige Vögel Veranlassung geben. H. Eintheilungen der Vögel in Sektionen und Ordnungen. Diese Unterhaltungen sind eben so, wie die in dem vorigen Bändchen, in Gesprächen zwischen Lehrer und Schülern eingekleidet. Der Gang und Ton derselben scheint uns lebhafter und munterer, als der im ersten Theile: so daß wir glauben, daß diese sich in einem vorzüglichern Grade dazu schicken, um von Lehrern, die selbst nicht viele Kenntnisse und Uebung haben, wörtlich mit ihren Schülern

 gehal-

erhalten zu werden, welche Bestimmung der Verf. bey der Ausarbeitung der Gespräche in beyden Bänden beabsichtigt hat. Hin und wieder hätten freylich die Fragen oder die Entwicklungsmethode noch abgekürzt werden können. Auch scheint uns hier eben so, wie im ersten Theile, das Naturhistorische oft viel zu ausführlich und detaillirt vorgetragen. Wir können wenigstens Fragen, wie folgende (S. 115): »Wie viel Federn stehen gewöhnlich am Daumen eines Vogels, und wie heißen sie? — Wie theilt man die »Deckfedern ein?« — und die sich darauf beziehende Entwicklung nicht für zweckmäßig für Kinder halten. Schwerlich werden diese solche specielle Angaben behalten, und wie ungebührlich viel Zeit wird nicht beym Jugendunterricht bloß auf Naturgeschichte verwandt werden müssen, wenn sie so ausführlich und genau vorgetragen werden soll? Das Werk des Verf. wird auch zu vielen Bänden anschwellen, wenn er auf diese Art fortfahren will. — Einige Abschnitte haben uns übrigens durch ihre angemessene Behandlung ganz vorzüglich gefallen; z. B. der von der Fortpflanzung der Vögel, und der von dem Aberglauben, den manche Vögel bey unaufgeklärten Menschen veranlassen. Die Wahl der Ausdrücke haben wir nur sehr selten anstößig gefunden, wie z. B. S. 114: »Wie viel Knochen hat ein Kind abzu»nagen, das einen vom Hinterarme abgelösten Flügel eines »gekochten Huhns bekommt?« Am Ende eines jeden Abschnitts oder Gespräches hat der Verf. einen »Aufsatz zum Korrigiren« angehängt, in welchem falsche Behauptungen zusammengestellt sind, die aber der Schüler, der bey dem vorangehenden Gespräch aufmerksam gewesen ist, als solche erkennen und beurtheilen kann. Auf jenen Aufsatz folgen noch Fragen (ohne Antworten) zur Wiederholung und Uebung der Urtheilskraft. Außerdem ist dem Buche noch ein Anhang von vier, nur auf der einen Seite bedruckten, Bogen beygelegt, auf welchen in 16 Nummern die Hauptresultate, welche in den Gesprächen oder Unterhaltungen entschieden worden, zusammengestellt sind. Dieser Anhang soll mit den Kindern als Lesefibel gebraucht, oder ihnen zur Repetition oder zum Abschreiben in die Hände gegeben werden. Dieß wird auch sehr gut geschehen können; nur müssen vorher die Materien mit den Kindern auf die im Buche vorgetragene Weise durchkatechisirt seyn, denn sonst wären sie ihnen zu trocken. Die auf dem Titel erwähnten Kupfer, die

 zur

zur Naturgeschichte der Vögel gehören, sind eigentlich für ein anderes Werk (J. C. Schaefferi — Elementa ornithologica. Ratisbonae 1779) ursprünglich bestimmt gewesen; um Kosten zu ersparen, hat der Verleger sie bey diesem Buche benutzt, wozu sie auch recht gut passen; sind aber nicht illuminirt; doch will die Verlagshandlung sie Liebhabern auch illuminirt, jedes Stück für 12 Kr. rhein. liefern. Eine Erklärung der Kupfertafeln ist der Vorrede angehängt.

Fm.

Konrad Kiefers Bilderbüchlein, herausgegeben von C. G. Salzmann. Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. 1803. 1 Rt. 12 gr.

Ein bloßes Bilderbüchlein, ohne Text, 18 sauber gestochene Kupferblätter in Oktav enthaltend. Die Erklärungen sollen in dem unter des nämlichen Konrad Kiefers Namen herausgegebenen A B C, und Lesebüchlein enthalten seyn, das wir aber nicht bey der Hand haben. Dieses ist zum rechten Gebrauch dieses Bilderbuchs durchaus nothwendig; denn nur wenige Bilder, die etwann eine ökonomische Beschäfftigung oder einen naturhistorischen Gegenstand vorstellen, könnten allenfalls den Text entbehren; die meisten hingegen, die sich auf moralische Erzählungen zu beziehen scheinen, können, ohne das Buch nachzulesen, nicht sicher angewandt werden. Es sollen diese Bilder die Absicht haben, die Neugierde der Kinder zu erwecken, und dadurch Vätern und Erziehern die Veranlassung zu geben, bey dem Bestreben, den Kindern verständlich zu werden, unvermerkt die Sprache zu lernen, die Kindern verständlich ist, und überhaupt dadurch die Langeweile zu heben, die so oft aus der Verlegenheit, was man mit Kindern reden soll, zwischen Erwachsenen und Kindern statt zu haben pflegt; und wir glauben, daß diese Absichten allerdings erreicht werden können.

1. Des Kapitains James Cook Beschreibung seiner Reise um die Welt. Ein nützliches Lese-

buch

buch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Drittes Bändchen. Altona, bey Bechtold. 1803. 10 Bogen. 8. Mit Kupfern. 16 ℳ.

2. Robinson des Jüngern Beschreibung seiner Reise nach Otaheite und den Südsee-Inseln. Ein nützliches Lesebuch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Altona, bey Bechtold. 1803. 10 Bogen. 8. Mit Kupfern. 16 ℳ.

3. Le Vaillant neue Reise in das Innere von Afrika, vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus. Ein nützliches Lesebuch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Altona, bey Bechtold. 1803. 10 Bog. 8. Mit Kupf. 16 ℳ.

4. Merkwürdige Reisen in fremde Welttheile, zunächst für die jüngere Jugend, herausgegeben von Jakob Glatz. Fürth, im Büreau für Literatur. 1803. Zweyter und dritter Theil. Mit einem Kupfer. Jeder von 15 Bog. 8. 22 ℳ.

Man hätte glauben sollen, daß die schon so lang genutzte Spekulation, schon bekannte Reisebeschreibungen, zum Nutzen und Frommen der lieben Jugend, mit faden Kindergesprächen durchwässert, aufs neue für die junge Lesewelt aufzutischen, allmählich veraltern würde; hier aber erscheinen aus Einer Fabrik, auf Einer Messe, auf einmal drey solcher aufgewärmte Reisebeschreibungen, alle von gleichem Zuschnitt, jede 10 Bogen stark, mit zwey illuminirten Kupfern, und zu gleichem Preis. Cooks Reise ist mit diesem dritten Bändchen geendigt. Der Aufenthalt, nach Cooks Ermordung, auf den Sandwich-Inseln, in Kamtschatka, den Kurilischen Inseln, in Macao und Canton, und die

Rückreise über das Kap nach England, machen den Inhalt desselben aus. Der Herausgeber scheint es sich zum Verdienst anzurechnen, daß er seine Bearbeitung nicht auf mehrere Bände ausgedehnt habe. Wenn er aber glaubt, daß er sich zu kurz gefaßt habe: so möchten wir wohl wissen, was eine umständliche Erzählung von der Lebensart, Kleidung, den Speisen, Spielen, Tänzen, Waffen und Wohnungen der Sandwich-Insulaner Kindern nutzen sollte? Wohl aber hat der Verf. daran gethan, daß er am Schluß Cooks Leben und die Resultate seiner dreyfachen Reise um die Welt angehängt hat; denn das sind nützliche Kenntnisse für die Jugend.

2. Die Reisebeschreibungen nach den Südseeinseln, besonders nach Otaheite, sind schon mehr als einmal zu Lesebüchern für die Jugend geplündert worden. Dieß wiederholt der Verf. auf eine andere Manier. Er läßt den Campe'schen Robinson, durch einen unruhigen Geist getrieben, Hamburg verlassen, und über London, aus bloßer Neugierde, nach Otaheite schiffen. Er versieht sich zwar mit vier Kisten Stahl- und Eisenwaaren, theils zu eignem Gebrauch, theils um damit, nach dasigem Gebrauch, Lebensbedürfnisse einzutauschen. Allein das wäre nicht Robinsonisch gewesen; indem er also die Kisten öffnet, um sich theils durch Geschenke Freunde zu machen, theils um mit seinem Freytag ein ihm angewiesenes Stück Land zu bestellen: so findet er nichts als Steine darin; welcher Betrug ihm vermuthlich in London gespielt worden. Demohnerachtet, auch ohne dieses europäische Handwerksgeräthe, erbaut er sich in kurzer Zeit eine Wohnung, mit Thüren- und Fensterläden, und umzaunt seine Felder. Ohne Schießgewehr weiß er, mit Schleudern, wilde Enten und andre Vögel so sicher zu treffen, daß er nicht nur selbst davon lebt, sondern mit deren Ueberfluß auch andre Lebensmittel eintauschen kann. Kurz, alles geht nach Herzenslust. Zuletzt entsteht ein Krieg, und Robinson muß die otaheitischen Waffen ergreifen. Es wird also diese witzige Erdichtung noch auf ein, oder, so Gott will, mehrere Bändchen, fortgesponnen werden.

3. Vaillants Reise soll, nach der Absicht des Herausgebers, zu einem Seitenstück zu Cooks Reise um die Welt bestimmt seyn. Es ist Vaillants letzte Reise durch das Innere von Afrika, die er angeblich in den Jahren 1780 bis

1785

1785 gemacht hat. Sie ist, noch mehr als die vorige, auf eine unausstehlich widerliche Art durch einfältige Fragen und Darzwischenreden der Kinder unterbrochen und durchwässert, so daß man dem Leser, der die Geduld haben will, sie zu lesen, geradezu rathen muß, alle Reden der Kinder zu überschlagen, und nur das zu lesen, was dem Vater in den Mund gelegt wird. Diese Einrichtung aber hat für den Verf. den Vortheil, daß er noch Stoff zu einem oder mehrern Bändchen übrig behält; denn hier kommt Vaillant nicht weiter, als in das Gehöfte Engelbrechts, wo er einige Tage Rasttag hält. Die zu dieser Reise gehörigen zwey ausgemalten Kupferblätter sind noch schlechter, als die vorhergehenden.

4. Die Fortsetzung von Hrn. Glatzens merkwürdigen Reisen für die Jugend, hat unfehlbar, durch Mannichfaltigkeit sowohl, als durch bessern Ton der Erzählung, mehrere Ansprüche auf Beyfall in der kindlichen Welt zu machen. Der zweyte Theil enthält: 1) den Beschluß von Mungo Parks Reise durch Afrika — wir glauben hier einige Auslassungen bemerkt zu haben, die über den Zusammenhang des Reiseberichts einige Dunkelheiten zurücklassen, 2) (oder 4) Ueberwinterung des Kap. James in der Hudsons-Bay vom Jahr 1631 bis 1632, die wir uns schon in einer ähnlichen Sammlung kleiner Reisebeschreibungen gelesen zu haben entsinnen. 3) Einiges über Columbens Entdeckung von Amerika — oder vielmehr die schon so oft wiederholte Geschichte Coloms und seiner Entdeckung von Amerika selbst. 4) Einiges über die Indianer in Nordamerika und die Karaiben in Westindien, nach körperlichen Eigenschaften, Gemüthsbeschaffenheit und Sprache — dabey auch das delawarische Vaterunser — für junge Leute ganz ohne Nutzen; ferner nach Kleidung, Wohnung und häuslichem Leben, Speisen, Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Fischerey; von den vierfüßigen Thieren und Schlangen in den Ländern der Indianer; von ihren Begräbnißgebräuchen und Kriegen, und dann zuletzt von den Karaiben — größtentheils aus Loskiels Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika (Barby 1789) genommen. Der Titel aber des Buchs verspricht Reisebeschreibungen, die auch die Jugend mehr interessiren, als solche halbwahre Nachrichten von wilden Völkern.

ken. 5) Begebenheiten der Madame Noyer, welche im Jahr 1766 zwischen den lucaischen Inseln in einem kleinen Fahrzeuge dem Wind und den Wellen überlassen wurde. Ihr Mann, ein westindischer Pflanzer, wollte sie, auf ihr Verlangen, von St. Domingo nach Kap François bringen, nahm unterwegs zwey schiffbrüchige Engländer an Bord, die ihn zur Dankbarkeit mit der Axt todtschlugen, und die Frau, nebst zwey Kindern und einer Negerinn, auf einen Kahn setzten und den Wellen überließen. Sieben Tage und Nächte wurde sie herumgetrieben, bis ein englisches Schiff sie aufnahm und zu Neu-Orleans aussetzte.

Im dritten Theil finden wir 1) Schilderung einer Seeschlacht, aus Fischers Reiseabentheuern. Es wäre doch wohl der Mühe werth gewesen, anzugeben, wenn und wo das Treffen vorgefallen ist. 2) Feuersbrunst und Schiffbruch des französ. Schiffs, der Prinz, auf seiner Fahrt von l'Orient nach Pondichery im J. 1752. 3) Magellans erste Reise um die Welt, beschrieben von Anton Pigafetta — der interessanteste Artikel dieses Theils. Billig hätte aber doch auch etwas von der literarischen Geschichte dieser Reisebeschreibung gesagt werden sollen. 4) Des Herrn von Kotzebue Verbannungsreise nach Sibirien — bekannt genug. Beynahe möchte man glauben, daß es dem Herausgeber an Vorrath fehle, seine merkwürdigen Reisen zu wählen; er würde daher wohl am besten thun, wenn er sie vor der Hand mit diesem Theil schlösse.

Gi.

L. F. Jauffrets Kinderschauspiele. Französisch und deutsch. Zwey Theile. Hamburg, bey Hoffmann. 19½ u. 15 Bog. 8. Mit (2) Kupfern. 2 Rl.

Jauffret ist als ein beliebter Schriftsteller für die Jugend unter den Franzosen bekannt. Hier erscheinen seine Kinderschauspiele, mit einer Blatt für Blatt gegenüber stehenden deutschen Uebersetzung; und wir glauben, daß das Buch durch seinen interessanten Inhalt sowohl, als durch die Reinigkeit und Leichtigkeit der Sprache, Kindern, die sich in

der

der französischen Sprache üben sollen, von Nutzen seyn könne. Die Kinderschauspiele sind im ersten Theil: 1) Die kleine Neugierige, 2) Abbitte (eines boshaften Buben, der einen boshaften Streich mit frecher Stirn auf ein unschuldiges Kind schieben wollte) an Fanfan (Name dieses Kindes). 3) Die Schwatzhaftigkeit (eines Mädchens, die dem väterlichen Hause einen nächtlichen Ueberfall zugezogen hatte). 4) Die Folgen der Naschhaftigkeit und des Vorwitzes. 5) Der Kramladen, wo nicht gedungen (gehandelt) wird. 6) Hector, oder wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein (ein Knabe, der zur Mitternacht in der Gestalt eines Gespenstes erschrecken wollte, sieht unvermuthet seine Gestalt in einem Spiegel, und fällt selbst vor Schrecken nieder). 7) Paul. Das rührendste unter allen. Eine Wittwe betrauert den Tod ihres einzigen Sohnes; das war aber der Sohn ihrer Amme gewesen, die boshafter Weise ihren eignen Sohn mit dem ihrer Herrschaft vertauscht, und nun, von Gewissensbissen gefoltert, den ächten Sohn zurückgiebt.

Der zweyte Theil enthält folgende Kinderromane: 1) Die Schule der Menschenpflichten. 2) Der kleine Großprahler. 3) Das Muttersöhnchen (das Besserungsmittel, wenn es anhaltend seyn soll, ist nicht sehr wahrscheinlich erdichtet). 4) Nichols, oder der kleine Wollhändler, der, um seinen Aeltern die Nahrungssorgen zu erleichtern, ihnen im 13ten Jahr entläuft, mit einem erborgten Kapital einen Wollenhandel anfängt, dadurch ein reicher Mann und Trost seiner Familie wird. Darauf folgen einzelne Scenen, mit vorausgeschickten kurzen Erzählungen (Scènes détachées), nicht minder gut gewählt und zu Kinderschauspielen tauglich: 1) Das Dorfkind — das einen Pariser Knaben, der zum erstenmal auf das Land kommt, in den alltäglichsten Gegenständen der Natur unterrichtet. — 2) Die Diskretion (Verschwiegenheit und Neugierde) auf die Probe gestellt. 3) Der Blinde und der Lahme. 4) Kasimir und Laura — die sich mit einander über die Thorheit eines Steckenpferdes und des Puppenspieles streiten. Ein minder Raum verschwendender Druck und minder starkes Papier würden vielleicht einen geringern Preis verstattet, und dadurch die Brauchbarkeit eines nützlichen Buches vermehrt haben.

Dr.

Neue Unterhaltungen und Sittengemälde für Kinder edler Herkunft. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Weigel. 1803. geh. 18 gr.

Der ungenannte Verf. gestehet in der Vorrede selbst ein, daß dieß Kinderbuch sein erster Versuch in diesem Fache sey, und wir müssen hinzufügen, daß er ihm wenig geglückt ist. Der Vortrag ist schleppend, ermüdend, und dem lebhaften Geiste der Kinder, bey aller gesuchten Popularität, nicht angemessen. Es kommen Stellen und Ausdrücke darin vor, welche für Mädchen von 12 bis 16 Jahren nicht delikat genug gewählt sind, und das Gewäsch in den Erzählungen noch ungenießbarer machen. Wozu selbst der Ausdruck auf dem Titel: für Kinder edler Herkunft, wodurch den höhern Ständen ein unnöthiges Kompliment gemacht, und der Dünkel der — vornehmen Jugend nur genährt wird. Das Beste ist noch die Schilderung einiger verdienstvollen Jugendschriftsteller; unter deren lehrreichen Werken aber das Büchlein des Verfassers gewiß eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt.

Wr.

Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend, von Jakob Glatz. Frankf. a. M., bey Wilmans. 1803. Erster Band. 269 S. Zweyter Band. 263 S. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Es gewährt ein reines Vergnügen, eine Schrift anzuzeigen, die einen so guten Endzweck, Veredelung weiblicher Seelen hat; noch mehr wird es aber erhöht, wenn man die Erreichung desselben in der Regel hoffen darf. Nicht leicht hat ein Buch, das aus gleicher Absicht niedergeschrieben wurde, und das dem Rec. zu Gesichte kam, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als das vorliegende. Er ist fest überzeugt, daß die allenthalben eingewebten Lehren und Warnungen gesegnete Früchte tragen müssen, wenn das Herz der jungen Leserinn noch für den Saamen des Guten irgend empfänglich ist. Er sieht dann das jüngere und er-

wachs-

wachsnere Mädchen gebildeter, besser und vollkommener, und für seine jetzige und künftige Bestimmung auf eine Stufe gebracht, die eine redliche Hausfrau, eine zärtliche Mutter, eine treue Freundinn, und ein das Wohl seiner Mitmenschen beförderndes Glied der Gesellschaft zur wahren Zierde gereicht.

Das Ganze besteht größtentheils aus Erzählungen; nur einige poetische Stücke sind eingeschaltet. Der erste Band ist für junge Leserinnen, der zweyte für die, welche sich dem mannbaren Alter nähern. Iduna war eine deutsche Göttinn, die Göttinn der Unsterblichkeit. Der Verf. wählte diesen Namen, weil seine Schrift nicht allein unterhalten, sondern, welches weit erhabener ist, das Herz der Leserinnen rühren, und an dem Leitbande einfacher Dichtung, die Tugend zuführen sollte, die allein Unsterblichkeit giebt. Und gewiß, die Erzählungen haben eine so rein sittliche Tendenz, schildern auf eine ungekünstelte Weise den Werth einer ächten Religiosität, und verbreiten sich über das Gute, welches die Tugend gewährt. Manche Unarten werden zur Warnung mit ihren traurigen Folgen dargestellt; dagegen wird die Nothwendigkeit der geistigen und moralischen Kultur, so wie ihre beglückende Wirkung, in dem Spiegel der erzählenden Dichtung wahr und treffend abgebildet. Dieß ist der Kern, oder die goldene Frucht in der silbernen Schaale. Man befürchte nicht Trockenheit und Langeweile. Die Einkleidung in der historischen Form ist äußerst unterhaltend; die Erzählungen nehmen einen schnellen Gang, und überraschen nicht selten durch Neuheit der Situationen. Sie sind anziehend, mit Wärme und Popularität geschrieben, ohne spielend und tändelnd zu seyn. Der Verf. gewinnt sehr durch die Bescheidenheit, mit der er seinen selbst so genannten Versuch, etwas zur Veredlung des jungen weiblichen Herzens beyzutragen, einführt. Er will den Werth desselben mehr nach dem guten Willen, als nach der Ausführung beurtheilt wissen. Dem strengen Kritiker würde und dürfte dieser Grund nicht genügen, weil jeder Verfasser nicht eher etwas der Presse übergeben sollte, bis er überzeugt ist, daß er, in intellektueller Hinsicht, alle seine Kräfte zur möglichsten Vervollkommnung seines Produkts aufgeboten habe. Doch darf sich der Verf. seines Werks nicht schämen; nam nihil ab omni parte beatum.

So

So glaubt Rec., daß die Theorie der Erzählung, welche nicht eigentlich Mährchen, wohl aber Dichtung seyn soll, strenge auf das Gesetz der Wahrscheinlichkeit halten muß. Er würde daher es nicht billigen, daß B. 1. S. 180. der Forstmeister, gegen den am späten Abend ein Vermummter die Pistole zieht, nur mit einer Stange dem vermeinten Räuber, der ihn bestehlen und ermorden will, entgegengeht. (Dieß ist bey einem Forstbeamten um so unwahrscheinlicher.) Ferner hält Rec. dafür, daß für weibliche reizbare Seelen zu grausende Scenen, als S. 153 das Armabhnehmen der geschwätzigen Pauline zu erschütternd sind. Der Verf. hat ja die Gabe, ohne diese fürchterlichen Züge, doch die Folgen einer moralischen Untugend sehr lebendig und eindringend mit andern Farben zu malen. Die Tellheimische Familie und die Feuersbrunst gewähren großes Interesse. Die Erzählung vom Schiffsbruch des Emanuel Susa und seiner Gemahlinn, vom J. 1553, gehört vielleicht nicht ganz in diese Gallerie. Der erste Band hat 17 Erzählungen.

Der zweyte Band enthält 19 Stücke, wovon 8 Erzählungen eine aneinander hängende Geschichte bilden. Recensent zeichnet besonders das Leben des Eremiten (Nr. XIII.) aus, worin schöne Stellen für Veredlung des weiblichen Charakters vorkommen. Auch das Stück Nr. XVIII., An Molly überschrieben, das eigentlich das Schreiben eines treuen Lehrers an seine Zöglinginn ist, die zu den Ihrigen zurückkehrt, ist voll von Lehren der Weisheit und Tugend. Wohl dem Mädchen, das darnach handelt! Möchten doch recht viele Aeltern und Angehörige diese Schrift für ihre Töchter und jüngere Freundinnen kaufen, und diese sie fleißig lesen und beherzigen!

Ww.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Ueber die Aufhebung der (Ge-) Spanndienste, besonders in Hinsicht auf die Mark (Brandenburg?)

burg?). Durch ein Beyspiel erläutert von K. A. Sebald, Justizkommissarius. Berlin, bey Maurer. 1803. XI. und 104 Seiten. gr. 8. 8 R.

Der Verf. giebt in diesem Buche hauptsächlich von der Art und Weise Nachricht, wie er als Justitiarius in den Gräflich von Brühlschen Gütern ohnweit Berlin, bey Aufhebung der Gespanndienste zu Werke gegangen ist. Er ist mit dieser oft äußerst schwierigen Aufgabe auf eine Art zu Stande gekommen, welche Dauer verspricht, und den Mann zeigt, der mit seinem Gegenstande bekannt war, seine Leute kannte, und ihr Zutrauen gehabt haben muß. Nicht immer treten so glückliche Umstände zusammen.

Dem Raisonnement, das der Verf. außerdem über die Dienstaufhebung überhaupt führt, pflichten wir größtentheils bey, obwohl Manches mehr ausgeführt seyn könnte, und Manches weniger aus dem strengen juristischen Gesichtspunkt, der bey dieser Angelegenheit oft schädlich ist, betrachtet seyn sollte. Nur zwey Stellen heben wir aus, die einer Berichtigung zu bedürfen scheinen.

S. 48 ff. äußert und beleuchtet der Verf. den Wunsch: alle Bauern in jedem Dorfe auf völlig gleichem Fuße gesetzt zu sehen. So hübsch dieß für einen ordnungsliebenden Gutsherrn, so wie alles, was den Stempel der Gleichförmigkeit und Regel trägt, seyn mag: so ist es doch übrigens von keinem besondern Nutzen für die Herrschaft oder die Gemeinde. Der Schwierigkeiten, die bey solcher Gleichstellung überdem in den Personen und Sachen liegen, hierbey nicht zu gedenken: so vergißt der Verf., daß eine solche Gleichstellung, würde sie wirklich realisirt, nur kurze Zeit dauert. Mehr Fleiß, Kenntniß, Erfahrung und Glück, selbst stärkere oder schwächere Familie, Beschaffenheit der Hausfrau und hundert andre Ursachen wirken bald dahin, daß, bey gleichem Areal, dieser Wirth prosperirt, jener zurückkömmt. Was wird also bey der Gleichstellung sonderlich gewonnen, oder was schadet das Gegentheil?

Bey eigenthümlichen Stellen schadet selbst der Umstand, daß gleiche Stellen ungleiche Lasten haben, nicht das min-

mindeste, denn sie werden darnach acquirirt, so wie eine neue Steuer allezeit nur den zeitigen Besitzer trifft. Bey nicht eigenthümlichen Stellen ist jener Umstand unangenehmer; hat jedoch, wenn die Differenz und das Mißverhältniß nur nicht zu auffallend groß ist, auch so gar viel nicht zu sagen — eben, weil die Gleichgestellten doch nicht lange gleich bleiben.

Daß nach §. 70 die Annahme des Laßgutes zum Eigenthum eine unerläßliche Bedingung bey Aufhebung seyn solle, ist nicht zu billigen. Eins kann ohne das andere füglich bestehen — kann man beyde Zwecke zusammen erreichen, desto besser freylich — aber oft sind die Unterthanen über dieß: Eigenthümer werden, schwieriger, als über die Dienstaufhebung — wo das der Fall ist, da hüte man sich der letztern guten Sache dadurch zu schaden, daß man auf das Eigenthum bestehet, und warte lieber eine günstigere Veranlassung und die mehrere Werthschätzung des Eigenthums von Seiten der Unterthanen selbst, ab, welche Gesinnung öfters bald nach der Dienstaufhebung bey ihnen von selbst aufzukommen pflegt.

Intel-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Herr Doktor und Professor H. E. G. Paulus, und der Herr Justizrath G. Hufeland zu Jena, sind, ersterer als ordentlicher protestantischer Professor der Theologie und Landes-Direktionsrath mit Sitz und Stimme in protestantisch-kirchlichen Sachen, letzterer als ordentlicher Professor der Rechte nach Würzburg gerufen worden, und haben den Ruf angenommen.

Herr Oesterlen, Med. et Chir. Licent., Mitglied der Gesellschaft der Freunde der Entbindungskunst in Göttingen, ist zum Akkoucheur in Kirchheim unter Teck ernannt worden.

Die philosophische Fakultät zu Helmstädt, hat dem Herrn J. G. L. Blumhoff, sonstigem Freyherrl. von Veltheimschen Kassirer zu Destedt, jetzt privatisirenden Gelehrten zu Braunschweig, die philosophische Doktorwürde ertheilt.

Der Kurerzkanzlerische Kapellmeister Herr Sterkel hat von der Königinn von Preußen, wegen verschiedener italiänische Arien von seiner Komposition, ein gnädiges Handschreiben nebst einer goldenen Dose erhalten.

Der bisher in Kleve gestandene, und durch mehrere Schriften rühmlichst bekannte Regierungs-Kalkulator, Herr

J. J. Berghaus, ist nunmehr als expedirender Sekretair und Kammerrechenmeister bey der Königl. Preuß. Kriegs- und Domainen-Rechenkammer zu Münster angestellt worden.

Der bisherige Konrektor zu Ludwigslust Herr Dreves, ist zum Prediger in Kalkhorst bey Lübeck erwählt worden.

Todesfälle.

1803.

Am 15ten Februar starb zu Nürnberg Herr G. T. Serz, Dr. der Philosophie, Rektor der Schule zu St. Lorenz, und Professor der hebräischen und griechischen Sprache, im 69sten Lebensjahre. Das Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Meusels gelehrtem Deutschl. Th. VII. S. 413.

Verbesserungen.

Im LXXIX. Bd. 1. St. S. 73. Z. 6. und 8. von unten st. leichtem l. lichtem
— — — — — — 74. — 6. und 8. von unten st. Geringsten l. Gerügten

---